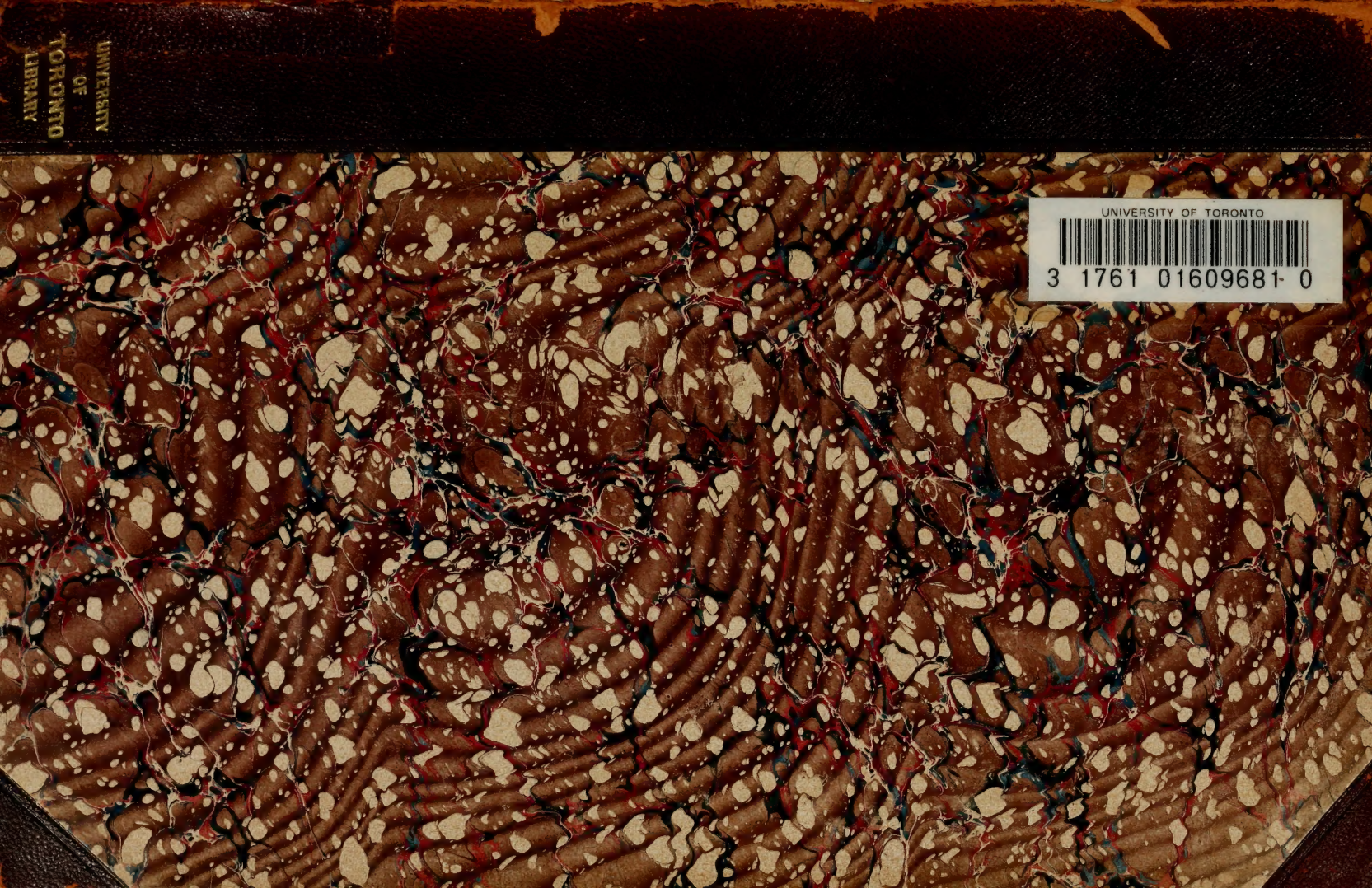
UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



JOH. FRIEDR. HERBART'S

SÄMTLICHE WERKE.

Phil
H534

JOH. FR. HERBART'S SÄMTLICHE WERKE.

IN CHRONOLOGISCHER REIHENFOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL KEHRBACH.

ZWEITER BAND.

MICROFORMED BY PRESERVATION SERVICES NOV 22 1990 DATE.....

3/519 12/12/93

LANGENSALZA,
DRUCK UND VERLAG VON HERMANN BEYER & SÖHNE.
1887.

MICROFICHE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

KARL KEHRBACH

SÄMTLICHE WERKE

JOH. ED. HERBART'S

VORREDE

des Herausgebers zu den Schriften des zweiten Bandes.

Citierte Ausgaben.

B = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften*, herausgegeben von FRIEDR. BARTHOLOMÄI (II. Aufl.).
G. g. A. = *Göttinger gelehrte Anzeigen.*
KLSCH = J. F. HERBART's *Kleinere philosophische Schriften*, herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
O = der jemalige Originaltext.
R = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften*, herausgegeben von KARL RICHTER.
SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke*, herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
W = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften*, in chronologischer Reihenfolge herausgegeben von OTTO WILLMANN.

I.

Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet. [1806.]

In seiner Abhandlung: „Ueber die dunkle Seite der Pädagogik“ (1812) teilt HERBART mit, dafs die Entwürfe zur Pädagogik, zur praktischen Philosophie und Metaphysik zu gleicher Zeit neben einander vorlagen. „Meine allgemeine Pädagogik, obgleich früher erschienen, wie die praktische Philosophie, kannte dennoch die letztere, denn die vollständigen Entwürfe von beiden, sammt dem zur Metaphysik, lagen neben einander, und die Wahl stand offen, welcher zuerst solle ausgearbeitet werden. Dasjenige Werk, welches nothwendig das unvollkommnere bleiben mufste, (wegen des Mangels der Psychologie,) ging voran; in einer, soviel möglich, lebendigen, und zur Praxis anregenden, übrigens so geordneten Darstellung, dafs Jeder im Anfange das leichter Verständliche, und dafs die geduldigern Leser auch weiterhin wenigstens Texte zum Denken finden möchten. Um aber die Einbildung zu entfernen, als ob das Buch ganz aus sich selbst verstanden seyn wolle, wurde die Erläuterung gerade der Hauptbegriffe, absichtlich so kurz und aphoristisch gehalten, dafs das Ungenügende einem Jeden auffallen konnte.“

In der Schrift: „Ueber meinen Streit mit der Modephilosophie etc. 1814“ schreibt HERBART:

„Die Pädagogik sollte vor allem für meine Zuhörer seyn, überhaupt aber für diejenigen, die sich um meine philosophischen Grundsätze bekümmern würden. Doch mufste auch jeder andre Leser darin etwas für sich brauchbares finden. Also — das Buch mufste vieles enthalten, das Viele ansprechen könnte; der Plan und eigentliche Kern aber mufste in vielen Puncten ein öffentliches Geheimnifs bleiben, das nur die nachfolgenden philosophischen Schriften aufklären könnten.“ (S. S. 163—164 vorl. Ausgabe.)

HERBART widmete das Werk seinem Freunde, dem Bremischen Senator JOH. SMIDT, dem er es in mehreren Exemplaren (die SMIDT unter die Bremer gemeinsamen Freunde verteilen sollte) mit folgendem Briefe übersandte:

„Göttingen, 2. Febr. 1806. Mein theurer SMIDT! Du siehst Dich hier als Pathen zu einem spätgebornen Kinde, das Du schon vor Jahren

als Embryo gesehen hast: und das wohl noch nicht zur Welt gekommen wäre, wenn nicht der Wunsch, den Grafen SIEVERS und PLATEN, meinen eifrigen Schülern, noch diesen Rest ihrer Studien in ihre Heimath mitzugeben, mich vorwärts getrieben hätte. Eben diese Beschleunigung nöthigt mir jetzt die Bitte ab, Du mögest über den Mangel der letzten Feile hinwegsehen und vorlieb nehmen mit einer leidlichen Darstellung der Hauptbegriffe. Etwas vollendet hinstellen zu wollen, darf weder der Ehrgeiz meiner Jahre sein, noch verträgt es sich mit der Rücksicht auf die Bedürfnisse meiner jetzigen Wirksamkeit und auf die Menge und Vielartigkeit der Arbeiten, welche vor mir liegen und gewissermafsen von mir gefordert werden.

Dich vor dem Publikum feierlich anzureden, wollte mir nicht in den Kopf; unter vier Augen mag ich Dich wohl bitten, Dir es gefallen zu lassen, dafs ich nach hergebrachter Schriftstellersitte meine unverändert freundschaftlichen und dankbaren Gesinnungen gegen Dich an eine meiner liebsten Gedankenpartieen öffentlich anhefte, als ob dadurch diese ein passendes Symbol würde von jenen!

Dir dem Scholarchen gebührt es sich übrigens, eine Pädagogik zu widmen. Nur freilich wird der Scholarch nicht viel von dem, was er zunächst sucht, darin finden! Darein schicke ich mich! — Gebe der Himmel, dafs Du immerfort als Senator der freien Reichsstadt Bremen viel zu sehr mit öffentlichen Geschäften überhäuft sein mögest, als dafs Du jemals mit mir in guter Mufse grübeln könntest über die tiefere Philosophie der Pädagogik, oder Theil nehmen an der Ausarbeitung der Monographieen, auf welcher die specielle Ausführung meines Planes beruhen würde!"

Das Werk war von langer Hand vorbereitet. „Der Plan zur Pädagogik aber war, nach vorgängiger praktischer Übung, jahrelang erwogen worden, und hatte manche Ausfeilung erfahren, ehe die Feder zum Niederschreiben angesetzt wurde etc. (s. S. 168 vorl. Ausgabe).

Die im ersten Bande vorliegender Ausgabe dargebotenen pädagogischen Abhandlungen können alle als Vorläufer der „allgemeinen Pädagogik" angesehen werden. Wenn HERBART an KARL von STEIGER, seinen Zögling, schreibt, dafs er ihm die „Pädagogik" verdanke, so will er damit sagen, dafs dieses Werk teilweise auf frühesten pädagogischen Erfahrungen beruht, die HERBART bei seiner Erzieherthätigkeit in der Steiger'schen Familie gesammelt hatte.

Obgleich die „Allgemeine Pädagogik" nur in einer Auflage gedruckt worden ist, stimmen doch die Exemplare hinsichtlich des Textes an einer Stelle nicht durchweg überein. Es ist darum nötig gewesen, 2 Gruppen von Exemplaren zu unterscheiden, die auf 2 verschiedene Originaldrucke,

die in vorliegender Ausgabe mit O_1 und O_2 bezeichnet worden sind, zurückzuführen sind.

Die Abweichung, welche durch Vergleichung einer Anzahl von Originalausgaben erkannt wurde, ist auf S. 8—9 verzeichnet.

In den Ausgaben der „Allgemeinen Pädagogik etc.“ (SW, B, R, W.) ist bis jetzt der Unterschied nicht notiert worden.

Beilagen zur „Allgemeinen Pädagogik“.

1) Herbart's Selbstanzeige der „Allgemeinen Pädagogik“ in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1806), — S. 143—145.
2) [Jachmann's] Rezension der Herbart'schen „Allgemeinen Pädagogik in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung (1811), — S. 146—162.
3) Herbart's Replik gegen Jachmann's Rezension auf S. 63 bis 93 der Schrift: Über meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit. (1814). — S. 162—174.

Ad 1. Die Selbstanzeige will Herbart als Ersatz für eine dem Werke fehlende Vorrede angesehen wissen.

Ad 2 u. 3. Über den Erfolg seiner „Pädagogik“ war Herbart nicht zufrieden. „Die arme Pädagogik konnte nicht zu Worte kommen“; schreibt er am 22. Nov. 1807 an Karl von Steiger. Der Grund hiervon lag, abgesehen von den politischen Wirren und dem gleichzeitigen Erscheinen einer Reihe pädagogischer Schriften angesehener Schriftsteller, in dem Umstande, dafs die philosophischen Bestrebungen Herbart's wegen der Herrschaft der Fichte'schen, Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie gar nicht zur Geltung kamen. Dies mufste auf die Ausbreitung der pädagogischen Bestrebungen Herbart's einen ungünstigen Einfluſs ausüben.

Aus den Jahren 1806 und 1807 sind dem Herausgeber nur 2 Besprechungen der „Allgemeinen Pädagogik“ bekannt geworden. Die erste befindet sich in der Neuen Leipziger Literaturzeitung (1806. 148. Stück), die andere in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (Halle-Leipzig 1807. No. 82). Beide Rezensionen sprechen sich nicht ungünstig über das Werk aus.

Die Neue Leipziger Literaturzeitung nennt das Werk „reich an neuen gehaltvollen Ideen“. Es habe „treffliche Bemerkungen, von denen einige der besonderen Aufmerksamkeit und Prüfung der Psychologen sehr werth sind.“

Die „Allgemeine Literatur-Zeitung“ schreibt: „Der Inhalt dieses Werkes und die philosophische Bestimmtheit der Schreibart reden für sich selbst.“

Im Jahre 1811 erschien in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung eine mit χν unterzeichnete ausführliche Besprechung der „Allgemeinen Pädagogik". Der Verfasser war, wie es sich bald herausstellte, der Gymnasialdirektor JACHMANN in Jenkau bei Danzig, später Regierungsrat in Gumbinnen.

HERBART schreibt inbetreff dieser Rezension an KARL von STEIGER (29. Juli 1812):

„Dass man Dir auch von meinen Gegnern, im pluralis erzählt hat, ist viel Ehre für Herrn D. JACHMANN, Director einer Schule bey Danzig, der wohl allein gemeint seyn kann, und der bös darüber ist, dass die hinterlassenen Schriften des ehemaligen hiesigen Professor KRAUS, deren Herausgabe ihm schon übertragen war, ihm durch unsern Curator, Hrn. v. AUERSWALD, gewissermafsen aus den Händen gewunden und mir übergeben wurden. Eine Recension, von solcher Leidenschaftlichkeit eingegeben, ist von der gemeinsten Art; ich habe sie kurz abgefertigt,[1] und will nicht hoffen, dass sich DISSEN und THIERSCH noch grosse Mühe damit geben werden."[2]

---

[1] Diese kurze sachliche Abfertigung ohne persönlichen Bezug findet sich in HERBART's Abhandlung: „Ueber eine dunkle Seite der Pädagogik" im Königsberger Archiv für Philosophie 1812. Bd. I. St. 3. (HARTENSTEIN bezieht die obige Bemerkung HERBART's fälschlich auf die Abfertigung in der Schrift: „Ueber die Modephilosophie etc.") Aus jener Abhandlung verdient die folgende Stelle hier citiert zu werden: „In meiner allgemeinen practischen Philosophie, im achten Capitel des zweiten Buchs, habe ich den wissenschaftlichen Ort angegeben, an welchem aus der allgemeinen übergeordneten Wissenschaft die Pädagogik, insofern sie jener untergeordnet ist, hervortritt. Es versteht sich, dafs dem achten Capitel des zweiten Buchs sein Gehalt durch alles Vorhergehende bestimmt wird; und dafs eine so weitläuftige Abhandlung nicht etwa einer Pädagogik nebenbei kann mitgegeben werden. — Der Begriff der Tugend ist es, welcher zuvörderst die ganze Ideenlehre (das erste Buch) in sich concentrirt, und alsdann, nach zugezogener Betrachtung menschlicher Schranken und Hülfsmittel, die Aufgaben der Menschenbildung und des bürgerlichen Lebens neben einander hinstellt. Von der Menschenbildung ist die Erziehung ein vorzüglicher Theil; und wenn die Erziehungslehre sich genau an die practische Philosophie anschliefst, findet sie hier alle Bestimmungen des pädagogischen Zwecks vollständig bei einander.

Aber auch wenn sie sich der Popularität wegen, nicht genau an ein voraussetzendes systematisches Werk anschliefsen will, mufs sie dennoch den Zweck, auf den sie hinarbeitet, genau kennen. Meine allgemeine Pädagogik, obgleich früher erschienen . . ." (hier folgt die Stelle S. VII).

Vgl. hierzu auch den Schlufs des zweiten Bandes der „Psychologie als Wissenschaft" (1814).

[2] DISSEN und THIERSCH hatten ebenfalls die Absicht, gegen JACHMANN zu schreiben. Allein die Berufung DISSEN's nach Marburg vereitelte diese Absicht. (Vgl. DISSEN's kleine lateinische und deutsche Schriften S. XLI.)

Mit der kurzen Abfertigung begnügt sich HERBART aber nicht. Obwohl er nicht einmal wünschte, dafs seine Schüler DISSEN und THIERSCH gegen die Rezension JACHMANN's etwas schrieben, unternahm er doch selbst einige Jahre später eine eingehendere Besprechung dieser Rezension in seiner Schrift: „Über meinen Streit mit der Modephilosophie etc." 1814.

Folgende unbedeutende Abweichungen,[1] zum Teil Druckfehler, in SW, die im vorliegenden Texte selbst nicht angemerkt wurden, seien noch erwähnt:

Zur Allgemeinen Pädagogik. S. 31, Z. 8 v. o. SW: aufstutzen, O: zustutzen. — S. 42, Z. 13 v. o. SW: etwas Künftigen, O: etwas Künftigem. — S. 45, Z. 12 v. o. SW: Menge und Masse, O: Menge der Masse. — S. 47, Z. 9 v. u. SW: vortheilhafte Local, O: vortheilhafteste Local. — S. 83, Z. 8 v. o. SW: auch die, O: auch nur die. — S. 107, Z. 15 v. o. SW: einem moralischen, O: einem häufigen moralischen. — S. 120, Z. 20 v. o. SW: jugendlichen Luft, O: jugendlichen Lust. — S. 138, Z. 4 v. o. SW: Nun seyen, O: Nur seyen.

Zu Beilage 1. S. 144, Z. 2 v. u. SW: Pedanterie, G. g. A.: Pedanterey. — S. 145, Z. 13 v. o. SW: vom Unterrichten, G. g. A.: vom Unterrichte. — S. 145, Z. 22 v. o. SW: bestimmt hat, G. g. A.: bestimmt haben wird. — S. 145, Z. 8 v. u. SW: wenig Ansprüche, G. g. A.: wenige Ansprüche.

Zu Beilage 3. S. 163, Z. 13 v. o. SW: die alten, O: diese alten. — S. 166, Z. 2 v. o. SW: geleitet sind, O: geleistet sind. — S. 167, Z. 9 v. o. SW: denn sie sind, O: denn die sind. — S. 168, Z. 5 u. 6 v. o. SW: Zuständen wechselt. Die allgemeinen, O: Zuständen wechselt, und einen aus den andern entwickelt. — S. 169, Z. 16 v. u. SW: Unterrichte, O: Unterricht. — S. 172, Z. 2 v. u. SW: Würdigung, O: Würdigkeit. — S. 173, Z. 7 v. o. SW: immerhin ein, O: immerhin nächstens ein.

Aufser den in dem Texte bereits angemerkten Verbesserungen sei hier noch nachgetragen:

S. 168, Z. 15 v. o: dafs mit der . . . statt dafs hiermit der.

II.

Hauptpunkte der Metaphysik (und Hauptpunkte der Logik). [1806 und 1808.] S. 175—226.

Dafs die Entwürfe zur Metaphysik zugleich mit denen zur Allgem. Pädagogik und zur praktischen Philosophie vorgelegen haben, ist S. v bereits erwähnt.

An KARL VON STEIGER schreibt HERBART:

„Göttingen am 23. August 1806 . . . . Du empfängst meine Metaphysik. Kurz zwar, aber doch zusammengestellt. . . . . Nur heute Mittag

[1] Die Abweichungen, die sich auf das Wort „ahnen" und dessen Ableitungen beziehen, sind nicht in jedem einzelnen Falle aufgezeichnet worden. HERBART schreibt immer „ahnden", „Ahndung" etc., wo SW und die anderen Ausgaben „ahnen", „Ahnung" schreiben.

erst ist meine Logik in die Buchdruckerey gegangen. Lachen wirst Du, wenn ich sage, dafs sie erst gestern Mittag angefangen wurde, und in weniger als 24 Stunden ganz und gar geschrieben ist. Versteht sich, nach vorgängiger 8tägiger Meditation; und wie Du weist, vieljähriger Uebung, — denn gelernt habe ich die Logik als Knabe von 11 Jahren. — Uebrigens ist das, was ich vorhin meine Logik nannte, freylich nur eine ganz kurze Angabe dessen, was ich in der bisherigen Logik zu verbessern nöthig finde, — was denn so ziemlich alle und jede bedeutende Punkte der Wissenschaft trifft.

Sollte ich Dir erzählen, was ich den Sommer über, während Du in Paris die grofse Welt gesehen hast, gedacht, empfunden, gethan und getrieben habe: — es würde sich so ziemlich auf die Metaphysik concentriren. Für diese habe ich am Morgen Gedanken und am Mittag Zuhörer und verständige Freunde zu gewinnen gesucht. . . . . .

Den drey Letztgenannten (sc. Bruschius, Ungewitter, Toelken) vorzugsweise, bin ich es schuldig (ungefähr wie ich Dir, mein Guter, meine Pädagogik verdanke,) nicht zwar, dafs ich überall eine Metaphysik zum Stande bringen konnte, aber wohl, dafs ich diesen Sommer schon Kraft und Munterkeit genug fühlte, sie so weit zur Reife zu bringen. Jetzt sende ich sie Dir nicht ohne Absicht, und nicht ohne allen Anspruch auf Deine Zeit. Ich werde nämlich diesen Winter wieder darüber lesen, und wünsche Dich zum Zuhörer. Damit Dir aber alles leicht gehe, und Du nicht nöthig habest, andre Studien darum zu vernachlässigen, bitte ich Dich, in einzelnen, einsamen Morgenstunden, an denen es wol nicht ganz fehlen wird, diese wenigen Blätter durchzulesen, und dabey einige ältere Erinnerungen wieder aufzufrischen, die Dir ebenfalls nicht fehlen werden.

Kein Punkt kann Dir ganz fremd seyn. Du magst, wenn du willst, gleich hinten hineinblicken, und aus den Aeufserungen über Religion abnehmen, wie das Nachdenken darüber mit allem und jedem zusammenhängt, und mit allem und jedem hin und her bewegt werden mufs, was man über Raum, Zeit, Bewegung, Kraft — über das Ich, u. s. w. so oder anders möchte bestimmen wollen. Da sich das nicht ändern läfst, — da es dem muthigen Manne ziemt, der Gefahr gerade entgegenzugehen, um sie zu vernichten und Sicherheit an ihre Stelle zu setzen, — da es am wenigsten dem Staatsmanne ziemt, unbekannt zu seyn mit den Quellen der Meinungen, die in Umlauf kommen: — doch, wir haben darüber oft gesprochen! Angenehm aber kann es Dir seyn, zu vernehmen, dafs sich meine aufmerksamen Zuhöhrer jetzt gänzlich im Reinen, und von grofser innerer Unsicherheit befreyt fühlen. Auch vertraue ich, dafs

jeder Leser, Dich selbst vor allen Dingen mitgerechnet, fühlen werde, wie das Raisonnement mit vestem Schritt auf gebahntem Wege geradeaus geht. In der That habe ich das Ganze ohne Absatz noch Anstofs in kaum 3 Wochen von einem Ende bis zum andern hinschreiben können. Das giebt Selbstvertrauen; und ich bin so dreist, es Dir offen zu zeigen.“ —

Die erste Ausgabe der „Hauptpuncte der Metaphysik“ und der „Hauptpuncte der Logik“ waren nur für die Zuhörer und nicht für den Buchhandel bestimmt. Dies mag auch die Ursache sein, dafs die Exemplare der betr. Werke sehr selten sind. Von der ersten Ausgabe der **Logik** hat der Herausgeber ein Exemplar nicht erhalten können. Auch HARTENSTEIN hat bei seiner Edition den Druck der ersten Ausgabe der Logik nicht besessen.

Der Titel des ersten Werkes lautet in erster Auflage:

Hauptpuncte | der | Metaphysik | Vorgeübten Zuhörern zusammengestellt | von | Johann Friedrich Herbart. | Göttingen, | gedruckt mit Barmeierischen Schriften, bey J. C. Baier | 1806.

Die 2. Ausgabe erschien im Jahre 1808.

Brief HERBART's an Joh. SMIDT vom 17. Januar 1808:

„Die Rechnungen, mit denen ich im Jahre 1800 als Dein Schützling beschäftigt war, sind jetzt mit denselben Formeln in meiner Metaphysik gedruckt.“

Titel der 2. Ausgabe:

Hauptpuncte | der | Metaphysik | von | Johann Friedrich Herbart. | Göttingen | Bei Justus Friedrich Danckwerts. | 1808. (IV, 100 S, 8⁰.)

Die zweite Ausgabe (die übrigens nicht als solche, weder auf dem Titelblatte noch im Werke selbst, angeführt wird) enthält als „Beylage“ bei fortlaufender Paginierung „Hauptpuncte der Logik. Zur Vergleichung mit gröfseren Werken über diese Wissenschaft.“

Diese „Beylage“ ist unter ganz gleichem Titel und Umfang (nur die Paginierung ist von 1 an geführt) auch separat erschienen.

Titel:

Hauptpuncte | der | Logik. | Zur Vergleichung mit gröfseren Werken | über diese Wissenschaft. | Von | Johann Friedrich Herbart. | Göttingen, bei Justus Friedrich Danckwerts. | 1808. | (30 S. 8⁰.)

Die zweite Ausgabe der „Hauptpuncte der Metaphysik“ weist gegenüber der ersten, abgesehen von dem Zuwachse der „Beylage“, viele Verschiedenheiten auf. Dieselben bestehen in

Zusätzen,
Umarbeitungen
und Weglassungen.

Inbetreff der HERBART'schen Marginalien zu vorliegender Schrift s. S. 516 u. 517.

III.

Über philosophisches Studium. [1807.] S. 227—296.

Die vorliegende Schrift, „steht" „zu den sehr bald darauf, gleichzeitig mit der *allgemeinen praktischen Philosophie* herausgegebenen *Hauptpuncten der Metaphysik* in demselben Verhältnis, wie das *Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie* zu dem ganzen System" (KLSCH I, S. CXVI.)

SW hat statt „drauf" „darauf" S. 242, Z. 7 v. u.

IV.

Entwurf zu Vorlesungen über die Einleitung in die Philosophie. [1807.] S. 297—327.

Der Entwurf ist von G. HARTENSTEIN nach dem Hefte eines ehemaligen Zuhörers HERBART's ediert worden. HARTENSTEIN schreibt hierüber SW Bd. XII. S. XIII u. XIV: „Das Heft, welchem er entlehnt ist, rührt von demselben Zuhörer her, wie die in dem Vorworte zum IX. und XI. Bande (sc. seiner Ausgabe der Sämmtlichen Werke [SW]) erwähnten, in dieselbe Zeit fallenden Nachschriften der Vorlesungen über praktische Philosophie und Pädagogik, nur mit dem Unterschiede, dafs in den Vorlesungen über die Einleitung HERBART damals noch kurze Sätze diktiert hat, die, auch wenn sie nicht von dem Zuhörer mit Anführungsstrichen versehen worden wären, schon an sich kenntlich gewesen sein würden. Das Wenige, was ich diesem Texte aus den mündlichen Erläuterungen beigefügt habe, ist ausdrücklich in Klammern eingeschlossen. Wer diese Gestalt der Einleitung mit dem später geschriebenen Lehrbuch dazu vergleicht, wird vollständig bestätigt finden, was HERBART selbst an mehreren Stellen, z. B. in der Vorrede zur 1. und 2. Auflage des Lehrbuchs (SW Bd. I, S. 12. ff., 18) und in der Schrift „Ueber meinen Streit mit der Modephilosophie u. s. w." (SW Bd. XII, S. 219 ff.) über die Motive sagt, welche ihn bestimmt haben, zur Darlegung der wichtigsten Probleme anfangs die philosophischen Versuche der Alten bis auf PLATO zu benutzen, später aber diesen historischen Leitfaden fallen zu lassen oder seine Benutzung mehr unterzuordnen. Übrigens ist dieser Entwurf in meinen Augen in hohem Grade der Vergleichung wert, nicht weil er über jene Philosopheme der Griechen irgend neue Aufschlüsse bietet, sondern weil er mit überaus feinem Sinn ihre allgemeine Bedeutung vor Augen legt und sie untereinander und mit den Motiven des philosophischen Denkens verknüpft."

V.

Allgemeine praktische Philosophie. [1808.] S. 329—458.

Die „Allgemeine practische Philosophie", die so lange schon im Entwurf vorlag, war im Herbste 1807 vollendet worden. An KARL VON STEIGER schreibt HERBART am 22. November 1807, dafs er an BRANDES in Hannover „sein Buch" (sc. die Allgem. praktische Philosophie) gesandt habe.

An SMIDT in Bremen schreibt er am 17. Januar 1808: „Diese Zeit, die so manchen Glauben zerstörte, hat mir weder den Glauben an edle Herzen noch an die Wissenschaft geraubt. Vielmehr bin ich gerade fortgeschritten und schreite noch fort in wissenschaftlicher Klarheit. Kein Rückschritt ist nöthig gewesen. Die praktische Philosophie, auf Göttingschem Boden gewachsen, keimte in Bremen . . ."

Anhänge zur Allgemeinen praktischen Philosophie.

Anhang 1. HERBART's handschriftliche Bemerkungen zu seiner „Allgemeinen practischen Philosophie". S. 459—506.

Anhang 2. Die Rezension der „Allgemeinen practischen Philosophie" in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1809. No. 40. S. 506—513.

Anhang 3. HERBART's Replik gegen vorstehende Rezension in der Jenaischen Literatur-Zeitung. 1809. Int.-Bl. No. 26. S. 513—515.

Drucke. Der 1. Anhang ist teilweise abgedruckt in SW VIII, S. 175—209, KLSCH III, S. 187—209, Jahrb. VII, S. 219—228. Der 3. Anhang ist in SW VIII S. 209—212 abgedruckt.

Folgende unbedeutende Abweichungen in SW seien noch nachgetragen.

Zur Allgemeinen praktischen Philosophie. S. 349, Z. 9 v. u. SW: fallen mag können, O: mag fallen können. — S. 377, Z. 5 v. u. SW: worauf es, O: worauf er. — S. 386, Z. 16 v. u. SW: versammelt, O: versammlet. — S. 423, Z. 16 v. u. SW: Interesses, O: Interesse.

Zu Anhang 1. S. 468, Z. 11 v. o. SW: würden, O: würde.

Verbessert wurde S. 381, Z. 5 v. u. „geschehe" in „geschehn".

Zum Schlusse mögen hier die trefflichen Worte HARTENSTEIN's (KLSCH I, LXIII—LXV), die Bezug auf alle im vorliegenden II. Bande befindlichen Schriften haben, eine Stätte finden: „Es durchdringt diese älteren Schriften, namentlich die allgemeine Pädagogik und die allgemeine praktische Philosophie, eine Wärme, eine Innigkeit, die bei der entschiedensten Abneigung vor aller leeren Schwärmerei und bei der gröfsten Nüchternheit und Besonnenheit der Untersuchung nur allmählig, aber dann um so nachhaltiger fühlbar wird, weil sie aus einer Tiefe der Ueberzeugung kommt, die durch das, was auf der Oberfläche liegt, weder

locken und reizen, noch sich selbst locken und reizen will. Zugleich tragen alle diese Schriften das Gepräge einer Darstellung, die in meinen Augen auf die höchste Reinheit der Classicität Anspruch machen darf. Alles, was an die Pedanterei ängstlich festgehaltener Schulformeln erinnern könnte, ist abgestreift; ohne die gebrechlichen Stützen fremder Kunstworte sucht und findet jeder Gedanke in der eignen Muttersprache den reinen, scharf bestimmten Ausdruck; hart an einander gedrängt und doch für ein scharfes Auge klar gesondert schreitet die Untersuchung vorwärts, und bewegt sich mit ruhiger Sicherheit durch Schwierigkeiten hindurch, die sie dem Leser mehr verbirgt als zeigt. Diese Schriften gleichen Gebäuden, deren Fundament überbaut, deren Gerüste abgebrochen wurden, ehe sie sich der Betrachtung darboten; und deren Urheber mit ächt künstlerischem Geiste sich vielmehr an das Urtheil darüber, als was sie sich darstellen, als an die Berechnung der Schwierigkeiten, die das Werk gemacht haben mochte, wenden wollte. Ich wage nicht einmal zu behaupten, dass HERBART bei jenen früheren Schriften nach dieser ächten Kunstform wissenschaftlicher Darstellung gestrebt habe: sie scheint der natürliche Ausdruck der reinen harmonischen Articulation gewesen zu seyn, in welche sich seine Gedanken von selbst fügten; daher von den grofsen Hauptumrissen eines weitverzweigten Gedankenganzen bis herab zu der leisen Schattierung des einzelnen Ausdrucks seine Darstellung ganz unwillkührlich sich an die besondere Eigenthümlichkeit des Gegenstandes anschliefst, welchem sie gerade jetzt gilt. In späterer Zeit, wo er vielmehr andere belehren und überzeugen, als sich selbst rein aussprechen wollte, ging diese Schönheit der Form bei aller Meisterschaft und Herrschaft über den Stoff in seinen Schriften gröfstentheils verloren; aber jene älteren Schriften scheinen mir, je weniger irgend eine Manier in ihnen bemerkbar ist, in der Reinheit ihres durchaus charaktervollen Gepräges ein ausgezeichnetes Muster eines wissenschaftlichen Kunststyls zu seyn. Dafs gerade diese Schönheit der Darstellung dem flüchtigen Leser den systematischen Unterbau verdeckt, dafs man diesen kleinern und gröfsern Arbeiten, von dem hervorstechenden Glanze einzelner Wendungen bestochen, das Prädicat des „Geistreichen“ zugesteht, ohne die Wurzeln zu sehen, aus denen dieser Geist seine Nahrung zog, kann dem Werthe derselben keinen Abbruch thun.“

Berlin, Mai 1887.

Dr. Karl Kehrbach.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Vorrede des Herausgebers zu den Schriften des II. Bandes	V—XVI
I. Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet. [1806.]	1—139
Einleitung	5—16
Erstes Buch. Zweck der Erziehung überhaupt	17—36
Erstes Kapitel. Regierung der Kinder	17—25
I. Zweck der Kinderregierung	18—19
II. Mafsregeln der Kinderregierung	19—22
III. Regierung, gehoben durch Erziehung	22—23
IV. Vorblicke auf die eigentliche Erziehung, gegenüber der Regierung	23—25
Zweites Kapitel. Eigentliche Erziehung	25—36
I. Ist der Zweck der Erziehung einfach oder vielfach?	26—28
II. Vielseitigkeit des Interesse: — Charakterstärke der Sittlichkeit	28—30
III. Individualität des Zöglings, als Incidenzpunkt	30—31
IV. Über das Bedürfnis, die zuvor unterschiedenen Zwecke zu vereinigen	31—32
V. Individualität und Charakter	32—33
VI. Individualität und Vielseitigkeit	33—35
VII. Vorblick auf die Mafsregeln der eigentlichen Erziehung	35—36
Zweites Buch. Vielseitigkeit des Interesse	37—89
Erstes Kapitel. Begriff der Vielseitigkeit	37—41
I. Vertiefung und Besinnung	38—39
II. Klarheit. Association. System. Methode	39—41
Zweites Kapitel. Begriff des Interesse	41—43
I. Interesse und Begehrung	42
II. Merken. Erwarten. Fordern. Handeln	42—43
Drittes Kapitel. Gegenstände des vielseitigen Interesse	43—45
I. Erkenntnis und Teilnahme	44
II. Glieder der Erkenntnis und der Teilnahme	44—45
Viertes Kapitel. Unterricht	46—58
I. Unterricht, als Ergänzung von Erfahrung und Umgang	46—50
II. Stufen des Unterrichts	51—54
III. Materie des Unterrichts	54—57
IV. Manieren des Unterrichts	57—58

	Seite
Fünftes Kapitel. Gang des Unterrichts	58—84
I. Bloſs darstellender, — analytischer, — synthetischer Unterricht	58—68
II. Analytischer Gang des Unterrichts	68—73
III. Synthetischer Gang des Unterrichts	74—80
IV. Über Lehrpläne	80—84
Sechstes Kapitel. Resultat des Unterrichts	84—89
I. Das Leben und die Schule	85—88
II. Blicke auf das Ende der Jugendlehrzeit	88—89
Drittes Buch. Charakterstärke der Sittlichkeit	90—139
Erstes Kapitel. Was heiſst Charakter überhaupt?	90—93
I. Objektiver und subjektiver Teil des Charakters	90—91
II. Gedächtnis des Willens. Wahl. Grundsatz. Kampf	91—93
Zweites Kapitel. Vom Begriff der Sittlichkeit	93—97
I. Positiver und negativer Teil der Sittlichkeit	94—95
II. Sittliche Beurteilung. Wärme. Entschlieſsung. Selbstnötigung.	95—97
Drittes Kapitel. Woran offenbart sich der sittliche Charakter?	97—98
I. Der Charakter als Herr des Verlangens und im Dienst der Ideen	97
II. Das Bestimmbare. Die bestimmenden Ideeen	97—98
Viertes Kapitel. Natürlicher Gang der Charakterbildung	98—110
I. Handeln ist das Prinzip des Charakters	98—100
II. Einfluſs des Gedankenkreises auf den Charakter	100—101
III. Einfluſs der Anlage auf den Charakter	101—103
IV. Einfluſs der Lebensart auf den Charakter	103—105
V. Einwirkungen, welche besonders die sittlichen Züge des Charakters treffen	105—110
Fünftes Kapitel. Zucht	110—126
I. Verhältnis der Zucht zur Charakterbildung	112—113
II. Maſsregeln der Zucht	113—118
III. Anwendung der Zucht im allgemeinen	118—126
Sechstes Kapitel. Blicke auf das Spezielle der Zucht	126—139
I. Gelegentliche, — stetige Zucht	127—128
II. Wendung der Zucht nach besonderen Absichten	128—139
Beilagen zur „Allgemeinen Pädagogik“	141—174
Beilage 1. HERBART's Selbstanzeige der „Allgemeinen Pädagogik“ in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 1806	143—145
Beilage 2. [JACHMANN's] Rezension der HERBART'schen „Allgemeinen Pädagogik“ in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung etc.	146—162
Beilage 3. HERBART's Replik gegen JACHMANN's Rezension, 1814	162—174
II. Hauptpunkte der Metaphysik. [1806 und 1808]	175—226
Vorrede	177—178
Vorfragen: I. Wie können Gründe und Folgen zusammenhängen?	179—184
II. Was ist gegeben?	185—186
Übergang zur Metaphysik	186—187

Seite

Metaphysik ... 188—216
§ 1. Begriff des Sein ... 188—189
§ 2. Begriff des Wesens ... 190—191
§ 3. Substanz und Accidenz ... 191—193
§ 4. Veränderung ... 193—194
§ 5. Kraft ... 194—196
§ 6. Veränderliche Lage der Wesen ... 197
§ 7. Intelligibler Raum ... 197—201
§ 8. Bewegung. Zeit ... 201—203
§ 9. Reihen der Kausalitäten in der Zeit ... 203—204
Übergang zum Idealismus ... 204—205
§ 10. Idealismus ... 205—206
§ 11. Widersprüche des Idealismus und des Ich ... 206—207
§ 12. Auflösung der Widersprüche im Ich ... 207—210
§ 13. Elemente einer künftigen Psychologie ... 210—215
§ 14. Anhang [Teleologie] ... 215—216
Beilage. Hauptpunkte der Logik 1808 ... 217—226
I. Von den Begriffen ... 218—219
II. Von den Urteilen ... 220—222
III. Von den Schlüssen ... 222—226

III. Über philosophisches Studium. [1807.] ... 227—296
Einleitung ... 230—238
I. Über philosophische Ansichten ... 239—248
II. Über Spekulation ... 248—273
III. Über Philosophie als Wissenschaft ... 274—296

IV. Entwurf zu Vorlesungen über die Einleitung in die Philosophie. [1807.] ... 297—327
Vorläufige Beschreibuug der Philosophie nach ihrem Wesen und ihren Wirkungen ... 299—301
Blicke auf die Welt und erstes Finden der philosophischen Probleme 302—306
System des absoluten Werdens ... 306—310
System des absoluten Seins ... 310—314
Atomistik ... 314—316
Eingang in die praktische Philosophie. Systeme des Nützlichen und Angenehmen ... 316—318
Übergang zur Ideenlehre ... 319—322
Die Ideenlehre, dargestellt von der theoretischen Seite ... 323—326
Schluſs ... 326—327

V. Allgemeine praktische Philosophie. [1808.] ... 329—458
Einleitung ... 333—354
I. Vom sittlichen Geschmack ... 339—348
II. Wiefern kann der praktischen Philosophie Allgemeinheit zukommen? ... 349—354
Erstes Buch. Ideenlehre ... 355—408
Erstes Kapitel. Idee der innern Freiheit ... 355—357
Zweites Kapitel. Idee der Vollkommenheit ... 358—360
Drittes Kapitel. Idee des Wohlwollens ... 361—364

Seite

Viertes Kapitel. Idee des Rechts ..... 364—369
Fünftes Kapitel. Idee der Billigkeit ..... 369—375
Sechstes Kapitel. Näher bestimmte Anwendungen der Ideen des Rechts und der Billigkeit ..... 375—384
Siebentes Kapitel. Übergang von den ursprünglichen zu den abgeleiteten Ideen ..... 385—388
Achtes Kapitel. Rechtsgesellschaft ..... 388—391
Neuntes Kapitel. Lohnsystem ..... 392—397
Zehntes Kapitel. Verwaltungssystem ..... 397—401
Elftes Kapitel. Kultursystem ..... 401—405
Zwölftes Kapitel. Beseelte Gesellschaft ..... 405—408

Zweites Buch. Die Ideen und der Mensch ..... 409—458

Erstes Kapitel. Tugend und ihr Gegenteil ..... 409—413
Zweites Kapitel. Ausdruck der Tugend im Handeln und Leiden. Pflicht überhaupt ..... 414—417
Drittes Kapitel. Das Leben als Zeitreihe des sittlichen Handelns und Leidens ..... 417—419
Viertes Kapitel. Schranken des Menschen ..... 419—424
Fünftes Kapitel. Theoretischer Begriff der Gesellschaft ..... 424—428
Sechstes Kapitel. Schranken der Gesellschaft ..... 428—435
Siebentes Kapitel. Prinzipien des Fortgangs und Rückgangs ..... 435—441
Achtes Kapitel. Der einzelne Mensch, als Gegenstand der Pflicht ... 441—446
Neuntes Kapitel. Gesellschaft als Gegenstand der Pflicht für ihre Glieder. 446—449
Zehntes Kapitel. Zukunft, sofern sie abhängt von den Privatwillen 450—453
Elftes Kapitel. Zukunft, als abhängig von den Formen und der Macht 453—456
Zwölftes Kapitel. Grenzen der Geschäftigkeit ..... 456—458

Anhang 1. HERBART's handschriftliche Bemerkungen zu seiner „Allgemeinen praktischen Philosophie“ ..... 459—506
Anhang 2. Die Rezension der allgemeinen praktischen Philosophie in der allgemeinen Litteraturzeitung. 1809. No. 40 ..... 506—513
Anhang 3. HERBART's Replik gegen vorstehende Rezensionen in der Jenaischen Litteratur-Zeitung. 1809. Int.-Bl. No. 26. ..... 513—515
Zusätze zu No. II: Hauptpunkte der Metaphysik (S. 211—268) ..... 516—517

I.

ALLGEMEINE PÄDAGOGIK

AUS DEM

ZWECK DER ERZIEHUNG

ABGELEITET.

1806.

[Text nach der Originalausgabe O_1 mit Beifügung der Abweichungen der Originalausgabe O_2, Göttingen, Joh. Friedr. Röwer, 1806.]

Bereits abgedruckt in:

SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. X, S. 1—182), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

B = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften* (Bd. I, S. 1—146), herausgegeben von FR. BARTHOLOMÄI.

R = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften* (Bd. I, S. 1—144), herausgegeben von KARL RICHTER.

W = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften* (Bd. I, S. 333—525), herausgegeben von OTTO WILLMANN.

Vollständiger Titel der Originalausgabe O_1 und O_2:

Allgemeine

PÄDAGOGIK

aus

dem Zweck der Erziehung abgeleitet

von

JOHANN FRIEDRICH HERBART
Professor der Philosophie zu Göttingen.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1806.

Widmung:

Seinem Freunde

JOHANN SMIDT

Senator der freyen Reichsstadt Bremen

mit treuem Herzen

der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Erstes Buch. **Zweck der Erziehung überhaupt.**

Erstes Capitel. Regierung der Kinder.

I. Zweck der Kinderregierung.
II. Maafsregeln der Kinderregierung.
III. Regierung, gehoben durch Erziehung.
IV. Vorblicke auf die eigentliche Erziehung gegenüber der Regierung.

Zweytes Capitel. Eigentliche Erziehung.

I. Ist der Zweck der Erziehung einfach oder vielfach?
II. Vielseitigkeit des Interesse: — Charakterstärke der Sittlichkeit.
III. Individualität des Zöglings, als Incidenzpunct.
IV. Ueber das Bedürfnifs, die zuvor unterschiedenen Zwecke zu vereinigen.
V. Individualität und Charakter.
VI. Individualität und Vielseitigkeit.
VII. Vorblick auf die Maafsregeln der eigentlichen Erziehung.

Zweytes Buch. **Vielseitigkeit des Interesse.**

Erstes Capitel. Begriff der Vielseitigkeit.

I. Vertiefung und Besinnung.
II. Klarheit. Association.
System. Methode.

Zweytes Capitel. Begriff des Interesse.

I. Interesse und Begehrung.
II. Merken. Erwarten.
Fordern. Handeln.

Drittes Capitel. Gegenstände des vielseitigen Interesse.

I. Erkenntnifs und Theilnahme.
II. Glieder der Erkenntnifs und der Theilnahme.
Empirie. Theilnahme an Menschen.
Speculation. Theilnahme für Gesellschaft.
Geschmack. Religion.

Viertes Capitel. Unterricht.

I. Unterricht, als Ergänzung von Erfahrung und Umgang.
II. Stufen des Unterrichts.
III. Materie des Unterrichts.
IV. Manieren des Unterrichts.

Fünftes Capitel. Gang des Unterrichts.

I. Blofs darstellender, — analytischer, — synthetischer Unterricht.
II. Analytischer Gang des Unterrichts.

III. Synthetischer Gang des Unterrichts.
IV. Ueber Lehrpläne.

Sechstes Capitel. Resultat des Unterrichts.

I. Das Leben und die Schule.
II. Blicke auf das Ende der Jugendlehrzeit.

Drittes Buch. **Charakterstärke der Sittlichkeit.**

Erstes Capitel. Was heifst Charakter überhaupt?

I. Objectiver und subjectiver Theil des Charakters.
II. Gedächtnifs des Willens. Wahl. Grundsatz. Kampf.

Zweytes Capitel. Vom Begriff der Sittlichkeit.

I. Positiver und negativer Theil der Sittlichkeit.
II. Sittliche Beurtheilung. Wärme. Entschliefsung. Selbstnöthigung.

Drittes Capitel. Woran offenbart sich der sittliche Charakter?

I. Der Charakter als Herr des Verlangens und im Dienste der Ideen.
II. Das Bestimmbare. Die bestimmenden Ideen.

Viertes Capitel. Natürlicher Gang der Charakterbildung.

I. Handeln ist das Princip des Charakters.
II. Einflufs des Gedankenkreises auf den Charakter.
III. Einflufs der Anlagen auf den Charakter.
IV. Einflufs der Lebensart auf den Charakter.
V. Einwirkungen, welche besonders das Sittliche des Charakters treffen.

Fünftes Capitel. Zucht.

I. Verhältnifs der Zucht zur Charakterbildung.
II. Maafsregeln der Zucht.
III. Anwendung der Zucht im Allgemeinen.

Sechstes Capitel. Blicke auf das Specielle der Zucht.

I. Gelegentliche, — stetige Zucht.
II. Wendung der Zucht nach besondern Absichten.

Einleitung.

[1] Was man wolle, indem man erzieht, und Erziehung fordert: das richtet sich nach dem Gesichtskreise, den man zur Sache mitbringt.

Die Meisten, welche erziehen, haben vorher ganz unterlassen, sich für dies Geschäft einen eigenen Gesichtskreis zu bilden; er entsteht ihnen während der Arbeit allmählig; er setzt sich ihnen zusammen aus ihrer Eigenthümlichkeit, und aus der Individualität und den Umgebungen des Zöglings. Haben sie Erfindungskraft: so nutzen sie Alles, was [2] sie vorfinden, um daraus Aufregungen und Beschäftigungen für den Gegenstand ihrer Sorgfalt zu bereiten; und haben sie Vorsicht: so sondern sie das ab, was der Gesundheit der Gutmüthigkeit und den Manieren schaden könnte. So wächst ein Knabe heran, der sich versucht hat in allem, was nicht gefährlich ist; der gewandt ist im Bedenken und Behandeln des Alltäglichen; der alle Gefühle hat, die ihm der enge Kreis, in dem er lebt, einflössen konnte. — Ist er nur wirklich so herangewachsen, so darf man Glück dazu wünschen. Aber die Erzieher hören nicht auf zu klagen, wie viel ihnen die Umstände verderben; die Bedienten, Verwandten, Gespielen, der Geschlechtstrieb, und die Universität! Natürlich genug, wenn da, wo mehr der Zufall, als menschliche Kunst die geistige Diät bestimmte, bey der oft so magern Kost nicht immer eine robuste Gesundheit hervorblüht, die allenfalls dem schlimmen Wetter trotzen könnte! —

[3] Abhärten wenigstens wollte ROUSSEAU seinen Zögling. Er hatte sich einen Gesichtskreis bestimmt, und bleibt ihm treu. Er folgt der Natur. Freyes und fröhliches Gedeihen soll allen Aeufserungen der VEGETATION im Menschen durch die Erziehung gesichert werden: von der Muttermilch bis zum Ehebett. Leben ist das Metier, was er lehrt. Doch sehen wir, dafs er dem Spruche unsers Dichters: DAS LEBEN IST DER GÜTER HÖCHSTES NICHT! seinen Beifall gönnt; denn er opfert in Gedanken das ganze eigenthümliche Leben des Erziehers auf, den er zum beständigen Begleiter dem Knaben dahingiebt! Diese Erziehung ist zu theuer. Das Leben des Begleiters ist auf allen Fall mehr werth als das des Knaben, — schon nach den Mortalitätslisten; denn die Wahrscheinlichkeit, leben zu können, ist für den Mann gröfser als für das Kind. — Aber ist denn das blosse Leben dem Menschen so schwer? Wir [4] glaubten, die menschliche PFLANZE gleiche der Rose; wie die Königin der Blumen den Gärtner am wenigsten bemüht, so wachse auch der Mensch in jedem Klima, nähre sich von

allerley Nahrung, lerne am leichtesten sich mit allem behelfen, und Allem den Vortheil abgewinnen. Nur freylich, mitten unter cultivirten Menschen einen Naturmenschen zu erziehen, das mufs dem Erzieher eben so viel Mühe machen, als es nachher dem Erzogenen kosten möchte, unter so heterogener Gesellschaft fortzuleben.

Sich in die Gesellschaft schicken, das wird Locke's Zögling am besten verstehen. Hier ist das Conventionelle die Hauptsache. Für Väter, die ihre Söhne der Welt bestimmen, braucht man nach Locke kein Erziehungsbuch mehr zu schreiben; was man hinzusetzen könnte, möchte nur in Künsteley ausarten. Kauft für jeden Preis einen gesetzten Mann, „von feinen Sitten, der [5] die Regeln der Höflichkeit „und des Wohlstandes mit allen den Abänderungen, welche aus der „Verschiedenheit der Personen, Zeiten und Orte entstehen, selbst kenne, „und dann seinen Zögling, in dem Maafse, als sein Alter es erlaubt, auf „die Bemerkung dieser Dinge hinleite". Hier mufs man verstummen. Es wäre ganz vergeblich, eigentlichen Weltleuten den Willen ausreden zu wollen, dafs ihre Söhne auch Weltleute werden sollen. Denn dieser Wille ist durch die ganze Kraft aller Eindrücke der Wirklichkeit gebildet; er wird bestätigt und gestärkt durch die neuen Eindrücke jedes neuen Moments; Prediger, Dichter und Philosophen mögen alle Salbung, allen Leichtsinn und allen Ernst in Prosa und Versen ausgiefsen: Ein Blick ringsumher zerstört allen Effect; und jene erscheinen als Schauspieler oder als Schwärmer. — Gelingen kann übrigens die Welt-Erziehung; denn mit den Weltleuten ist die Welt im Bunde.

[6] Aber ich weifs Männer, die die Welt kennen, ohne sie zu lieben; die ihre Söhne zwar nicht der Welt entzogen, aber sie noch weniger darin verloren wissen wollen; und die voraussetzen, ein guter Kopf habe an seinem Selbstgefühl, seiner Theilnahme und seinem Geschmack die besten Lehrer, sich zur rechten Zeit in die Conventionen der Gesellschaft so weit zu fügen, als er will. Diese lassen ihre Söhne Menschenkenntnifs lernen unter den Cameraden, mit denen sie, wie es kommt, spielen oder sich balgen; sie wissen, dafs man die Natur am besten in der Natur studirt, wenn nur zu Hause die Aufmerksamkeit geschärft, geübt, gerichtet war; und sie wollen, dafs die Ihrigen in der Mitte der Generation heranwachsen, mit der sie künftig leben werden. Wie sich das mit der guten Erziehung vertrage? Vortrefflich; sobald die Lehrstunden (das sind mir ein für allemal die Stunden, da der Lehrer mit den Zöglingen ernst und [7] planmäfsig beschäftigt ist), solche Geistes-Arbeit herbeyführen, die das Interesse füllt, und neben welcher alle Knabenspiele selbst dem Knaben kleinlich werden und verschwinden.

Aber diese Geistes-Arbeit findet man nicht, man mag sich zwischen dem Sinnlich-Nahen und zwischen den Büchern hin und her werfen, wie man will. Hingegen wird man sie finden, wenn man beydes verbindet. — Ein junger Mann, der empfindlich ist gegen den Reiz der Ideen, und der die Idee der Erziehung in ihrer Schönheit, in ihrer Gröfse vor Augen hat, — der endlich dem mannigfaltigsten Wechsel von Hoffnung und Zweifel, Verdrufs und Freude sich eine Zeitlang Preis zu geben nicht scheut, — dieser kann es unternehmen, mitten in der

Wirklichkeit einen Knaben zu einem bessern Daseyn emporzuheben, wenn er diese Wirklichkeit [8] als Fragmente des grossen Ganzen nach menschlicher Weise anzuschauen und darzustellen Denkkraft und Wissenschaft besitzt. Er wird sich dann von selbst sagen, dafs nicht Er, sondern die ganze Macht alles dessen, was Menschen je empfanden, erfuhren und dachten, der wahre und rechte Erzieher ist, der seinem Knaben gebührt, und welchem er zur verständigen Deutung und zur anständigen Begleitung blofs beygegeben wurde.

Das ist das Höchste, was die Menschheit in jedem Moment ihrer Fortdauer thun kann, dafs sie den ganzen Gewinn ihrer bisherigen Versuche dem jungen Anwuchs concentrirt darbiete; sey es als Lehre, sey es als Warnung.

Die conventionelle Erziehung sucht die jetzigen Uebel zu verlängern; Naturmenschen bilden, heifst, die Reihe aller überstande[9]nen Uebel wo möglich von vorn an wiederhohlen. Den Kreis der Lehre und Warnung auf das Nahe beschränken, ist natürliche Folge der eignen Beschränktheit, die das Uebrige weder kennt, noch anzubringen versteht; — was Pedanten verdarben, was Kindern zu schwer sey, sind dafür bequeme Vorwände; aber das Eine läfst sich ändern und das Andre ist nicht wahr.

Freylich, was hierin wahr sey, oder nicht, darüber spricht jeder nach seiner Erfahrung. Ich spreche nach meiner, andre nach ihrer. Wollten wir nur sämmtlich bedenken: DASS JEDER NUR ERFÄHRT, WAS ER VERSUCHT! Ein neunzigjähriger Dorfschulmeister hat die Erfahrung seines neunzigjährigen Schlendrians; er hat das Gefühl seiner langen Mühe; aber hat er auch die Kritik seiner Leistungen und seiner Methode? — Unsern neuern Pädagogen ist vieles Neue gelungen, sie haben erfahren, [10] dafs ihnen der Dank der Menschheit entgegen kam, und sie dürfen dessen innig froh seyn! Ob sie aber aus ihrer Erfahrung bestimmen dürfen, was Alles durch Erziehung möglich sey, was Alles mit Kindern gelingen könne?

Möchten diejenigen, welche die Erziehung so gern blofs auf Erfahrung bauen wollen, doch einmal aufmerksam hinüberblicken auf andre Erfahrungswissenschaften, möchten sie bey der Physik, bey der Chemie sich zu erkundigen würdigen, was alles dazu gehört, um nur einen einzigen Lehrsatz im Felde der Empirie so weit festzustellen, wie es in diesem Felde möglich ist. Erfahren würden sie da, dafs man aus einer Erfahrung nichts lernt, und aus zerstreuten Beobachtungen eben so wenig; dafs man vielmehr denselben Versuch mit zwanzig Abstufungen zwanzigmal wiederhohlen mufs, ehe er ein Resultat giebt, [11] das nun noch die entgegengesetzten Theorieen jede nach ihrer Art auslegen. Erfahren würden sie da, dafs man nicht eher von Erfahrung reden darf, bis der Versuch geendigt ist, bis man vor allen Dingen die RÜCKSTÄNDE genau geprüft, genau gewogen hat. Der Rückstand der pädagogischen Experimente sind die Fehler des Zöglings im Mannesalter. Der Zeitraum für ein einziges dieser Experimente ist also aufs wenigste ein halbes Menschenleben! Wann denn wol ist man

ein erfahrner Erzieher? Und aus wie vielen Erfahrungen, mit wie vielen Abänderungen besteht die Erfahrung eines jeden? — Wie unendlich mehr erfährt der empirische Arzt; und seit wie viel Jahrhunderten sind für ihn die Erfahrungen von grofsen Männern aufgezeichnet! Dennoch ist die Medicin so schwach, dafs sie gerade der lockere Boden wurde, in welchem die neuesten Philosopheme jetzt üppig wuchern.

[12][1] Damit es der Pädagogik nicht bald eben so gehe, — hüte man sich vor diesem Büchlein! „Hier", ruft man laut, „hier steht wieder „ein neuer Philosoph, neuer, als die allerneuesten, der nun die Quellen

[1] Z. 7 — S. 9. Z. 19 v. u. Die Ausgabe O_2 hat statt des folgenden Abschnittes: „Damit es der Pädagogik . . . . streitigen Puncten" folgende Abweichung:

Soll es etwa der Pädagogik bald eben so gehen? — Soll auch sie der Spielball der Secten werden, die, selbst ein Spiel der Zeit, in ihrem Schwunge längst alles Hohe mit sich fortgerissen, und fast nur die scheinbar niedrige Welt der Kinder bisher wenig berührten? Schon ist es dahin gekommen, dafs den besten Köpfen unter den jüngern Erziehern, die sich um Philosophie bekümmert haben, und die wohl merken, man dürfe beym Erziehen das Denken nicht einstellen, — nichts natürlicher sein kann, als, die ganze Anwendbarkeit oder Biegsamkeit einer in der That sehr geschmeidigen Weisheit an der Erziehung zu erproben, um ihre Anvertrauten *a priori* zu construiren, sthenisch zu bessern, mystisch zu lehren, — und, wenn die Geduld reifst, als unfähig der Zubereitung zur Initation, abzuweisen. Die Abgewiesenen werden dann freylich nicht mehr als dieselben frischen Naturen in andre — und in welche? — Hände kommen. —

Es dürfte wohl besser seyn, wenn die Pädagogik sich so genau als möglich auf ihre einheimischen Begriffe besinnen, und ein selbstständiges Denken mehr cultiviren möchte; wodurch sie zum Mittelpunkte eines Forschungskreises würde, und nicht mehr Gefahr liefe, als entfernte, eroberte Provinz von einem Fremden aus regiert zu werden. — Nur wenn sich jede Wissenschaft auf ihre Weise zu orientiren sucht, und zwar mit gleicher Kraft wie ihre Nachbarinnen, kann ein wohlthätiger Verkehr unter allen entstehen. Der Philosophie selbst mufs es lieb seyn, wenn ihr die andern dankend entgegen kommen; und — zwar nicht die Philosophie — aber das heutige philosophische Publicum scheint es sehr zu bedürfen, dafs ihm mehrere und verschiedene Standpunkte dargeboten werden, von denen aus es sich nach allen Seiten umsehen könne. —

Vom Erzieher habe ich Wissenschaft und Denkkraft gefordert. Mag Wissenschaft Andern eine Brille sein: mir ist sie ein Auge; und zwar das beste Auge, was Menschen haben, um ihre Angelegenheiten zu betrachten. Sind nicht alle Wissenschaften fehlerfrey in ihren Lehren: so sind sie eben darum auch nicht mit sich einig, das Unrichtige verräth sich, oder man lernt wenigstens Vorsicht in den streitigen Punkten.*

* B, R, W drucken nach O_2, SW nach O_1 ohne Angabe der jemaligen Abweichung.

„des geistigen Lebens vergiften will, wie jene das körperliche Wohlseyn „in Gefahr setzen! Und er ist schlimmer, als jene, denn er geht heim-„lich zu Werke; niemand aufser ihm kennt sein System, und er reformirt „schon darnach! Herbey, das Unkraut auszuraufen, weil es noch jung „ist und schwach!“

Seyn Sie unbesorgt, meine Herren! Dies Büchlein ist zu klein, um Sie zu stören; zu dunkel, um zu wirken; es ist für meine Freunde, und baut hie und da auf Ideen, die ich bisher nur mündlich mittheilte. Wie könnte ich das Herz haben, mich vor Ihnen auf Philosophie zu berufen, da Sie sogar etwas gewisseres zu wissen scheinen, als Mathematik? — Oder sollte ich hof-[13]fen, in Ihrem Gefühl eine Fürsprache zu finden? Ich nahm an Ihrer Anschauung die Probe. Sie finden darin nichts als Zählen und Messen; und achten die Gestalt der Dinge so wenig, dafs Sie sogar willkührliches Spiel gestatten mit HINEINGETRAGENEN Figuren. — Von dem, was recht sey, was die Natur der Sache mit sich bringe, und was auszuführen man die Kunst erschaffen müsse, wenn sie nicht vorhanden sey, davon war meine Frage; und nur davon ist sie es auch jetzt. Es sind Antworten erfolgt durch Vorwände des Bequemen und Brauchbaren; das will man durch Versuche ergrübeln. Ich werde die Versuche nicht beunruhigen; es ist besser, sie anzustellen, als davon zu reden. Blofse Worte aber müssen anders belehren, um Dank zu verdienen.

Ich kehre zurück in meinen Gesichtskreis, und suche ihn genauer zu bezeich-[14]nen. — Ich habe Wissenschaft und Denkkraft vom Erzieher gefordert. Wissenschaft halte ich nicht für eine Brille, sondern für ein Auge; und für das beste Auge, was Menschen haben, um ihre Angelegenheiten zu betrachten. Zwar nicht alle Wissenschaften sind, wie die Mathematik, fehlerfrey in ihren Lehren; eben darum aber sind sie nicht mit sich einig, das Unrichtige verräth sich, oder man lernt wenigstens Vorsicht in den streitigen Punkten. Hingegen wer sich ohne Wissenschaft für gescheut hält, hegt gleich grofse und gröfsere Fehler in seinen Ansichten, ohne es zu fühlen und vielleicht ohne es fühlen zu lassen, denn die Berührungsstellen mit der Welt sind abgeschliffen. Ja die Fehler der Wissenschaften sind ursprünglich Fehler der Menschen, nur der vorzüglichern Köpfe.

Die erste, wiewohl bey weitem nicht die vollständige Wissenschaft des Erziehers, [15] würde eine Psychologie seyn, in welcher die gesammte Möglichkeit menschlicher Regungen *a priori* verzeichnet wäre. Ich glaube die Möglichkeit und die Schwierigkeit einer solchen Wissenschaft zu kennen: es wird lange währen, ehe wir sie besitzen; viel länger, ehe wir sie von den Erziehern fordern können. Niemals aber würde sie die Beobachtung des Zöglings vertreten können; das Individuum kann nur gefunden, nicht deducirt werden. Construction des Zöglings *a priori* ist daher an sich ein schiefer Ausdruck, und für jetzt ein leerer Begriff, den die Pädagogik noch lange nicht einlassen darf.

Desto nothwendiger ist das, wovon ich ausging, zu wissen nämlich, was man will, indem man die Erziehung anfängt! — Man sieht, was man sucht: psychologischen Blick hat jeder gute Kopf — in so fern,

als ihm daran gelegen ist, menschliche [16] Gemüther zu durchschauen. Woran dem Erzieher gelegen seyn soll: das mufs ihm wie eine Landkarte vorliegen; oder wo möglich wie der Grundrifs einer wohlgebauten Stadt, wo die ähnlichen Richtungen einander gleichförmig durchschneiden, und wo das Auge sich auch ohne Vorübungen von selbst orientirt. Eine solche Landkarte biete ich hier dar, für die Unerfahrnen, die zu wissen wünschen, welcherlei Erfahrungen sie aufsuchen und bereiten sollen. Mit welcher Absicht der Erzieher sein Werk angreifen soll: diese practische Ueberlegung, allenfalls vorläufig detaillirt bis zu den Maafsregeln, die wir nach unsern bisherigen Einsichten zu erwählen haben, ist mir die erste Hälfte der Pädagogik. Gegenüber sollte eine zweyte stehen, in welcher die Möglichkeit der Erziehung theoretisch erklärt und als nach der Wandelbarkeit der Umstände begränzt dargestellt würde. Aber eine solche zweyte Hälfte ist bis jetzt ein [17] frommer Wunsch; sowohl wie die Psychologie, worauf sie fufsen müfste. Die erste Hälfte gilt allgemein für das Ganze, und ich mufs mir wohl gefallen lassen, diesem Sprachgebrauche zu folgen. — —

Pädagogik ist die Wissenschaft, deren der Erzieher für sich bedarf. Aber er soll auch Wissenschaft besitzen zum Mittheilen. Und ich gestehe gleich hier, keinen Begriff zu haben von Erziehung ohne Unterricht; so wie ich rückwärts, in dieser Schrift wenigstens, keinen Unterricht anerkenne, der nicht erzieht. Welche Künste und Geschicklichkeiten ein junger Mensch um des blofsen Vortheils willen von irgend einem Lehr-Meister lernen möge, ist dem Erzieher an sich eben so gleichgültig, als welche Farbe er zum Kleide wähle. Aber wie sein Gedankenkreis sich bestimme, das ist dem Erzieher Alles; denn aus Gedanken werden Empfindungen, und daraus [18] Grundsätze und Handlungsweisen. Mit dieser Verkettung Alles und Jedes in Beziehung zu denken, was man dem Zögling darreichen, was man in sein Gemüth niederlegen könnte; zu untersuchen, wie man es aneinander fügen, also wie man es auf einander folgen lassen müsse, und wie es wieder zur Stütze werden könne für das künftig Folgende: dies giebt eine unendliche Zahl von Aufgaben der Behandlung einzelner Gegenstände, und dem Erzieher unermefslichen Stoff zum unaufhörlichen Ueberdenken und Durchmustern aller ihm zugänglichen Kenntnisse und Schriften, so wie aller anhaltend fortzusetzenden Beschäftigungen und Uebungen. Wir bedürften in dieser Rücksicht eine Menge pädagogischer Monographien, (Anleitungen zum Gebrauch irgend eines einzelnen Bildungsmittels;) die aber sämmtlich aufs strengste nach Einem Plane verfafst seyn müfsten. Ein Beyspiel einer solchen Monographie suchte ich durch mein ABC der [19] Anschauung zu geben; das auf jeden Fall bis jetzt den Fehler hat, allein zu stehen, sich an Nichts anlehnen, und nichts Neues stützen zu können. Der gröfseren Gegenstände für ähnliche Schriften giebt es genug; man würde das Studium der Botanik, das des Tacitus, die Lectüre von Shakespeare, und so vieles andre, — als pädagogische Kraft zu betrachten haben. Aber zu solcher Arbeit einzuladen wage ich nicht; schon darum nicht, weil ich den Plan als angenommen und innig gefafst voraussetzen müfste, in welchen das Alles passen könnte.

Um aber den allgemeinen Gedanken: Erziehung durch Unterricht, mehr hervorzuheben, verweilen wir bey dem entgegengesetzten: Erziehung ohne Unterricht! Beyspiele davon sieht man häufig. Die Erzieher sind überhaupt genommen nicht eben diejenigen, welche die meisten Kenntnisse haben. Aber es giebt deren, (besonders [20] unter den Erzieherinnen) die so viel wie gar nichts wissen, oder was sie wissen, so viel wie gar nicht pädagogisch zu brauchen verstehen; — und die dennoch mit grofsem Eifer an ihr Geschäft gehen. Was können sie thun? Sie bemächtigen sich der Empfindungen des Zöglings; an diesem Bande halten sie ihn, und erschüttern unaufhörlich das jugendliche Gemüth dergestalt, dafs es seiner selbst nicht inne wird. Wie kann sich nun ein Charakter bilden? Charakter ist innere Festigkeit; aber wie kann der Mensch in sich selbst wurzeln, wenn Ihr ihm nicht erlaubt, auf etwas zu zählen? ihm nicht einmal gestattet, seinem eignen Willen Entschiedenheit zuzutrauen? — meistens geschieht es, dafs die jugendliche Seele in ihrer Tiefe einen Winkel bewahrt, in den Ihr nicht dringt, und in welchem sie, trotz Eures Stürmens, still für sich lebt, ahndet, hofft, Pläne entwirft, die bey der ersten Gelegenheit versucht werden, und [21] wenn sie gelingen, nun gerade an der Stelle einen Charakter gründen, die Ihr nicht kanntet. Eben defswegen pflegen Absicht und Erfolg der Erziehung so wenig Zusammenhang zu haben. Manchmal freylich entsprechen sie auch einander so, dafs der Erzogene sich im spätern Leben an die Stelle seines Erziehers setzt, und seine Unterwürfigen genau eben das leiden läfst, was er erleiden mufste. Der Gedankenkreis ist hier derselbe, den in der Jugend die tägliche Erfahrung gab; nur der unbequeme Platz ist mit dem bequemern vertauscht. Man lernt herrschen, indem man gehorcht; und schon kleine Kinder behandeln ihre Puppen gerade wie man sie behandelt.

Die Erziehung durch Unterricht betrachtet als Unterricht alles dasjenige, was irgend man dem Zögling zum Gegenstande der Betrachtung macht. Dahin gehört die Zucht selbst, der man ihn unterwirft; auch [22] wirkt sie weit mehr durch das Muster einer Energie, die Ordnung hält, wie sie wirken kann durch das unmittelbare Hemmen einzelner Unarten, welchem man den viel zu hohen Namen: Besserung von Fehlern, beyzulegen pflegt. Die blofse Hemmung könnte die Neigung ganz unangetastet lassen, ja die Phantasie könnte den Gegenstand derselben fortdauernd ausschmücken, und das ist beynahe so schlimm, als fortdauerndes Begehen des Fehlers, welches auch nicht ausbleibt in den Jahren der Freyheit. Lies't aber der Zögling im Gemüth des strafenden Erziehers den sittlichen Abscheu, die Mifsbilligung des Geschmacks, den Widerwillen gegen allen Unfug, so ist er versetzt in dessen Ansicht, er kann nicht umhin, eben so zu sehen, und dieser Gedanke wird nun eine innere Macht gegen die Neigung, die nur hinreichend verstärkt werden mufs, um zu siegen. Und man sieht leicht, dafs derselbe Gedanke auf vielen an-[23]dern Wegen erzeugt werden kann, — dafs der Fehler des Zöglings gar nicht die nothwendige Gelegenheit dieses Unterrichts ist.

Für die Erziehung durch Unterricht habe ich Wissenschaft und Denkkraft gefordert, — eine solche Wissenschaft, eine solche Denk-

kraft, welche die nahe Wirklichkeit als Fragment des grofsen Ganzen anzuschauen und darzustellen verstehe. — „Warum des Ganzen? Warum „des Entlegenen? Macht sich das Nahe nicht wichtig, nicht deutlich „genug? ist es nicht voll von Verhältnissen, die, wenn sie nicht im „Kleinen, im Einfachsten richtig erkannt und beurtheilt wurden, eben so „wenig, ja noch viel weniger richtig von der ausgebreitetsten Kenntnifs „im Grofsen aufgefafst werden? Und es ist vorauszusehen, dafs jene „Forderung die Erziehung mit einer Masse von Gelehrsamkeit und von „Sprachstudien beschweren wird, zum Nachtheil [24] der körperlichen „Bildung, der Fertigkeit in schönen Künsten, und des geselligen Froh-„sinns." — — Die gerechte Furcht vor solchem Nachtheil verleite uns nicht, jene Studien zu verbannen! Sie bedürfen einer andern Einrichtung, so, dafs sie, ohne sich breit zu machen und das Uebrige zu verdrängen, doch nie blofs Mittel seyen, nie vom Hauptzweck entfernen, sondern vom ersten Anfang an stetige und reichliche Zinsen tragen. Wäre keine solche Einrichtung möglich, läge der schwere und ZERSTÖRENDE Druck des gewöhnlichen Latein-Lernens in der Natur der Sache: so müfste man fortdauernd dahin arbeiten, die Schulgelehrsamkeit in einzelne Winkel zu bannen, so wie man Gifte, die einen seltnen medicinischen Gebrauch haben können, in die Büchsen der Apotheker verschliefst. Gesetzt aber, man könne wirklich, ohne zu sehr gehäufte und verwickelte Vorbereitungen, einen Unterricht in Gang setzen, der das Feld [25] der Gelehrsamkeit, ohne darin lange umherzustreifen, gerade und rasch durchschnitte: würde man nun noch den vorigen Einwurf geltend machen wollen, dafs nämlich dadurch die Kinder unnütz von dem Nächsten entfernt, unnütz und voreilig auf Reisen in die Fremde geführt würden? Würde man bey tieferem und unbefangenem Nachdenken die Behauptung festhalten können, das Nahe sey für Kinder deutlich, und voll von Verhältnissen, deren Beurteilung Grundlage der fernern richtigen Denkungsart werden könne? — Lassen wir die körperlichen Dinge; diese liegen zwar dem Auge und dem Verstande trotz aller sinnlichen Nähe nicht von selbst anschaulich und begreiflich vor: aber ich vermeide es, über Dreyeck und Mathematik mich zu wiederhohlen. Jetzt sey von Menschen und menschlichen Verhältnissen die Rede! Was heifst hier NAHE? Sieht man nicht die WEITE zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen? Sie ist so grofs wie [26] die ZEIT, deren lange Folge uns auf den gegenwärtigen Punkt der Cultur und des Verderbnisses trug! — Aber man sieht diese Weite; darum schreibt man eigne Bücher für Kinder, in welchen alles Unverständliche, alle Beyspiele des Verderbnisses gemieden werden; darum prägt man den Erziehern ein, ja herabzusteigen zu den Kindern, und in ihre enge Sphäre, es koste was es wolle, sich hineinzupressen. — Und hier ÜBERSIEHT man die manigfachen NEUEN Misverhältnisse, die man eben dadurch erzeugt! Man ÜBERSIEHT, dafs man fordert, was nicht seyn darf, was die Natur unvermeidlich straft, indem man verlangt, der erwachsene Erzieher solle sich herabbiegen, um dem Kinde eine Kinderwelt zu bauen! Man übersieht, wie misgebildet die, welche so etwas lange treiben, am Ende da zu stehen pflegen; und wie ungern geistreiche Köpfe sich damit befassen. Aber

dies ist nicht alles. [27] Das Unternehmen glückt nicht; denn es kann nicht! Können doch Männer nicht einmal den weiblichen Styl nachahmen, wie viel weniger den kindlichen! Schon die Absicht, zu bilden, verdirbt die Kinderschriften; man vergifst dabey, dafs Jeder, und auch das Kind, sich aus dem, was er lies't, das Seinige nimmt; und nach seiner Art das Geschriebene sammt dem Schreiber beurteilt. Stellt Kindern das Schlechte dar, deutlich, nur nicht als Gegenstand der Begierde: sie werden finden, dafs es schlecht ist. Unterbrecht eine Erzählung durch moralisches Räsonnement: sie werden finden, dafs Ihr langweilig erzählt. Stellt lauter Gutes dar: sie werden fühlen, dafs es einförmig ist; und der blofse Reiz der Abwechselung wird ihnen das Schlechte willkommen machen. Gedenkt der eignen Empfindung bey den recht moralischen Schauspielen! — Aber gebt ihnen eine interessante Erzählung; reich an Begebenheiten, Verhältnissen, Cha-[28]rakteren; es sey darin strenge psychologische Wahrheit, und nicht jenseits der Gefühle und Einsichten der Kinder; es sey darin kein Streben, das Schlimmste oder das Beste zu zeichnen; nur habe ein leiser, selbst noch halb schlummernder sittlicher Tact dafür gesorgt, dafs das Interesse der Handlung sich von dem Schlechtern ab, und zum Guten, zum Billigen, zum Rechten hinüberneige: Ihr werdet sehen, wie die kindliche Aufmerksamkeit darin wurzelt, wie sie noch tiefer hinter die Wahrheit zu kommen, und alle Seiten der Sache hervorzuwenden sucht: wie der mannigfaltige Stoff ein mannigfaltiges Urtheil anregt, wie der Reiz der Abwechselung in das Vorziehen des Bessern endigt, ja wie der Knabe, der sich im sittlichen Urtheil vielleicht ein Paar kleine Stufen höher fühlt, als der Held oder der Schreiber, mit innerm Wohlgefühl sich fest hinstemmen wird auf seinem Punkt, um sich zu behaupten gegen eine Rohheit, die er [29] schon unter sich fühlt. Noch eine Eigenschaft mufs diese Erzählung haben, wenn sie dauernd und nachdrücklich wirken soll: sie mufs das stärkste und reinste Gepräge männlicher Gröfse an sich tragen. Denn der Knabe unterscheidet, so gut wie wir, das Gemeine und Flache von dem Würdevollen; ja dieser Unterschied liegt ihm mehr als uns am Herzen; denn er fühlt sich ungern klein, er möchte ein Mann seyn! Der ganze Blick des wohlangelegten Knaben ist über sich gerichtet; und wenn er acht Jahre hat, geht seine Gesichtslinie über alle Kinderhistorien hinweg. Solche Männer nun, deren der Knabe einer seyn möchte, stellt ihm dar. Die findet Ihr gewifs nicht in der Nähe, denn dem Männer-Ideal des Knaben entspricht Nichts, was unter dem Einflufs unserer heutigen Cultur erwachsen ist. Ihr findet es auch nicht in Eurer Einbildungskraft, denn die ist voll pädagogischer Wünsche, und voll Eurer Erfahrungen, [30] Kenntnisse und eignen Angelegenheiten. Wäret Ihr aber auch so grofse Dichter, wie nie einer war (denn in jedem Dichter spiegelt sich seine Zeit): so müfstet Ihr nun, um den Lohn der Anstrengung zu erreichen, sie noch hundertfach vermehren. Denn, was sich aus dem Vorigen von selbst versteht: das Ganze ist unbedeutend und unwirksam, wenn es allein bleibt; es mufs in der Mitte oder an der Spitze einer langen Reihe von andern Bildungsmitteln stehen, so dafs die allgemeine Verbindung den Gewinn

des Einzelnen auffange und erhalte. Wie sollte nun in der ganzen künftigen Literatur das hervorgehen, was dem Knaben paſste, der noch nicht ist, wo wir sind! Ich weiſs nur eine einzige Gegend, wo die beschriebene Erzählung gesucht werden könnte, — die classische Kinderzeit der Griechen. Und ich finde zuerst — die Odyssee.

[31] Der Odyssee verdanke ich eine der angenehmsten Erfahrungen meines Lebens; und gröſstentheils meine Liebe zur Erziehung. Gelernt habe ich durch diese Erfahrung nicht die Motive; diese sah ich vorher; deutlich genug, um mein Lehrergeschäft damit anzufangen, daſs ich zwey Knaben, einen von neun, den andern von noch nicht acht Jahren, ihren Eutropius weglegen lieſs, und ihnen dagegen das Griechische, und zwar, ohne alle vermeinte Vorbereitung durch den Wirrwarr der Chrestomathien, geradezu den HOMER anmuthete. Gefehlt habe ich darin, daſs ich viel zu sehr am Schul-Schlendrian klebte, pünktliche grammatische Analyse verlangte, da doch FÜR DIESEN ANFANG bloſs die sichersten Hauptkennzeichen der Flexion gelehrt, und vielmehr in unermüdeter Wiederhohlung gezeigt, als durch dringende Fragen vom Kinde wiedergefordert werden sollten. Gemangelt hat mir [32] jede historische und mythologische Vorarbeit, deren es hier zur leichtern Erklärung so sehr bedürfte, und die ein Gelehrter, der ächten pädagogischen Tact besäſse, so leicht schaffen könnte! Gestört hat mich mancher schädliche Wind, der aus der Ferne kam; begünstigt in der Nähe vieles, was ich nur still verdanken darf. Aber nichts verwehrt mir die Hoffnung, die gute Natur gesunder Knaben sey gar nicht als eine Seltenheit zu betrachten, sondern werde den meisten Erziehern wie mir zu Statten kommen. Und da ich mir leicht eine viel gröſsere Kunst in der Ausführung des Unternehmens denken kann, als deren sich mein erster Versuch rühmen durfte: so glaube ich aus dieser meiner Erfahrung (nach welcher die Lesung der Odyssee anderthalb Jahre brauchte) gelernt zu haben, daſs dieser Anfang für die Privat-Erziehung eben so ausführbar als heilsam ist; daſs er in dieser Sphäre allgemein gelingen muſs, wenn Leh-[33]rer, die nicht nur mit philologischem, sondern mit pädagogischem Geiste an die Sache gehen, einiges zur Hülfe und Vorsicht näher bestimmen wollen, als es mir für jetzt Zeit und Ort verstatten. Was auf Schulen gethan werden könne, darüber entscheide ich nichts; nur, wäre ich im Fall, dann würde ich mit gutem Muth mich versuchen; und mit der festen Ueberzeugung, bey fehlendem Erfolge werde das Uebel nie gröſser seyn, als beym gewöhnlichen Treiben lateinischer Grammatik und Römischer Schriftsteller, deren es für das ganze Knabenalter keinen einzigen giebt, der nur erträglich taugte, um ins Alterthum einzuführen. Nachfolgen können sie füglich, wenn HOMER und einige andre Griechen vorausgegangen sind. Aber wie sie bisher gebraucht werden, gehört gewiſs ein hoher Grad von gelehrter Befangenheit dazu, um für einen so gar nicht erziehenden Unterricht so viel Jahre, so viel Mühe, so viel [34] Aufopferung des Frohsinns und aller raschern Bewegungen des Geistes zu dulden. Ich berufe mich auf Mehrere der Erziehungs-Revisoren, die eher vergessen, als widerlegt sind, und die ein groſses Uebel wenigstens aufdeckten, wenn gleich nicht zu heilen wuſsten.

Das Gesagte reicht hin, die erste Bekanntschaft mit diesem Vorschlage zu vermitteln; es reicht nicht hin, ihn in seinen unendlich mannigfaltigen Beziehungen durchschauen zu machen. Dazu ist selbst das nur ein Anfang, wenn etwa jemand geneigt wäre, die ganze gegenwärtige Schrift in Einen Gedanken zu fassen, und diesen Gedanken Jahre lang mit sich zu tragen. Ich wenigstens habe nicht eilig verkündet, was ich erfahren: vor mehr als acht Jahren begann mein Versuch; und seitdem hatte ich Zeit, ihn zu überlegen. —

[35] Erheben wir uns ins Allgemeine! Denken wir uns die Odyssee als den Anknüpfungspunkt einer GEMEINSCHAFT zwischen dem Zögling und dem Lehrer: die, indem sie den einen in seiner eignen Sphäre erhöht, den andern nicht mehr herabdrückt; indem sie jenen in einer klassischen Welt weiter und weiter fortführt, diesem die interessanteste Versinnlichung des grofsen Aufsteigens der Menschheit, in dem nachahmenden Fortschritt des Knaben gewährt; — die endlich Reminiscenzen bereitet, welche, an den ewigen Werken des Genies befestigt, durch jede Rückkehr zu denselben wieder wach werden müssen. So pflegt wohl Freunden ein vertrautes Gestirn die Stunden zurückzurufen, da sie es gemeinsam betrachteten. —

Ists etwa ein Geringes, dafs die Begeisterung des Lehrers durch die Wahl des Lehrstoffs unterstützt werde? Man fordert, [36] dafs ihm der äufsere Druck erleichtert werde; aber es ist weniger als die Hälfte geleistet, so lange man das Kleinliche nicht hinweghebt, was die Lebendigern abstöfst, und den Trägern anklebt!

Der Kleinigkeitsgeist, der sich so leicht in die Erziehung mischt, ist ihr selbst im hohen Grade verderblich. Es giebt dessen zweyerley Arten. Die gemeinste Art hängt am Unbedeutenden; sie posaunt Methoden, wenn sie neue Spielereyen erfunden hat. Eine andere Art ist feiner und verführerischer; sie sieht das Wichtige, unterscheidet aber das Vorübergehende nicht vom Bleibenden; eine einzelne Unart ist ihr ein Fehler, und ein paarmal wohlthätig rühren ist ihr die Kunst zu bessern. Wie anders findet man das, wenn selbst die gewaltsamsten Erschütterungen der tiefsten Seele, — die allerdings der Erzieher in seiner Macht haben, und bey robusten Natu[37]ren nicht selten anwenden mufs, — so leicht vorübergehen! — Wer blofs die Qualität der Eindrücke, und nicht ihre Quantität erwägt, der wird seine sorgfältigsten Ueberlegungen, seine künstlichsten Anstalten verschwenden. Zwar geht im menschlichen Gemüth nichts verloren; allein im Bewufstseyn ist nur sehr wenig zugleich gegenwärtig; nur das Beträchtlich-Starke und Vielfach-Verknüpfte tritt leicht und häufig vor die Seele; und nur das Höchst-Hervorragende treibt zum Handeln. Und der Momente, die, jeder für sich, das Gemüth stark afficiren, giebt es im langen Lauf der Jugend so viele, so mancherlei, dafs auch das Stärkste überwältigt wird, wenn es nicht durch die Zeit vervielfältigt, nicht in vielfachen andern Wendungen erneuet wird. — Gefährlich ist unter dem Einzelnen nur das, was gegen die Person des Erziehers das innere Herz des Zöglings erkältet; eben darum, [38] weil Persönlichkeiten sich vervielfältigen mit jedem Wort, mit jedem Anblick. Aber auch dies kann

zur rechten Zeit wieder ausgewurzelt werden, freylich nicht ohne grofse und zarte Sorgfalt. Andre Eindrücke, noch so künstlich veranlafst, bringen ganz unnütz das Gemüth aus der gewohnten Lage; es springt zurück, und es ist ihm, wie wenn man lacht über einen leeren Schreck.

Eben dies führt dahin zurück, dafs man nur dann die Erziehung in seiner Gewalt hat, wenn man einen grofsen und in seinen Theilen innigst verknüpften Gedankenkreis in die jugendliche Seele zu bringen weifs, der das Ungünstige der Umgebung zu überwiegen, das Günstige derselben in sich aufzulösen und mit sich zu vereinigen Kraft besitzt. — Freylich nur eine Privat-Erziehung unter glücklichen Umständen kann der Kunst des Lehrers dazu die Gelegenheit versichern; möchten aber nur erst die Ge-[39]legenheiten, welche sich wirklich finden, benutzt werden! Aus den Mustern, die hier aufgestellt würden, könnte man weiter lernen. Ueberdas, wie sehr man sich sträube, — die Welt hängt von Wenigen ab; wenige richtige Gebildete können sie richtig lenken. —

Wo jene Kunst des Unterrichts nicht Platz findet: da kommt alles darauf an, die vorhandenen Quellen der Haupteindrücke zu erforschen und, wo möglich, zu leiten. Was sich hier thun lasse, werden diejenigen, welche zu erkennen wissen, wie sich das Allgemeine im Individuellen darstellt, aus dem allgemeinen Plan abnehmen können, indem sie Menschen auf Menschheit, das Fragment auf das Ganze zurückzuführen; und nun nach gesetzmäfsigen Verhältnissen das Grofse ins Kleine und Kleinere verengern. —

[40] Die Menschheit selbst erzieht sich fortdauernd durch den Gedankenkreis, den sie erzeugt. Ist in diesem Gedankenkreise das Mannigfaltige lose verbunden: so wirkt er, als Ganzes, schwach; und das Einzeln-Hervorragende, wie ungereimt es sey, erregt Unruhe und Gewalt. Ist in ihm das Mannigfaltige widersprechend: so entsteht unnützes Disputiren, das, ohne es zu merken, der rohen Begierde die Kraft überläfst, um die es streitet. Nur wenn die Denkenden eins sind, kann das Vernünftige, — nur wenn die bessern eins sind, das Bessere siegen.

Erstes Buch.

Zweck der Erziehung überhaupt.

Erstes Capitel.

Regierung der Kinder.

[43] Man könnte darüber streiten, ob dieses Capitel überall in die Pädagogik gehöre; oder nicht vielmehr den Theilen der practischen Philosophie angefügt werden müsse, welche von der Regierung überhaupt handeln? Denn wesentlich verschieden ist gewifs die Sorge für Geistesbildung von derjenigen, welche blofs Ordnung gehalten wissen will; und wenn jene erstere den Namen Erziehung trägt, wenn sie besondre Künstler, die Erzieher, erfordert, wenn endlich jedes Kunstgeschäft, damit es durch die concentrirte Kraft des vertieften [44] Genies zur Vollkommenheit erhoben werde, gesondert werden mufs von allen heterogenen Nebenarbeiten: so möchte nicht minder für die gute Sache, als für die Bestimmtheit der Begriffe zu wünschen seyn, dafs man die Regierung der Kinder denen abnähme, welchen es obliegt, mit ihrem Blick und mit ihrer Wirksamkeit das Innerste der Gemüther zu durchdringen. — Aber Kinder in Ordnung halten ist eine Last, welche die Eltern gern abwerfen, und welche vielleicht Manchen, die sich verurtheilt sehen, mit den Kindern zu leben, noch als der angenehmste Theil ihrer Pflichten erscheint, denn er giebt Gelegenheit, durch eine kleine Herrschaft sich für den Druck von aufsen einigermaafsen zu entschädigen. Daher möchte man dem Schriftsteller, der davon in einer Pädagogik schwiege, leicht sagen, er verstehe nicht zu erziehen. Und in der That, er würde sich selbst darüber tadeln müssen, denn so wenig es jenen verschie[45]denartigen Geschäften wohl thut, wenn sie ganz zusammengehäuft werden: eben so wenig ist es in der Ausführung möglich, sie ganz zu sondern. Eine Regierung, die sich Genüge leisten will ohne zu erziehen, erdrückt das Gemüth; und eine Erziehung, die sich um die Unordnungen der Kinder nicht bekümmerte, würde die Kinder selbst nicht kennen. Es kann überdas nicht Eine Lehrstunde gehalten werden, in welcher man den Zügel der Regierung mit fester, wiewohl leichter Hand zu halten sich überheben dürfte. Soll endlich das Alles, was zur Auferziehung der Kinder gehört, zwischen dem eigentlichen Er-

zieher und den Eltern richtig getheilt werden: so muſs man den Verkehr, in welchem sie durch gegenseitiges Aushelfen stehen, an beyden Seiten der Gränze gehörig einzurichten sich bemühen.

I.

Zweck der Kinderregierung.

[46] Willenlos kommt das Kind zur Welt; unfähig demnach jedes sittlichen Verhältnisses. So können die Eltern, (theils freywillig, theils auf die Forderung der Gesellschaft,) sich seiner, wie einer Sache, bemächtigen. Zwar wissen sie wohl, daſs in dem Geschöpf, welches sie jetzt, ohne es zu fragen, nach Gutfinden behandeln, sich mit der Zeit ein Wille hervorthun wird, den man gewonnen haben muſs, wenn Misverhältnisse eines von beyden Seiten unstatthaften Streites vermieden bleiben sollen. Aber es ist lange bis dahin; zunächst entwickelt sich in dem Kinde statt eines ächten Willens, der sich zu entschlieſsen fähig wäre, nur noch ein wilder Ungestüm, der hierhin und dorthin treibt, der ein Princip der Unordnung ist, die Einrichtungen der Erwachsenen verletzt, und die künftige Person des Kindes selbst in man-[47]nigfaltige Gefahr setzt. Dieser Ungestüm muſs UNTERWORFEN werden; oder die Unordnung würde den Erhaltern des Kindes als ihre Schuld zuzurechnen seyn. Unterwerfung geschieht durch Gewalt; und die Gewalt muſs gerade stark genug seyn, und sich oft genug wiederhohlen, um vollständig zu gelingen, ehe sich Spuren eines ächten Willens beym Kinde zeigen. So fordern es die Grundsätze der practischen Philosophie.

Aber die Keime dieses blinden Ungestüms, die rohen Begehrungen, bleiben in dem Kinde; ja sie vermehren und verstärken sich mit den Jahren. Damit sie nicht dem Willen, der sich in ihrer Mitte erhebt, eine widergesellige Richtung geben, ist es fortdauernd nöthig, sie unter einem stets fühlbaren Druck zu erhalten.

Der Erwachsene und zur Vernunft Gebildete übernimmt es mit der Zeit selbst, [48] sich zu regieren. Es giebt aber auch Menschen, die nie so weit kommen; diese hält die Gesellschaft unter beständiger Curatel; sie bezeichnet sie zum Theil mit den Namen der Blödsinnigen und Verschwender. Es giebt auch deren, die wirklich einen widergeselligen Willen in sich ausbilden; mit ihnen ist die Gesellschaft im unvermeidlichen Streit; und sie pflegen dem, was gegen sie billig ist, am Ende zu unterliegen. Aber der Streit ist ein sittliches Uebel für die Gesellschaft selbst; welchem vorzubauen, die Kinderregierung Eine ist unter mehreren nothwendigen Vorkehrungen.

Man sieht, daſs der Zweck der Kinderregierung mannigfaltig ist: theils Vermeidung des Schadens; für Andre und für das Kind selbst, sowohl jetzt als künftig; theils Vermeidung des Streits, als Miſsverhältniſs an sich; theils endlich Vermeidung der Collision, in welcher die Gesellschaft zum Streit, [49] ohne vollkommen befugt zu seyn, sich genöthigt finden würde.

Aber alles kommt darin zusammen, daſs diese Regierung keinen Zweck im Gemüthe des Kindes zu erreichen hat, sondern daſs sie nur Ordnung schaffen will. Indessen wird bald hervorgehen, daſs ihr die Cultur der kindlichen Seele dennoch gar nicht gleichgültig seyn kann.

II.

Maaſsregeln der Kinderregierung.

Die erste Maaſsregel aller Regierung ist Drohung. Und alle Regierung stöſst dabey an zwey Klippen: theils giebt es kräftige Naturen, die alle Drohung verachten, und Alles wagen, um Alles wollen zu können; [50] theils giebt es noch weit mehrere, die zu schwach sind, um sich die Drohung einzuprägen, und bey denen von der Begierde die Furcht selbst durchlöchert wird. Die doppelte Ungewiſsheit des Erfolgs läſst sich nicht wegräumen.

Die seltnen Fälle, in denen die Kinderregierung an die erste Klippe stöſst, sind wahrlich nicht zu beklagen; so lange es noch nicht zu spät ist, so treffliche Gelegenheiten für die eigentliche Erziehung zu benutzen. Aber die Schwachheit und Vergeſslichkeit des kindlichen Leichtsinns macht das bloſse Drohen in einem so hohen Grade unzuverlässig: daſs man längst die Aufsicht als das Mittel angesehen hat, dessen die Regierung der Kinder weniger als jede andre Art von Regierung entbehren könne.

Kaum darf ich es wagen, über die Aufsicht meine Meinung offen zu sagen. [51] Ich will sie wenigstens nicht weitläufig und nicht dringend darstellen; sonst möchten Eltern und Erzieher diesem Buche im Ernst eine hinreichende Wichtigkeit beylegen, um schaden zu können. — Vielleicht bin ich so unglücklich gewesen, gar zu viele Beyspiele der Wirkung zu erfahren, welche auf öffentlichen Instituten aus der strengen Visitation entsteht; und vielleicht hänge ich, in Rücksicht auf Sicherung des Lebens und der gesunden Glieder, zu sehr an dem Gedanken: daſs Knaben und Jünglinge gewagt werden müssen, um Männer zu werden. Es sey also genug, nur ganz kurz zu erinnern: daſs genaue und stetige Aufsicht für den Aufseher und für den Beobachteten gleich lästig ist, und daher von beyden mit aller List pflegt umgangen und bey jeder Gelegenheit abgeworfen zu werden; daſs, in dem Maaſse, wie sie mehr geleistet wird, das Bedürfniſs derselben wächst, und daſs zuletzt jeder Moment der Unterlassung die [52] äuſserste Gefahr droht; ferner, daſs sie die Kinder abhält, ihrer selbst inne zu werden, sich zu versuchen und tausend Dinge kennen zu lernen, die nie in ein pädagogisches System gebracht, sondern nur durch eignes Aufspüren gefunden werden können; endlich, daſs aus allen diesen Gründen der Charakter, welchen einzig das Handeln aus eignem Willen bildet, entweder schwach bleiben oder verschroben werden wird, je nachdem der Beobachtete minder oder mehr Auswege fand. Dies paſst auf lange fortgesetzte Aufsicht; es paſst wenig auf die frühesten Jahre; und eben so wenig auf kürzere Perioden besonderer Gefahr, welche allerdings Aufsicht zur strengsten Pflicht machen können.

Für solche Fälle, die als Ausnahmen zu betrachten sind, mufs man die gewissenhaftesten und unermüdetsten Beobachter wählen, — nicht ächte Erzieher, die man hier um so mehr misbrauchen würde, je weniger zu vermuthen ist, dafs [53] für sie diese Fälle Gelegenheiten seyn könnten, ihre Kunst zu üben. Will man aber Aufsicht als Regel: so fordere man von denen, die unter solchem Druck heranwuchsen, keine Gewandtheit, keine Erfindungskraft, kein muthiges Wagen, kein zuversichtliches Auftreten; man erwarte Menschen, denen immer nur einerley Temperatur eigen, einerley gleichgültiges Wechseln vorgeschriebener Geschäfte recht und lieb ist; die sich allem entziehen, was hoch und selten, allem hingeben, was gemein und bequem ist. — Die mir hierin Beyfall geben, mögen sich nur hüten, zu glauben, sie hätten Anspruch, grofse Charaktere zu ziehen, darum, weil sie ihre Kinder ohne Aufsicht und — ohne Bildung wild herumlaufen lassen! — Erziehung ist ein grofses Ganzes unablässiger Arbeit, das von einem Ende bis zum andern pünktlich durchmessen seyn will; es hilft nichts, blofs einige Fehler zu vermeiden! —

[54] Vielleicht nähere ich mich wieder den übrigen Pädagogen, indem ich zu den Hülfen fortgehe, welche die Regierung der Kinder sich in ihren eigenen Gemüthern bereiten mufs; — Autorität nämlich und Liebe.

Der Autorität beugt sich der Geist; sie hemmt seine eigenthümliche Bewegung; und so kann sie trefflich dienen, einen werdenden Willen, der verkehrt seyn würde, zu ersticken. Sie ist am unentbehrlichsten bey den lebendigsten Naturen; denn diese versuchen das Schlechte mit dem Guten; und sie verfolgen das Gute, wenn sie sich im Schlechten nicht verlieren. — Aber erworben wird die Autorität nur durch Ueberlegenheit des Geistes; und diese läfst sich bekanntlich nicht auf Vorschriften reduciren; sie mufs für sich, ohne alle Rücksicht auf Erziehung, DASTEHN. Ein consequentes und weitgreifendes Handeln mufs offenbar von Statten gehen, auf eignem, geradem [55] Wege, achtsam auf die Umstände, unbekümmert um die Gunst oder Ungunst eines schwächeren Willens. Tritt der unvorsichtige Knabe aus Rohheit in die gezogenen Kreise; so mufs er fühlen, was er verderben könnte, käme ihm der Muthwille, verderben zu wollen, so mufs die Absicht, so fern sie That wurde oder werden konnte, reichlich bestraft, aber die Beachtung des bösen Willens, sammt der Beleidigung, die darin liegt, verschmäht werden. Das Uebelwollen, das die Regierung der Kinder so wenig als die des Staats BESTRAFEN kann, durch die tiefe Misbilligung zu verwunden, die ihm gebührt; dies ist schon Sache der Erziehung die hier erst anfangen kann, nachdem die Regierung fertig ist. — Erworbene Autorität zu gebrauchen, erfordert Rücksichten jenseits der Regierung, auf die eigentliche Erziehung; denn so gar nichts auch die Geistesbildung unmittelbar durch das passive Befolgen der Autorität gewinnt: so wichtig ist [56] die daher rührende Umgränzung oder Erweiterung des Gedankenkreises, in welchem der Zögling sich späterhin freyer umherbewegt, und selbstständig anbaut.

Liebe beruht auf dem Einklange der Empfindungen, und auf Gewöhnung. Daraus erhellt sogleich, wie schwer es einem Fremden wer-

den mufs, sie zu erwerben. Der erwirbt sie gewifs nicht, der sich absondert, viel im hohen Tone spricht, und sich mit kleinlich abgemessenem Anstande bewegt. Aber auch der erwirbt sie nicht, der sich gemein macht, und, wo er gefällig, aber zugleich überlegen seyn sollte, nach eignem Genusse hascht, indem er an dem Genufs der Kinder Theil nimmt. Der Einklang der Empfindungen, den die Liebe fordert, kann auf zweyerley Weise entstehen; der Erzieher geht ein in die Empfindungen des Zöglings, und schliefst sich, mit aller Feinheit, ohne davon zu reden, den-[57]selben an: oder er sorgt, dafs er selbst auf gewisse Weise der Mitempfindung des Zöglings erreichbar werde, welches schwerer ist, aber dennoch mit dem vorigen verbunden werden mufs, weil nur dann der Zögling eigne Kraft in das Verhältnifs legen kann, wenn es ihm möglich ist, sich auf irgend eine Art mit dem Erzieher zu thun zu machen.

Aber die Liebe des Knaben ist vergänglich und flüchtig! wenn nicht hinreichende Gewöhnung hinzukommt. Längere Zeit, warme Sorgfalt, Allein-seyn mit dem Einzelnen, dies giebt dem Verhältnifs Stärke. — Wie sehr die Liebe, wenn sie einmal gewonnen ist, das Regieren erleichtert, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber sie ist der eigentlichen Erziehung so wichtig — indem sie dem Zögling die Geistesrichtung des Erziehers mittheilt — dafs diejenigen dem gröfsten Tadel unterliegen, die sich ihrer zu den selbstgefälligen [58] Proben von Gewalt über die Kinder so gern und so verderblich bedienen! —

Die Autorität ist am natürlichsten beym Vater; denn bey ihm, dem Alles folgt, an den sich Alles wendet, von dem die Einrichtung der Hausgeschäfte bestimmt und verrückt, oder vielmehr dem sie von der Mutter gleichsam entgegengebogen wird: springt am sichtbarsten die Ueberlegenheit des Geistes hervor, der es zugestanden ist, mit wenigen Worten der Misbilligung oder des Beyfalls niederzuschlagen oder zu erfreuen.

Die Liebe ist am natürlichsten bey der Mutter; bey ihr, die unter Aufopferung aller Art die Bedürfnisse des Kindes, wie sonst Niemand, erforscht und verstehen lernt; die zwischen sich und dem Kinde viel früher eine Sprache bereitet und bildet, als irgend ein Andrer zu dem Kleinen die Wege der Mittheilung findet; die, von der Zart-[59]heit des Geschlechts begünstigt, so leicht den Ton der Einstimmung in die Gefühle ihres Kindes zu treffen weifs, dessen sanfte Gewalt, nie gemisbraucht, auch nie seine Wirkung verfehlen wird.

Sind nun Autorität und Liebe die besten Mittel, den Effect der frühesten Unterwerfung des Kindes soweit aufrecht zu erhalten, als es der fernern Regierung bedarf: so möchte wohl folgen, dafs diese Regierung am besten in deren Hände bleibe, denen sie von Natur anvertraut ward; da hingegen eigentliche Erziehung, hauptsächlich Bildung des Gedankenkreises, wohl nur von solchen Personen wird ausgehen können, deren besondre Uebungen es mit sich bringen, die Weite des menschlichen Gedankenfeldes nach allen Richtungen zu durchwandern; und, was in demselben höher und was tiefer liege, was steiler und was flacher sey, mit möglichst-genauem Maafse zu unterscheiden. [60] Weil aber

Autorität und Liebe mittelbar so viel über die Erziehung vermögen: so darf der Gedankenbildner sein Geschäft, zu welchem ihm ohnehin nur das Zutrauen eine immer begränzte Erlaubnifs geben konnte, nicht still für sich und mit Ausschliefsung der Eltern treiben zu wollen den Stolz hegen; er würde dadurch Kräfte in ihrer Wirksamkeit stören, deren Ersatz ihm nicht leicht seyn kann.

Soll aber ja die Regierung der Kinder andern Personen, als den Eltern übertragen werden, so kommt es darauf an, sie so leicht einzurichten als möglich. Dieses nun hängt ab von dem Verhältnifs der kindlichen Beweglichkeit zu dem Spielraum, den sie findet. In Städten können die Kinder vielen Menschen viel verderben: hier müssen sie in engen Schranken gehütet werden; und das so viel mehr, weil die Beweglichkeit durch das Beyspiel, [61] was so viele Kinder einander gegenseitig geben, sehr gereizt und erhöht wird. Nirgends ist daher die Regierung schwerer, als bey Instituten in Städten, — die man zwar Erziehungs-Institute nennt, aber schwerlich mit vielem Rechte, denn wo schon die Regierung so mühsam ist, was wird da aus der Erziehung? Auf dem Lande hingegen könnten Institute den Vortheil des weiten Spielraums benutzen, wenn nur auch da nicht die Verantwortlichkeit für so Viele oft zu ängstlichen Maafsregeln riethe, die, um ungewisse Uebel zu verhüten, den gewissesten und allgemeinsten Schaden anrichten. — Mit dem gröfsten Rechte aber haben die Erzieher längst darauf gesonnen, den Kindern eine Menge angenehmer und unschädlicher Beschäftigungen darzubieten, um dadurch die Unruhe abzuleiten, welche einzudämmen zu schwer ist. Es ist darüber so Vieles gesagt, dafs ich füglich davon schweigen kann. — Wo die Umge-[62]bung so beschaffen ist, dafs die kindliche Beweglichkeit von selbst die Gleise des Nützlichen findet, und sich darin erschöpft, da geht die Regierung am besten.

III.

Regierung, gehoben durch Erziehung.

Drohung, in Nothfällen durch Zwang bewährt, Aufsicht, die im allgemeinen weifs, was den Kindern begegnen könnte, — Autorität und Liebe, verbunden: — diese Kräfte werden ziemlich leicht bis auf einen gewissen Grad sich der Kinder versichern; aber je höher die Saite schon gespannt ist, desto mehr Kräfte braucht es verhältnifsmäfsig, um sie noch vollends zum rechten Ton hinaufzutreiben. Den pünktlichen Gehorsam, der auf der [63] Stelle und mit ganzer Willigkeit folgt, und welchen die Erzieher nicht ganz ohne Grund als ihren Triumph ansehen, — wer wollte diesen durch lauter einengende Maafsregeln, vollends durch militärische Strenge, von den Kindern erpressen? Vernünftigerweise kann man ihn nur an ihren eignen Willen knüpfen; dieser aber ist nur als Resultat einer schon etwas vorgerückten, ächten Erziehung zu erwarten.

Angenommen, der Zögling habe schon das lebhafte Gefühl von dem Gewinn, den ihm die geistige Führung bringt, und von dem Verlust,

den er mit deren Entziehung, ja mit jeder Verminderung derselben leiden würde: dann kann man ihm vorstellen, man bedürfe, als Bedingung des Fortgangs der Führung, eines durchaus festen Verhältnisses, auf welches in allen Fällen zu rechnen sey; man bedürfe es, augenblickliche Folgsamkeit dreist voraussetzen zu können, sobald man [64] Gründe habe, sie zu fordern. Von eigentlich blindem Gehorsam ist hier gar nicht die Rede; er besteht mit keinem geselligen Verhältnifs. Aber es giebt allenthalben Fälle, wo nur einer entscheiden kann, und wo die Uebrigen ohne Widerrede folgen müssen; so doch, dafs sie bey der ersten Mufse Rechenschaft erhalten, warum so und nicht anders entschieden sey; dafs demnach der Befehl ihrer eignen künftigen Kritik entgegengeht. Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Subordination mufs also einräumen, was man sich selbst nicht herausnehmen würde. So auch in der Erziehung. Der fremde Erzieher vollends compromittirt sich geradezu, wenn er eine Herrschaft sich anzumaafsen scheint, die nicht entweder von der elterlichen abgeleitet, oder vom Zöglinge selbst zugestanden ist.

IV.

Vorblicke auf die eigentliche Erziehung, gegenüber der Regierung.

[65] Auch die eigentliche Erziehung kennt etwas, das Zwang heifsen kann; sie ist zwar niemals hart, aber oft sehr strenge. Ihr Aeufserstes ist das blofse Wort: ich will; welchem bald das blofse Wort: ich wünsche, ohne Zusatz ausgesprochen, gleichbedeutend wird; so dafs beyde Ausdrücke grofse Discretion im Gebrauch erfordern. Denn sie muthen dem Zöglinge etwas an, das nur Ausnahme seyn kann; Resignation nämlich auf Mittheilung und gemeinschaftliches Durchdenken der Gründe. Dadurch bezeichnen sie eine seltne Mifsstimmung des Erziehers, und aufserordentliche Ursachen derselben, die aufgesucht seyn wollen, um ausgeglichen zu werden.

Minder plötzlich macht sich die Erziehung eben so drückend durch beharrliches [66] Verlangen dessen, was sehr ungern geschieht; durch beharrliche Nicht-Achtung der Wünsche des Zöglings. In diesem, wie in jenem Fall, erinnert sie stillschweigend, und, sollte es nöthig seyn, laut, an den vorangegangenen Vertrag: unser Verhältnifs besteht und bleibt nur auf diese und diese Bedingungen. Das hat freylich keinen Sinn, wenn nicht der Erzieher sich wirklich eine gewifse freye Stellung zu verschaffen wufste.

Hieran gränzt Entziehung der gewohnten Zeichen von Gefälligkeit und Beyfall; welches wieder voraussetzt, dafs in der Regel dem Zögling als Menschen alle Humanität, und vielleicht als liebenswürdigen Knaben alles verdiente liebevolle Anschliefsen entgegenkomme. Und hierin steckt die noch höhere Voraussetzung: man habe Sinn für Alles, was Menschheit und Jugend Schönes und Anziehendes besitzen können. [67] Der Melancholische, dem dieser Sinn stumpf wurde, meide lieber die Jugend; sie versteht nicht einmal, ihn mit gebührender Nachsicht zu

betrachten. Nur wer viel empfangen, und eben darum viel wiedergeben kann, der kann auch viel entziehen, und durch solchen Druck Stimmung und Aufmerksamkeit des jugendlichen Gemüths nach seinem Gutfinden lenken.

Aber er wird sie nicht lenken, ohne ihr die Freyheit seiner eignen Stimmung gröfstentheils zu opfern! Mit stetem, kaltem Gleichmuth, wie wollte er doch in den Knaben, der für sich selbst im Mittagslichte der Sorglosigkeit und wachsender Körperkräfte wandelt, die feinen Schattirungen geistiger Bewegungen bringen, ohne welche es keine rege Theilnahme, keinen lautern Geschmack, ja selbst keinen wahren Scharfsinn, noch Beobachtungsgeist geben kann? Und die wenigsten Naturen gehen von selbst [68] aus der Flachheit heraus, welche das ausmacht, was wir gemein nennen; die wenigsten können den Geist der UNTERSCHEIDUNG, welchem es zukommt, zu bilden nach innen und nach aufsen, — anders als mitgetheilt empfangen. Der Erzieher mufs daher den Knaben aufstören, indem er in ihm unterscheidet; er mufs ihm sein Bild zurückwerfen, begabt mit der dehnenden und der hemmenden Kraft, welche den in eigner Bildung begriffenen Menschen treibt und drängt. Diese Kraft, woher nähme er sie, als aus seiner eignen bewegten Seele? — Wie dem Erzieher wird, indem solche und andre Gesinnungen sich im Knaben hervorthun, dies nachzuempfinden ist das erste Ausgehen aus der Rohheit, und die unmittelbarste Wohlthat der Erziehung. Aber es vorzuempfinden erfordert einen schmerzlichen Wechsel der eignen Gefühle; der dem reifen Manne nicht mehr ziemt, und nur demjenigen angemessen und natür-[69]lich ist, welcher sich selbst noch in der Periode des Ringens nach Bildung befindet. Daher ist das Erziehen die Sache junger Männer, in den Jahren, wo die Reizbarkeit gegen die eigne Kritik am höchsten, und wo es in der That eine treffliche Hülfe ist, in dem Blick auf ein früheres Alter die unversehrte Fülle menschlicher Fähigkeit vor sich zu haben, mit der ganzen Aufgabe, das Mögliche wirklich zu machen, und mit dem Knaben sich selbst zu erziehen. Diese Reizbarkeit kann nicht anders als schwinden mit der Zeit, sey es, weil ihr Genüge geschah, oder weil die Hoffnung sinkt und die Geschäfte drängen. Mit ihr schwindet die Kraft und die Neigung zum Erziehen.

Die Umstände entscheiden, ob viel oder wenig Sprache nöthig sey für die Aeufserung der eignen Bewegung. Ein verschlossenes Gemüth, das niemals redend überflösse, ein unbehülfliches Organ ohne Tiefe und Höhe, [70] ein Ausdruck ohne Mannigfaltigkeit der Wendungen, unfähig, den Unwillen mit Würde und den Beyfall mit froher Innigkeit auszusprechen: — würden den besten Willen im Stiche lassen und das feinste Gefühl in Verlegenheit setzen. Es giebt viel zu reden bey der Erziehung! und manches zu extemporiren, was zwar des künstlichen Schmuckes, aber nicht ganz der Form entbehren kann.

Wie oft ist Nachdruck nöthig, der frey seyn mufs von Härte! Woher nähme man ihn, als durch irgend eine überraschende Wendung? durch einen Ernst, der fortschreitend sich vertieft und Besorgnifs erregt, wo er enden werde? durch Maafsregeln, die etwas bauen oder zerstören,

was ein Andenken seyn wird der getäuschten, wie der erfüllten Hoffnung? Die Persönlichkeit tritt in sich zurück; sie reifst sich los wie aus einem Misverhältnifs, das ihrer [71] zu spotten schien. Oder sie tritt hervor; sie erhebt sich über das Kleinliche, worin es ihr zu enge wurde. Der Zögling sieht die zerrissenen Faden liegen; sinnt vorwärts und rückwärts, es schimmert ihm der rechte Grund oder das rechte Mittel, und wie er bereit ist, aufzufassen und herzustellen, eilt ihm der Erzieher entgegen, zerstreut das Dunkel, hilft das Zerrissene verknüpfen, das Schwierige ebnen, das Wankende befestigen. — Diese Ausdrücke sind zu allgemein, zu figürlich: — schafft Euch selbst Beyspiele, sie zu erläutern.

Nur kein langes Schmollen! keine künstliche Gravität! keine mystische Verschlossenheit! — Und vor allem — keine geschminkte Freundlichkeit! Das Gerade mufs allen Bewegungen bleiben, wie mannigfaltig sie die Richtung wechseln mögen.

[72] Viele Erfahrungen wird der Zögling an dem Erzieher machen müssen, ehe die feine Lenksamkeit hervorgeht, die aus blofser Kenntnifs und Schonung seines Gefühls entspringen soll. Wie sie aber sich zeigt: mufs das Betragen des Erziehers stetiger, gleichförmiger werden: er darf nicht in den Verdacht kommen, als könne mit ihm kein festes Verhältnifs gelingen, als könne man nicht sicher an seinem Herzen ruhen.

Zweytes Capitel.

Eigentliche Erziehung.

[73] Die Kunst, ein kindliches Gemüth in seinem Frieden zu stören, — es an Zutrauen und Liebe zu binden, um es nach Gefallen zu drücken und zu reizen, und in der Unruhe der spätern Jahre vor der Zeit umherzuwälzen, — dies wäre die hassenswürdigste aller bösen Künste: wenn sie nicht einen Zweck zu erreichen hätte, der solchen Mitteln eben in dessen Augen zur Entschuldigung dienen könnte, von welchem der Vorwurf zu befürchten stünde.

[74] „Du wirst es einst verdanken!“ spricht der Erzieher zum weinenden Knaben; und in der That, nur diese Hoffnung entschuldigt die Thränen, die er ihm auspreist. — Er hüte sich, in zu grofser Sicherheit zu starke Mittel zu oft zu brauchen! Nicht alles Gut-Meinen wird verdankt, und es ist ein schlimmer Platz in der Classe derer, welche mit verkehrtem Diensteifer da Wohlthaten anrechnen, wo der Andre nur Uebel empfindet! — Daher die Warnung: nicht zu viel zu erziehen; — sich zu enthalten alles entbehrlichen Aufwandes derjenigen Gewalt, durch welche man hin und her biegt, die Stimmung beherrscht und den Frohsinn stört. Gestört wird so zugleich die künftige heitere

Erinnerung an die Kindheit, — und der heitere Dank, der allein wahrhaft dankt.

Wollen wir nun lieber gar nicht erziehen? uns aufs Regieren beschränken; und [75] auch dieses Geschäft auf das Nothwendigste zusammenziehen? — Wenn jedermann aufrichtig seyn will, so werden viele Stimmen dafür seyn. Man wird uns das gepriesene England auch hier wieder preisen, und, ist man erst ins Preisen hineingerathen, so wird man selbst den Mangel an Regierung zu entschuldigen wissen, der so mannigfaltige Licenzen den jungen Herren von Stande auf der glücklichen Insel gestattet. — Lassen wir allen Dispüt! Es fragt sich ja für uns blofs: KÖNNEN WIR ZWECKE DES KÜNFTIGEN MANNES VORAUS WISSEN, WELCHE FRÜHZEITIG STATT SEINER ERGRIFFEN UND IN IHM SELBER VERFOLGT ZU HABEN, ER UNS EINST DANKEN WIRD? Alsdann brauchts keiner weitern Gründe; wir LIEBEN die Kinder, und lieben in ihnen den Menschen; — die Liebe liebt die Bedenklichkeiten nicht; so wenig als sie auf categorische Imperative wartet.

I.

Ist der Zweck der Erziehung einfach oder vielfach?

[76] Das Streben nach wissenschaftlicher Einheit verführt oftmals die Denker, das künstlich in einander drängen und aus einander deduciren zu wollen, was seiner Natur nach als Vieles neben einander steht. Ist man doch sogar zu dem Fehler hingerissen worden, aus der Einheit des Wissens Einheit der Dinge zu machen; und diese mit jener — zu postuliren! — Solche Misgriffe berühren die Pädagogik nicht: desto stärker macht sich aber das Bedürfnifs fühlbar, das Ganze eines so unermefslich vieltheilichten, und doch in allen seinen Theilen innigst verbundenen Geschäfts, wie die Erziehung es ist, in Einen Gedanken fassen zu können, aus welchem Einheit des Plans und CONCENTRIRTE KRAFT hervorgehe. — Sieht man also auf das Resultat, was die pädagogische Forschung ergeben mufs, um voll-[77]kommen brauchbar zu seyn: so wird man getrieben, für die Einheit, deren das Resultat nicht entbehren kann, auch Einheit des Princips, aus welchem es erwartet wird, zu fordern und vorauszusetzen. Alsdann kommt es auf zweyerley an; erstlich ob man, wenn ja ein solches Princip statt fände; die Methode kennt, auf Einen Begriff eine Wissenschaft zu bauen? — Zweytens, ob das Princip, welches sich etwa darbietet, wirklich die ganze Wissenschaft ergiebt? Drittens, ob diese Construction der Wissenschaft, und diese Ansicht, welche sie giebt, die einzige sey, oder ob es noch andre, wenn gleich minder zweckmäfsige, dennoch auch natürliche gebe, die man also nicht ganz ausschliefsen könne? — Ich habe in einer Abhandlung, welche der zweiten Auflage meines ABC der Anschauung angehängt ist, den höchsten Zweck der Erziehung, Moralität, nach der Methode behandelt, die hier nöthig schien. Ich mufs in aller [78] Rücksicht sehr bitten, den Aufsatz, ja die ganze Schrift mit der gegenwärtigen genau zu vergleichen; wenigstens mufs ich voraussetzen, dafs es geschehe, um Wieder-

hohlungen vermeiden zu können. — Für die richtige Auffassung jener Abhandlung wird es vor allem darauf ankommen, ob man bemerke, wie sich die sittliche Bildung auf die übrigen Theile der Bildung beziehe, d. h. wie sie dieselben als Bedingungen voraussetze, unter denen allein sie mit Sicherheit hervorgebracht werden könne? Unverblendete werden hoffentlich leicht erkennen, dafs das Problem der sittlichen Erziehung nicht ein abtrennbares Stück ist von dem der ganzen Erziehung, sondern dafs es mit den übrigen Erziehungssorgen in einem nothwendigen, weit umhergreifenden Zusammenhange stehe. Aber die Abhandlung selbst kann zeigen, wie dieser Zusammenhang doch nicht genau alle Theile der Erziehung in dem Maafse trifft, dafs [79] wir diese Theile nur so fern sie in diesem Zusammenhange stehen, zu pflegen Ursache hätten. Vielmehr drängen sich andre Ansichten, von dem unmittelbaren Werthe einer allgemeinen Bildung, herbey, welche aufzuopfern wir nicht befugt sind. — Demnach ist, meiner Ueberzeugung nach, die Betrachtungsart, welche das Sittliche an die Spitze stellt, allerdings die Hauptansicht der Erziehung, aber nicht die einzige und umfassende. Es kommt hinzu, dafs die Untersuchung, welche in jener Abhandlung angefangen ist, sollte sie durchgeführt werden, ihren Weg gerade mitten durch ein vollständiges System der Philosophie nehmen müfste. Nun aber hat die Erziehung nicht Zeit zu feyern, bis — irgend einmal — die philosophischen Untersuchungen im Reinen seyn werden. Vielmehr ist der Pädagogik zu wünschen, dafs sie so unabhängig als möglich von philosophischen Zweifeln erhalten werde. Aus allen diesen Gründen nehme [80] ich hier einen Weg, der für die Leser leichter und weniger verirrlich, für die Wissenschaft mehr alle Puncte unmittelbar berührend, für das letzte Durchdenken und Zusammenfassen des Ganzen aber in so fern nicht vortheilhaft ist, dafs immer von gespaltenen Rücksichten etwas übrig bleibt, und an der vollkommensten Vereinigung des Mannigfaltigen etwas fehlt. Dies für diejenigen, welche zu richten, — oder besser, welche selbst eine Pädagogik aus eignen Mitteln zu erbauen sich berufen fühlen. —

Aus der Natur der Sache — kann sich unmöglich Einheit des pädagogischen Zwecks ergeben; eben darum, weil alles von dem Einen Gedanken ausgehen mufs: der Erzieher vertritt den künftigen Mann beym Knaben; folglich, welche Zwecke der Zögling künftig als Erwachsener sich selbst setzen wird, diese muss der Erzieher sei-[81]nen Bemühungen jetzt setzen; innen muss er die INNERE LEICHTIGKEIT im Voraus bereiten. Er darf die Thätigkeit des künftigen Mannes nicht verkümmern: folglich sie nicht jetzt an einzelnen Punkten festheften; und eben so wenig sie durch Zerstreuung schwächen. Er darf weder an der Intension, noch an der Extension etwas verloren geben, das nachher von ihm wiedergefordert werden könnte. Wie grofs oder wie klein nun diese Schwierigkeit seyn möge, so viel ist klar: weil menschliches Streben vielfach ist, so müssen die Sorgen der Erziehung vielfach seyn.

Damit aber ist nicht gesagt, dafs nicht das Viele der Erziehung sich leicht Einem oder wenigen formalen Hauptbegriffen unterordnen

lasse.* Vielmehr sondert [82] sich uns sogleich das Reich der künftigen Zwecke des Zöglings in die Provinz der BLOS MÖGLICHEN Zwecke, die er vielleicht einmal ergreifen, und in beliebiger Ausdehnung verfolgen möchte: — und in die, davon völlig abgetrennte Provinz der NOTHWENDIGEN Zwecke, welche aufser Acht gelassen zu haben er sich nie verzeihen könnte; — mit einem Wort, der Zweck der Erziehung zerfällt nach den Zwecken der WILLKÜHR (nicht des Erziehers, noch des Knaben, sondern des künftigen Mannes,) und den Zwecken der SITTLICHKEIT. Diese beyden Haupt-Rubriken liegen einem jeden sogleich vor, der sich nur an die bekanntesten Grundgedanken der Sittenlehre erinnert.

II.

Vielseitigkeit des Interesse: — Charakterstärke der Sittlichkeit.

[83] 1. Wie kann der Erzieher sich die blofs MÖGLICHEN künftigen Zwecke des Zöglings im voraus zueignen?

Das Objective dieser Zwecke, als Sache der blofsen Willkühr, hat für den Erzieher gar kein Interesse. Nur das Wollen des künftigen Mannes selbst, und folglich die Summe der Ansprüche, die er in und mit diesem Wollen an sich selbst machen wird, — ist dem Erzieher Gegenstand seines WOHLWOLLENS; und die Kraft, die ursprüngliche Lust, die Activität, wodurch jener seinen eignen Ansprüchen wird Zahlung zu leisten haben, ist für diesen — Gegenstand der Beurtheilung nach der Idee der VOLLKOMMENHEIT. Also schwebt uns hier nicht eine gewisse Anzahl einzelner Zwecke, (die wir überall nicht vorher wis-[84]sen können), sondern die Activität des heranwachsenden Menschen überhaupt vor, — das Quantum seiner innern, unmittelbaren Belebung und Regsamkeit. Je gröfser dies Quantum, — je VOLLER, AUSGEDEHNTER, und IN SICH ZUSAMMENSTIMMENDER, — desto vollkommner; und desto mehr Sicherheit unserm Wohlwollen.

Nur darf die Blume ihren Kelch nicht sprengen, — die Fülle nicht Schwäche werden durch zu weit fortgesetzte Zerstreuung in Vielerley. — Die menschliche Gesellschaft hat längst Theilung der Arbeit nöthig gefunden, damit jeder das, was er fertigt, recht machen könne. Aber je eingeschränkter, je vertheilter das Fertigen, desto vielfältiger das EMPFANGEN eines jeden Einzelnen von allen Uebrigen. Da nun die geistige Empfänglichkeit auf GEISTESVERWANDTSCHAFT, und diese auf ÄHNLICHEN GEISTESÜBUNGEN be-[85]ruht: so versteht sich, dafs im höhern Reiche der eigentlichen Menschheit die Arbeiten nicht bis zur gegenseitigen Unkunde vereinzelt werden dürfen. Alle müssen Liebhaber für Alles, Jeder mufs Virtuose in Einem Fache seyn. Aber die einzelne Virtuosität ist Sache der Willkühr; hingegen die mannigfaltige Empfänglichkeit, welche nur aus mannigfaltigen Anfängen des eignen Strebens entstehen kann, — ist Sache der Erziehung. Daher nennen

* In wissenschaftlicher Rücksicht mufs ich hier wohl bemerken, dafs Begriffe und Sätze, denen man ein Mannigfaltiges blofs unterordnen KANN, ohne dafs es mit strenger Nothwendigkeit sich AUS IHNEN ergäbe: — mir nicht Principien heifsen.

wir als ersten Theil des pädagogischen Zwecks, VIELSEITIGKEIT DES INTERESSE, welche von ihrer Uebertreibung, der Vielgeschäftigkeit, unterschieden werden mufs. Und weil die Gegenstände des Wollens, die einzelnen Richtungen selbst, uns, keine mehr als die andre, interessiren, so setzen wir, damit nicht Schwäche neben der Stärke misfalle, noch das Prädicat hinzu: GLEICHSCHWEBENDE Vielseitigkeit. Dadurch wird der Sinn des gewöhnlichen Ausdrucks: har-[86]monische Ausbildung aller Kräfte, erreicht seyn; bey welchem zu fragen wäre, was man sich bey einer Vielheit von Seelenkräften denke? und was Harmonie verschiedenartiger Kräfte bedeuten solle? —

2. Wie soll der Erzieher sich den nothwendigen Zweck des Zöglings zueignen?

Da die Sittlichkeit einzig und allein in dem eignen Wollen nach richtiger Einsicht ihren Sitz hat: so versteht sich zuvörderst von selbst, die sittliche Erziehung habe nicht etwa eine gewisse Aeufserlichkeit der Handlungen, sondern die Einsicht sammt dem ihr angemessenen Wollen im Gemüthe des Zöglings hervorzubringen.

Die metaphysischen Schwierigkeiten, welche an dem Hervorbringen haften, lasse ich bey Seite. Wer zu erziehen ver-[87]steht, vergifst sie; wer nicht darüber hinaus kann, der bedarf, vor der Pädagogik, einer Metaphysik; und der Ausgang seiner Speculationen wird ihm zeigen, ob Erziehung für ihn ein möglicher Gedanke seyn darf oder nicht.

Ich blicke ins Leben: und finde sehr Viele, denen die Sittlichkeit etwas Beschränkendes, sehr Wenige, denen sie ein Princip des Lebens selbst ist. Die Meisten haben einen Charakter aufser der Güte, und einen Lebensplan nur für ihre Willkühr; das Gute thun sie gelegentlich; und sie vermeiden gern das Schlechte, wenn das Bessere zum nämlichen Ziel führt. Moralische Grundsätze sind ihnen langweilig, weil daraus für sie nichts folgt, als hie und da eine Hemmung des Gedankenflusses; ja was gegen diese Hemmung anstöfst, ist ihnen willkommen; der junge Wildfang hat ihre Theilnahme, wenn er mit einiger Kraft [88] fehlt; und sie verzeihen im Grunde ihres Herzens Alles, was nicht lächerlich und nicht tückisch ist. In ihren Rang den Zögling hineinzuführen, — wenn das die Aufgabe der sittlichen Erziehung ist, so haben wir leichte Arbeit: wir dürfen nur dafür sorgen, dafs er ungeneckt, unbeleidigt, im Gefühl seiner Kraft heranwachse; und gewisse Principien von Ehre bekomme, die sich leicht einprägen, weil sie von der Ehre nicht als von einem mühsamen Erwerbe, sondern als von einem Besitze reden, mit dem man von der Natur begabt sey, und der nur bey gewissen Gelegenheiten nach conventionellen Formeln müsse gehütet und geltend gemacht werden. — Aber wer steht uns dafür, dafs nicht der künftige Mann das Gute selbst aufsuchen, es zum Gegenstand seines Willens, zum Ziel seines Lebens, zum Richtmaafs seiner Selbstcritik machen werde? Wer schützt uns gegen die Strenge, die dann auf uns herüberglei-[89]ten wird? Wie wenn er uns zur Rede stellte darüber, dafs wir uns unterfingen, dem Zufall vorzugreifen, der doch vielleicht! — bessere Gelegenheiten der innigen Geistes-Erhebung, und gewifs nicht die Einbildung, man sey erzogen, herbeygeführt hätte? — Man hat Beyspiele der Art! Und

es ist niemals sicher, sich zum Geschäftsführer eines andern aufzuwerfen, wenn man nicht Lust hat, die Sache recht zu machen. Einem Manne vollends von streng sittlichen Begriffen gegenüber, möchte wohl Niemand einer so schweren Verurtheilung unterliegen, als wer sich einen Einfluſs über ihn anmaaſste, der ihn hätte schlechter machen können.

Also, daſs die Ideen des Rechten und Guten, in aller ihrer Schärfe und Reinheit, die eigentlichen Gegenstände des Willens werden, daſs ihnen gemäſs sich der innerste, reelle Gehalt des Charakters, der tiefe Kern [90] der Persönlichkeit bestimme, mit Hintansetzung aller andern Willkühr, — das und nichts minderes ist das Ziel der sittlichen Bildung. Und wiewohl man mich nicht vollkommen versteht, wenn ich die Ideen des Rechten und Guten kurzweg nenne, so ist doch zu unserm Heil die Sittenlehre endlich der Halbheiten entwöhnt, zu welchen sie sich, unter der Form der Genuſslehre, früherhin zuweilen herabliefs, — mein Hauptgedanke also ist im Klaren.

III.

Individualität des Zöglings, als Incidenzpunct.

Der Erzieher strebt ins Allgemeine; der Zögling aber ist ein einzelner Mensch.

[91] Ohne die Seele aus allerley Kräften zu mischen, und ohne das Gehirn aus positiv-behülflichen Organen, die dem Geiste wohl einen Theil seiner Arbeit abnehmen könnten, zu construiren: müssen wir die Erfahrungen, nach welchen das geistige Wesen bey solcher und andrer Einkörperung solche und andre Schwierigkeiten, und, ihnen gegenüber, relative Leichtigkeiten in seine Functionen antrifft, — gerade so groſs sie sind, unangefochten stehen lassen.

So sehr wir nun aufgefordert sind, die Biegsamkeit solcher Anlagen durch Versuche zu erproben, und keineswegs durch den Respect vor ihrer Uebermacht, unsrer Trägheit das Wort zu reden: so sehen wir doch voraus, immer werde auch die reinste, gelungenste Darstellung der Menschheit zugleich einen besondern Menschen zeigen; ja wir fühlen sogar, die Individualität müsse [92] hervortreten, damit nicht das bloſse Exemplar der Gattung, neben der Gattung selbst kleinlich erscheine und als gleichgültig verschwinde; wir wissen endlich, wie wohl es den Menschen thue, daſs für verschiedene Geschäfte Verschiedene sich bereiten und bestimmen. Auch offenbart sich mitten unter den Bemühungen des Erziehers immer mehr das Eigne des jungen Menschen; glücklich genug, wenn es denselben nur nicht gerade entgegenstrebt, oder auch mit schiefer Richtung dergestalt darauf trifft, daſs irgend etwas Drittes, was weder dem Zögling, noch dem Erzieher recht ist, daraus entspringt! Das Letztre begegnet fast immer denen, welche überhaupt nicht mit Menschen umzugehen, daher auch im Knaben den schon vorhandenen Menschen nicht zu nehmen wissen. —

Aus dem allen geht für den Zweck der Erziehung eine negative Bestimmung hervor, [93] die eben so wichtig, als schwer ist zu be-

obachten; diese nämlich: die Individualität so unversehrt als möglich zu lassen. Dazu wird vorzüglich erfordert, daſs der Erzieher seine eignen Zufälligkeiten wohl unterscheide; und genau aufmerke auf die Fälle, wo er anders wünscht, der Zögling anders handelt, und kein wesentlicher Vorzug auf einer oder der andern Seite ist. Hier muſs sogleich der eigne Wunsch weichen; es muſs wo möglich sogar die Aeuſserung desselben unterdrückt werden. Mögen unverständige Eltern nach ihrem Geschmack ihre Söhne und Töchter zustutzen, mögen sie auf das ungehobelte Holz allerley Firniſs auftragen, — der in den Jahren der Selbstständigkeit gewaltsam wieder abgerissen wird, freylich nicht ohne Schmerz und Schaden: — der wahre Erzieher, wenn er nicht wehren kann, wird wenigstens nicht Theil nehmen; ihn beschäftigt sein eigner Bau, zu welchem er in Kinderseelen [94] immer weiten, leeren Raum findet. Er wird sich hüten, Geschäfte, die keinen Dank verdienen können, zu übernehmen; er läſst gern der Individualität den einzigen Ruhm unverkümmert, dessen sie fähig ist, nämlich scharf gezeichnet und bis zum Auffallenden kenntlich zu seyn; er sucht für sich eine Ehre darin, daſs man an dem Manne, der seiner Willkühr unterworfen war, das reine Gepräge der Person, der Familie, der Geburt und der Nation unverwischt erblicke.

IV.

Ueber das Bedürfniſs, die zuvor unterschiedenen Zwecke zu vereinigen.

Aus Einem Puncte konnten wir unsre pädagogische Absicht uns nicht entwickeln, ohne den mannigfaltigen Aufforderungen, die [95] in der Sache liegen, das Auge zu verschlieſsen: in Einen Punct zurückführen müssen wir denn wenigstens, was Zweck eines einzigen Plans seyn soll. Denn wo sollte sonst unsre Arbeit anfangen? wo enden? wohin sich retten vor den in jedem Augenblick andringenden Forderungen der vielgespaltenen Rücksichten? Kann man mit Nachdenken erzogen haben, ohne vom tiefen Bedürfniſs der Einheit des Zwecks jeden Tag ergriffen worden zu seyn? Kann man zu erziehen gedenken, ohne zu erschrecken vor der Masse der vielfachen Sorgen und Aufgaben, die da bevorstehen?

Die Individualität, ist sie mit Vielseitigkeit verträglich? Kann man jene schonen, indem man diese ausbildet? Das Individuum ist höckerig; die Vielseitigkeit ist eben, glatt, rund, denn sie sollte nach unsrer Forderung gleichschwebend gebildet werden. Die Individualität ist be-[96]stimmt und begränzt; das vielgestaltete Interesse strebt hinaus in alle Weiten; es muſs sich hingeben, wo jene unbewegt bleiben oder zurückstoſsen würde; es muſs wechselnd umhergehen, während jene in sich ruhig liegt, um ein andermal heftig hervorzuspringen.

Wie steht die Individualität zum Charakter? Mit ihm scheint sie zusammenzufallen — oder ihn gerade auszuschlieſsen. Denn am Charakter kennt man den Menschen; aber am sittlichen Charakter sollte man ihn kennen. Das minder sittliche Individuum nun ist nicht an der Sittlichkeit, hingegen an vielen andern individuellen Zügen kenntlich; und diese eben werden, so scheint es, seinen Charakter ausmachen.

Ja die allerschlimmste Schwierigkeit liegt zwischen den beyden Haupt-Parthien des pädagogischen Zwecks selbst. Wie wird [97] doch die Vielseitigkeit sichs gefallen lassen, in die engen Schranken der Sittlichkeit einzukriechen: und wie wird die ernste Einfachheit der sittlichen Demuth es aushalten, in die bunten Farben eines mannigfaltigen Interesse gekleidet zu werden?

Sollte es der Pädagogik je einfallen, sich zu beklagen, sie werde im Ganzen mit ziemlicher Mittelmäfsigkeit durchdacht und betrieben: so mag sie sich nur an diejenigen halten, welche uns durch ihre Entwickelung der Bestimmung des Menschen so wenig Hülfe geleistet haben, um uns aus der leidigen Mitte zwischen jenen Rücksichten, die, wie es scheint, mit einander werden accordiren müssen, herauszuwinden. Denn über dem Hinaufschauen zu der Hoheit unsrer Bestimmung wird gewöhnlich die Individualität und das irrdisch-vielfache Interesse vergessen, — bis es bald darauf jene vergessen macht; und indem man [98] die Sittlichkeit in den Glauben an transscendentale Kräfte einwiegt, stehen die wirklichen Kräfte und Mittel den Ungläubigen zu Gebote, die die Welt regieren. —

Was nun an den Vorarbeiten fehlt, auf einmal nachzuhohlen, wäre eine Aufgabe, an die wir hier nicht denken dürfen! Möge es nur gelingen, die Fragepunkte näher ins Auge zu rücken. — Natürlich ist es unser Hauptgeschäft, die einzelnen Hauptbegriffe, nämlich Vielseitigkeit, Interesse, Charakter, Sittlichkeit, mit aller Sorgfalt zu zergliedern, da wir ja auf sie alle Bemühungen, die wir uns vorsetzen, zu richten haben. Während der Zergliederung möchten sie denn vielleicht die Verhältnisse des einen zum andern von selbst zurechtsetzen. Was aber die Individualität anlangt, so ist sie offenbar ein psychologisches Phänomen; die Betrachtung derselben müfste also der Pä-[99]dagogik anheim fallen, die auf theoretische Begriffe, wie die gegenwärtige auf practische, zu bauen haben würde.

Ganz können wir doch aber hier die Individualität nicht bey Seite legen; wir würden sonst von ihr eine beständig störende Reminiscenz übrig behalten; wir würden gehindert seyn, uns dem Durchdenken der Haupttheile des pädagogischen Zwecks mit gutem Zutrauen hinzugeben. Darum müssen einige Schritte zur Ausgleichung der Individualität mit Charakter und Vielseitigkeit hier gleich geschehen; alsdann kann man die gemachten Bestimmungen und Verknüpfungen in Gedanken zu den folgenden Büchern mit herübernehmen, und sich ferner üben, die Gegenstände der Erziehuug von allen Seiten in Betracht zu ziehen, ohne eins über dem andern zu verlieren. Die eigne Uebung aber können blofse Lehrsätze niemals vertreten.

V.

Individualität und Charakter.

[100] Jedes Ding ist durch seine Individualität unterschieden von den andern der gleichen Art. Die unterscheidenden Merkmale nennt

man oft individuelle Charaktere; und so wirft der Sprachgebrauch die beyden Worte unter einander, die wir gegenseitig zu bestimmen wünschten. Aber man fühlt sogleich, dafs das Wort Charakter in einer andern, als in jener Bedeutung gebraucht werde, sobald von Charakteren im Schauspiel, oder auch von der Charakterlosigkeit der Kinder geredet wird. Blofse Individualitäten machen ein schlechtes Drama; und Kinder haben sehr kenntliche Individualitäten, ohne noch Charakter zu besitzen. Was Kindern fehlt, was dramatische Personen zeigen müssen, was überhaupt am Menschen als vernünftigem Wesen charakterfähig ist: das ist der [101] Wille; und zwar der Wille im strengen Sinn, welcher von den Anwandlungen der Laune und des Verlangens weit verschieden ist, — denn diese sind nicht entschlossen, der Wille aber ist es. Die Art der Entschlossenheit ist der Charakter.

Wollen, sich entschliefsen, dies geht im Bewufstseyn vor. Die Individualität aber ist unbewufst. Sie ist die dunkle Wurzel, aus welcher unsre psychologische Ahndung dasjenige glaubt hervorsprieſsen zu sehen, was immer nach den Umständen anders und anders im Menschen hervortritt. Der Psycholog schreibt ihr am Ende auch den Charakter selbst zu, während der transscendentale Freyheitslehrer, der nur Augen hat für die Aeufserungen des schon gebildeten Charakters, das Intelligible vom Naturwesen durch eine unendliche Kluft scheidet.

Der Charakter äufsert sich nämlich gegen die Individualität fast unvermeidlich [102] durch Kampf. Denn er ist einfach und beharrlich; sie aber sendet aus ihrer Tiefe immer andre und neue Einfälle und Begehrungen hervor; ja wenn auch ihre Activität besiegt ist, so schwächt sie noch die Vollziehung der Entschlüsse durch ihre mannigfaltige Passivität und Reizbarkeit.

Den Kampf kennen nicht blofs die sittlichen Charaktere, es kennt ihn jeder Charakter. Denn jeder sucht Consequenz in seiner Art. Siegend über die bessern Erscheinungen der Individualität, vollendet sich der Ehrgeizige, der Egoist; im Sieg über sich selbst vollendet sich der Held des Lasters wie der Held der Tugend. Im komischen Gegensatz stehen daneben die Schwächlinge, die, um auch eine Theorie und eine Consequenz zu haben, ihrer Theorie den Grundsatz geben: nicht zu kämpfen, sondern sich gehen zu lassen. — Freylich ist es ein lästiger, wunderlicher [103] Kampf aus dem Hellen ins Dunkle, aus dem Bewufstseyn ins Unbewufste. Es ist wenigstens besser, ihn besonnen, als hartnäckig zu führen.

VI.

Individualität und Vielseitigkeit.

Hatten wir vorher zu scheiden, was in einander zu fallen schien: so haben wir hier zu schlichten, was sich aufheben will. —

Der Vieseitige hat kein Geschlecht, keinen Stand, kein Zeitalter! Mit schwebendem Sinn, mit allgegenwärtiger Empfindung, pafst er zu Männern, Mädchen, Kindern, Frauen; er ist, wie Ihr wollt, Höfling und Bürger, er ist zu Hause in Athen und in London, in Paris nud in Sparta.

Aristophanes und Plato sind seine [104] Freunde, aber keiner von beyden besitzt ihn. Die Intoleranz allein ist ihm Verbrechen. Er merkt auf das Bunte, denkt das Höchste, liebt das Schönste, belacht das Verzerrte, und übt sich in jedem. Neu ist ihm nichts, frisch bleibt ihm alles. Gewohnheit, Vorurtheil, Ekel und Schlaffheit berühren ihn nie. — Erweckt den Alcibiades, führt ihn umher durch Europa, Ihr werdet den Vielseitigen sehen. — In diesem Einen Menschen, dem einzigen, so viel wir wissen, war die Individualität vielseitig.

In diesem Sinne vielseitig ist der charaktervolle Mensch nicht; — weil er nicht WILL. Er will nicht der Canal seyn für alle Empfindungen, die der Moment schickt, noch der Freund für alle, die sich an ihn hängen, noch der Baum, worauf die Früchte aller Launen wachsen. Er verschmäht es, der Mittelpunkt der Wider-[105]sprüche zu seyn; Indifferenz und Streit sind ihm eins so verhafst als das Andre. Er hält an Innigkeit und Ernst.

Des Alcibiades Vielseitigkeit also mag sich einmal oder vielmal zur Individualität schicken, dem Erzieher, der sich der Charakterbildung nicht entschlagen kann, ist das ganz gleichgültig. Tiefer unten wird sich der Begriff der Vielseitigkeit, als Eigenschaft der Person, ohnedas in Begriffe auflösen, die zu jenem Gemälde nicht recht passen möchten.

Aber der Individualität, die zuweilen vornehm thut, und Ansprüche macht blofs darum, weil sie Individualität ist, — dieser stellen wir das Bild der Vielseitigkeit entgegen, mit deren Ansprüchen sie die ihrigen vergleichen mag.

Wir geben also zu, dafs die Individualität mit Vielseitigkeit im Streit seyn könne; [106] wir besinnen uns recht wohl, ihr selbst im Namen der letztern den Krieg erklärt zu haben, wenn sie gleichschwebend vielseitiges Interesse nicht gestatten wolle. Indem wir aber auf Vielgeschäftigkeit sogleich Verzicht gethan haben, bleibt der Individualität grofser Raum übrig, sich geschäftig zu erweisen, — sich den Beruf zu wählen, — und überdem tausend kleinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten nachzuhängen, welche, so lange sie nicht mehr gelten wollen als sie sind, auch der Empfänglichkeit und Mobilität des Gemüths wenig schaden werden. Dafs der Erzieher nicht Forderungen machen solle, um welche sich die Zwecke der Erziehung nicht bekümmern, dies war es, was zuvor festgesetzt wurde.

Es giebt viele Individualitäten; die Idee der Vielseitigkeit ist nur Eine; jene sind sämmtlich in ihr enthalten, wie der Theil [107] im Ganzen. Und der Theil kann am Ganzen gemessen, — er kann auch zum Ganzen erweitert werden. Das soll hier durch die Erziehung geschehen.

Nur denke man sich diese Erweiterung nicht so, wie wenn dem vorhandenen Theile andre Theile allmählig angesetzt würden. Dem Erzieher schwebt immer die ganze Vielseitigkeit vor, aber verkleinert und vergröfsert. Seine Arbeit ist, das Quantum zu vermehren, ohne den Umrifs, die Proportion, die Gestalt, — zu ändern. Allein diese Arbeit, mit dem Individuum vorgenommen, ändert immer den Umrifs desselben; wie wenn an einem unregelmäfsig eckigen Körper aus einem gewissen

Mittelpunkte allmählig eine Kugel hervorwüchse, die jedoch nie im Stande wäre, die äufsersten Hervorragungen ganz zu umziehen. Die Hervorragungen, — das Starke der Individualität, — mögen bleiben, sofern sie [108] den Charakter nicht verderben; und durch sie mag der ganze Umrifs diese oder jene Gestalt bekommen; es wird nicht schwer seyn, mit einer jeden, nachdem der Geschmack gebildet worden, eine gewisse eigenthümliche Schicklichkeit zu verbinden. Aber der solide Inhalt des gleichförmig nach allen Seiten erweiterten Interesse bestimmt den Vorrath an unmittelbarem geistigen Leben; das, weil es nicht an Einem Faden hängt, auch nicht durch Ein Schicksal zum Fallen gebracht, sondern durch Umstände nur gewendet werden kann. Und da nach den Umständen selbst der sittliche Lebensplan sich richtet, so giebt vielseitige Bildung eine unschätzbare Leichtigkeit und Lust, überzugehen zu jeder neuen Art von Beschäftigung und Lebensweise, welche jedesmal die beste seyn möchte. Je weiter die Individualität in die Vielseitigkeit verschmolzen ist, desto leich-[109]ter wird der Charakter seine Herrschaft im Individuum behaupten.

So haben wir vereinigt, was sich bis jetzt in den Elementen des pädagogischen Zwecks vereinigen läfst.

VII.

Vorblick auf die Maafsregeln der eigentlichen Erziehung.

Das Interesse geht aus von interessanten Gegenständen und Beschäftigungen. Durch den Reichthum derselben entsteht das vielseitige Interesse. Ihn herbeyzuschaffen und gehörig darzubringen, ist die Sache des UNTERRICHTS, welcher die Vorarbeit, die von Erfahrung und Umgang herrührt, fortsetzt und ergänzt.

[110] Damit der Charakter die sittliche Richtung nehme, mufs die Individualität wie in einem flüssigen Elemente, das nach den Umständen ihr widersteht oder sie begünstigt, meistens aber ihr nur kaum fühlbar ist, eingetaucht erhalten werden. Dies Element ist die ZUCHT; welche hauptsächlich der Willkühr, zum Theil auch der Einsicht sich wirksam beweis't.

Von der Zucht ist schon oben bey Gelegenheit der Regierung, vom Unterricht in der Einleitung manches gesagt worden. Sollte daraus noch nicht hinreichend hervorgehen, warum dem Unterricht die erste, der Zucht die zweyte Stelle im geordneten Durchdenken der Erziehungsmaafsregeln gebühre: so könnte dies hier nur von neuem die Bitte veranlassen, auf das Verhältnifs zwischen dem vielseitigen Interesse und dem sittlichen Charakter im Verfolg der Abhandlung genau zu achten. Hat die Sittlichkeit [111] keine Wurzeln in der Vielseitigkeit: dann freylich kann man füglich die Zucht unabhängig vom Unterricht betrachten; dann mufs der Erzieher unmittelbar das Individuum so fassen, so reizen und drängen, dafs sich das Gute mit Kraft hebe, das Schlimme sich senke und biege. Die Erzieher mögen sich fragen, ob eine so künstliche und so nachdrückliche — blofse Zucht bisher als möglich erkannt ist? Wo

nicht: so haben sie alle Ursache zu vermuthen, man werde erst die Individualität durch das erweiterte Interesse verändern, und einer ALLGEMEINEN Form annähern müssen, ehe man daran denken dürfe, sie für die ALLGEMEINGÜLTIGEN Sittengesetze geschmeidig zu finden; und man werde das, was sich übernehmen lasse, bey früher verwahrlos'ten Subjecten, aufser der Rücksicht auf die vorhandene Individualität hauptsächlich nach ihrer Empfänglichkeit und [112] Gelegenheit für die Aufnahme eines neuen und bessern Gedankenkreises abzumessen haben; so dafs, wo diese Schätzung ein widriges Resultat geben sollte, weniger eine eigentliche Erziehung, als vielmehr eine wachsame und beständige Regierung erforderlich sey, die irgend einmal dem Staat oder andern wirksamen äufserlichen Verhältnissen müsse übertragen werden.

Zweytes Buch.

Vielseitigkeit des Interesse.

Erstes Capitel.

Begriff der Vielseitigkeit.

[115] Dem Worte Vielseitigkeit hat vielleicht der Sprachgebrauch noch kein hinreichend scharfes Gepräge gegeben; und so könnte leicht der Verdacht entstehen, als verstecke sich dahinter ein schwankender Begriff, der, wenn er gehörig bestimmt würde, wohl auch ein andres Zeichen finden möchte.

Jemand meinte den Ausdruck zu verbessern, wenn er Allseitigkeit vorschlüge. In der That, wie viele Seiten hat die Vielseitigkeit? Ist sie ein Ganzes, — und so wurde sie vorhin, im Gegensatz mit der [116] Individualität, angesehen, — so werden alle Theile zum Ganzen gehören; und man wird nicht von einer bloſsen Menge der Theile reden müssen, gleich als stünde man in Verwunderung über die grofse Menge befangen!

Es wird uns vielleicht in der Folge gelingen, alle Hauptseiten der Vielseitigkeit vollständig aufzuzählen. Wenn aber die Theilungsglieder nicht gerade zu als ausfüllend einen Hauptbegriff, und um ihn auszufüllen, hervortreten; wenn wir darauf rechnen, dieselben nicht beysammen, sondern einzeln und in allerley Combinationen zerstreut im Gemüthe zu finden; — endlich, weil wir ursprünglich das mannigfaltige Wollen nur als Reichthum des innern Lebens ohne bestimmte Zahl in den pädagogischen Zweck aufgenommen haben (Buch 1. Cap. 2., II.): so ist Vielseitigkeit gerade dadurch der bezeich-[117]nendste Ausdruck, daſs er uns warnt, irgend Eins von dem Vielen so, als ob zu ihm das Uebrige nothwendig hinzugedacht werden müſste, dem ganzen Aggregate beyzuzählen.

Wiewohl nun die vielerley Richtungen des Interesse eben so bunt auseinanderfahren sollen, als ihre Gegenstände uns bunt und mannigfaltig erscheinen: so sollen sie doch sämmtlich von Einem Punkte her sich verbreiten. Oder, die vielen Seiten sollen, wie verschiedne Flächen Eines Körpers, Seiten der nämlichen Person darstellen. In ihr müssen alle Interessen Einem Bewuſstseyn zugehören: diese Einheit dürfen wir nie verlieren.

Es ist leicht zu sehen, dafs wir hier das Subjective vom Objectiven der Vielseitigkeit unterschieden haben. Da wir zunächst den bloſsen, formalen Begriff dersel-[118]ben entwickeln wollen, ohne Rücksicht auf die Materialien der vielseitigen Bildung: so haben wir im Objectiven noch weiter nichts zu unterscheiden. Hingegen das Subjective giebt uns zu denken. Werden wir, um nicht einseitig zu seyn, uns in den Flattersinn stürzen? — Jeden Augenblick ist der Flattersinnige ein Andrer; wenigstens anders gefärbt, denn Er für sich ist eigentlich gar nichts. Er, der sich den Eindrücken und Phantasieen wegwarf, hat nie weder sich noch seine Gegenstände besessen; die vielen Seiten sind nicht da, denn die Person fehlt, deren Seiten sie seyn könnten.

Jetzt ist die Entwickelung vorbereitet.

I.

Vertiefung und Besinnung.

[119] Wer jemals sich irgend einem Gegenstande menschlicher Kunst und Liebe hingab: der weifs auch, was Vertiefung heifst. Denn welches Geschäft und welche Art des Wissens ist so schlecht, welcher Gewinn auf dem Wege der Bildung läfst sich so ganz ohne Verweilung erhaschen, dafs man nicht nöthig hätte, eine Zeitlang von allem Andern die Gedanken abzuziehen, um sich hier einzusenken! — Wie jedem Gemälde seine Beleuchtung gehört, wie die Richter des Geschmacks für jedes Kunstwerk eine eigne Stimmung des Betrachtenden fordern, — so gehört Allem, was würdig ist, bemerkt, gedacht, empfunden zu werden, eine eigne Sorgfalt, um es richtig und ganz zu fassen, um sich hineinzuversetzen.

Das Individuum faſst richtig, was ihm gemäfs ist; aber je mehr es sich dafür bil-[120]dete, desto gewisser verfälscht es durch seine habituelle Stimmung jeden andern Eindruck. Das soll der Vielseitige nicht. Ihm sind viele Vertiefungen angemuthet. Er soll Jedes mit reinlicher Hand fassen; er soll Jedem sich ganz ergeben. Denn nicht allerley verworrene Spuren sollen ihm eingeritzt seyn, — das Gemüth soll nach vielen Seiten deutlich aus einander treten.

Es fragt sich, wie dabey die Persönlichkeit gerettet werden könne?

Persönlichkeit beruht auf der Einheit des Bewufstseyns; auf der Sammlung, auf der Besinnung. — Die Vertiefungen schliefsen einander, — sie schliefsen eben dadurch die Besinnung aus, in welcher sie vereinigt seyn müfsten. Gleichzeitig kann das, was wir fordern, nicht seyn, es mufs also auf einander folgen. Erst Eine Vertiefung, dann eine andre, dann ihr Zusammentreffen [121] in der Besinnung! — Wie viele zahllose Uebergänge dieser Art wird das Gemüth machen müssen, ehe die Person, im Besitz einer reichen Besinnung, und der höchsten Leichtigkeit der Rückkehr in jede Vertiefung, sich vielseitig nennen darf!

Aber es kommt noch darauf an, was die Vertiefungen ergeben werden, wenn sie zusammentreffen. Nimmermehr eine reine Besinnung, — folglich keine wahre Vielseitigkeit, — wofern sie etwas Widersprechen-

des zusammenbringen. Sie kommen alsdann entweder gar nicht zusammen, sie bleiben neben einander liegen, — und der Mensch ist zerstreut: oder sie reiben einander auf, quälen das Gemüth durch Zweifel und unmögliche Wünsche, und die gute Natur mag sehen, ob sie die Krankheit überwinden kann.

Auch wenn sie nichts widersprechendes enthalten, (dergleichen doch die modische [122] Cultur nicht wenig bereitet,) ist noch ein grofser Unterschied, wie, und wie genau sie einander durchdringen. Je vollkommner sie Eins werden: desto mehr gewinnt die Person. Bey schwacher Durchdringung wird der Vielseitige das, was man zuweilen mit einer übeln Nebenbedeutung einen Gelehrten nennt; so wie aus einer einzelnen Art von Vertiefung, bey schlecht besorgter Besinnung, der launenhafte Virtuose hervorgeht.

Uns ist nicht gestattet, im Namen der Vielseitigkeit mehr als die Nothwendigkeit der Besinnung überhaupt zu entwickeln. Wie sie aus solchen und andern Vertiefungen sich jedesmal zusammensetzen werde: dies vorher zu wissen, wäre Sache der Psychologie; es vorzuempfinden, ist das Wesentliche des pädagogischen Tacts, des höchsten Kleinods für die pädagogische Kunst.

[123] Nur so viel dürfen wir hierbey bemerken: dafs zwischen den Extremen concentrirter Vertiefung und allumfassender Besinnung die gewöhnlichen Zustände des Bewufstseyns liegen, welche, wie man will, als partielle Vertiefungen von einer Seite, als partielle Besinnungen von einer andern angesehen werden können. Da nun vollendete Vielseitigkeit unerreichbar ist, da man sich statt der höchst-umfassenden mit irgend einer — vielleicht reichen, doch immer nur noch partiellen Besinnung wird begnügen müssen: so würde gefragt werden können, welchen Umrifs man ihr geben, welchen Theil man aus dem Ganzen vorzugsweise herausheben solle, — wenn hier nicht sogleich die Antwort bereit läge: es ist die Individualität, und der durch die Gelegenheit bestimmte Horizont des Individuums, der die ersten Vertiefungen schafft; und dadurch, wo nicht Mittelpunkte, doch Anfangspunkte der fort-[124]schreitenden Bildung festsetzt, die man zwar nicht ängstlich respectiren, aber auch nicht so sehr vernachlässigen soll, dafs die Gaben der Erziehung und die Gaben der Umstände nicht leicht in Eins zusammenfliefsen könnten. Der Unterricht knüpfe gern an das Nächste an. Aber man erschrecke auch nicht, wenn das, was er daran knüpft, durch weite Räume und Zeiten von uns getrennt liegt. Die Gedanken reisen schnell, und der Besinnung liegt nur das weit entfernt, was durch viele Mittelbegriffe, oder durch viele Modificationen der Sinnesart getrennt ist.

II.

Klarheit. Association. System. Methode.

Das Gemüth ist stets in Bewegung. Zuweilen ist die Bewegung sehr rasch, zuwei-[125]len kaum merklich. An ganzen Gruppen zugleich

gegenwärtiger Vorstellungen ändert sich eine Zeitlang vielleicht nur wenig; das Uebrige beharrt; in Rücksicht seiner ist das Gemüth in Ruhe. Die Art des Fortschritts selbst ist vom Geheimniſs bedeckt. — Gleichwohl werden uns diese Vorbetrachtungen einen Theilungsgrund verschaffen, dessen wir häufig bedürfen, um die zu allgemeinen Begriffe in die Sphäre der Anwendbarkeit herabzuziehen.

Die Vertiefungen sollen wechseln; sie sollen in einander, und in die Besinnung übergehen; die Besinnung wiederum in neue Vertiefung. Aber jede für sich, ist ruhend.

Die ruhende Vertiefung, wenn sie nur reinlich ist und lauter, sieht das Einzelne klar. Denn alsdann nur ist sie lauter, wenn alles, was im Vorstellen eine trübe Mischung macht, fern bleibt, — oder, [126] durch die Sorge des Erziehers entmischt, mehrern und verschiedenen Vertiefungen einzeln dargeboten wird.

Der Fortschritt einer Vertiefung zur andern associirt die Vorstellungen. Mitten unter der Menge der Associationen schwebt die Phantasie; sie kostet jede Mischung, und verschmäht nichts als das Geschmacklose. Aber die ganze Masse ist geschmacklos, sobald alles in einander flieſsen kann; und es kann es, wenn nicht die klaren Gegensätze des Einzelnen es verhüten.

Ruhende Besinnung sieht das Verhältniſs der Mehrern; sie sieht jedes Einzelne, als Glied des Verhältnisses, an seinem rechten Ort. Die reiche Ordnung einer reichen Besinnung heiſst System. Aber kein System, keine Ordnung, kein Verhältniſs, ohne Klarheit des Einzelnen. Denn Ver-[127]hältniſs ist nicht in der Mischung; es besteht nur unter getrennten und wieder verbundenen Gliedern.

Der Fortschritt der Besinnung ist Methode. Sie durchläuft das System; producirt neue Glieder desselben, und wacht über die Consequenz in seiner Anwendung. — Viele brauchen das Wort, die von der Sache nichts wissen. Das schwere Geschäft, zur Methode zu bilden, erlieſse man, im Groſsen, wohl dem Erzieher; — wie unerläſslich es sey, das eigne pädagogische Denken methodisch zu beherrschen, — wenn das die gegenwärtige Schrift nicht fühlbar macht, so gewinnt sie Nichts über den Leser.

Trübe Massen häuft im Gemüth des Kindes ununterbrochen die Erfahrung. Vieles davon zersetzt sie allmählig wieder, durch das Kommen und Gehen der Gegen-[128]stände; und eine wohlthätige Leichtigkeit der Association bleibt übrig für das Zersetzte. Vieles aber erwartet den Erzieher; der eine lange Arbeit besonders bey denen vorfindet, welche eine Reihe von Jahren ohne geistige Hülfe zubrachten. Die Gemüthslage ist bey solchen sehr träge gegen Alles, was sie reizen sollte zum Wechsel. Der Mensch sieht im Neuen immer nur das Alte, wenn jede Aehnlichkeit durch Reminiscenz die ganze, — die gleiche Masse wieder hervorschiebt.

Mangelhafte Association findet sich gewöhnlich in den Kenntnissen, die auf Schulen erlernt wurden. Denn entweder war nicht Kraft genug in dem Erlernten, um bis zur Phantasie vorzudringen; oder das Lernen

hemmte gar den Umlauf der täglichen Phantasieen, und der Geist erstarrte in allen Theilen. —

[129] System fordert niemand von der Erfahrung; billig auch nicht von solchen Wissenschaften, die bisher mehr irgend einen Plan, als ihr System selbst hatten. Aber der Vortrag einer Wissenschaft sey systematisch richtig: der Zuhörer gewinnt dennoch zunächst nur eine Reihe, die er lange im Associiren herumwälzen mufs, ehe die vereinigende Besinnung ihm den Vorzug der auserwählten Reihe fühlbar macht.

Wie viel weniger wird das vorgetragene System auf richtige Anwendung hoffen können! Methode ist für die Meisten ein gelehrter Name; ihr Denken schwebt unsicher zwischen Abstraction und Determination, es folgt dem Reize anstatt den Beziehungen; sie associiren Aehnlichkeiten, und reimen Dinge auf Begriffe, wie in Knittelversen. —

Zweytes Capitel.

Begriff des Interesse.

[130] Das vielfache persönliche Leben beschränkten wir von Vielgeschäftigkeit auf vielfaches Interesse, — damit die Vertiefungen sich nie zu weit verlieren möchten von der einigenden Besinnung. Denn eben weil die Kraft menschlicher Vertiefung zu schwach ist, um in eilenden Uebergängen sich umherschwingend Vieles an vielen Orten zu vollenden (wir messen hier mit dem Ganzen der menschlichen Thätigkeit, neben welchem auch die Thätigsten verschwinden): so müssen wir den unordentlichen Verweilungen wehren, die bald hier bald dort [131] etwas schaffen möchten, aber, anstatt der Gesellschaft nützlich zu werden, vielmehr durch den mangelhaften Erfolg die eigne Lust verleiden, und durch Zerstreuung die Persönlichkeit verdunkeln.

Es entstand uns also der Begriff des Interesse, indem wir gleichsam etwas abbrachen von den Sprossen der menschlichen Regsamkeit, indem wir der innern Lebendigkeit zwar keinesweges ihr mannigfaltiges Hervortreten, aber wohl ihre letzten Aeufserungen versagten. Was ist nun das Abgebrochene, oder das Versagte? Es ist die That; und, was unmittelbar dazu treibt, die Begehrung. So mufs Begehrung mit dem Interesse zusammengenommen das Ganze einer hervortretenden menschlichen Regung darstellen. Es konnte übrigens nicht die Meinung seyn, allen Regungen den Ausgang in äufsere Thätigkeit zu versperren; vielmehr, nachdem wir [132] erst die mehrern Regungen an ihren Gegenständen unterschieden haben werden, mufs es sich zeigen, welche von der Art seyen, dafs ihnen vorzugsweise ein gewisses Vordringen bis zur letzten Aeufserung gebühre.

I.

Interesse und Begehrung.

Das Interesse, welches, mit der Begehrung, dem Wollen, und dem Geschmacksurtheil gemeinschaftlich, der Gleichgültigkeit entgegen steht, unterscheidet sich dadurch von jenen dreyen, daſs es nicht über seinen Gegenstand disponirt, sondern an ihm hängt. Wir sind zwar innerlich activ, indem wir uns interessiren, aber äuſserlich so lange müſsig, bis das Interesse in Begierde oder Wille übergeht. [133] Dasselbe steht in der Mitte zwischen dem bloſsen Zuschauen und dem Zugreifen. Diese Bemerkung hilft einen Unterschied klar machen, der nicht übersehen werden darf. Der Gegenstand nämlich des Interesse kann nie derselbe seyn mit dem, was eigentlich BEGEHRT wird. Denn die Begierde, in dem sie zugreifen möchte, strebt nach etwas Künftigem, das sie nicht schon besitzt: hingegen das Interesse entwickelt sich im Zuschauen, und haftet noch an dem angeschauten Gegenwärtigen. Nur dadurch erhebt sich das Interesse über der bloſsen Wahrnehmung, daſs bey ihm das Wahrgenommene den Geist vorzugsweise einnimmt, und sich unter den übrigen Vorstellungen durch eine gewisse Causalität geltend macht. Hieran hängt unmittelbar das Folgende.

II.

Merken. Erwarten. Fordern. Handeln.

[134] Die erste Causalität, welche eine Vorstellung, die vor andern hervorragt, über sie ausübt, ist, daſs sie (unwillkührlich) dieselben zurückdrängt und verdunkelt. Indem sie nun ihre Kraft anwendet, um das zu bereiten, was wir oben Vertiefung nannten, können wir den Zustand des so beschäftigten Gemüths durch das Wort Merken bezeichnen.

Der leichteste und gewöhnlichste Fortschritt derselben Causalität, der es selten zu einer ruhenden Vertiefung kommen läſst, besteht darin, daſs das Gemerkte eine andre verwandte Vorstellung aufregt. Ist der Geist bloſs innerlich beschäftigt, und läſst sich dies Aufregen vollziehen: so entsteht höchstens ein neues Merken. Aber oft kann die angeregte neue Vorstellung nicht gleich [135] hervortreten; und dies ist (um nicht von den dunkeln Strebungen der Forschung und Ahndung zu reden) immer da der Fall, wo das Interesse vom Merken auf ein äuſseres Wirkliches ausging, und wo sich hieran eine neue Vorstellung knüpft, als ob das Wirkliche so oder so fortschritte, sich so oder so verwandelte. Während nun das Wirkliche zaudert, diesen Fortschritt den Sinnen darzustellen: schwebt das Interesse in Erwartung.

Das Erwartete ist natürlich nicht einerley mit dem, was die Erwartung erregte. Jenes, was erst noch vielleicht erscheinen könnte, ist künftig; dieses, an oder von dem das Neue sich ereignen oder sich herschreiben könnte, ist das Gegenwärtige, an welchem eigentlich beym Interesse die Aufmerksamkeit haftet. Veränderte aber der Gemüthszustand

sich so, dafs der Geist mehr in das Künftige als in das Gegen-[136]wärtige sich verlöre, und risse die Geduld; welche im Erwarten liegt: so würde aus Interesse Begehrung; und diese würde sich durchs Fordern ihres Gegenstandes ankündigen.

Das Fordern aber, wenn ihm die Organe dienstbar sind, tritt als Handlung hervor. — —

Es ist unrühmlich, sich zu vertiefen in Begehrungen, vollends in vielerley Begehrungen; und, wollte man auch die VIELSEITIGKEIT des Begehrens dadurch verbessern, dafs man die Vertiefungen in Besinnung auflös'te, so erhielte man höchstens ein System des Begehrens, einen Plan des Egoismus, aber nichts, was mit Mäfsigung und Sittlichkeit zu vereinigen wäre. Das geduldige Interesse dagegen kann nie zu reich werden; und das reichste Interesse wird am ersten geduldig bleiben. [137] In ihm besitzt der Charakter eine Leichtigkeit, seine Entschliefsungen zu vollziehen, die ihn auf allen Wegen begleitet, ohne durch Ansprüche seine Plane zu kreuzen.

Wiewohl nun das Handeln ganz eigentlich das Vorrecht des Charakters ist: so giebt es doch auch eine Art von Thätigkeit, die den, natürlichen noch charakterlosen, Kindern vorzüglich wohl ansteht, — das Versuchen. Dies kommt nicht sowohl aus Begierde, als aus Erwartung hervor; sein Resultat ist ihm, wie es auch ausfalle, gleich merkwürdig; immer hilft es der Phantasie vorwärts, und bereichert das Interesse.

Drittes Capitel.

Gegenstände des vielseitigen Interesse.

[138] Die bisher behandelten formalen Begriffe würden leer seyn, wenn das, was sie voraussetzen, nicht vorhanden wäre. Das Interessante ist es, was die Vertiefungen verfolgen und die Besinnungen sammeln sollen. Dem Bemerkten, dem Erwarteten gebührt die Klarheit und die Verknüpfung, das System und die Methode.

Die Sphäre des Interessanten haben wir nun zu durchwandern. Aber werden wir es unternehmen, die Summe der interessanten Dinge aufzuzählen? Werden wir [139] uns in die Objecte verlieren, um in dem Catalog der nützlichen Lectionen keinen wissenswürdigen Gegenstand zu vergessen? — Hier dunstet uns die schwüle Atmosphäre der Verlegenheit entgegen, in welcher der Eifer der Lehrer und Schüler so oft erstickt, die da nicht glauben, vielseitige Bildung zu erreichen, wenn sie nicht vielen Apparat aufhäufen, und so viel Arbeiten übernehmen, als der Tag Stunden hat. — Die Unmäfsigen! Der Himmel schenkte jeder Art des Interesse tausendfache Gelegenheiten; sie laufen allen Gelegenheiten nach, und erreichen nichts als Ermüdung.

Ein kleiner Fehler der Ansicht ist zu verbessern. Man vergesse nicht über dem Interessanten das Interesse; man classificire nicht Gegenstände, sondern Gemüthszustände.

I.

Erkenntnifs und Theilnahme.

[140] Die Erkenntnifs ahmt, was vorliegt, nach im Bilde; die Theilnahme versetzt sich in Andrer Empfindung.

Bey der Erkenntnifs findet ein Gegensatz statt zwischen der Sache und dem Bilde; Theilnahme hingegen vervielfältigt dieselbe Empfindung.

Die Gegenstände der Erkenntnifs pflegen zu ruhen, und das Gemüth geht von einem zum andern. Empfindungen pflegen in Bewegung zu seyn; und das nachempfindende Gemüth begleitet ihren Gang.

Der Umkreis der Gegenstände für die Erkenntnifs umfafst Natur und Menschheit. Nur einige Aeufserungen der Menschheit gehören der Theilnahme.

[141] Kann das Wissen je enden? — Es ist immer beym Anfang. Hier ziemt gleiche Empfänglichkeit dem Mann wie dem Knaben.

Kann die Theilnahme je zu lebhaft werden? Der Egoismus ist immer nahe genug. Seine Kraft kann nie zu starke Gegengewichte vorfinden; — aber ohne Vernunft, — ohne theoretische Bildung verfällt auch eine schwache Theilnahme von Thorheit auf Thorheit.

II.

Glieder der Erkenntnifs und der Theilnahme.

Hier tritt das Viele auseinander, was zur Vielseitigkeit gehört. Weil es nur Viel-Seitigkeit seyn soll: bemühen wir uns nicht [142] um Theilungsgründe; blofs um reinen Gegensatz der Glieder. Man versuche, ob man ihrer mehr finden kann.

Erkenntnifs	Theilnahme
des Mannigfaltigen,	an Menschheit,
seiner Gesetzmäfsigkeit,	Gesellschaft,
seiner ästhetischen Verhältnisse.	und dem Verhältnifs beider zum Wesen.

1. Specifische Verschiedenheit unter den Gliedern der Erkenntnifs:

Wie reich und grofs die Natur auch sey: so lange der Geist sie nimmt, wie sie sich giebt, wird er blofs mehr und mehr voll von dem Wirklichen; und die Vielheit in ihm ist blofs die der Erscheinungen, so wie die Einheit in ihm blofs die ihrer Aehnlichkeit und Zusammenstellung. Sein Interesse hängt an ihrer Stärke, Buntheit, Neuheit, wechselnden Folge.

[143] Aber in dem Gesetzmäfsigen wird Nothwendigkeit erkannt, oder doch vorausgesetzt; die Unmöglichkeit des Gegentheils also ist gefunden oder angenommen; das Gegebene ist zerfället in Materie und

Form, und die Form zum Versuch umgeformt: nur so konnte der Zusammenhang als gegeben und dann weiter als nothwendig hervortreten. Das Interesse hängt an Begriffen, an ihren Gegensätzen und Verschlingungen, an ihrer Weise, die Anschauungen zu umfassen, ohne sich damit zu vermengen.

Nicht einen Gegensatz, aber einen Zusatz zur Anschauung giebt der Geschmack. Sein Urtheil folgt allenthalben, — leise oder laut, — nach jedem vollendeten Vorstellen, wenn dasselbe nicht sogleich im Wechsel verschwand. Es liegt nicht im bloſsen Wahrnehmen; Beyfall, Misfallen, dies ist ein Ausspruch über, — nicht ein [144] Versinken in den Gegenstand. Das Interesse hängt am Bilde, nicht am Seyn; an den Verhältnissen, nicht an der Menge und Masse.

2. Specifische Verschiedenheit unter den Gliedern der Theilnahme.

Nimmt die Theilnahme ganz einfach die Regungen auf, die sie in menschlichen Gemüthern findet, folgt sie dem Lauf derselben, läſst sie sich ein in deren Verschiedenheiten, Collisionen, Widersprüche: so ist sie bloſs sympathetisch. So würde die Theilnahme des Dichters seyn, wäre er nicht, als Künstler, seines Stoffes Schöpfer und Herr.

Aber sie kann auch die mannigfaltigen Regungen vieler Menschen von den Individuen absondern, deren Widersprüche auszugleichen suchen, und sich für Wohlseyn [145] im Ganzen interessiren, das sie dann wieder in Gedanken unter die Individuen vertheilt. — Das ist die Theilnahme für die Gesellschaft. Sie disponirt über das Einzelne, um sich ans Allgemeine zu hängen; sie verlangt Tausch und Aufopferung, widerstrebt den wirklichen Regungen, und denkt mögliche bessere an deren Stelle. So der Politiker.

Endlich kann sie aus der bloſsen Sympathie übergehen in Furcht und Hoffnung für jene Regungen, indem sie die Lage der Menschen gegen die Umstände betrachtet. Diese Besorgniſs, gegen welche alle Klugheit und Thätigkeit am Ende schwach erscheint, führt zum religiösen Bedürfniſs, — einem moralischen, wie einem eudämonistischen Bedürfniſs. Der Glaube quillt aus dem Bedürfniſs. —

Will man sich hüten vor Uebertreibung und peinlicher Durchführung: so ist uns hier [146] eine erläuternde Parallele gestattet. Beyde, Erkenntniſs und Theilnahme, nehmen ursprünglich das, was sie finden, so wie es liegt; die eine scheint in Empirie, die andre in Sympathie versunken. Aber beyde arbeiten sich empor, angetrieben durch die Natur der Dinge. Die Räthsel der Welt treiben aus der Empirie Speculation, die kreuzenden Forderungen der Menschen aus der Sympathie den geselligen Ordnungsgeist hervor. Der letztre giebt Gesetze, die Speculation erkennt Gesetze. Unterdessen hat das Gemüth sich befreyt vom Druck der Masse, und, nicht mehr versinkend ins Einzelne, wird es jetzt von den Verhältnissen angezogen: die ruhige Betrachtung von den ästhetischen Verhältnissen, das Mitgefühl vom Verhältniſs der Wünsche und Kräfte der Menschen zu ihrer Unterwürfigkeit unter den Gang der Dinge. So erhebt sich jene zum Geschmack, diese zur Religion.

Viertes Capitel.

Unterricht.

[147] Den Menschen der Natur überlassen, oder gar derselben zuführen und anbilden zu wollen, ist thöricht; denn was ist die Natur des Menschen? Sie war den Stoikern wie den Epicuräern der gleich bequeme Anhängepunkt ihres Systems. Die menschliche Anlage, welche auf die verschiedensten Zustände berechnet scheint, schwebt in solcher Allgemeinheit, dafs die nähere Bestimmung, die Ausarbeitung, durchaus der Gattung überlassen bleibt. Das Schiff, dessen Bau mit höchster Kunst darauf eingerichtet ist, dafs es durch alle [148] Schwebungen den Wellen und Winden nachgeben könne, erwartet nun den Steuermann, der ihm sein Ziel anweisen und seine Fahrt nach den Umständen lenken wird.

Wir wissen unsern Zweck. Die Natur thut manches, was uns helfen kann, und die Menschheit hat auf dem Wege, den sie schon zurücklegte, vieles gesammelt; wir haben das Eine zum Andern zu fügen.

I.

Unterricht, als Ergänzung von Erfahrung und Umgang.

Von Natur kommt der Mensch zur Erkenntnifs durch Erfahrung und zur Theilnahme durch Umgang. Die Erfahrung, wiewohl unsre Lehrerin durchs ganze Leben, giebt dennoch nur ein äufserst kleines [149] Bruchstück eines grofsen Ganzen; unendliche Zeiten und Räume verhüllen uns eine unendlich gröfsere mögliche Erfahrung. Vielleicht minder arm ist verhältnifsmäfsig der Umgang, denn die Empfindungen unsrer Bekannten gleichen im allgemeinen den Empfindungen aller Menschen; aber der Theilnahme ist an den feinsten Unterschieden gelegen, und Einseitigkeit der Theilnahme ist viel schlimmer als Einseitigkeit der Kenntnifs. Die Mängel also, welche in der kleinen Sphäre des Gefühls der Umgang, und in dem gröfsern Kreise des Wissens die Erfahrung übrig lassen, sind für uns ungefähr gleich grofs; und hier wie dort mufs die Ergänzung durch Unterricht gleich willkommen seyn.

Allein es ist nichts kleines um das Geschäft, so wichtige Mängel zu decken; und bevor wir es dem Unterricht auftragen, mögen wir wohl zusehen, was er vermöge, [150] was nicht! — Der Unterricht spinnt einen langen, dünnen, weichen Faden; den der Glockenschlag zerreifst, und wieder knüpft; der in jedem Augenblick die eigne Geistesbewegung des Lehrlings bindet, und, indem er sich nach seinem Zeitmaafs abwickelt, ihr Tempo verwirrt, ihren Sprüngen nicht folgt und ihrem Ausruhen nicht Zeit läfst. Wie anders die Anschauung! Sie legt eine breite, weite Fläche auf einmal hin; der Blick, vom ersten Staunen zurückgekommen, theilt, verbindet, läuft hin und wieder, verweilt, ruht, erhebt sich von neuem, — es kommt die Betastung, es kommen die übrigen

Sinne hinzu, es sammeln sich die Gedanken, die Versuche beginnen, daraus gehen neue Gestalten hervor und wecken neue Gedanken, — überall ist freyes und volles Leben, überall Genufs der dargebotenen Fülle! Diese Fülle, und dies Darbieten ohne Anspruch und Zwang, wie will es der Unter-[151]richt erreichen! — Wie vollends wird er mit dem Umgange wetteifern? der beständig zur Aeufserung der eignen Kraft auffordert, der als ein durchaus bewegliches und bildsames Element sich eben so empfänglich hingiebt, wie er thätig und kräftig in die Tiefen des Gemüths hineingreift, um alle Arten von Empfindungen darin umzutreiben und zu mischen? der nicht nur die Theilnahme mit den Gefühlen der Andern bereichert, sondern auch das eigne Gefühl in andern Herzen vervielfältigt, um es verstärkt und gereinigt uns selbst zurück zu geben? — Wenn der letztre Vorzug der persönlichen Gegenwart eigen, beym Umgang durch Briefe hingegen schon schwächer ist: so mufs er endlich sich ganz verlieren bey der blofsen Darstellung fremder Gefühle unbekannter Personen aus entfernten Ländern und Zeiten, wodurch doch allein der Unterricht im Stande wäre, den Umgangskreis zu erweitern. —

[152] In der That, wer möchte Erfahrung und Umgang bey der Erziehung entbehren? Es ist als ob man des Tages entbehren, und sich mit Kerzenlicht begnügen sollte! — Fülle, Stärke, individuelle Bestimmtheit für alle unsre Vorstellungen, — Uebung im Anwenden des Allgemeinen, Anschliefsen ans Wirkliche, an das Land, an die Zeit, Geduld mit den Menschen wie sie sind: — dieses Alles mufs aus jenen Urquellen des geistigen Lebens geschöpft werden.

Nur Schade! Die Erziehung hat Erfahrung und Umgang nicht in der Gewalt! — Man vergleiche das Local auf den Gütern eines industriösen Oekonomen, und das in dem Pallaste einer Weltdame, die in der Stadt lebt! Dort wird man den Zögling allenthalben hinführen können, hier allenthalben zurückhalten müssen. — Er sey wer er sey, die Bauern, Hirten, Jäger, [153] die Arbeiter aller Art, und ihre Knaben werden ihm in frühern Jahren der trefflichste Umgang seyn; wohin sie ihn mitnehmen, wird er von ihnen lernen und gewinnen. Hingegen unter den Stadtkindern der vornehmen Familien, unter dem Stadt-Gesinde — wie viele Bedenklichkeiten! —

Das Alles leidet viele nähere Bestimmungen, es leidet Ausnahmen. Aber am Ende, wenn wir uns wieder an unsern Zweck, an Vielseitigkeit des Interesse erinnern: so fällt es leicht auf, wie beschränkt die Gelegenheiten sind, die an der Scholle kleben, — wie weit der wahrhaft ausgebildete Geist darüber hinausgeht. — Auch das vortheilhafteste Local hat so enge Gränzen, wie man sie der Bildung eines jungen Menschen, den nicht die Noth einengt, zu stecken nimmermehr verantworten könnte. Hat er Mufse und einen Lehrer: so dispensirt Nichts den Lehrer, sich im Raume [154] durch Beschreibungen auszudehnen, aus der Zeit das Licht der Vergangenheit zu hohlen, und den Begriffen das unsinnliche Reich zu eröffnen.

Und sollten wir uns verhehlen, wie oft der Raum in Beschreibungen und Zeichnungen lieblicher beleuchtet ist als der gegenwärtige, wie viel

genügender und erhebender der Umgang mit der Vorwelt als der mit den Nachbarn, — wie viel reicher an Einsicht der Begriff als die Anschauung, ja wie unentbehrlich fürs Handeln der Gegensatz zwischen dem Wirklichen und dem, was sein sollte?

Erfahrung und Umgang machen uns wahrlich oft Langeweile; und zuweilen müssen wir es ertragen. Aber niemals mufs der Zögling das vom Lehrer zu leiden haben! Langweilig zu sein ist die ärgste Sünde des Unterrichts. — Sein [155] Vorrecht ist es, Steppen und Moräste zu überfliegen; kann er nicht immer in angenehmen Thälern wandeln, so übt er dagegen im Berg-Steigen; und belohnt durch die grofsen Aussichten. —

Die Erfahrung scheint darauf zu rechnen, der Unterricht werde ihr nachkommen, um die Massen, welche sie gehäuft hinwarf, zu zerlegen, und das Zerstreute ihrer formlosen Fragmente zusammenzufügen und zu ordnen. Denn wie sieht es aus in dem Kopfe eines ununterrichteten Menschen! Da ist kein bestimmtes Oben noch Unten, nicht einmal eine Reihe; alles schwimmt durcheinander. Die Gedanken haben nicht warten gelernt. Bey gegebenem Anlafs kommen Alle herbey, so viel ihrer durch den Faden der Association angeregt werden, und so viele auf einmal Platz haben im Bewufstseyn. Die, welche durch häufig wiederholten Eindruck am [156] meisten Kraft erlangten, machen sich gelten; sie ziehen an, was zu ihnen pafst, und stofsen ab, was ihnen nicht bequem ist. Das Neue wird angestaunt, oder nicht beachtet, oder durch eine Reminiscenz abgeurtheilt. Kein Absondern dessen, was nicht dahin gehört! Kein Hervorheben des Hauptpunkts; — oder, thäte ja die gute Natur einen glücklichen Blick, so fehlt es doch an Mitteln, die gefundene Spur zu verfolgen. — Das wird man sehen, wenn man einen rohen Knaben von 10 bis 15 Jahren anfängt zu unterrichten. Anfangs wird die Aufmerksamkeit durchaus nicht in einen gleichförmigen Flufs zu bringen seyn. Weil kein herrschender Hauptgedanke Ordnung hält, weil es an Subordination der Begriffe fehlt, so wirft sich immer das Gemüth unruhig umher; auf Neugier folgt Zerstreuung und lose Spielerey. Damit vergleiche man den gebildeten Jüngling, dem es nicht schwer wird, mehrere Reihen [157] wissenschaftlicher Vorträge ohne Verwirrung in derselben Zeit-Periode zu fassen und zu verarbeiten. —

Eben so wenig wird man mit den Resultaten des blofsen Umgangs zufrieden seyn können. Es fehlt zu viel, dafs Theilnahme immer der Geist des Umgangs wäre. Menschen beschauen, beobachten, versuchen einander. Kinder schon brauchen und hindern einander in ihren Spielen. Selbst Wohlwollen und Liebe von einer Seite ist gar nicht sicher, auf der andern Seite ähnliche Empfindungen zu erregen. Man kann mit dem Dienst die Liebe nicht überliefern; Gefälligkeiten, ohne andre Sorgfalt ausgespendet, erzeugen Genufs, und der Genufs erzeugt Begierde nach Mehr, aber keinen Dank. Dies gilt vom Umgange der Kinder unter einander, und der Kinder mit Erwachsenen. Der Erzieher, der sich Liebe zu erwerben sucht, wird es selbst [158] erfahren. Es mufs zu den Gefälligkeiten etwas hinzukommen, was die Ansicht derselben bestimmt; das Gefühl mufs sich darstellen, so dafs es das eigne Gefühl des

Kindes einstimmend aufregt. Dies Darstellen fällt in die Sphäre des Unterrichts; ja sogar die bestimmten Lehrstunden, in welche freylich niemand die Darstellung des eignen Gefühls regelmäfsig einzwängen wird, sind dennoch als Vorarbeit, zur Prädisposition, unbeschreiblich wichtig, und haben für die Theilnahme gar nicht minder als für die Erkenntnifs zu sorgen.

Das ganze Leben, die ganze Menschenbeobachtung bestätigt es, dafs Jeder sich aus seiner Erfahrung und seinem Umgange macht, was ihm gemäfs ist, dafs er hier die Begriffe und Gefühle ausarbeitet, die er mitbrachte. Es giebt leichtsinnige Greise, es giebt unkluge Weltleute; es giebt auf der andern Seite vorsichtige Jüng-[159]linge und Knaben. Ich habe beydes gesehen. Und alle meine Zeitgenossen müssen gesehen haben, wie wenig die gröfsten Weltbegebenheiten über vorgefafste Begriffe vermögen. Die auffallendsten Erfahrungen liegen uns gemeinschaftlich vor, der Umgang verbindet alle Nationen; aber die Verschiedenheit der Meinungen und die Disharmonie der Gefühle war schwerlich jemals gröfser als jetzt.

Also: der eigentliche Kern unseres geistigen Daseyns kann durch Erfahrung und Umgang nicht mit sicherm Erfolge gebildet werden. Tiefer in die Werkstätte der Gesinnungen dringt gewifs der Unterricht. Man denke an die Gewalt jeder Religionslehre! Man denke an die Herrschaft, welche ein philosophischer Vortrag über einen aufmerksamen Zuhörer so leicht, ja fast unversehens erlangt! Man nehme die furchtbare Kraft der Romanenlectüre hinzu, [160] — denn das alles gehört zum Unterricht, zum schlechten oder zum guten.

Freylich der jetzige Unterricht ist gebannt an dem bisherigen (doch nicht blofs jetzigen, sondern auch vergangenen) Zustand der Wissenschaften, der Künste, der Literatur. Es kommt hier auf möglichste Benutzung des Vorhandenen an, die sich noch unabsehlich vervollkommnen läfst. Dennoch stöfst man während der Erziehung an tausend Wünsche, welche über die Pädagogik hinausgehen, oder vielmehr, welche fühlbar machen, dafs das pädagogische Interesse nichts Abgesondertes ist, — und dafs es am wenigsten in solchen Gemüthern gedeihen kann, die nur darum, weil alles andre ihnen zu hoch und zu ernst war, und um doch irgendwo die Ersten zu seyn, sich das Erziehungsgeschäft und die Gesellschaft der Kinder gefallen lassen. —

[161] Das pädagogische Interesse ist nur eine Aeufserung unsers ganzen Interesse für Welt und Menschen; und der Unterricht concentrirt alle Gegenstände dieses Interesse — da, wohin sich unsre gescheuchten Hoffnungen endlich retten: in den Schoofs der Jugend; welcher der Schoofs der Zukunft ist. — Aufserdem ist der Unterricht sicherlich leer, und ohne Bedeutung. Sage Niemand, er erziehe mit ganzer Seele! Das ist eine hohle Phrase. Entweder, er hat Nichts zu vollbringen durch die Erziehung, — oder die gröfsere Hälfte seiner Besinnung gehört dem, was er dem Knaben mittheilt, was er ihm zugänglich macht, — gehört seiner Erwartung von dem, was, jenseits aller bisherigen Phänomene unsrer Gattung, die sorgfältiger gepflegte Menschheit werde leisten können.

Dann aber strömt aus voller Seele eine Fülle des Unterrichts, welche der Fülle der Erfahrung sich vergleichen [162] darf; dann giebt das bewegte Gemüth auch dem Hörer freye Bewegung; und in dem weiten, faltenreichen Gewande solcher Lehrart ist Raum genug für tausend Nebengedanken, ohne daſs das Wesentliche an seiner reinen Form verlöre. Der Erzieher selbst wird dem Zögling ein eben so reicher als unmittelbarer Gegenstand der Erfahrung; ja sie sind mitten in der Lehrstunde einander ein Umgang, in welchem die Ahndung wenigstens enthalten ist von dem Umgange mit den groſsen Männern der Vorwelt, oder mit den rein gezeichneten Charakteren der Dichter. Abwesende, historische, poetische Personen müssen Leben erhalten von dem Leben des Lehrers. Er fange nur an; bald wird auch der Jüngling, ja der Knabe mit seiner Einbildung beytragen, und oft werden beyde mit einander in groſser und gewählter Gesellschaft seyn, ohne dazu irgend eines Dritten zu bedürfen. —

[163] Der Unterricht endlich allein kann Anspruch darauf machen, umfassende Vielseitigkeit gleichschwebend zu bilden. Man denke sich einen Entwurf des Unterrichts, zunächst bloſs nach den Gliedern der Erkenntniſs und Theilnahme eingetheilt, mit völliger Nicht-Achtung aller Classification der Materialien unsrer Wissenschaften; denn diese kommen, da sie nicht Seiten der Persönlichkeit unterscheiden, für gleichschwebende Vielseitigkeit gar nicht in Betracht. — Durch Vergleichung mit einem solchen Entwurfe sieht man leicht, welche Stellen desselben sich der Beyträge der Erfahrung und des Umgangs bey einem bestimmten Subject und unter gegebenen Umständen vorzugsweise zu erfreuen haben; welche — ohne Zweifel viel gröſsere — Parthien hingegen leer ausgehen. Man findet z. B., daſs der Zögling durch seine Umgebung mehr auf das gesellschaftliche, etwa patriotische Interesse, als auf Sympa-[164]thie mit Einzelnen hingeleitet, — oder daſs er mehr auf Dinge des Geschmacks als der Speculation zu achten veranlaſst ist, — oder umgekehrt; wo der Fehler gleich groſs ist. — Darin liegt dann eine zwiefache Andeutung. Erstlich soll man auf der Seite, wo das Uebergewicht ist, die Massen zerlegen, ergänzen, ordnen. Zweytens soll man, theils an jenes anknüpfend, theils unmittelbar, durch den Unterricht das Gleichgewicht herbeyführen. Keinesweges aber darf, in einem Alter der Bildsamkeit, die zufällige Hervorragung als ein Wink angesehen werden, dahin noch mehr durch die Erziehung zu wirken. Diese Regel, welche die Unform in Schutz nimmt, ist von der Liebe zur Willkühr ersonnen, und vom Ungeschmack empfohlen. Freylich, wer Buntes und Carricaturen liebt, den würde es wohl sehr ergötzen, wenn er, statt vieler wohl- und gleichgewachsener Menschen, die in Reih' und Glied sich zu [165] bewegen taugen, einen Haufen von Bucklichten und Krüppeln aller Gattung sich wild durch einander tummeln sähe, — wie es da geschieht, wo die Gesellschaft aus Menschen von getrennter Sinnesart, deren jeder mit seiner Individualität groſs thut, und keiner den andern versteht, zusammengesetzt ist.

II.

Stufen des Unterrichts.

Τι πρωτον, τι δ' επειτα, τι δ' ὑστατιον καταλεξω;

Was nach einander, und Eins DURCH das Andre, — was hingegen zugleich, und Jedes mit EIGNER und ursprünglicher Kraft geschehen müsse: diese Fragen gelten allen Geschäften, allen Plänen, worin eine grofse Mannigfaltigkeit verflochtener Maafs-[166]regeln enthalten seyn soll. Denn immer wird man von mehreren Seiten zugleich anfangen, immer auch Vieles durch das Vorhergehende bereiten müssen. Dies sind gleichsam die zwey Dimensionen, nach welchen man sich zu orientiren hat.

Unsre Vorbegriffe sagen uns, der Unterricht habe Erkenntnifs und Theilnahme, als verschiedne Gemüthszustände von ursprünglicher Eigenthümlichkeit, zugleich zu entwickeln. Sehen wir auf die untergeordneten Glieder: so ist hier zwar eine gewisse Folge und Abhängigkeit, aber dennoch kein strenges Nacheinander. Speculation und Geschmack setzen zwar die Auffassung des Empirischen voraus, aber, während diese Auffassung immerfort geht, erwarten jene nicht etwa das Ende derselben; sie regen sich vielmehr schon sehr früh, und entwickeln sich von da an gleichzeitig mit der Erweiterung der blofsen [167] Kenntnifs des Mannigfaltigen, indem sie ihr allenthalben, wo nicht Hindernisse eintreten, auf dem Fufse nachfolgen. Besonders auffallend ist die speculative Regung in der Periode, wo die Kinder unaufhörlich WARUM? fragen? Der Geschmack versteckt sich vielleicht mehr unter andern Bewegungen der Aufmerksamkeit und Theilnahme; gleichwohl liefert er immer seinen Beytrag zu dem Vorziehen und Zurücksetzen, wodurch Kinder ihre Unterscheidung der Dinge zu erkennen geben. Und wie viel schneller würde er sich entwickeln, wenn wir ihm die einfachsten Verhältnisse zuerst darböten, und ihn nicht gleich in unfafsliche Verwickelungen hineinwürfen? — Da der Geschmack sowohl als das Nachdenken etwas ursprüngliches ist, das nicht gelernt werden kann: so darf man, selbst unabhängig von der Erfahrung, darauf rechnen, dafs in der Sphäre hinreichend erkannter Gegenstände sich beydes ohne Ver-[168]zug in Bewegung setzen mufs, wenn das Gemüth nicht sonst zerstreut oder gedrückt ist. Es versteht sich aber, dafs Erzieher, um wahrzunehmen, was sich in den Kinderseelen regt, selbst diejenige Bildung besitzen müssen, deren feinste Spuren sie hier zu beobachten haben. — Das eben ist das Unglück der Erziehung, dafs so manches schwache Licht, was in der zarten Jugend glimmt, bey den Erwachsenen längst völlig verloschen ist; daher sie nicht taugen, es zur Flamme anzufachen. —

Das Vorige gilt auch von den Gliedern der Theilnahme. Unter einem Häufchen von Kindern, wenn nur etwas von Sympathie vorhanden ist und wach erhalten wird, entwickelt sich von selbst ein gewisses Bedürfnifs der geselligen Ordnung zum gemeinen Besten. Und wie die rohesten Nationen nicht ohne Götter sind: so haben auch Kinderseelen eine Ahndung von un-[169]sinnlicher Macht, welche in die Sphäre ihrer Wünsche so oder anders eingreifen könnte. Woher käme auch sonst

die Leichtigkeit, womit sowohl abergläubische als ächt religiöse Vorstellungsarten sich bey den Kleinen Eingang und Einfluſs verschaffen? Indessen für ein Kind, das sich in strenger Abhängigkeit von seinen Eltern und Aufsehern findet, nehmen freylich diese sichtbaren Personen den Platz ein, welchen sonst das Gefühl der Abhängigkeit unsinnlichen Mächten anweis't; und eben daher ist der erste religiöse Unterricht nur eine höchst einfache Erweiterung des Verhältnisses der Eltern zu den Kindern; wie denn auch die ersten gesellschaftlichen Begriffe von der Familie entlehnt seyn werden.

Die Verschiedenheit des Interesse also, welches der Unterricht bilden soll, bietet uns nur Unterschiede des Gleichzei-[170]tigen, nicht aber eine deutliche Stufenfolge dar.

Hingegen die im Anfange entwickelten formalen Grundbegriffe beruhen auf Gegensätzen dessen, was nach einander folgen müsse. Es kommt darauf an, davon die richtige Anwendung zu machen.

Ueberhaupt soll Vertiefung der Besinnung vorangehen. Aber wie weit voran? das bleibt im Allgemeinen unbestimmt. Gewiſs müssen sie so nahe als möglich beysammen gehalten werden, denn zum Nachtheil der persönlichen Einheit, die durch Besinnung erhalten wird, werden wir keine Vertiefungen wünschen; deren lange und unabgebrochene Folge eine Spannung erzeugen würde, womit der gesunde Geist im gesunden Körper nicht bestehen könnte. Um also das Gemüth stets beysammen zu halten, schreiben wir vor allen Dingen dem Unterricht die Regel vor: in jeder kleinsten [171] Gruppe seiner Gegenstände der Vertiefung und Besinnung gleiches Recht zu geben; also Klarheit jedes Einzelnen, Association des Vielen, Zusammenordnung des Associirten, und eine gewisse Uebung im Fortschreiten durch diese Ordnung nach einander gleichmäſsig zu besorgen. Darauf beruht die Sauberkeit, welche in allem, was gelehrt wird, herrschen muſs. Das Schwerste vielleicht ist hier dem Lehrer: das völlig Einzelne zu finden; sich selbst seine Gedanken elementarisch zu zerlegen. Lehrbücher könnten hier zum Theil vorarbeiten.

Wenn nun der Unterricht auf diese Weise jede kleine Gruppe von Gegenständen behandelt, so entstehen der Gruppen viele im Gemüth, und jede derselben ist so lange in einer relativen Vertiefung gefaſst worden, bis sie alle in eine höhere Besinnung sich vereinigen. Aber die Ver-[172]einigung der Gruppen setzt vollkommne Einheit jeder Gruppe voraus. So lange nun das letzte Einzelne der Bestandtheile jeder Gruppe noch auseinanderfallen möchte: ist an die höhere Besinnung nicht zu denken. Es giebt aber über der höhern Besinnung noch höhere, und so fort unbestimmt aufwärts bis zur allumfassenden höchsten, die wir durch das System der Systeme suchen, aber nicht erreichen. Auf alles dies muſs die frühere Jugend Verzicht thun. Sie ist immer in einem Mittelzustande zwischen Vertiefung und Zerstreuung. Der frühere Unterricht bescheide sich, das, was man im höhern Sinn System nennt, nicht geben zu können; er schaffe dagegen desto mehr Klarheit jeder Gruppe; er associire die Gruppen desto fleiſsiger und mannigfaltiger, und sorge, daſs die Annäherung zur umfassenden Besinnung von allen Seiten gleichmäſsig geschehe. —

[173] Hierauf beruht die Articulation des Unterrichts. Die gröfsern Glieder setzen sich aus kleinern zusammen, wie die kleinern aus den kleinsten. In jedem kleinsten Gliede sind vier Stufen des Unterrichts zu unterscheiden, denn er hat für Klarheit, Association, Anordnung, und Durchlaufen dieser Ordnung zu sorgen. Was nun hier schnell nach einander geschieht, das folgt einander langsamer da, wo aus den kleinsten Gliedern sich die nächst gröfsern zusammensetzen, und mit immer gröfsern Entfernungen in der Zeit, je höhere Bestimmungsstufen erstiegen werden sollen.

Blicken wir jetzt zurück auf die Zergliederung vom Begriff des Interesse: so finden wir auch dort gewisse Stufen unterschieden; Merken, Erwarten, Fordern, Handeln.

Das Merken beruht auf der Kraft einer Vorstellung gegen die andern, welche ihr [174] weichen sollen; also theils auf ihrer absoluten Stärke, theils auf der Leichtigkeit des Zurückweichens der übrigen. Das Letztre führt auf die Idee einer Disciplinirung der Gedanken; wovon vorzugsweise im ABC der Anschauung der Ort war zu reden. Die Stärke einer Vorstellung kann theils durch die Gewalt des sinnlichen Eindrucks (wohin das Zugleichsprechen mehrerer Kinder, auch das vervielfältigte Darstellen desselben Gegenstandes durch Zeichnungen, Instrumente, Modelle, u. s. w. gehört), theils durch Lebhaftigkeit der Beschreibungen, theils besonders dadurch erreicht werden, wenn schon verwandte Vorstellungen in der Tiefe des Gemüths ruhen, welche sich mit der jetzigen vereinigen. Das Letztre allgemein zu veranstalten, ist Sache einer grofsen Kunst und Ueberlegung, welche dahin geht, jedem Künftigen etwas voranzuschicken, was ihm den Boden bereite, z. B. das ABC der Anschauung der [175] Mathematik, combinatorische Spiele der Grammatik, Erzählungen aus dem Alterthum einem classischen Schriftsteller.

Im Merken wird das Einzelne klar; aber auch die Association, die Ordnung, und das Fortschreiten nach der Ordnung mufs gemerkt werden.

Eben so giebt es Klarheit der Erwartungen, und Association derselben, ja es giebt systematische und methodische Erwartung.

Allein diese Verpflechtungen sind es nicht, was uns hier hauptsächlich interessiren mufs. — Wir wissen, dafs, wenn das Erwartete hervortritt, sich nur ein neues Merken erzeugt. Das ist durchgängig der Fall in der Sphäre des Wissens. Wo schon einiger Vorrath der Kenntnifs beysammen ist, da wird nicht leicht etwas gemerkt, woran [176] sich nicht Erwartungen knüpften, — doch die Erwartung erlischt, oder wird durch neue Kenntnifs befriedigt. Sollten ungestüme Begehrungen daraus aufsteigen, so würden sie der Regel der Mäfsigung, und folglich der Zucht, unterliegen. — Aber es giebt ein Merken, was nicht so leicht befriedigt, noch vergessen wird, es giebt ein Fordern, was in Handlung überzugehen bestimmt ist; dies ist das Fordern der Theilnahme. So viele Rechte auch hier die Mäfsigung ausübt: dennoch würde diejenige Erziehung verfehlt seyn, welche nicht Entschliefsungen zum Wirken für das Wohl der Menschheit und Gesellschaft, und eine gewisse Energie des religiösen Postulats zurückliefse. Demnach kommen

bey der Bildung der Theilnahme gar sehr die höhern Stufen in Betracht, zu welchen das Interesse übergehen kann. Und es ist leicht klar, dafs mit diesen Stufen die der menschlichen Alter zusammenpassen. [177] Dem Kinde ziemt ein theilnehmendes Merken, dem Knaben das Erwarten, dem Jüngling kleidet die Forderung der Theilnahme, damit der Mann dafür handeln möge. Die Articulation des Unterrichts gestattet aber auch hier wieder schon in den kleinsten Gliedern, die den frühern Jahren gehören, eine Anregung des Forderns, das in Handlung treten möchte. Aus solchen Anregungen erhebt sich in spätern Jahren, indem zugleich die Charakterbildung mitwirkt, das kräftige Fordern, welches Thaten erzeugt. —

Es sey gestattet, die Resultate durch kurze Worte zu fixiren, die man leicht deuten wird.

Allgemein soll der Unterricht
zeigen,
verknüpfen,
lehren,
philosophiren.

[178] In Sachen der Theilnahme sey er
anschaulich,
continuirlich,
erhebend,
in die Wirklichkeit eingreifend.

III.

Materie des Unterrichts.

Die Materie des Unterrichts liegt in den Wissenschaften. Man wird nicht von der allgemeinen Pädagogik erwarten, das sie dieselben vor Augen legen solle.

Jedermann frage sich selbst, was in seinem Wissen der bloſsen Erkenntnifs, was der Theilnahme zugehöre? Und wie es in die vorhin angezeigten Glieder von Beyden zerfalle? — Meistens wird eine solche [179] Selbstprüfung eine grofse Ungleichförmigkeit der eignen Bildung, und sogar in den hervorragenden Theilen derselben viel fragmentarisches entdecken. Einige leiden Mangel an Geschmacksbildung, sie haben sich vielleicht mit einer sehr untergeordneten Art der schönen Künste, — mit der Blumenmalerey, mit ein wenig Musik, mit Distichen oder Sonetten oder Romanen beschäftigt. Einige wissen nichts von Mathematik, Andre nichts von Philosophie. Die Gelehrtesten werden vielleicht lange rathen, wo denn die ganze Hälfte, die wir Theilnahme überschreiben, in dem weiten Reiche des Wissens zu suchen sey? —

An allen diesen Mängeln leidet unfehlbar die Erziehung. Wie viel sie leide? das ist sehr verschieden. Es kommt auf den Erzieher, — auf den Zögling, — auf Gelegenheiten an, die sich nebenher darbieten oder nicht.

[180] Je aufrichtiger der Erzieher gegen sich selbst, — und je gewandter er ist, das Vorhandne zu benutzen, desto besser wird es

gehen. Nicht leicht ist jemand in einer der unterschiednen Rücksichten ganz stumpf. Vieles läfst sich, bey ernstem Wollen, selbst während des Lehrens noch lernen; man ersetzt zuweilen durch die Neuheit des eignen Interesse, was an der Gediegenheit des Vortrags fehlt; und einen kleinen Vorsprung zu gewinnen vor dem jüngern Knaben, ist dem Erwachsenen so gar schwer nicht. Solches Verfahren ist wenigstens immer noch besser, als ganze Haupttheile der Bildung zu vernachlässigen, und nur seine eignen ausgearbeiteten, aber äufserst beschränkten Fertigkeiten und Schulkenntnisse mittheilen zu wollen.

Zuweilen braucht man dem Zögling in gewissen Dingen nur den ersten Ruck zu geben, und fortdauernd für Veranlassung [181] und Stoff zu sorgen, so geht er von selbst; und ist vielleicht bald dem Lehrer aus den Augen. In andern Fällen freylich ist es schwer, an dem stumpfen Kopfe nur irgend eine bewegliche Stelle, irgend einen Ton von ansprechendem Interesse zu entdecken. Gerade hier bedarf es der meisten Kenntnisse, um Vieles versuchen zu können, der meisten Geläufigkeit, um die rechte Form aufzuspüren. Wenn die Blöfsen des Erziehers und des Zöglings einander nicht decken; so ist nichts anzufangen.

Oft findet sich in der Nähe ein Mann, der das, was wir nicht verstehen, aber zu lehren nöthig finden, glücklich genug mitzutheilen weifs. Alsdann liege nur nicht in der Eitelkeit des Erziehers ein Hinderniſs, ihn zu benutzen. Es ist in der That kein demüthigendes Bekenntniſs, man wisse nicht alles, was die Erziehung zu fördern wohl im Stande wäre; denn es ist dessen gar zu viel. —

[182] Was über einzelne Gegenstände des Unterrichts hier in Verbindung mit den schon entwickelten Hauptbegriffen zu sagen ist, wird man im folgenden Capitel kurz beysammen finden. Zunächst fordert noch ein Unterschied, zufolge dessen diese Gegenstände mehr oder weniger mittelbar unser Interesse afficiren, einige Verweilung.

Der Unterricht betrifft nämlich

Sachen,
Formen,
und Zeichen.

Die Zeichen, z. B. die Sprachen, interessiren offenbar nur als Mittel der Darstellung dessen, was sie ausdrücken. Die Formen, — das Allgemeine, das, was die Abstraction von den Sachen lossondert, z. B. mathematische Figuren, metaphysische Begriffe, einfache Normalverhältnisse für die schönen Künste, — diese interessiren we-[183]nigstens nicht blofs unmittelbar, sondern es wird auch auf Anwendung derselben gerechnet. Wollte aber von den Sachen selbst, den Werken der Natur und Kunst, den Menschen, Familien und Staaten, auch noch jemand sagen, sie interessirten nur im Gebrauch zu unsern Zwecken, so würden wir ihn bitten, Reden von so übler Bedeutung nicht in der Sphäre unsres vielseitigen Strebens hören zu lassen; denn da möchte am Ende der leidige Egoismus als das einzige unmittelbare Interesse übrig bleiben. —

Die Zeichen sind für den Unterricht eine offenbare Last; welche, wenn sie nicht durch die Kraft des Interesse für das Bezeichnete

gehoben wird, Lehrer und Lehrling aus dem Gleise der fortschreitenden Bildung herauswälzt. Gleichwohl nehmen die Sprachstudien einen so beträchtlichen Theil des Unterrichts hinweg! — [184] Geht hier der Lehrer auf die gewöhnlichen Forderungen des Vorurtheils und des Herkommens ein: so sinkt er unvermeidlich vom Erzieher zum Lehr-Meister hinab, — und wenn die Lehrstunden nicht mehr erziehen, so zieht alsbald alles Gemeine der Umgebung den Knaben zu sich herunter, der innere Tact verschwindet, die Aufsicht wird nöthig — und dem Manne wird sein Geschäft verleidet. — Stemme man sich daher, so lange man kann, gegen JEDEN Sprachunterricht ohne Ausnahme, der nicht gerade auf dem Hauptwege der Bildung des Interesse liegt! Alte oder neuere Sprachen, das ist einerley! Das Buch allein hat ein Recht gelesen zu werden, welches jetzt eben interessiren, und für die Zukunft neues Interesse bereiten kann. Mit keinem andern, — also gleich namentlich mit keinerley Chrestomathie, welches immer eine Rhapsodie ohne Ziel ist, — darf auch nur eine Woche verloren [185] werden; denn eine Woche ist für Knaben eine lange Zeit; man spürt es schon an ihnen, wenn einen Tag lang der Einfluſs der Erziehung schwächer wirkte! — Das Buch aber, welches jedesmal an der Reihe ist, sey der Sprache nach so schwer es wolle, — alle Schwierigkeiten sind übersteiglich durch Kunst, Geduld und Anstrengung!

Die Kunst aber, die Kenntniſs der Zeichen mitzutheilen, ist dieselbe, wie die, in der Sphäre der Sache zu unterrichten. Zeichen sind zunächst Sachen, sie werden wahrgenommen, angeschaut, abgebildet, gleich den Sachen. Je stärker und vielfacher sie sich den Sinnen eindrücken, deso besser. Klarheit, Association, Anordnung, und regelmäſsiges Durchlaufen muſs pünktlich einander folgen. Man dringe nicht zu eilig auf die Bedeutung der Zeichen; eine kleine Zeitlang lasse man dieselbe ganz bey [186] Seite; dadurch wird Zeit gewonnen*. Uebrigens hat es keinen Zweck, die Theorie der Zeichen gleich Anfangs ganz gründlich zu lehren; man lehre so viel, als höchst nothwendig ist für den nächsten interessanten Gebrauch; alsdann wird bald das Gefühl des Bedürfnisses einer genauern Kenntniſs erwachen; und wenn dies erst mitarbeitet, geht alles leichter. —

In Rücksicht auf die Formen oder das Abstracte ist es zunächst nöthig, allgemein zu erinnern, worauf in speciellen Fällen so oft gedrungen ist, nämlich daſs das Abstracte nie scheinen darf, selbst zur Sache zu werden; sondern daſs man seine Bedeutung immer durch wirkliche Anwendung [187] auf Sachen sichern muſs. Von Beyspielen, vom Anschaulichen, vom Gegebenen erhebe sich die Abstraction; und wiewohl es eigner Vertiefungen in die bloſsen Formen bedarf, muſs doch immer die Besinnung an das Wirkliche nahe erhalten werden.

Der Knabe steht in der Mitte zwischen den platonischen Ideen und den Dingen an sich. So wenig für ihn das Abstracte reell werden

* Vielleicht sollte man beym Lesenlehren das Auge der Kinder lange vorher mit den Buchstabenfiguren durch allerley Darstellungen vertraut machen, ehe man irgend einen hörbaren Laut daran knüpfte.

darf, eben so wenig hat er hinter den Sinnendingen die unerreichbaren Substanzen, und hinter seinem Bewufstseyn das reine Ich, oder gar hinter dem Vielen das Eine, welches nicht Vieles und doch Alles ist, zu suchen. Soll er irgend einmal mit Glück in diese Vorstellungsarten sich einlassen: dann gerade ist zu wünschen, dafs er erst seinen offenen Sinnen hingegeben so lange fortgehen mag, bis er auf die elastische Stelle kömmt, die den Metaphysiker fortschnellt. —

[188] Sachen also sind dem Kinde nichts anders als die gegebenen Complexionen derjenigen Merkmale, die wir in der Abstraction herausheben, und abgesondert betrachten. — Daher giebt es einen Weg von den einzelnen Merkmalen (Formen) zu den Sachen, worin sie bey einander sind; es giebt auch einen Rückweg von den Sachen zu den Merkmalen, in welche sie sich zerlegen lassen. Hierauf beruht der Unterschied des synthetischen und analytischen Unterrichts, wovon im folgenden Capitel.

Aber unglücklicherweise ist es Niemandem geläufig, Sachen als Complexionen von Merkmalen zu begreifen. Uns allen ist jede Sache eine trübe Masse ihrer Merkmale, deren Einheit wir blind voraussetzen; an deren vielfach mögliche Unterordnung unter jedes ihrer Merkmale wir kaum denken; — keiner [189] sogar von unsern Philosophen scheint an das Eine und das Andre sich vollständig besonnen zu haben! Daher die Unfreyheit und Ungelenkigkeit der Köpfe, welche das Wirkliche nicht in der Mitte des Möglichen zu fassen wissen! Aber ich kann hier nicht Alles klar machen: Manchem müssen andre Forschungen nachhelfen.

IV.

Manieren des Unterrichts.

Manier ist nirgends willkommen, und sie findet sich überall! Wie könnte sie ausbleiben? Jeder Mensch bringt sie mit seiner Individualität herbey; und in jedes Zusammenwirken, wie hier des Lehrers und Zöglings, kommt sie von beyden Seiten.

[190] Indessen, Menschen gewöhnen sich an einander; bis auf einen gewissen Grad wenigstens. Jenseits desselben liegt das Unleidliche; welches durch Wiederhohlung immer widriger wird. Dahin gehört das Gesuchte, und das, was unmittelbar unangenehm afficirt. Jenes verzeiht man nicht, weil es ein willkührlicher Fehler ist, — dieses zerreifst die Geduld, weil die Empfindung des Unangenehmen sich durch Wiederhohlung verstärkt.

Möchte jede gesuchte Manier aus dem Unterricht wegbleiben! Das Fragen wie das Dociren, der Scherz wie das Pathos, die geschliffene Sprache wie der scharfe Accent, alles wird widrig, sobald es als willkührliche Zuthat erscheint, und nicht aus der Sache und der Stimmung hervorgeht. Aber aus den vielen Sachen und Situationen entwickeln sich viele Weisen und Wendungen des Vortrags; daher das, was [191] die Pädagogen unter dem hohen Namen Methoden so reichlich erfunden und empfohlen haben, sich noch sehr wird vermehren, und jedes

hie und da gebrauchen lassen, ohne eins vor dem andern unbedingte Vorzüge zu behaupten. Der Erzieher mufs reich seyn an allerley Wendungen; er mufs mit Leichtigkeit abwechseln, sich in die Gelegenheit schicken, und eben, indem er mit dem Zufälligen spielt, das Wesentliche desto mehr hervorheben.

An sich unangenehm und drückend sind alle Manieren, welche den Hörer blofs passiv machen, und ihm eine peinliche Verleugnung der eignen Beweglichkeit anmuthen. Darum mufs der zusammenhängende Vortrag das Gemüth durch stets gespannte Erwartungen bewegen; oder, wo er das nicht kann, — und bey Kindern ist es schwer, — da mufs der Vortrag nicht zusammenhängen wollen, sondern Unterbre-[192]chungen gestatten, oder selbst veranlassen. Diejenige Manier ist die beste, welche am meisten Freyheit giebt innerhalb des Kreises, den die vorliegende Arbeit zu bewahren nöthigt. — Uebrigens mache es nur immerhin der Lehrer sich selbst sowohl als den Lernenden bequem! Jeder hat seine Weise, welche er nicht zu weit verlassen kann, ohne die Leichtigkeit zu verlieren. Daher, so fern es nicht wesentlich schadet, — *veniam damus petimusque vicissim.*

Fünftes Capitel.

Gang des Unterrichts.

[193] Alles bisher Entwickelte, unter sich gehörig verflochten, und auf die mancherley Gegenstände unsrer Welt angewendet, in die Ausübung einzuführen: dies ist die grofse und wirklich unabsehliche Aufgabe dessen, der durch Unterricht erziehen will. Durch wenige allgemeine Begriffe konnte hingezeigt werden auf das, was in der Ausarbeitung die beharrliche Anstrengung vieler Menschen und langer Zeiten erfordern würde.

Was ich hier zu geben denke, ist nur Skizze. Es soll nur dienen, mehr Geläu-[194]figkeit in das Verbinden der schon entwickelten Begriffe zu bringen, und eine Aussicht auf das Feld der vorliegenden Arbeiten zu bereiten. Die allgemeine Pädagogik darf sich ins specielle nicht so einlassen, dafs der Ueberblick sich vom Ganzen auf irgend einen Theil besonders hinzöge. Dies zu verhüten, werde ich selbst das geistige Auge durch das sinnliche zu gewinnen, und, was zugleich durchdacht, was zugleich gethan werden mufs, Einem Anblick hinzulegen suchen.

I.

Blofs darstellender, — analytischer, — synthetischer Unterricht.

So oft es sich zuträgt, dafs für irgend ein Individuum ein Unterrichtsplan angelegt werden soll: wird sich immer ein Erfah-[195]rungs-

und Umgangs-Kreis vorfinden, in welchem das Individuum steht. Vielleicht wird dieser Kreis sich nach der Idee gleichschwebender Vielseitigkeit zweckmäfsig erweitern, oder innerlich besser durchsuchen lassen; und dies ist das erste, worauf man zu sehen hat.

Aber auch noch über den Kreis von Erfahrung und Umgang läfst sich die lebendige Fülle, die eindringliche Klarheit von beyden, hinaustragen; — oder vielmehr, in das Licht, das von ihnen ausströmt, können manche Parthien des Unterrichts vortheilhaft gestellt werden. Man kann aus dem Horizont, in welchem das Auge eingeschlossen ist, die Maafse nehmen, um ihn durch Beschreibung der nächstliegenden Gegend zu erweitern. Man kann das Kind in die Zeit vor seiner Geburt am Lebensfaden der ältern umgebenden Personen hinausführen; — man kann überhaupt alles [196] dasjenige BLOS DARSTELLEND versinnlichen, was hinreichend ähnlich und verbunden ist mit dem, worauf der Knabe bisher gemerkt hat. So giebt das Gemälde fremder Städte, Länder, Sitten, Meinungen mit den Farben der bekannten; es giebt historische Schilderungen, die durch eine Art von Gegenwart täuschen, weil sie die Züge der Gegenwart entlehnen. Zu Hülfe rufen mag der Unterricht hier alle Arten von Abbildungen; sie werden ihm desto besser helfen, je weniger er sie zuvor zum bloſsen Durchblättern und zum unverständigen Zeitvertreib hat misbrauchen lassen.

Gradweise wird die bloſse Darstellung an Helligkeit und Eindringlichkeit verlieren müssen, je weiter sie sich von dem Gesichtskreise des Kindes entfernen will. Sie wird dagegen an Mitteln gewinnen, wie der Gesichtskreis gewinnt. Eben deswegen ist [197] es unbestimmt, was und wie viel man auf sie rechnen dürfe, so wie es auch schwer seyn würde, ihr bestimmte Vorschriften zu geben. Denn ihrer Natur nach hat diese Lehrart nur Ein Gesetz: so zu beschreiben, daſs der Zögling zu sehen glaube.

Mehr auf seine eigne Kraft gestützt, erreicht auch der ANALYTISCHE Unterricht mehr das Allgemeine. — Damit man gleich wisse, ungefähr wenigstens, wovon ich rede, nenne ich Pestalozzi's Buch der Mütter, und die Niemeyer'schen Verstandesübungen. Jeden denkenden Erzieher leitet ein gesunder Tact darauf, daſs er die Massen, die sich in den Köpfen der Kinder anhäufen, und die durch den bloſs darstellenden Unterricht noch vermehrt werden, zerlegen, und die Aufmerksamkeit in das Kleinere und Kleinste successiv vertiefen müsse, um Klarheit und Lau-[198]terkeit in alle Vorstellungen zu bringen. Das muſs nur durchgeführt werden.

Man kann das Gleichzeitig-Umgebende zerlegen in einzelne Sachen; die Sachen in Bestandtheile, die Bestandtheile in Merkmale. Merkmale, Bestandtheile, Sachen, und ganze Umgebungen können der Abstraction unterworfen werden, um mancherley formale Begriffe daraus abzuscheiden. Aber es finden sich in den Sachen nicht bloſs gleichzeitige, sondern auch successive Merkmale, — und die Veränderlichkeit der Dinge giebt Anlaſs, Begebenheiten in die Reihen zu zerlegen, welche in ihnen neben und durch einander laufen. Bey allen diesen Auftrennungen stöſst man theils auf das, was nicht getrennt werden kann,

auf das Gesetzmäfsige, — für die Speculation; theils auf das, was getrennt werden soll oder nicht soll, auf das Aesthetische, — für den Geschmack.

[199] Auch den Umgang kann man zerlegen, und in die einzelnen Empfindungen der Theilnahme, die er bereitet, das Gemüth vertiefen. Und man mufs es, damit die Gefühle sich läutern und Innigkeit gewinnen. Denn das Totalgefühl gegen eine Person, vollends gegen einen Kreis von Personen, ist allemal aus vielen einzelnen Gefühlen zusammengesetzt; — und aus den Gefühlen gegen Andre müssen die Gefühle MIT ihnen erst sorgfältig herausgehoben werden, — damit der Egoismus die Theilnahme wenigstens nicht unbemerkt erdrücke. — Feinfühlende Frauen verstehen es am besten, den Umgang zu zerlegen, mehr theilnehmende Achtsamkeit unter die Kinder zu bringen, und eben dadurch auch die Berührungen zu vervielfältigen, — die Intensität des Umgangs zu erhöhen. Man sieht es leicht, ob Jemand in frühern Jahren unter solchem weiblichen Einfluſs gestanden hat! —

[200] Indem nun der analytische Unterricht das Besondre, was er vorfindet, zerlegt, reicht er hinauf in die Sphäre des Allgemeinen. Denn aus dem Allgemeinen ist das Besondre complicirt. Man erinnere sich allenfalls an die Definitionen *per genus proximum et differentiam specificam;* und bedenke dabey, daſs die specifische Differenz, für sich allein genommen, auch ein *genus* ist, in welchem eben so wie in jenem ersten, höhere *genera* eingeschlossen seyn können, — sammt den zugehörigen Differenzen, von deren jeglicher denn abermals das nämliche gilt! So wird wohl zu merken seyn, wie sich Logik und Combinationslehre berühren, — und warum die Zerlegung dessen, was ein individueller Gesichtskreis combinirt enthält, ins Logisch-Allgemeine hinausweis't, und dadurch die Empfänglichkeit des Gemüths erweitert für andre neue Auffassungen, worin die schon bekannten Elemente [201] anders und mit andern complicirt vorkommen möchten. Alles das geschieht zwar ursprünglich in uns allen, — und was von selbst geht, damit darf der Lehrer nicht sich und die Kinder aufhalten, aber es geschieht nicht so vollständig und rasch, daſs dem Lehrer, (der übrigens seine Subjecte beobachten mufs), nicht vieles zu thun übrig bliebe.

Indem der analytische Unterricht ins Allgemeine hinaufsteigt, erleichtert und fördert er alle Art von Beurtheilung. Denn das Zu-Beurtheilende ist nun gereinigt von den verwirrenden Nebenbestimmungen; das Einfache ist leichter durchschaut als das Verwickelte. Die Elementarvorstellungen haben mehr Stärke bekommen, und die Zerstreuung durch das Viele und Bunte ist hinweggenommen. Die allgemeinen Urtheile liegen überdas sowohl für künftigen Gebrauch als für künftige Prüfung bey neuen Gelegenheiten bereit.

[202] Auch die Association der Prämissen, worauf für die Geläufigkeit im logischen Schliefsen alles ankommt, — die wissenschaftliche Phantasie, gewinnt sehr durch häufige Analysis des Gegebenen. Denn eben weil die Erfahrung kein System ist, sorgt sie am besten für die mannigfaltige Mischung und Anschmelzung unsrer Gedanken, wenn wir sie nur fortdauernd denkend begleiten. —

Aber alle Vortheile des analytischen Unterrichts sind gebunden und beschränkt durch die Beschränkungen dessen, was Erfahrung und Umgang, sammt den daran geknüpften Beschreibungen, hatten geben können. Den Stoff mufs die Analysis nehmen, wie sie ihn findet. Auch ist die Wiederhohlung sinnlicher Eindrücke, wodurch auf einer Seite ein Uebergewicht entsteht, oft mächtiger als die künstlichen Vertiefungen und Verweilungen, wodurch der Lehrer auf [203] andern Seiten entgegenarbeitet. Das Allgemeine ferner, was nur aus gewissen Fällen durch Abstraction hervorgehoben ist, erlangt mit Mühe die freye Stellung im Gemüth, wodurch es sich als allgemein, und für alle speciellere Verknüpfungen gleich fähig zeigt. Und für Speculation und ästhetische Beurtheilung vermag die Analysis eigentlich nicht mehr, als nur die Punkte, worauf es ankommt, zu entblöfsen. Dafs Erfahrung weder das Theoretisch- noch Aesthetisch-Nothwendige geben kann, ist bekannt; es läfst sich also auch durch Zerlegung des Gegebenen nicht als solches finden. Auch selbst die analytische Beleuchtung angenommener speculativer und ästhetischer Vorstellungsarten, wiewohl sie das Verkehrte fühlbar machen möchte, erreicht dennoch selten die Stärke des Eindrucks, welcher zur Auslöschung des früheren nöthig ist, — sie erreicht nie das Genügende, welches dem aufgestörten Gemüth Bedürfnifs [204] ist. Widerlegung und Kritik allein richten wenig aus; man mufs das Rechte hinstellen.

Der SYNTHETISCHE Unterricht, welcher aus eignen Steinen baut, dieser ist es allein, der es übernehmen kann, das ganze Gedankengebäude, was die Erziehung verlangt, aufzuführen. Freylich, reicher kann er nicht seyn, als unsre Wissenschaften, unsre Literatur; aber eben dadurch doch unvergleichbar reicher, als die individuelle Umgebung eines Kindes. Freylich, reicher wird er nicht seyn, als die Hülfsmittel, welche der Lehrer besitzt, aber die Idee selbst wird die geschicktern Lehrer allmählig schaffen. — Die ganze Mathematik,* [205] mit dem, was ihr vorangeht und folgt, — das ganze Aufsteigen durch die Stufen der in Bildung begriffenen Menschheit, von den Alten zu den Neuern, — gehört zum synthetischen Unterricht. Aber zu ihm gehören auch das Einmaleins und Vocabeln und Grammatik, und so sind wir leicht erinnert, wie viel durch verkehrtes Benehmen hier verdorben werden kann. Müfsten die Elemente nothwendig durch blofses Auswendiglernen eingeprägt werden, so hätten die Schulknaben grofse Ursache, gegen alle Erweiterung des synthetischen Unterrichts zu protestiren. Vorsagen, Nachsprechen, Wiederhohlen, Beyspiele und Symbole aller Gattung sind bekanntlich mildernde Hülfen. Für die Musterdreyecke hatte ich vorgeschlagen, sie dem Kinde in der Wiege, an einer Tafel durch glänzende Nägel be-[206]zeichnet, fortdauernd vor Augen zu stellen. Man lachte. Und man lache nur noch mehr! denn ich stelle in Gedanken neben jene Tafel noch Stäbe und Kugeln mit allerley Farben überzogen; ich versetze,

* An die so genannte analytische Methode der Mathematik darf man hier gar nicht denken. Hier ist keine Rede von der Manier, wie die Mathematiker die ihnen vorgelegten Aufgaben lösen mögen, — das Hinstellen und Zusammenstellen der Aufgaben, wie es der Lehrer oder das Lehrbuch gut findet, ist allemal Synthesis.

combinire, und variire sehr fleifsig diese Stäbe und späterhin Gewächse und allerley Spielsachen des Kindes; ich bringe eine kleine Orgel in die Kinderstube, und lasse darauf einfache Töne und Intervalle Minutenlang erklingen; ich füge ihr ein Pendel hinzu, zugleich für das Auge des Kindes und für die Hand einer ungeübten Spielerin, um die rhythmischen Verhältnisse daran zu beobachten, ich werde weiterhin das Gefühl des Kindes nach dem Thermometer üben, Kälte und Wärme zu unterscheiden, und nach Gewichten, die Maafse der Schwere anzugeben; endlich schicke ich's zum Tuchhändler in die Schule, um so gut als er die feinere und die gröbere Wolle ausfühlen zu lernen. Ja wer weifs, ob ich nicht gar [207] noch die Wände der Kinderstube mit sehr grofsen buntgemahlten Buchstabenfiguren auszieren werde? — Allen dem liegt der einfache Gedanke zum Grunde, das plötzliche, mühsame Einprägen, welches man Auswendiglernen nennt, werde entweder nicht nöthig oder sehr leicht seyn, wenn die Elemente der Synthesis früh zu Bestandtheilen der täglichen Erfahrung des Kindes gemacht werden; damit sie, so viel möglich, unter dem unvergleichbar gröfsern Haufen der Dinge mit einschleichen mögen, die um die Zeit des Sprechenlernens sammt ihren Benennungen so wunderbar leicht gefafst werden. Aber ich bin nicht der Thor, welcher an dergleichen kleinen Hülfen, die den Unterricht mehr oder weniger erleichtern und beschleunigen mögen, das Heil der Menschheit hängen sieht. —

Zur Sache! — Der synthetische Unterricht hat zweyerley zu besorgen; er mufs [208] die Elemente geben, und ihre Verbindung veranstalten. Veranstalten; nicht eben durchaus vollziehen. Denn das Vollziehen ist endlos; wer kann alle Verknüpfungen aller Gattungen durchmessen? Der gebildete Mann arbeitet noch unaufhörlich an seinem Gedankengebäude. Aber dafs er vielseitg daran arbeiten könne: dies mufs die Jugendbildung vermitteln. Sie mufs also, nächst den Elementen, die Art und Weise und die Fertigkeit geben, jene zu gebrauchen.

Die allgemeinste Art der Synthesis ist die combinatorische. Sie kommt allenthalben vor, sie trägt bey zur Gewandtheit des Geistes in Allem, und mufs daher am frühesten und am meisten, bis zur vollkommensten Geläufigkeit, geübt werden. Vorzugsweise aber regiert sie im empirischen Fach, wo sie durch nichts gehindert wird, das (logisch) Mögliche zu erkennen zu [209] geben, woran das Zufällig-Wirkliche ein Theil ist, und wohinein es auf mancherley Weise classificirt werden kann. Von da aus findet sie den Weg in die practischen Wissenschaften, wo sie die Vermittlerin ist, wenn Reihen von Begriffen auf Reihen eines gegebenen Mannigfaltigen angewendet werden sollen, wie sich eben hier in der Pädagogik bald zeigen wird.* In der Sphäre der Speculation kann sie sehr vermifst werden, wenn sie mangelt; das haben die Mathematiker gefühlt! Doch hier, und eben so in der Sphäre des Geschmacks wird sie verdunkelt durch die eigenthümlichen Arten der Synthesis, welche darin herrschen, und welche theils die unstatthaften Verknüpfungen aus-

* Und was sich vielleicht noch mehr in der Form der positiven Gesetzgebung zeigen könnte oder sollte.

stofsen, theils von allem charakterlosen Gedankenspiel das Gemüth entfernen.

[210] Eng verbunden mit den combinatorischen Begriffen sind die Zahlbegriffe. Jeder combinatorische Actus constituirt eine Anzahl von Elementen der Complexion; die Zahl selbst ist davon das Abstractum.

Eigne Formen der empirischen Synthesis sind bekanntlich die in Raum und Zeit; die geometrischen und rhythmischen. — Hierher gehört das ABC der Anschauung. Es ist SYNTHETISCH, da es von Elementen ausgeht; obgleich ihm seine Einrichtung durch die analytische Betrachtung der Gestalten bestimmt wird, die sich in der Natur vorfinden, und die sich darauf müssen zurückführen lassen.

Die eigentlich speculative Synthesis, gänzlich verschieden von der logisch-combinatorischen, beruht auf den Beziehungen. — Aber die Methode der Beziehungen kennt niemand; und die Pädagogik hat nicht das [211] Amt, sie vorzulegen. — Es ist auch nicht die Sache der frühern Jahre, sich ernstlich mit der Natur zu entzweyen. Auf der andern Seite kann es eben so wenig gestattet seyn, den Geist ganz ungeübt im Speculiren zu lassen bis in die Jahre, wo ein ungestümes Verlangen nach Ueberzeugung sich von selbst entwickelt, und trotzig das Erste Beste ergreift, um sich zu befriedigen. Am wenigsten darf diese Vernachlässigung in unsern Zeiten empfohlen werden, wo die Spaltung der Meinungen jeden anficht, und nur dem Leichtsinn oder einer eben so voreiligen als traurigen Resignation erlaubt, nach Wahrheit nicht zu fragen! Vielmehr mufs der Erzieher, ganz ohne Rücksicht auf SEIN System die GEFAHRLOSESTEN Wege suchen, um die Fähigkeit zum Forschen möglichst vorzurüsten, und das treibende Gefühl, was von den einzelnen Problemen, — den Elementen der Speculation, — angeregt wird, vielseitig [212] zu erwecken, damit der junge Denker nicht glauben könne, bald am Ende zu seyn. — Das sicherste ist ohne Zweifel das mathematische Studium; leider ist dies zu sehr in ein Spiel mit Hülfslinien und Formeln ausgeartet! Man führe es so viel möglich auf das Durchdenken der Begriffe selbst zurück. Auch die Logik ist zu brauchen; nur verspreche man sich nicht zu viel davon. Unter den Problemen der philosophischen Speculation ziehe man diejenigen am weitesten hervor, welche an Mathematik, Physik, Chemie hängen; auch in denen, welche Freyheit, Sittlichkeit, Glückseligkeit, Recht und Staat betreffen, kann der jugendliche Geist unter einer geschickten Führung zu seinem grofsen Vortheil mannigfaltig umhergewendet werden. Viel Discretion aber fordert alles, was sich der Religion nähert. — So lange als möglich erhalte man das religiöse Gefühl, welches seit den frühesten Jahren an dem einfachen Gedanken: Vor[213]sehung, hängen soll, ungestört! Aber alle Religion hat eine Neigung, selbst in die Speculation hineinzugreifen, und sich in vornehmen Dogmen auszubreiten. Bey einem in vielseitiger Bildung begriffenen Gemüth unterläfst diese Neigung gewifs nicht, sich zu regen. Alsdann ist es Zeit, ein ernstes Wort zu reden: von den vergeblichen Versuchen so vieler reifen Männer aller Zeiten, hier feste LEHRSÄTZE zu finden; von der Nothwendigkeit, für diese Gegenstände erst das Ende aller speculativen Vorübungen zu erwarten; von der Unmöglichkeit, sich ein

verlornes religiöses GEFÜHL plötzlich mit der speculativen Ueberzeugung zurückzugeben; von der Einstimmung der uns umgebenden Naturordnung in die nie abzuweisenden Bedürfnisse, welche die Schauspiele der menschlichen Abhängigkeit in uns erzeugen, und wodurch Religion auf dem Boden der Theilnahme fest gewurzelt ist. — Positive Religion ge-[214]hört nicht für den Erzieher als solchen, sondern für die Kirche und die Eltern; er DARF in keinem Falle das Mindeste in den Weg legen; und, wenigstens unter Protestanten, kann er vernünftigerweise nicht leicht wünschen, daſs er dürfte. —

Die Theorie des Geschmacks liegt zwar zu sehr im Dunkeln, als daſs man es unternehmen könnte, für die verschiedenen Gattungen des Aesthetischen die Elemente und deren Synthesis zu bezeichnen. Aber dahin wird man sich leicht vereinigen, daſs nicht in der Masse, sondern in den Verhältnissen der ästhetische Werth liege; daſs nicht in dem Wahrgenommenen, sondern in der Art, wahrzunehmen, der Geschmack begründet sey. Unsre Stimmung ist für nichts so leicht verdorben, als für das Schöne. Und auch dem klaren Auge des Kindes ist das Schöne nicht klar, wiewohl es uns scheinen möchte, als brauche es nur gesehen zu werden. [215] Das unbefangene Auge nun sieht gewiſs die Masse, es faſst gewiſs Alles, was zu fassen vorliegt, — aber es rückt sich nicht die Verhältnisse zusammen, wie der gebildete Mensch in seinen besten Stunden es am liebsten und leichtesten vollbringt. — Der Geschmack wohnt meistens bey der Phantasie, wiewohl er von ihr ganz verschieden ist. Es ist leicht zu begreifen, welche Hülfe sie ihm leisten könne. In dem Hin- und Herrücken der Bilder nämlich verändern sich die Verhältnisse; und unter den vielen Verhältnissen finden sich auch die, welche durch ihren Effect die Aufmerksamkeit fesseln, und um sich her andre Bilder gruppiren. So geräth der Geist ins Dichten. — Die Aufgabe der synthetischen Geschmacksbildung wäre demnach die: das Schöne in der Phantasie des Zöglings entstehen zu lassen. Man wird, wo möglich, erst den Stoff herbeyschaffen, dann durchs Gespräch die Phantasie damit beschäftigen, [216] und nun erst das Kunstwerk selbst vor Augen stellen. Man wird den Inhalt eines classischen Schauspiels zuerst erzählen, — nicht in Folge der Scenen, sondern die Begebenheit; man wird die Verhältnisse, die Situationen, der Begebenheit abzugewinnen suchen, man wird sie so und anders zusammenfügen, und hie und da ausmalen, — endlich wird der Dichter ausführen, was uns zu schwer fallen würde. Einzelne Momente der Begebenheit wird man vielleicht verkörpert zu idealisiren suchen, — und es wird sich ein Gemälde, ein Bilderwerk finden, was uns die Gruppe hinstellt. — Mit der Musik geht alles sicherer; die Grundverhältnisse sammt ihrer einfachsten Synthesis sind in der Hand des Generalbaſs-Lehrers, der nur kein Pedant seyn muſs. —

Wir kommen zu dem Unterricht, welcher die Theilnahme synthetisch bilden soll, — durch den also das Herz groſs [217] und voll werden müſste, SELBST DA, wo keine schöne Familienverhältnisse, keine glückliche Jugendfreundschaft, vielleicht auch kein ausgezeichnetes natürliches Wohlgefallen des Lehrers und Zöglings an einander, — zu

Hülfe kommen möchte. — Wo haben wir einen solchen Unterricht? Wer mufs nicht bekennen, dafs die gewöhnliche Studirart es darauf anzulegen scheint, das Gemüth unter der Masse zu beugen? und durch den Ernst der Wissenschaft, ja selbst der gepriesenen KUNST, zu erkälten? uns von Menschen zu entfremden? von den einzelnen, wirklichen Menschen, und den einzelnen wirklichen Haufen, die sie bilden; welche unserm Geschmack wenig zusagen, der Speculation zu niedrig und der Beobachtung meistens zu fern stehen; für welche aus Theilnahme zu arbeiten gleichwohl unsre schönste Zierde ist, — und zu deren Gattung zu gehören wir, vielleicht mit einem [218] Gefühl von Demüthigung, dennoch auf jeden Fall eingestehen müssen? —

Man hat das combinatorische Gerüste der Geschichte — diese Complexionen-Reihe von Namen aus verschiedenen Gegenden, welche am chronologischen Faden abläuft, — auf Tabellen gebracht, um sie dem Gedächtnifs einzuprägen. Man hat den Sprachstudien und der Alterthumskunde das Verstandübende abzugewinnen gesucht; man hat die alten Dichter als Muster aller Kunst wieder hervorgehoben. Alles vortrefflich! Man hat endlich die Geschichte der Menschheit als eine grofse Entwickelung ins Auge fassen wollen, mit allerley hineingetragenen Ideen, — da wandte man wieder den Blick; und nicht ohne Grund, denn freylich als SCHAUSPIEL ist das Ganze kein Ganzes, nicht sehr erhebend, und wenig genügend. — Mufste man über dem Allen denn vergessen, dafs hier allent-[219]halben von Menschen die Rede ist, denen Theilnahme gebührt, denen man nur theilnehmende Zuschauer zuführen darf, — und dafs diese Theilnahme gerade denjenigen am natürlichsten ist, welche noch nicht, mit uns, in die Zukunft schauen können, weil sie noch nicht einmal die Gegenwart begreifen, — und für welche eben darum das Vergangene die wahre Gegenwart ist! Vermochte nicht die KINDLICHKEIT, dieses allgemeine Eigenthum aller ältern Griechischen Schriftsteller, das vornehm-gelehrte Gefühl niederzubeugen, womit man sich zu ihnen setzte, — oder vielmehr, hatte man so wenig SELBSTGEFÜHL, nicht zu merken, dafs hier sich zwar wohl eine Jugend darstellt, wie wir sie hätten durchleben sollen, aber keinesweges ein Mannesalter, in das wir jetzt noch zurückkehren dürften?

[220] Wir können der verborgenen Bildung, die wir manchmal peinlich empfinden, nicht mehr entfliehen. Wir fühlen, dafs etwas dahinten geblieben ist, welches wir mit uns tragen sollten; — vergeblich würden wir durch beschämende Anstrengungen es nachhohlen wollen. Aber nichts hindert uns, unsre jüngern Brüder von vorn anfangen zu lassen, damit sie dann weiter gerade aus in die Zukunft gehen können, mit eignen Schritten, ohne entlehnte Stelzen.

Sollen sie aber das Werk der Vorfahren fördern, so müssen sie dabey hergekommen seyn, — sie müssen vor allen Dingen diese Vorfahren als die Ihrigen von früh auf erkannt haben. —

Dann sind wir über den Gegenstand der Theilnahme nicht verlegen. Ob wir dabey synthetisch, elementarisch zu Werke gehen?

[221] Zuvörderst, man wird der Theilnahme ihre Elemente nicht zuzählen, man wird dieselben nicht nach irgend einer synthetischen

Methode steif aneinandersetzen wollen. Hier bedarf es einer erwärmten Temperatur des Gemüths; — nicht zu Zeiten einer augenblicklichen Erhitzung durch ein aufflackerndes Flämmchen, — sondern für immer durch einen Stoff, der eine sehr gelinde Wärme beharrlich entwickelt.

Ferner, Theilnahme bezieht sich auf menschliche Regungen; von den Elementen allmählig fortschreitende Theilnahme bezieht sich auf einen Fortschritt menschlicher Gefühle; die Gefühle aber richten sich nach dem Zustande der Menschen, und schreiten mit ihm fort. Was wir in der Gesellschaft empfinden, das entsteht aus den verwickelten politischen und Cultur-Verhältnissen von Europa. Soll die Theilnahme dafür entstehen aus einfachen, lautern, klaren Ge[222]fühlen, deren jedes für sich rein hervorgetreten ist im Bewufstseyn, so dafs das Ganze wisse, was es verlange, — so mufs sie an der Reihe der menschlichen Zustände fortgehen, bis auf den gegenwärtigen, von demjenigen anfangend, welcher der erste ist, der sich rein genug ausdrückte, und sich genug ausbreitete durch den Umfang der mannigfaltigen Gemüthsbewegungen, die ihm zugehören. Denn freylich, nur wenige ihrer Zustände hat die Vergangenheit ausgesprochen; noch viel seltner sich so rein und vielseitig ausgedrückt, als die Erziehung es wünschen müfste. Unschätzbar sind eben darum diejenigen Documente, in welchen sie wie mit volltönender lebender Stimme uns anspricht; — das Uebrige müssen wir durch die Phantasie ergänzen.

Endlich, die Theilnahme würde sich zwar am meisten elementarisch, und am [223] vollkommensten frey von Sprüngen entwickeln im Umgange der Kinder unter einander. Aber eben dieser ihr Umgang — richtet sich nach den Beyträgen, die jedes dazu giebt, die Beyträge nach den Beschäftigungen und Aussichten eines jeden, die Beschäftigungen und Aussichten, — wenn man sie nicht roh aufwachsen läfst, ohne Zweifel nach dem Stoff, den man ihren Gemüthern zu verarbeiten giebt. Unleugbar ist der Umgang der Knaben und Jünglinge gänzlich verschieden nach der Leitung, die sie erhalten. Macht diese Leitung Sprünge: — so haben sie Mühe zu folgen; sie folgen ungern, sie ziehen sich in ihre kindlichen Spiele und Umtriebe zurück; sie bestärken sich darin gegenseitig durch ihren Umgang. Irgend einmal aber müssen sie hervor in die Gesellschaft, in die Welt. Was Wunder, wenn sie sich auch da noch gemeinschaftlich stemmen, wenn sie, die ohne Theilnahme wie unter Fremde treten, [224] desto unbiegsamer mit einander in ihrer Kleinlichkeit beharren, — was Wunder, wenn die Gesellschaft selbst am Ende sich aus einem lockern Haufen kleiner Parthien zusammensetzt, deren jede sich gern für sich amüsirt, und als Mittel dazu ihre Verhältnisse mit dem Ganzen braucht, wie sie kann. —

Wie anders unter einer patriotisch gestimmten Nation! Hier erzählen Euch kleine Buben von sechs Jahren aus der Chronik; Kinder erzählen von den grofsen Kindern, den Heroën ihrer Vorzeit; — sie erzählen sich unter einander, sie steigen vereint aufwärts mit der Geschichte ihres Landes. Sie drängen sich, Männer der Nation zu werden, und sie werden es. — Die Alten wufsten ihren Homer auswendig, sie lernten ihn nicht als Männer, sondern als Knaben. Er war der all-

gemeine Jugendbildner; und seine Zöglinge machen ihm keine Schande. Er konnte freylich nicht Alles; — und [225] Alles werden wir ihm auch nicht anvertrauen. —

Denkt Euch einen Europäischen Patriotismus. Die Griechen und Römer als unsre Vorfahren. Die Spaltungen als unglückliche Zeichen des Partheygeistes, mit dem sie verschwinden müssen. — Wer vermag diesen Gedanken Bedeutung zu geben? Der Unterricht vermag es.

Man sage nicht, wir Deutschen seyen ohnedas zu sehr weltbürgerlich gestimmt. Zu WENIG PATRIOTISCH; das, leider! ist WAHR; aber mufs ich denn hier erst Patriotismus und Weltbürgersinn aussöhnen. —

Kehren wir zu den Alten! — Dichter, Philosophen, Geschichtsschreiber, fallen uns hier in Eine Reihe, sofern sie sämmtlich menschliche Natur an menschliche Herzen legen. — Das HOMER'sche Epos, der PLATON'sche Dialog sind nicht zuerst Werke [226] der Kunst und Bücher der Weisheit; sie stellen vor Allem Personen dar, und Gesinnungen; für diese zuerst heischen sie eine freundliche Aufnahme. — Schlimm für uns, dafs die Fremdlinge, die man uns empfiehlt, Griechisch reden! Das macht uns die gute Aufnahme schwer; wir müssen den Dollmetscher brauchen; wir müssen allmählig die Sprache selbst lernen. Allmählig! Es geht nicht auf einmal, am wenigsten gleich gründlich. Es ist uns jetzt am Gebrauch gelegen, um so mehr, da die Dollmetscher selbst nicht eben das verständlichste Deutsch reden. Künftig, bey guter Mufse, werden wir die Feinheiten der Sprache, und durch sie die Kunst der Dichtung zu erreichen suchen; jetzt zuerst bleibt uns beydes gleich fern; die Fabel soll uns NUR unterhalten, die Personen aber sollen uns interessiren. Zu dem Ende bedarf es allerdings einer gewissen philologischen Geschicklichkeit des Lehrers, gerade damit [227] er dem grammatischen Unterricht die engsten möglichen Schranken setzen, innerhalb derselben aber das Begonnene mit strengster Consequenz durchführen könne. Jedoch diese Geschicklichkeit mufs hier durchaus nichts weiter als den Ruhm guter DIENSTE erwerben wollen. Dafs HOMER die ältesten bekannten Formen der Griechischen Sprache darstellte, dafs die Construction äufserst einfach und leicht, dafs der antiquarische Gewinn für alle weitern Fortschritte in der Literatur entscheidend sei: diese Bemerkungen sind wahr; aber hier haben sie kein Gewicht. Möchte die Schwierigkeit doppelt und der gelehrte Gewinn halb so grofs seyn; die vorigen Gründe würden in ihrer unvergleichbaren Stärke beharren. Aber es kommt darauf an, mit welchem Gemüth man sie auffafst. —

Dreyerley ist zu thun, um diesen speciellen Theil der Erziehungskunst auszuar-[228]beiten. Man mufs die Auswahl bestimmen; — hauptsächlich aus HOMER, HERODOT, THUCYDIDES, XENOPHON, PLUTARCH; aus SOPHOKLES und EURIPIDES, und aus PLATO; wie auch aus den Römern, die, sobald sie vorbereitet sind, sich anschliefsen müssen. Man hat zweytens die Lehrart genau zu bezeichnen: und drittens bedarf es gewisser Hülfsschriften für alles, was als begleitende Erzählung und Betrachtung vortheilhaft nebenher gehen könnte. Ohne dabey zu verweilen, erinnere ich nur. dafs von HOMER nicht füglich die rohere Ilias,

aber die ganze Odysse, mit Auslassung einer einzigen längern Stelle im 8ten Buche, (über einzelne Ausdrücke schlüpft man leisen Fufses hinweg), von SOPHOKLES ziemlich früh der Philoktet, von XENOPHON die historischen Schriften, (nicht aber die wahrhaft unmoralischen Memorabilien, die ihren Credit der Glückseligkeitslehre verdanken,) — von PLATO schon im spätern [229] Knabenalter, nach ein Paar leichten Dialogen, die Republik gelesen werden kann. Diese letztre ist dem erwachsenden Interesse für die gröfsere Gesellschaft ganz angemessen; in den Jahren, wo sich junge Männer der Staatskunst ernstlich widmen, genügt sie eben so wenig, als HOMER einem Jünglinge, der gerade jetzt alles Kindliche hinter sich wirft! PLATO der Ideenlehrer und HOMER der Dichter bleiben allerdings dem reifern Alter; aber verdienen etwa diese Schriftsteller nicht, zweymal gelesen zu werden? Hat etwa der Jugendlehrer nicht das Verweilen und das Ueberweggleiten in seiner Hand? —

Genug über den synthetischen Unterricht im Allgemeinen! Er wird früh anfangen müssen, und sein Ende ist nicht zu finden. Fühlbar aber wird er machen, dafs Eltern und Jünglinge den Termin der Bildungsjahre weiter als nach heutiger Sitte [230] hinausrücken müssen, — denn sie werden wohl nicht die kostbaren Früchte einer langen Mühe halbreif dem Zufalle Preis geben wollen. Für die Meisten wäre eben das ein Grund, nicht anzufangen: aber es giebt deren, die das Beste wollen, wenn es nur zu finden ist.

II. Analytischer Gang

Empirie.

[232] Das *Zeigen*, Benennen, Betasten- und Bewegen-Lassen der Dinge geht allem voran. — Es zieht sich von dem Ganzen immer mehr in die Theile, und in die Theile der Theile. Man *associirt* die Theile, indem man ihre Lage unter einander bestimmt. Man zerlegt Sachen in ihre Merkmale, und associirt die Merkmale durch Vergleichungen. — Ist das Mannigfaltige eines [234] Erfahrungskreises auf diese Weise einzeln hinreichend bearbeitet: so zerlegt man die Ereignisse, welche beym Zu-

Speculation.

[232] Die analytische Beleuchtung des Erfahrungskreises stöfst allenthalben auf Andeutungen eines gesetzmäfsigen Zusammenhangs der Natur der Dinge, auf Andeutungen von Causalverhältnissen. Ohne Frage, ob diese Andeutungen objectiv gültig, ob sie transcendent oder immanent zu erklären seyen: liegt der Jugendbildung daran, dafs sie aufgefafst werden, wie sie vorkommen; dafs wie mit den Blicken des Physikers oder des prag-[234]matischen

Geschmack.

[232] Das Aesthetische — (unter welchem Namen ich das Schöne, das Erhabene, das Lächerliche, sammt den Nüancen und Gegentheilen davon, zusammenfasse:) — entsteht uns erst in der verweilenden Betrachtung. Jüngere Kinder sehen gewöhnlich nur die Masse, wie andre Massen. Zuerst ist das Bunte, das Contrastirende, das Bewegte, für sie schön. Haben sie sich daran satt gesehen, und trifft man sie einmal in einer völlig ru-

Wird aber ein Erzieher zu spät gerufen, und findet er nicht etwa auch eine verspätete Kindlichkeit unverdorben vor, (welches sich selten einmal trifft): so lasse er die Griechen; so traue er überhaupt mehr dem analytischen Unterricht! Nur dafs er alsdann nicht auf einmal die angehäuften grofsen Massen in die kleinsten Theile zerlegen wolle; vielmehr müssen die Vertiefungen anfangs parthienweise umhergehen, dann, bey fortgesetztem Gespräch, (zu welchem allenfalls aus dem schon vorhandenen Gesichtskreise gewählte Bücher, die man gemeinschaftlich lies't, ungezwungen veranlassen mögen), mufs, unter beständigem [231] Tasten nach den beweglichen Stellen des Gemüths, eine Parthie nach der andern ihre kleinern Glieder hergeben, damit man nicht sowohl corrigire, als vielmehr nur den Menschen seines Vorraths inne werden lasse. Ist er nun sich selbst ein Gegenstand der Betrachtung geworden, so wird es sich zeigen, wie er sich gefalle? wie viel Kraft er besitze? wo und wie man ihm noch synthetisch Hülfe leisten könne? —

Dem blofs-darstellenden Unterricht werden wir, wie oben bemerkt, statt aller Regel die Munterkeit und den Beobachtungsgeist des Lehrers wünschen müssen. Auf den analytischen und synthetischen Unterricht sollten die im vorigen Capitel entwickelten Begriffe combinatorisch angewendet werden. Man erinnere sich, dafs hier nur eine Skizze versprochen ist; und man erwarte nicht die FEINERE ARTICULATION des Unterrichts in den engen Fächern einer Tabelle.

des Unterrichts.

Theilnahme an Menschen.

[233] Die Zerlegung des Umgangs zur Erweckung der Theilnahme an einzelnen Menschen hat zur Hauptidee: Zurückführung der Gesinnungen, — der minder guten wie der bessern — auf natürliche Regungen, deren MÖGLICHKEIT jeder in seinem eignen Bewufstseyn antreffen, mit denen er demnach auch sym[235]pathisiren könne. Aber wirkliches Verstehen fremder Gefühle setzt das Verstehen

Theilnahme für Gesellschaft.

[233] Betrachtungen über die Convenienzen des Umgangs, und über die gesellschaftlichen Institute aller Art weisen zurück auf die Nothwendigkeit, dafs Menschen sich unter einander schicken und helfen. Auf diese Nothwendigkeit gestützt, erkläre der Unterricht die Formen der gesellschaftlichen Subordination und [235] Coordination. Um hier *anschaulich* zu seyn, ergreife er vor

Religion.

[233] Sympathie mit der allgemeinen Abhängigkeit der Menschen ist das wesentliche Naturprincip aller Religion. — Man lasse *hinschauen*, wo Menschen das Gefühl ihrer Gränzen äufsern; man deute jeden Uebermuth auf die falsche und gefährliche Einbildung von Stärke. Der Cultus werde als ein lautes Bekenntnifs [235] der Demuth dargestellt; Vernachlässi-

Analytischer

Empirie.

sammenstofs des Verschiedenen entstehen, in die Veränderungen, die jedes Einzelne leidet. Man entwickelt den Gebrauch, welchen der Mensch von den Dingen macht. Die Begriffe von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, welche nicht hierher gehören, kön-[236]nen füglich dabey vermieden werden; die Empirie hat es nur mit der Folge der Begebenheiten, mit dem Verlauf ihrer Reihen zu thun. — Gegenstand dieser Zerlegungen ist in den frühern Jahren auf der einen Seite der menschliche Körper (auch unter den äufsern Gegenständen der wichtigste, denn man fühlt nicht blofs den eignen, man sieht auch die Körper andrer Menschen;) [238] auf der andern Seite die Summe der Dinge umher, Hausgeräth, Pflanzen, Thiere, u. s. w. Mit dem menschlichen Leben hängt menschliches Thun und Leiden zusammen, nebst den nächsten und einfachsten Verhältnissen der Menschen unter ein-

Speculation.

Historikers (nicht des fatalistischen Räsonneurs) der Consequenz der Natur in allem Verlauf der Begebenheiten nachgespürt werde. — Die ersten Schritte macht ein *Zeigen*, ein Hervorziehen des Zusammenhangs, von Mittel und Zweck, wie von Ursache und Wirkung. Hiebey mufs sich das Verhältnifs der Bedingtheit und Abhängigkeit durch veränderte Versuche mit verändertem Resultat verrathen; wie wenn [236] man eine Maschine langsamer und schneller dreht, und hier und dort eingreift, um zu sehen, welche Räder folgen und welche nicht. Dazu mufs man das Resultat in der Gewalt haben; und es mufs die Aufmerksamkeit anziehen, also nicht zu gemein, noch zu betäubend seyn. — Man *associire* die vorher einzeln dargestellten Versuche, und zeige sie associirt; als den Pendel mit dem Räderwerk in der Uhr, die mechanisch erregte [238] Wärme mit der Explosion des Pulvers beym Schiefsgewehr; die Expansion der Dämpfe mit der Contraction durch Kälte bey der Dampfmaschine u. s. w. Man sehe dabey nach, wo Jedes

Geschmack.

[234]higen, doch auch völlig regsamen Stimmung: dann ist es Zeit zu versuchen, ob man sie mit dem Schönen beschäftigen könne. Man *zeige* also zuerst auf das Schöne, indem man es heraushebt aus der Menge des ästhetisch Unbedeutenden. Alsdann fange man an, es zu zerlegen; nämlich in solche Parthien, deren jede für sich noch einen Werth für den Geschmack hat. So würde man z. B. einen wohlgewachsenen [236] Strauch vor sich nehmen, davon einen einzelnen Zweig, genau wo er hervortritt, abschneiden, davon eben so ein Blatt, und von dem gefiederten Blatt die einzelnen Blättchen; oder die Blume, von der sich ebenfalls die Blätter ablösen und einzeln vorlegen lassen. Falsche Zerlegungen, — z. B. einen Schnitt mitten in das Blatt, — mufs der Zögling beachten und rügen. So mufs das Einfachste Schöne, — es mufs die Articu-[238]lation des zusammengesetzten, — es mufs bey der Wiedervereinigung das Neue Schöne der entstehenden Umrisse einzeln gefafst und *associirt* werden. So entkleide man auch das Schöne

Unterricht.

Theilnahme an Menschen.

der eignen voraus. Demnach zerlege man die jugendliche Seele sich selber; sie entdecke in sich den Typus menschlicher Gemüthsbewegungen. Auch den Ausdruck mufs sie deuten lernen, wodurch menschliches Gefühl sich zu Tage [237] legt; zunächst den unwillkührlichen; aber allmählig auch das Maafs und Gewicht der conventionellen Bezeichnung. Es mufs sich daran eine Sorgfalt knüpfen, sich im eignen Betragen Andern immer deutlich darzustellen, Misverständnisse und unvorsichtige Kränkungen zu verhüten. — Diese Anfänge einer, dem innern [239] Sinn *anschaulichen* Psychologie, müssen sich mit dem Umgange, mit der Kenntnifs der Menschen *continuirlich* erweitern und das Gemüth mehr und mehr beschäftigen. Es mufs daraus immer mehr jede mensch-

Theilnahme für Gesellschaft.

allem das nächste Beyspiel, den Zögling selbst; diesen stelle man in allen seinen gesellschaftlichen Verhältnissen an den rechten Platz, und lasse ihn die ganze Bedingtheit und Abhängigkeit seiner Existenz empfinden. Indem die Theilnahme dies Gefühl in [237] die Auffassung der gegenseitigen Abhängigkeit Aller hinüberträgt: und indem der *continuirliche* Umlauf der gesellschaftlichen Bewegung, sammt allem Schwanken vorwärts und rückwärts, immer klärer erkannt, immer erwartungsvoller durchblickt wird: mufs die ALLGEMEINE ORDNUNG dem Knaben theuer wer-[239]den, und unverletzlich, und werth der Aufopferungen, die sie irgend einmal auch von ihm erheischen könnte. *Erhebt* sich die körperliche Kraft im Jünglingsalter: dann ziemt es sich, zu dem Gedanken an Vaterlandsvertheidigung das Gemüth zu heben bey dem Blick auf das

Religion.

gung des Cultus hingegen führe, — wohin sie wirklich führt, — auf den Verdacht einer stolzen Geschäftigkeit, die auf einen vergänglichen Erfolg zu viele Mühe wendet. *Continuirliche* Beobachtung des Ganges menschlicher Leben und Schicksale mache die Betrachtungen geläufig [237] über die Kürze des Lebens, die Flüchtigkeit des Genusses, den zweydeutigen Werth der Güter, das Verhältnifs zwischen Lohn und Arbeit. Gegenüber stelle man die Möglichkeit der Frugalität, die Ruhe dessen, der wenig braucht, — die Betrachtung der Natur, welche dem Bedürfnifs entgegen kommt, den [239] Fleifs möglich macht, und im Ganzen belohnt, wiewohl sie verbietet, an dessen einzelnen Erfolgen zu hängen. Man leite von da auf ein allgemeines teleologisches Suchen, das aber in der Sphäre der Natur bleiben, und sich nicht in das

Analytischer

Empirie.

ander. — Hier greift der darstellende Unterricht ein; er erweitert die Kenntnifs der Natur und des Menschen durch die ersten Anfänge von Län-[240]der- und Völkerkunde. Daraus wird allmählig Geographie und Naturgeschichte, wobey immer das Zeigen und Associiren dem *Lehren* vorausgeht. Daneben geht die empirische Menschenbeobachtung aus der nahen Umgebung leise fort. — Analytische Uebungen in der Muttersprache müssen durch den ganzen Umfang derselben angestellt werden, um der Orthographie, dem Styl, und der [242] allgemeinen Grammatik vorzuarbeiten; und selbst um Begriffe vorläufig zu scheiden. — Was gezeigt und associirt ist, bekommt durch bestimmt zusammenstellende Recapitulation die *Lehrform;* und wo es sich frägt, welche Stelle in der Lehrform, — etwa in der Classification, diesem oder jenem gebühre, da wird eine Spur des *Philosophirens* eintreten.

Speculation.

bleibt, was aus Jedem wird; man vergesse nicht die Rückstände; man betrachte die Gesammtheit der Folgen, oder bemerke den Punct, wo ihr Verlauf sich der Beobachtung entzieht. — Aber auch wie Menschen aufeinander rechnen, und in [240] ihren Arbeiten einander voraussetzen, oder stören, im Hause, in der Oekonomie, in den Gewerben, im Staate, — associirt wieder mit dem todten Mechanismus der dienenden oder schadenden Naturkräfte, — dies alles mufs, wo es sich in der Erfahrung oder im beschreibenden Unterricht findet, sorgfältigst ausgezeichnet, der ruhig verweilenden und hin und her prüfenden Beschauung hingelegt, keinesweges aber dem [242] flüchtigen Ansehn, dem Staunen, dem Schreck, oder auch selbst einer voreiligen Andacht Preis gegeben werden. — Grenzscheidungen unter Begriffen, Suchen nach Definitionen — Entwickelung der eignen Gedanken können sich später damit vereinigen. — Das *Lehren* und *Philosophiren* gehört hier der Physik und endlich den speculativen Systemen.

Geschmack.

vom Unterhaltenden und Rührenden, die Hauptsache vom Schmuck, die Idee von der Diction, das Sujet von der Form. Aber alle diese Auflösung habe stets den Schein einer Hülfe zur Synthesis, denn dahin strebt das auffas-[240]sende Gemüth; man beleuchte das Einzelne, ohne je das Ganze durchaus in Schatten zu stellen. Auch fange man nicht mit zu grofsen Gegenständen an; das Einfachere ergiebt klärere Geschmacksurtheile. Aber nicht nur in den Künsten, sondern auch im Leben, im Umgange, im Anstande, im Ausdrucke, zeige man auf das Schickliche, und verlange es in so weit von den Kindern, als sie es selbst durch ihren Geschmack [242] hervorzubringen wissen. Dies wird so viel besser gehen, je weiter alle aufgedrungene Ziererey entfernt blieb; und je reinere Stimmung man im Allgemeinen zu erhalten weifs. — Das *Lehren* ästhetischer Zerlegungen nach Kunstregeln, und das *Philosophiren* darüber ist meistens mifslich.

Unterricht.

Theilnahme an Menschen.

liche Erscheinung erklärlich werden, jeder Widerwille, als gegen fremdartige Wesen, immer unmög-[241]licher, die Anschliefsung an alles Menschliche immer inniger werden. — Aber selbst dazu gehört: dafs, wie in einem verklärenden Spiegel, jeder menschliche Zug erkennbarer, also vollendeter in seiner Art, minder verwischt als im gemeinen Leben, — einer poetischen *Erhöhung* angenähert, — in dem nachah-[243]menden, allein nicht fortgerissenen — Gemüthe sich darstelle: — ohne gleichwohl ins Fabelähnliche, über das *Wirkliche* und folglich auch über die Theilnahme selbst, hinauszutreten. Classische Dichter machen das verständlich.

Theilnahme für Gesellschaft.

Militär — dies glänzende Schau-[241]spiel des Staats, das, von früh auf, die Augen der Jugend so lebhaft beschäftigt, und leicht der Erziehung nachtheilig wird, wenn nicht der Unterricht den Aufreizungen des wilden Ungestüms und der Eitelkeit hinreichende Gegengewichte giebt. — Allem Glanz, den dieses und andre Institute des Staats von sich wer-[243]fen, setze der Unterricht die stete Erinnerung entgegen an die *wirkliche* Kraft, welche der brave Mann zu seinem Posten mitbringen, — und an die *wirklichen* Schranken, in welche jeder öffentliche Diener sich fügen mufs.

Religion.

Chaos des menschlichen Treibens verirren mufs.

[241] Ueberhaupt soll der Geist feyern in der Religion. Von allem Denken, Begehren, Besorgen, soll er hieher zur Ruhe kehren. Aber für das *Hohe* der Feyer sey ihm die Gemeinschaft mit Vielen, die Kirche willkommen. Nur bleibe er auch hier *nüchtern* genug, um phantastische und mystische Gauke-[243]leyen, vollends Affectationen des Mysticismus, als tief unter der Würde des Gegenstandes zu verschmähen.

[243] *Anmerkung.* Zur Nahrung der Theilnahme im Knabenalter hat der darstellende Unterricht historische Erzählungen; leb-[244]hafte biographische Schilderungen von Menschen und Menschenhaufen. Nur nichts von neuerer Politik!

III. Synthetischer Gang

Vorerin-

Der synthetische Unterricht giebt eine Menge neuer Vorstellungen, und hat sie zu verarbeiten. Er beobachte beständig, ob er auch das Gemüth zu sehr erfüllt, oder zu leer läfst; man wird hier nicht blofs die Fähigkeiten, sondern auch die Disposition zu verschiedenen Stunden sehr verschieden finden, und sich darnach richten müssen. Ferner wirke Regierung und Zucht, vor allem aber die eigne, ganz der Sache gegenwärtige [245] Sammlung des Lehrers dahin, dafs ein Streben rege sey, gleich im ERSTEN Augenblick GANZ und RECHT zu fassen, reinlich und sauber Alles aufzunehmen. Endlich

---

Synthetischer

Empirie.

[246] Man *zeige* schon sehr früh an unzählichen Beyspielen die combinatorischen Operationen, am meisten das VARIIREN, welches wohl am öftersten gebraucht wird. Ganz unabhängig davon zeige man auch die Reihen der Merkmale sinnlicher Dinge, dergleichen man z. B. in Lehrbüchern der Mineralogie bemerkt findet; als die Reihen der Farben, Grade der Schwere, Härte, u. s. w. Hieher gehören auch die räumlichen Formen. Zuerst Viereck und Kreis, als welche sich am öftersten an den umgebenden Geräthen ohne Zerlegung darbieten. Dann Winkel. Dabey nutze man die Zeiger der Uhr; die Eröffnungen der Thüren und Fenster, u. s. w. Win-[248]kel von 90^0, 45^0, 30^0, 60^0, müssen zuerst ausgezeichnet werden. Geläufigkeit darin setzt mein ABC der Anschauung voraus, welches hier seinen Platz hat. — Statt aller Beyspiele über das combinatorische Construiren der Dinge aus den Reihen der Merkmale, welchem ein freyes *Associiren* dieser Reihen vor-

Speculation.

[246] Das Auffinden der Beziehungen, oder die Synthesis *a priori*, setzt, in allen Fällen von Bedeutung, vorher gefühlte Schwierigkeiten, — Vertiefung in speculative Probleme voraus. Der reelle Boden dieser Probleme aber ist die Erfahrung, die äufsere [248] und innere; — ihn sollte eigentlich die Jugendbildung als solchen in Besitz nehmen, so breit er ist. Die analytische Beleuchtung des Erfahrungskreises führt auf Reihen von

Geschmack.

[246] So wenig gehäufte philosophische Lectüre Philosophen bildet, eben so wenig erzeugt sich Geschmack aus einem Umhertaumeln unter allerley Kunstwerken, selbst wenn die letztern wirklich classisch sind. Zahllose einzelne Selbstverständigungen, die das [248] Gemüth in stiller Achtsamkeit innerlich vollzieht, ergeben endlich den ästhetischen Sinn; — meistens nur noch eine Art davon, nur diesen oder jenen Geschmack. —

des Unterrichts.

nerung.

hüte man sich, auf neugelegtem Grund zu RASCH fortzubauen. Was heute klar wurde, ist morgen wieder dunkel, und wer sich an das Einzelne noch mühsam besinnt, kann es nicht compliciren und anwenden. Was nun die Elemente betrifft, so sorge man wo möglich, dafs sie lange vor dem Gebrauch bereit liegen; auch baue man immer mit etwas breitem Grunde; damit hie und dort zu thun sey, und Abwechselung entstehe. Was aber die Complication anlangt, so ist es sehr wichtig, mit deren Formen, sofern es seyn kann, das Gemüth besonders zu beschäftigen, damit es die Wege der Verknüpfung voraussehe und selbst suche.

Unterricht.

Theilnahme an Menschen.

[247] Den Menschen überhaupt, dem MENSCHLICHEN, so vielfach es ist, und uns begegnen möchte und werden könnte, — gebührt eine Theilnahme, die sich nicht blofs analytisch aus dem Umgange mit bekannten oder dargestellten Individuen entwickeln kann, und die sich noch viel weniger mit dem allgemeinen Gattungsbegriffe, Menschheit, [249] leichthin aufnehmen läfst. Nur diejenigen besitzen sie zum Theil, und können sie einigermaafsen mittheilen, die zahllose mannigfaltige Bilder der Menschheit in sich selbst erzeugt haben; —

Theilnahme für Gesellschaft.

[247] Aus den Darstellungen der Poesie und Geschichte mufs die gesellige Fügsamkeit und Unfügsamkeit der Menschen hervorleuchten; zugleich das Drängen der Noth, wodurch auch widerstreitende Kräfte besänftigt und zusammengehalten werden. Hinweisungen auf [249] das, was gehörig verbundne Menschen darstellen und wie sie sich darstellen können, wie aber keiner allein etwas Grofses zu

Religion.

[247] Die Idee von Gott zu erzeugen und zu bilden ist das Werk der religiösen Synthesis. Als der Endpunct der Welt, als der Gipfel aller Erhabenheit mufs diese Idee schon in früher Kindheit hervorschimmern, sobald das Gemüth anfängt, einen Ueberblick zu wagen über [249] sein Wissen und Denken, Fürchten und Hoffen; sobald es über die Gränze seines Horizonts hinauszuschauen versucht. Nie wird

Synthetischer

Empirie.

angehen muſs, oder über die, auf den combinatorisch gelegten Grund zurückgehende Analysis gegebener Dinge (welche dahin gehört, wo viele denkbare Complexionen in der Wirklichkeit fehlen,) nur ein Wort über Grammatik; namentlich über das Conjugiren. Hier sind erstlich zu unterscheiden die allgemeinen Begriffe, welche sich dabey compliciren, Person, [250] *numerus, tempus, modus, vox*, — von den Sprachzeichen, wodurch diese oder jene Sprache sie angiebt. Es ist ferner zu unterscheiden das Deutlichmachen der einzelnen Begriffe und ihrer Reihen vom Entwickeln des *typus* der Conjugation, welcher bloſs aus dem Variiren jener Reihen entsteht. Aber dieser *typus* entwickelt sich von selbst, wenn auſser den Begriffen auch die Form des Variirens, unabhängig von aller Grammatik, schon bekannt war. Will man nun eine einzelne Sprache, z. B. Griechisch lehren, so zeigt man, [252] nach jenen allgemeinen Vorbereitungen, zuerst die am meisten constanten Kennzeichen, als, des Futurum, Perfectum, des Conjunctiv's, Optativ's, u. s. w., und läſst sie an einzelnen Worten aufsuchen; dann durchgeht man die minder constanten Kennzeichen, als Anomalien, welche be-

Speculation.

Causalitäten, deren Anfang nicht zu finden ist, weder in der Weite, noch in der [250] Tiefe der Welt und des Bewuſstseyns. Die physikalischen Naturkenntnisse führen auf eine Menge von Hypothesen, aus denen synthetisch in die Natur zurückzugehen man gewöhnlich nicht ohne Anstoſs versucht. Man *zeige* diese Hypothesen und jene Probleme, einzeln, nach Gelegenheit; man beschäftige die [252] Phantasie damit, und lasse den Vorstellungsarten Zeit, sich aufzuklären, so weit sie können, oder sich wenigstens mannigfaltig zu *associiren*. Allmählig ziehe man aus den Problemen, welche unmittelbar das Reelle zu betreffen schienen, die BEGRIFFE hervor; und mache bemerklich, daſs der Denker hier in den Ver-[254]wickelungen seiner eignen Gedanken befangen sey, daſs er folglich sie zu behan-

Geschmack.

Noch VORHER, EHE die jugendliche Seele starken Eindrücken ausgesetzt [250] wird, die als Reminiscenzen ankleben könnten, muſs sie die einfachen Verhältnisse, die ästhetischen Bestandtheile der gröſsern Compositionen, leise vernommen haben. Dies gilt für jede der neben und über einander liegenden Sphären der Künste. Das Vernehmen der Verhältnisse hängt ab von der Klar-[252]heit und Reife der Auffassung; das Gemüth muſs afficirt, nicht hingerissen, — es muſs leicht, nicht stürmisch, bewegt seyn. — Man umringe es also mit den Materialien der Verhältnisse, — mit denen, welche in dem jedesmaligen Fassungskreise vollkommen enthalten sind. Man *associire* dieselben auf allerley Weise. Man [254] *zeige* die einfachen Verhältnisse selbst, wenn man im Besitz derselben ist, (wie in der Musik.) Aber man sorge

Unterricht.

Theilnahme an Menschen.

nur die Würdigsten unter den Dichtern, und, ihnen zunächst, den Historikern. Wir suchen bey ihnen die klärste *Anschauung* allgemeiner psycho-[151]logischer Wahrheit. Aber diese Wahrheit ist *continuirlich* modificirt nach andern und andern Zuständen der Menschen in Zeiten und Räumen. Und die Empfänglichkeit für sie modificirt sich continuirlich mit dem Fortschritt des Alters. Es ist Pflicht des Erziehers, zu sorgen, daſs diese und jene Modificationen, stets richtig auf einander treffend, mit [253] einander fortgehen mögen. Darum ein CHRONOLOGISCHES AUFSTEIGEN VON DEN ALTEN ZU DEN NEUERN! — Dies Aufsteigen wird sich von selbst seitwärts ausbreiten, und die allmähligen DIVERGENZEN der INDIVIDUALITÄTEN bey erweiterter, verpflanzter, nachgeahmter Cultur, dem Gemüthe nahe bringen. Auch das Schiefe und Künstlich-[255]Schlechte,

Theilnahme für Gesellschaft.

werden, vollends zu leisten, im Stande sey, — wie Jeder, IN und AUSSER sich, immer nur das verarbeite, was Zeit und Umstände ihm darrei-[251]chen, — müssen ein disponirendes Interesse anregen, jener Fügsamkeit gemäſs die Menschen so anzustellen und anzuhalten, wie es nöthig ist, damit sie zu ihren eignen bessern Zwecken vorwärts schreiten können. Aber der Unterricht muſs hiebey die ganze, der unverdorbe-[253]nen Jugend natürliche, Bescheidenheit in Anspruch nehmen; er muſs die Forderungen der Fügsamkeit auf den Zögling selbst zurückwenden; und ihm das Unfügsame der Räsonnir-Sucht zeigen, welche mit vieldeutigen Reden müssige Leer-

Religion.

Religion den ruhigen Platz in der Tiefe des Herzens einnehmen, der ihr gebührt, wenn ihr Grundgedanke nicht zu den ältesten gehört, wo-[251]zu die Erinnerung hinaufreicht; wenn er nicht vertraut und verschmolzen wurde mit allem, was das wechselnde Leben in dem Mittelpunct der Persönlichkeit zurückliefs. — Immer von neuem muſs diese Idee an das Ende der Natur gestellt werden; als die letzte Vorausset-[253]zung eines jeden Mechanismus, der sich irgend einmal zur Zweckmäſsigkeit entwickeln sollte. Dem Kinde sey die Familie das Symbol der Weltordnung, von den Eltern nehme man, idealisirend, die Eigenschaften der Gottheit. Es darf mit der Gottheit reden, wie

Synthetischer

Empirie.

sonders gelernt werden müssen. So beschäftigt man den Geist mit der Conjugation, man *associirt* ihm auf alle Weise das Mannigfaltige derselben, ehe man zum Auswendig-*Lernen* schreitet; wiewohl auch dieses nicht entbehrt werden kann. [254] Bey hinreichender combinatorischer Uebung läfst man den *typus* in andre und andre Formen bringen, welches geschieht, indem man die Anordnung der Reihen bey der Variation verändert. — Ein noch viel leichteres Beyspiel wäre die musikalische Notenschrift, wo die Reihe der Tonzeichen mit der der rhythmischen Zeichen variirt wird. — Man wird aber auch diese Uebungen in der Botanik, Chemie, Mathematik und Philosophie wieder gebrauchen; man wird durch ihre Hülfe allein das Gerüst der Wissenschaften rich-[256]tig darstellen, Classificationen richtig *lehren* und darüber *philosophiren* können.

Der combinatorische Blick, — überhaupt ein unschätzbares Talent in allen Fällen, wo vielerley zugleich bedacht seyn will, — kommt dem Unterricht noch besonders zu statten bey syntactischen Sprachübungen, — und bey der Auffassung des Skelets der Geschichte. Dieses zu erlernen ist eine eigne Beschäftigung des spätern Knabenalters, welche

Speculation.

deln die rechte Methode besitzen müsse. Hier kann die Logik eintreten. Das Studium der Mathematik, (für welche schon das ABC der Anschauung die gegenseitige Abhängigkeit gewisser Gröfsen vorbereitend bemerkt) mufs alsdann längst eine [256] bedeutende Stufe erreicht haben. An ihr mufs wenigstens das logische Schliefsen durch Mittelbegriffe, sowohl in der Analysis, als in der Geometrie, längst bis zur Fertigkeit geübt seyn. Nun komme das Studium speculativer Systeme hinzu, (angefangen am besten von den ältesten und einfachsten); und es knüpfe [258] sich daran das psychologische Interesse für menschliche Meinungen. Die Synthesis *a priori* selbst zu *lehren*, wird man gewifs der Erziehung erlassen; genug wenn der Jugend-Lehrer ihr unpartheyisch vorarbeitet. — Die Anfänge des Specu-

Geschmack.

auch für die ästhetische Stimmung. Nicht alle Kraft darf sich zwischen Lernen und körperlicher Thätigkeit theilen; äufsere Wildheit mufs eingeschränkt werden. Freyes, belebtes Gespräch führt jener Stim-[256]mung am nächsten; sinniges Alleynseyn hilft sie vollenden. — Regt sich der Geschmack, so mufs man die Phantasie zu beobachten suchen. Dazu hilft ein vertrauliches Verhältnifs. Für seine Eröffnungen sey der Zögling besonders hier einer gefälligen Aufnahme gewifs, ohne scharfen Tadel, aber auch ohne lebhaftes Lob. [258] Er darf, wenn er selbst etwas bildet, nicht vom Reiz überwältigt werden, sich nicht erschöpfen, nicht sich selber gefallen. Durch sanfte Erinnerungen abgekühlt, nicht gehemmt, werde er von einer Production zur andern fortgelenkt. — Auf dafs er nicht zu früh in seinen eignen Geschmack

Unterricht.

Theilnahme an Menschen.

auf welches man bey diesen Divergenzen stöfst, dargestellt in solcher Folge, und mit allen seinen Gegensätzen und Widersprüchen, wird den ansteckenden Einfluſs verlieren, den es auf die Unvorbereiteten zu äuſsern pflegt, welche, ohne sichere Richtung umhersuchend nach Bildung, so leicht geblendet und oft so gefährlich gerührt werden. [257] Auf den *Höhen* der menschlichen Ausbildung fortschreitend, wird man, angelangt bey unsrer heutigen Literatur, die niedern, sumpfigen Stellen derselben leicht vorbeygehen; und damit hängt ein bedeutender Grad von Sicherheit gegen alles Verführerische der heutigen Welt zusammen. Endigen wird der ganze Gang bey dem Gegensatz zwischen dem Zeitalter und [259] dem Vernunftideal dessen, was die Menschheit seyn sollte; nebst der vermittelnden Ueberlegung, wie sie es werden könnte, und was dafür der Einzelne zu thun habe? — Vom Moment etwas

Theilnahme für Gesellschaft.

köpfe füllt, und in cri-[255]tischen Momenten die öffentliche Wirksamkeit um ihren Nachdruck bringt. — Alles Vorlaute und Vorschnelle verschmähe das gesellschaftliche Interesse; es verbinde sich dagegen mit einer ökonomischen Besinnung höherer Art, welche die Zwecke ausgleicht, und [257] Schwierigkeiten gegen Opportunitäten berechnet. Nicht bloſs was den Verkehr angeht, — der Reiz natürlicher und künstlicher Bedürfnisse, der ihn belebt, die öffentliche Macht, die ihn beschützt oder drückt, die verschiedenen Zweige der Administration im Staat, — [259] sondern auch was Menschen gemeindet, Sprache, Glaube, Wissenschaft, Häuslichkeit und öffentliches Ver-

Religion.

mit sei-[255]nem Vater. Dem Knaben müssen, in immer steigender Deutlichkeit, die Alten bekennen, daſs er ihren Göttern, ihrem Schicksale nicht angehören könne. Er empfange früh, aus der Hand der Kunst selbst, was die rückschreitende Bildung mit vergeblicher Kunst wieder ein-[257]führen möchte. — Man zeichne ihm die Epoche des Sokrates aus, wo das Schicksal (RELLE VORBESTIMMTHEIT OHNE CAUSALITÄT UND WILLE) von der damals neuen Idee der Vorsehung anfing, verdrängt zu werden. Man vergleiche ihm unsre po-[259]sitive Religion mit der, in welcher PLATO die Griechische Jugend auferzogen wünschte. — Der Jüngling versuche sich in Meinungen. Sein Charakter

Synthetischer

Empirie.

von dem theilnehmenden Umfassen historischer Erzählungen, deren [258] manche hier vorausgegangen seyn sollen, ganz gesondert werden mufs. In dem Skelet liegen mehrere Reihen von Namen, die zur Chronik der einzelnen Länder, und wenn man will, zur Chronik der Kirche, der einzelnen Wissenschaften und Künste gehören, neben einander; und es kommt darauf an, nicht nur die einzelnen Reihen geläufig verfolgen, sondern sie auch zu zweyen und dreyen, wie man will, verknüpfen [260] zu können. — Etwas ähnliches würde sich von rechtlichen Verhältnissen und den positiven Bestimmungen über dieselben sagen lassen; wovon einige Kenntnifs zu erhalten schon dem frühern Jünglingsalter wohlthätig ist, weil dadurch die Aufmerksamkeit aufs wirkliche Leben geschärft, und die künftige Besorgung eigner Angelegenheiten erleichtert wird.

Speculation.

lirens können einen gesunden Jüngling (und selbst den ältern Knaben) zwar wohl zu viel, und zu sehr ausschliefsend, [260] — aber an sich nie zu lebhaft, beschäftigen, so lange sie nicht andre Interessen ins Spiel ziehen, und dadurch drückend und beunruhigend werden. Sobald sich dies ereignet, mufs man sie durch andre Beschäftigungen kräftig unterbrechen. Die speculative Stimmung ist dann ohnehin für dasmal verdorben.

Geschmack.

versinke: dazu mögen Meisterwerke verschiedener Gattungen aufgeboten [260] werden. Die nämlichen, periodisch wieder aufgesucht, leisten der eignen Fortbildung einen Maafsstab. Aber aller Geschmack kommt erst spät zum festen Charakter. Um diesen auszuarbeiten, mufs er die ganze Kraft seines eigenthümlichen Gewissens angestrengt gegen sich selbst wirken lassen.

IV.

Ueber Lehrpläne.

[262] Der erste Blick giebt zu erkennen, dafs die vorstehenden Tabellen kein Lehrplan seyn sollen; da in denselben so vieles vorkommt, was gar keine feste Stundenfolge gestattet, sondern vielmehr auf Gelegenheiten RECHNET, wo es irgend einem Unterricht beygemischt werden könne. DER LEHRPLAN IST DIE VERANSTALTUNG DIESER GELEGENHEITEN. Nicht eher kann er entworfen werden, als bis der Erzieher den hier bezeichneten Gedankenkreis reiflich erwogen, sein gesammtes Wissen in denselben eingeführt, und nun noch die Bedürfnisse des Zöglings hinreichend erforscht hat. Von so vielen Zufälligkeiten, die mit der allgemeinen Idee vielseitiger Ausbildung nichts gemein haben, mufs der Lehrplan sich abhängig machen, um wirksam zu werden. Denn diese Wirksamkeit kommt zu-[263]sammen aus den individuellen Kräften des Erziehers und des Zöglings; diese, wie sie sich finden, müssen aufs beste benutzt werden.

Vieles hängt davon ab, wie weit und wie der Zögling entgegenkommt. Ein Unterricht, der früh anfängt, und der hauptsächlich syn-

Unterricht.

Theilnahme an Menschen.

mit Ungestüm zu fordern oder ängstlich zu erwarten, ist übrigens am wenigsten demjenigen natürlich, welcher mit grofsem Schritt die Zeiten durchwanderte, und al-[261]lenthalben dieselbe Menschheit erkannte. Selbst wenig bewegt vom Wechsel, wird er auch andre so frey zu machen suchen, als unsre Natur es gestattet. Dies ist das Höchste der Theilnahme.

Theilnahme für Gesellschaft.

gnügen, — werde zusammen in Betracht gezogen. — Eine Zeichnung der Gesellschaft, gleichsam eine Landkarte für alle ihre Plätze und Wege, mufs den [261] Jüngling erst jeden Beruf kennen lehren, ehe er selbst einen wählt: — welches, mit fester Bestimmtheit, nicht spät genug geschehen kann. — Den gewählten Beruf mufs das volle Herz umfassen und ausschmücken mit den schönsten Hoffnungen auf eine wohlthätige Wirksamkeit.

Religion.

aber mufs ihn hüten, dafs er es nie wünschenswerth finde, keine Religion zu haben; und sein Geschmack [261] mufs rein genug seyn, um nimmermehr die Disharmonie erträglich zu finden, welche aus einer Welt ohne sittliche Ordnung, folglich (so fern er Realist bleibt) aus einer reellen Natur ohne reelle Gottheit, unvermeidlich und unauflöslich hervorgeht.

---

thetisch seyn wird, kann sich ziemlich verlassen auf die Gewalt, die er ausübt durch das, was er giebt. Aber dem analytischen Unterricht sollte eigentlich der Zögling selbst den Stoff darreichen, besonders in spätern Jahren, wo die Masse der gemeinen Erfahrung abgenutzt, und nur dasjenige der Zerlegung werth ist, was schon in die Tiefe des Gemüths sich eingesenkt hat. — Dem gemäfs erklären sich leicht die Erfahrungen, dafs bey erwachsenen Jünglingen, WENN sie sich offen äufsern, die pädagogische Einwirkung sehr schnell und besonders im An-[264]fange (so weit die Analysis trägt,) fast wunderbar gelingt, — wenn sie im Gegentheil zurückhalten, alle Bemühung verloren geht! —

Das eigentliche Vehikel des analytischen Unterrichts ist das Gespräch, angesponnen und in Gang erhalten durch eine freye Lectüre, und, wenn es seyn kann, gehoben durch schriftliche Aufsätze, die Zögling und Erzieher einander gegenseitig vorlegen. Die Lectüre mufs aus einer schon bekannten Sprache seyn, mancherley Berührungspuncte mit dem Zögling haben, und an sich nicht in dem Grade interessiren, dafs die häufigen Unterbrechungen, — die vielleicht langen Abschweifungen,

die sie sich gefallen lassen soll, — widrig werden könnten. Die Aufsätze müssen nicht lang und nicht künstlich seyn, aber mit aller Sorgfalt den Stoff, welchen sie im Gespräch fanden, klar und kenntlich hinstellen, und ihren [265] Hauptgedanken deutlich und frappant aussprechen. Sie müssen beweisen, dafs das Gemüth vertieft war in seinen Gegenstand. Trifft es der Lehrling schlecht, so mag der Lehrer es besser machen. Er mag, wo es nöthig ist, Wetteifer und Dispüt aufbieten, um die Schlaffheit anzuspannen, — nur dafs er sich nicht selbst dabey erhitze! — Auf dergleichen Uebungen mufs eine verspätete Jugendbildung das meiste Gewicht legen, und sie so umherzuwenden suchen, dafs sie auf alle Seiten des Interesse nach und nach treffe. Um aber das Gemüth auszufüllen, kann man irgend einen lebhaft darstellenden Unterricht hinzufügen; auch einige an sich unbedeutende, aber so sehr als möglich contrastirende Nebenstudien zusetzen. — Dies wird die ganze, anscheinend planlose Form des Lehrplans DA seyn, wo die Erziehung ihre schönsten Rechte schon verloren hat; aber als Zusatz werden jene Uebungen auch bey einem sonst synthetisch [266] fortschreitenden Unterricht fast unentbehrlich seyn; schon damit der pädagogischen Wachsamkeit nicht verborgen bleibe, was sich im Innern bereitet.

Fängt der synthetische Unterricht zur rechten Zeit und mit voller Hoffnung an: so findet er leicht in den vorigen Entwickelungen die ZWEY HAUPTFÄDEN, die von einem Extrem der Erziehung zum andern laufen, und nie aus der Hand gelegt werden sollen. Geschmack und Theilnahme erheischen das chronologische Aufsteigen von den Alten zu den Neuern. Dafür hat der Lehrplan zu sorgen, indem er für das frühe Knabenalter den Anfang in der Griechischen, für das mittlere den Anfang in der Römischen, und für das Jünglingsalter die Beschäftigung mit den neuern Sprachen anordnet. — Speculation, und Empirie, so fern sie von jener beleuchtet wird, erfordern vor Allem ein durchgeführtes und viel-[267]fach angewandtes Studium der Mathematik. — Als Hauptpuncte, welche in den Anfängen dieser beyden Reihen hervorragen, wage ich die Odyssee und das ABC der Anschauung zu nennen. — Als dritte Reihe kann man eine Folge von heterogenen Studien ansehen; unter welchen Naturgeschichte, Geographie, historische Erzählungen, und Vorbereitung auf positives Recht und Politik, — die wichtigsten seyn werden. Unter ihnen soll nicht eben das Frühere geendigt seyn, ehe das Spätere anfängt; nur die Perioden werden einander folgen müssen, ja jedes Einzelne sich im Gemüthe vorzugsweise geltend macht. Und jedes bedarf einer solchen Periode, um sich für immer festzusetzen. — Nimmt man die beschriebenen Uebungen hinzu, welche dem analytischen Verfahren von Zeit zu Zeit gewidmet werden müssen, so hat man die Hauptzüge beysammen für den vollständigen Plan des erziehenden Unterrichts; [268] und es ist nur noch nöthig, zu den Hauptstudien die Hülfskenntnisse hinzuzudenken. — Die Hauptarbeiten werden von vielen Nebenarbeiten umringt seyn, die grofsentheils aufser den Lehrstunden fallen, aber nicht aufser der Wirkungssphäre einer consequenten Zucht. Uebrigens darf man einem Knaben, dessen Interesse erregt ist, zutrauen, dafs er die Lasten, welche es mit sich bringt, rüstig tragen werde. Nur hüte

man sich, das Interesse zu zerstreuen! Dies geschieht unfehlbar durch alles, was der Continuität der Arbeit schadet. Sie mufs so geartet seyn, dafs sie ihre nöthige Abwechslung im eignen Reichthum mit sich führt; niemals aber darf sie, dem Wechsel zu Liebe, in eine Rhapsodie ohne Ziel auseinanderfallen. Hierüber scheinen die erfahrensten Pädagogen der Erfahrung zu bedürfen! Sie scheinen nicht die Wirkung einer Lehrart zu kennen, welche dem gleichförmigen Zuge des nämlichen Interesse [269] unausgesetzt nachfolgt. Woher sonst auch nur die zerrissene Stundenordnung in den meisten Lectionscatalogen? Man sollte doch wissen, dafs unter allen äufsern Bedingungen eines eindringlichen Unterrichts diese die erste und unerlafslichste ist: DEM NÄMLICHEN STUDIUM TÄGLICH EINE LEHRSTUNDE ZU WIDMEN! — Aber freylich, die Masse will Platz haben. — —

Es giebt Fälle, wo man auf den synthetischen Unterricht, dem nicht seine ganze Ausdehnung verstattet ist, doch auch nicht ganz Verzicht thun will. Da kommt es darauf an, ihn zu verkürzen, und gleichwohl nicht zu verunstalten. Regelmäfsig ins Enge gezogen, seiner Gestalt nach derselbe, wird er, wie durch ein verkleinerndes Glas gesehen, lebhaftere Farben und stärkere Contraste zeigen; an Fülle aber und Rundung und Effect unvermeidlich verlieren. — Die Menge der Sprachen fällt weg; man [270] braucht Uebersetzungen und Auszüge, wo man sonst Originale und ganze Werke gelesen hätte. Aber man verweilt desto nachdrücklicher bey den Hauptideen, je weniger man ihre Wirkung durch mannigfaltigen Apparat unterstützen kann. In der Mathematik thut man darauf Verzicht, den unendlich mannigfaltigen Verkehr darzustellen, den diese Wissenschaft mit sich selbst treibt; man giebt nur die Hauptsätze und die wichtigsten Arten der Rechnung; aber diese encyklopädisch, von den niedrigsten bis zu den höchsten; — denn die höchsten sind nicht nothwendig die verwickeltsten. Und was man zeigt, das zeigt man gründlich und zum Behalten auf immer. In der Naturgeschichte, Geographie und Geschichte verschont man das Gedächtnifs mit vielen Namen; man sorgt aber, dafs Welt und Menschheit in einem lichten Abrifs erscheinen.

[271] Bey der pädagogischen Bearbeitung der Wissenschaften mufs auf dergleichen Verkürzungen durch bestimmt ausgehobene EPISODEN gerechnet werden.

So kann immer noch Vielseitigkeit des Interesse gebildet werden, wenn gleich dies Interesse an innerer Stärke und an Gewandtheit der Aeufserung manches entbehren mufs.

Sey aber der Lehrplan welcher er wolle: wenn die Gelegenheiten, die er veranstaltete, nicht benutzt werden, so ist er vereitelt. — Dies Buch wird hoffentlich verschont bleiben von leichtsinnigen Freunden, welche sich einbilden möchten, dessen Vorschrift befolgt zu haben, wenn sie nur den HOMER und das ABC der Anschauung früh genug anfangen. Ich werde ihnen nicht danken, wenn sie nicht zugleich bemüht sind, die Menschen des Dichters hervorzu-[272]heben, und die Gestalten der Dinge zu articuliren. — Die eitelsten aller Lehrpläne möchten wohl DIE SCHULPLÄNE seyn, welche für ganze Länder und Provinzen entworfen werden; und schon die, welche ein Schulcollegium *in pleno*

verabredet, ohne daſs der Scholarch zuvor die Wünsche der Einzelnen vernommen, die Vorzüge und Schwächen eines jeden geprüft, IHRE PRIVATVERHÄLTNISSE UNTER EINANDER erkundet, und dem gemäſs die Berathschlagung vorbereitet hätte. Es ist gewiſs Nichts kleines um die Menschenkenntniſs und Politik eines guten Scholarchen. Denn er muſs mehrere Männer, von denen leicht jedes Paar ein paar Rivalen darstellt, wenn auch nur aus wissenschaftlichem Ehrgeiz, — diese muſs er so verbinden, daſs sie innigst zusammentreffen mit ihrer ganzen Wirkung auf die Schüler! Er wird Alles von allen Seiten anwenden müssen, sowohl um die Berührungspuncte der Rivalität zu mindern, [273] als um den bessern Geist in diesen Männern, — bestimmt in DIESEN INDIVIDUEN, — zu heben, und um JEDEM eine gedeihliche Wirksamkeit NACH SEINER ART anzuweisen, (wie viel ist einem Manne von Kenntnissen schon dadurch genommen, wenn man ihm nicht gestattet, das zu treiben, was er liebt!) endlich um ihnen allen den gemeinschaftlichen Sinn FÜR DAS EIGENTLICH BILDENDE eines jeden Unterrichts einzuflöſsen. — Was weiſs davon ein Lehrplan für ein ganzes Land? Dieser, ohne Rücksicht auf die einzelnen Personen entworfen, die ihn, an den verschiedenen Orten, ausführen werden, — leistet wohl, was er kann, wenn er nur grobe Verstöſse vermeidet gegen die Folge der Studien und GEGEN DEN VORHANDENEN GEIST DER EINWOHNER. Und so kann er nie viel leisten. — Ich gestehe, keine reine Freude zu empfinden, wenn STAATEN sich der Erziehungsangelegenheiten auf [274] eine Weise annehmen, als ob sie es SICH, ihrer Regierung und Wachsamkeit, zutrauten, das zu vermögen, was doch allein die Talente, die Treue, der Fleiſs, das Genie, die Virtuosität der Einzelnen erringen, — DURCH IHRE FREYE BEWEGUNG ERSCHAFFEN, und DURCH IHR BEYSPIEL VERBREITEN können; und wobey den Regierungen nur übrig bleibt, die Hindernisse zu entfernen, die Bahnen zu ebnen, Gelegenheiten vorzurüsten, und Aufmunterungen zu ertheilen; — immer noch ein groſses und sehr ehrwürdiges Verdienst um die Menschheit.

Sechstes Capitel.

Resultat des Unterrichts.

[275] Kein gröſseres Glück für den Pädagogen, als häufige Bekanntschaft mit edlen Naturen, welche ihm die Fülle der jugendlichen Empfänglichkeit offen und unverkümmert darlegen. Dadurch wird ihm der Geist offen und sein Streben unverkümmert erhalten; und er überzeugt sich, an der Idee der Menschenbildung das ächte Vorbild für sein Werk zu besitzen. Er bleibt unberührt von den Eindrücken der Geringschätzung, welche Lehrer und Lehrling gegenseitig verstimmt, wenn Einer aufdringt, was der Andre nicht verlangt. — Er wird nicht ver-

leitet, den [276] Unterricht in Spiel, oder hinwiederum ihn absichtlich in Arbeit zu verwandeln; er sieht ein ernstes Geschäft vor sich, und sucht es mit leichter, nur sicherer Hand zu fördern. Er belastet noch weniger den Catalog der Lectionen mit seiner Polyhistorie, (wobey alles bedacht wäre, nur nicht das Interesse der Lehrlinge); er hat genug an der Sorge, dafs die Lehre nicht minder vielseitig sey, als die Fähigkeit, die ihr entgegenkommt. Denn es ist nichts Kleines, einem ungetrübten jugendlichen Gemüth fortdauernd zu genügen, es fortdauernd auszufüllen.

Ausfüllung des Gemüths, das ist, noch vor allen nähern Bestimmungen, das Allgemeine dessen, was, als Resultat, aus dem Unterricht hervorgehen soll. — Die cultivirte Menschheit bedarf in ihrem künstlichen Zustande beständig der Kunst; nachdem die Bequemlichkeiten erworben, die [277] Schätze angehäuft sind, nachdem die Natur nicht mehr durch Bedürfnisse beschäftigt, mufs man der Kraft zu thun geben; man darf sie nicht müssig lassen. Das Leben der müssigen Reichen hat die Beobachter aller Zeiten empört. „Kreuzigt das Fleisch! Oder kehrt zurück in die Wälder!“ Solche Sprache wird immer von neuem die Menschheit gegen sich selbst erheben, wenn sie nicht lernt, den Auswüchsen wehren, welche aus der Cultur so üppig als häfslich hervorzuschiefsen pflegen. — In den geistigen Strebungen mufs sich die Willkühr erschöpfen; dann ist das Unheil vermieden.

In der Hoffnung nun, es werde dem bisher beschriebenen Unterricht an der Quantität nicht fehlen, — weder an der Weite, noch an der Stärke, — untersuchen wir noch die Qualität der Gemüthslage, die durch ihn bereitet ist.

I.

Das Leben und die Schule.

[278] *Non scholae, sed vitae discendum!* — Dieser weise Spruch würde etwas klärer seyn, wenn man erst wüfste, was er Schule, und was er Leben nennt.

Vielleicht erläutert ihn die kurze Uebersetzung: nicht dem Prunk, sondern dem Gebrauch! So ist er eine kluge ökonomische Regel; beym Einkauf der Möbeln wie der Kenntnisse gleich passend.

Aber das Leben besteht nicht blofs aus dem Brauchen von mancherley Mitteln zu verschiedenen Zwecken. Ein solches Leben würde in Verdacht kommen, unter einigen Begehrungen das mannigfaltige Interesse erstickt zu haben. Ein solches ist gewifs nicht das Resultat des uns vorschwebenden Unterrichts. Und so wenig wir dem [279] Leben das blofse Brauchen, eben so wenig werden wir der Schule das Prunken zuschreiben. — Unsre Uebersetzung also von jenem Spruche ist nicht zu brauchen! Ohne uns nun auf weitläuftige Verbesserungen der Exegese einzulassen, versuchen wir lieber selbst, uns das Verhältnifs zwischen Schule und Leben auseinanderzusetzen, — unbekümmert, ob wir dabey gerade auf den Gegensatz: *non scholae, sed vitae*, wieder treffen werden. —

Das Leben fassen wir gewifs am leichtesten, wenn wir uns fragen, wie wohl die bekannten Glieder des Interesse im Verlauf der Jahre MIT UNS FORTLEBEN werden?

Die eigentliche Empirie, die blofse Beobachtung, — findet kein Ende, wie sie keins sucht; sie liebt die Neuigkeiten, und jeder Tag bringt ihr die seinen. — Was [280] der Tag bringt: davon gehört Etwas immer auch der Theilnahme; denn Menschenwohl und Staatenwohl sind immer in Bewegung. — So sind Beobachtung und Theilnahme die Regungen, wodurch wir uns jeden Moment der Zeit zueignen; durch die wir eigentlich leben. Wenn ihr Pulsschlag ermattet: so wird den Menschen die Weile lang; die Dreisteren öffnen die Pforten der Zeit, und suchen das Ewige.

Speculation und Geschmack — sind für den Flufs des Lebens, für den Wechsel, nicht gemacht. Nicht für die Systeme blofs ist der Wechsel beschämend: auch jeder Einzelne, nachdem seine Ansicht und sein Geschmack einmal bestimmt ist, läfst davon nicht gern, und kann nicht rein davon lassen. Unsre Grundsätze sind zu sehr ein Werk der Anstrengung und der Jahre, als dafs sie, schon gebildet, sich füglich wieder umbilden könnten.

[281] Sie sind die Anker der BESINNUNG und der Persönlichkeit; dagegen überläfst sich die Beobachtung, und mit ihr die Theilnahme, stets neuen VERTIEFUNGEN.

Zwar, wer viel sah und empfand, auch der schon erlangt mit der Zeit eine gewisse TEMPERATUR, welche hinaus ist über den Sturm der Leidenschaften. Das Neue ist zu wenig gegen das Schon-Empfundene. Aber diese Temperatur ist noch nicht Ruhe, nicht Herrschaft; sie ist nur minder nachgebende Beweglichkeit.

Das Steuer des Lebens führt bey den Bessern, wenn sie minder im Denken geübt sind, fast einzig die Religion; sie vertritt zugleich die Stelle von Speculation und Geschmack. — ALLE bedürfen der Religion zum geistigen AUSRUHN: die Bewegungen aber des Gemüths werden diejenigen, wel-[282]che dafür gebildet sind, der doppelten Disciplin, des *theoretischen* und des *praktischen* Urtheils, unterwerfen.

Die Beobachtung, welche endlos sammeln, und Eins über dem Andern, und über Allem das eigne Selbst verlieren würde, — die Theilnahme, welche in der Hitze ihrer Forderungen allenthalben handelnd durchgreifen möchte, und eben dadurch tödtlichen Erkältungen ausgesetzt wäre, — beyde mäfsig und kühl zu erhalten, ist die *Speculation* geeignet: schon indem sie den Wechsel verläfst, um aufzusteigen zum Seyn; aber mehr noch, indem sie zurückschauend aus dem Unsinnlichen die allgemeine Möglichkeit des Sinnlichen bestimmt und begränzt, und, sich wieder anschliefsend an die Erfahrung, vor allem Uebereilen, Ueberschätzen, überspanntem Hoffen und Fürchten, vor allen Misgriffen und aller kleinlichen Klugheit derer warnt, die [283] an Maafs und Zeit, und an den ganzen grofsen Gang der Kräfte nicht denken. —

Die erregte Kraft, welche bey gesammelter Kenntnifs in den Schranken der Ueberlegung harrt, bis der Anführer erscheine: diese würdig zu beschäftigen, hat der *Geschmack* seine Musterbilder, seine Ideen. Das

Anständige, das Schöne, das Sittliche und Rechte, — mit einem Wort: WAS, WENN ES VOLLENDET STEHT, NACH VOLLENDETER BESCHAUUNG GEFÄLLT, — dies darzustellen würde die heitere Arbeit des rein besonnenen Lebens seyn, wäre nicht zuvor die Anstrengung nothwendig, das Misfällige wegzuschaffen, dessen lästige Massen allenthalben da gehäuft liegen, wo achtlose Menschen nach Willkühr gehandelt haben. — Der Geschmack ist streng: und er nimmt nichts zurück. Das Leben mufs sich nach ihm richten, oder es erliegt seinen Vorwürfen.

[284] Wie beyde Herrscher des Lebens, Speculation und Geschmack, über dasselbe bestimmen: um dies vollständig lehren zu können, suchen wir das System der Philosophie; den Schlufsstein des Unterrichts.

Traurig ist es, zu sehen, wie unsre Philosophie bisher so oft die, gegenseitig durchaus unabhängige, Natur der Beyden verkannte; den Geschmack im Namen der Speculation, oder die Speculation im Namen des Geschmacks mishandelte; — traurig zu sehen, wie sie durch beyde den Beobachtungsgeist und die Theilnahme drückte, — und so das Leben selber verletzte; — traurig, die krampfhaften Zuckungen wahrzunehmen, unter welchen manchmal kräftige Jünglinge, unvorbereitet sich hin und her streckend zwischen dem Universum und dem Ich, wovon eins ihnen zu weit und beydes zu tief ist, — vergehen, und schon, beynahe vernichtet, sich der gewonnenen Einsicht [285] rühmen: DASS ALLES NICHTS SEY! — Empörender Nichts für das pädagogische Gefühl, als die Unvorsichtigkeit, durch welche so oft das Resultat eines sorgfältigen Unterrichts mitten in den Umschwung der speculativen Wagestücke des Zeitalters geworfen, und seinen zweifelhaften Erfolgen Preis gegeben wird. Mir ziemen hierüber nicht unnütze Klagen: nur die gefährliche Stelle mufste die Pädagogik bezeichnen.*

Jedoch, es gehört allerdings zu dem Gange der menschlichen Gattung, dafs die, welche dazu taugen, sich wagen müssen, um die rechten Anker der Besinnung zu suchen, und so lange suchen müssen, bis sie sie haben.

[286] Mögen einzelne Menschen in dunkler Natureinfalt glücklich und leidlich für sich hin leben können. Wo die Wogen des Lebens nicht hoch gehen, da brauchts nicht viel Kraft, sich darin zu halten.

Aber wir, in der Mitte einer cultivirten Staatenreihe mit dem Interesse für Menschheit und Gesellschaft, sind schon dadurch getrieben, eine Gedanken-Einheit zu suchen, welche der Sammelplatz der ALLGEMEINEN BESINNUNG aus den unzählbaren Vertiefungen werden könne, in welchen sich die Vielen zerstreuen. SOLON's alter Vorwurf an die Athenienser: *„die Einzelnen haben Verstand; versammelt haben sie keinen!“* — deutet auf ein uraltes Bedürfnifs der Menschheit, — Quellen eines allgemeinen Verstandes. —

---

* Man kann mehr von mir fordern. Will mich jemand zur Rechenschaft ziehen: so mufs ich vorläufig auf die Beylage verweisen zu meiner Abhandlung *de Platonici systematis fundamento.*

Alle Vertiefungen sollen sich sammeln in Besinnung, — und DAS IMMER NEUE LE-[287]BEN IMMER VON NEUEM DIE SCHULE ERZEUGEN. So geschieht es auch wirklich in den Zeiten, wo es sinnige Menschen giebt, welche die Früchte des Lebens zu pflegen verstehen. Man klage nicht, dafs bisher immer andre und andre Schulen erzeugt wurden; man überlege vielmehr die kurzen Perioden und die wenigen Kräfte, welche bisher darauf gewandt sind. —

Uebersetzen wir jetzt treuer als vorhin! Schule — geben wir dem edeln Worte seine ächte Bedeutung! SCHULE heifst MUSSE; und die Mufse ist das Gemeingut für Speculation, Geschmack, und Religion. Leben — ist die Hingebung des theilnehmenden Beobachters an den Wechsel des äufsern Thun und Leiden. Der harte Spruch, welcher den Wechsel zum Zweck der Mufse, — die Besinnung zum Mittel für die Vertiefungen zu machen scheint: wird sich erbitten lassen, und uns [288] gestatten, uns von einem zum andern hin und her zu bewegen; und den Uebergang vom Thun und Leiden zur Mufse, und wieder von der Mufse zur That und zum Leiden, für das ATHMEN des menschlichen Geistes zu halten, für das Bedürfnifs und das Kennzeichen der Gesundheit.

So viel über die Art der Gemüthslage, welche der vielseitige Unterricht — sofern das Wissen der Zeit es möglich macht, — zu bereiten trachtet. — In ihr ist LEBENSLUST vereint mit DER HOHEIT DER SEELE, WELCHE WEISS VOM LEBEN ZU SCHEIDEN.

II.

Blicke auf das Ende der Jugendlehrzeit.

Eben dann, wann die natürliche Regsamkeit ihre ganze Spannkraft gewonnen hat, und [289] der Ausdehnung des Interesse am meisten zu Diensten steht: treten auch die einzelnen Puncte näher vors Auge, auf welche geheftet, der geistige Blick sich immer mehr ins Enge zieht. Jene Puncte selbst kümmern uns nicht; aber wohl ihre allgemeine Wirkung.

Jeder Mensch hat zu thun. Und den Jüngling träumt von seinem Thun. Also auch von den Mitteln und Wegen und Hindernissen und Gefahren — bestimmt von denen, — sie seyen grofs oder klein, — welche mit seinem Thun zusammenhängen. Dadurch wird INTERESSANT, was NÜTZT und SCHADET; — dadurch gleichgültig, was diese Sphäre nicht streift. Gesichtet werden Menschen, Sachen, und Wissenschaften. Es steigt das Reelle, es sinkt das Gelehrte. Die alten Sprachen ersterben; die todten weichen den lebendigen. Geschmack und Forschung suchen die Höhe der [290] Zeit, — um sich mit den Zeitgenossen bequem abzufinden. Statt der Theilnahme erhebt sich die Liebe, und die guten Wünsche für die Gesellschaft suchen ein Amt. Nun giebt es Gönner und Neider und zweydeutig-Gesinnte, man mufs wachen, schonen, gewinnen, umgehen, blenden, schrecken, schmeicheln, — und bey so vielem Interesse kann die Vielseitigkeit nicht in Frage kommen.

Es ist natürlich, wenn der Erzieher dieser Geistes-Verarmung mit Trauer zusieht. Es wäre aber beschämend für den Freund der Pädagogik, wenn sie selbst sich je ernstlich entschliefsen könnte, dafür zu sorgen, dafs der Verarmung durch ursprüngliche Armuth vorgebeugt werde. —

So grofs wird das Uebel nicht werden. Und ein wohlgegründetes, wahrhaft vielseitiges Interesse, erzogen durch einen [291] anhaltenden und kräftigen Unterricht, wird sich der Einengung widersetzen; es wird selbst zu dem Lebensplan seine Stimme geben, selbst Mittel und Wege wählen und verwerfen, Aussichten eröffnen, Freunde gewinnen, Neider beschämen; es wird handelnd auftreten, schon durch die blofse Darstellung einer gediegenen Persönlichkeit, und überdies durch den Reichthum so vieler Uebungen, die bald, wenn es nöthig ist, Fertigkeiten seyn können. Und die rohe Willkühr wird dadurch in Schranken zurückgewiesen werden, die sie nicht mehr durchbrechen kann.

Von der Wendung, die diese Entwickelung nimmt, hängt es ab, wer der künftige Mann seyn werde. Hier sondert sich, was der Mensch will, und was er nicht will; und es spricht sich aus, was er von sich halte. Es bestimmt sich die INNERE EHRE. Es begränzt sich der Umgang; und [292] mit der festen Anschliefsung an Personen, deren Achtung erworben seyn will, ist eine Art von Verbindlichkeit eingegangen, sie zu verdienen. Hier kommt Alles in Anschlag. Was immer der Jüngling bisher lernte, dachte, übte, das trägt bey, ihm den Platz anzuweisen unter Menschen und in sich selber; und darum eben durchdringt es sich jetzt; und wird zu Einem. Was er wünscht, liebt, einräumt, verschmäht, das ordnet sich in allen Abstufungen unter und über einander, indem es zusammen die Ansicht und den Plan des Lebens festsetzt. Davon laufen in späterer Zeit die Consequenzen meistens gerade fort. Wer sich in die öffentliche Thätigkeit hineinschieben liefs: bringt schwerlich je viel eignen Sinn in seine Geschäfte, es trennt sich die Liebhaberey von der Schuldigkeit, zum Nachtheil beyder. Wem der Egoismus die Bahn brach: der merkt forthin auf Menschen und Sachen in umgekehrtem Verhält-[293]nifs der Entfernung von Ihm selber. Wie viel aber der Theilnahme eingeräumt ist bey der Wahl der künftigen Bestimmung; und wie viel Rücksicht der Sorge für eigne Fortbildung gegönnt ward: das ist beyden gesichert, — zwar nicht in der Ausführung, aber in dem Willen, in der Persönlichkeit: wenn anders der Jüngling gelernt hat, dem Wankelmuth zu widerstehen. —

Wir sehen hier das Resultat des Unterrichts anstofsen an das Resultat der Charakterbildung. Es wird ziemlich klar seyn, dafs mit dem Gedeihen des wahrhaft vielseitigen Unterrichts auch für die Richtigkeit des Charakters schon gesorgt ist: etwas anderes aber ist die Festigkeit, die Härte und Unverwundbarkeit desselben.

Um über beydes so weit genügend uns zu erklären, als es ohne bestimmte Voraus[294]setzung der Psychologie und praktischen Philosophie möglich ist, werden wir zuerst zu Entwickelungen von Begriffen zurückkehren müssen, ähnlich denen, welche das gegenwärtige Buch eröffnet haben.

Drittes Buch.

Charakterstärke der Sittlichkeit.

Erstes Capitel.

Was heifst Charakter überhaupt?

[297] Schon oben sahen wir den Willen an als den Sitz des Charakters; natürlich nicht die wandelbaren Wünsche und Launen, sondern das Gleichförmige und Feste des Willens; das, wodurch er bestimmt dieser und kein andrer ist. Die Art der Entschlossenheit hiefs uns Charakter. DAS, WAS DER MENSCH WILL, VERGLICHEN MIT DEM, WAS ER NICHT WILL.

In solcher Vergleichung bestimmt sich jedem Dinge seine Gestalt. Dieselbe wird herausgehoben aus einer unbestimmt [298] gröfsern Sphäre, sie wird erkannt durch Unterscheidung. Sonach ist der Charakter die Gestalt des Willens. Er kann nur aufgefafst werden in dem Gegensatz zwischen dem, was er beschliefst und was er ausschliefst.

Für den negativen Theil des Charakters haben wir zu unterscheiden den mangelnden Willen von dem verneinenden Willen. Ein mangelnder Wille, der aber entstehen könnte, würde zu den Unbestimmtheiten des Menschen gehören. Nur was als unvereinbar mit dem festen positiven Wollen schon dadurch ausgeschlossen ist: dies ist eben so charakteristisch, als ausdrückliches Nicht-Wollen. Doch dient das letztere noch zur Befestigung.

Man beobachtet den Menschen, um zu wissen, was man an ihm habe; man will ihn als Object fixiren. Er selbst empfindet [299] das nämliche Bedürfnifs. Um begriffen zu werden mufs er begreiflich seyn. Dies führt uns auf eine merkwürdige Unterscheidung.

I.

Objectiver und subjectiver Theil des Charakters.

Es ist eine alte Klage, dafs der Mensch oft gleichsam zwey Seelen habe.

Er beobachtet sich, er möchte sich begreifen, sich gefallen, sich leiten. Aber, schon vor dieser Beobachtung, versunken in Sachen und Aeufserlichkeiten, hat er einen Willen, und zuweilen sehr bestimmte

Charakterzüge. Diese sind die Objective, welchem das beschauende Subject durch ei-[300]nen neuen, in ganz andrer Gemüthslage erzeugten Willen entweder zustimmt, oder widerstreitet.

Im Fall des Widerstreits, welcher von beyden Willen bestimmt den Charakter? — Es ist sehr klar, dafs, was zusammengenommen denselben befestigt haben würde, ihn jetzt zerreibt und zerrüttet; dafs die bessern Forderungen an uns selbst, wenn sie nur den Verfall in das Entschieden-Schlechte verhindern, höchstens eine heilsame Charakterlosigkeit erhalten können.

Ist einer der beyden Theile des Charakters noch schwach: dann vermag die frühere Entschiedenheit des andern viel über den ersten. Dies bestätigt sich bey manchen Jünglingen, welche wild, aber nicht verdorben heranwuchsen, und durch den Einfluſs eines ältern Freundes oder einer wohlthätigen Lectüre sehr bald eine beträchtliche Fe-[301]stigkeit im Guten annehmen. Es bestätigt sich weniger glücklich da, wo man durch viele frühe moralische Lehren und Rührungen, — seyen sie übrigens von der reinsten Art, — allen von Innen hervordringenden verkehrten Charakterzügen zuvorzukommen suchte. Denn wiewohl dieser Einfluſs mächtig wirkt: so kann er doch nicht hindern, dafs nicht im langen Laufe der noch bevorstehenden Bildungsperioden die unter den guten Lehren versteckten Triebe hie und da hervorschieſsen sollten, wobey sie denn zuweilen seltsame Anomalien erzeugen. — Indessen, der Sittenlehre bleibt nichts anders übrig, wenn sie geradezu auf die Menschen wirken will, als sich an das Subjective der Persönlichkeit zu wenden, damit sich diese alsdann bey der objectiven Grundlage versuche, und zusehe, wie viel sie ausrichten könne.

Der Erziehung hingegen ziemt ein solcher Gang keinesweges. Ihr mufs das so [302] gewöhnliche als natürliche Phänomen, dafs nämlich die Menschen sich zu ihren Neigungen hinterher die Maximen erfinden, und der Bequemlichkeit eines innern Gewohnheitsrechts zu genieſsen, — die Weisung geben, dem objectiven Theile des Charakters ihre vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, der sich ja unter ihren Augen, unter ihrem Einflusse, langsam genug erhebt und formt! Ist Er zuerst in Ordnung: dann läſst sich von der ordnenden Kraft einer guten Sittenlehre Erfolg hoffen; dann wird das Subjective die Sanction und die letzte Berichtigung und Verfeinerung des sittlich angelegten Charakters — zwar allerdings noch zu vollbringen übrig haben, aber auch leicht vollbringen können.

II.

Gedächtnifs des Willens. Wahl.
Grundsatz. Kampf.

[303] Es giebt eine Anlage zur Festigkeit des Charakters, die man zuweilen schon früh bemerkt; und deren Aeufserung ich nicht besser zu bezeichnen weifs, als durch den Ausdruck: Gedächtniss des Willens.

Ich vermeide hier alle psychologische Entwickelung der Erscheinungen, die man, als ob sie eine besondre Thätigkeit — wohl gar Kraft

— des Gemüths voraussetzten, mit den Namen Gedächtnifs, Erinnerungsvermögen, u. s. w. gestempelt hat. Ich wundere mich indessen, dafs man die Beharrlichkeit unsrer Vorstellungen mit der Beharrlichkeit des Wollens, welche für den Charakter die wesentliche Grundlage seines objectiven Theils ausmacht, nicht sorgfältiger parallelisirt hat.

[304] So viel ist gewifs, dafs ein Mensch, dem sein Wollen nicht, gleich den Vorstellungen im Gedächtnifs, SO OFT SICH DIE VERANLASSUNG ERNEUERT, OHNE WEITERES ALS DASSELBE WIEDER HERVORTRITT, — der sich erst durch Ueberlegung auf den vorigen Entschlufs zurückführen mufs, — grofse Mühe haben wird, Charakter zu gewinnen. Und eben, weil sich bey Kindern die natürliche Beharrlichkeit des Willens nicht häufig findet, hat die Zucht so viel zu thun.

Wir bezeichnen hier zunächst nur die Bedingung dieser Beharrlichkeit, nämlich einen gleichförmigen Blick und hinreichende Umsicht, in der Sphäre von Vorstellungen, aus welchen sich der Wille erhebt. Wer die Betrachtungen, welche dem Wollen zum Grunde liegen, nicht gleich Anfangs beysammen hat und ferner beysammen hält, der mufs wohl immer andres [305] und andres Sinnes werden. Und darauf hat die äufsere Lage viel Einflufs. —

Was beharrlich gewollt, — beschlossen oder ausgeschlossen — wird, ist das Elementarische des Objectiven im Charakter. Aber dies Elementarische ist mannigfaltig; und nicht Alles wird gleich fest und gleich stark gewollt. Durch WAHL bestimmen sich diese Abstufungen. Wahl ist VORZUG UND ZURÜCKSETZUNG. Wer sie rein durchführt: dem hat jedes Ding einen begränzten Preis, und nichts, als nur das Höchste, kann mit einem ungemessenen Streben das Gemüth erfüllen. Die Neigungen haben eine feste Construction. Eben durch die verschiedenen quantitativen Verhältnisse in dieser Construction unterscheiden sich die Charaktere; sonst haben im Ganzen die Menschen so ziemlich dieselben Neigungen. — Dafs übrigens jene Schätzung nur nach einem individuellen Maafsstabe geschehen [306] kann, fällt in die Augen. Aber sie mufs geschehen, damit der Charakter sich consolidire. Wir müssen wissen, wie theuer uns unsre Wünsche sind. Das Kleinliche mufs sich sondern, — mufs zu Boden fallen vor dem Gröfsern, vor dem Bedeutendern.

Wo Gedächtnifs des Willens ist, da wird auch die Wahl sich von selbst entscheiden. Das Gewicht der Wünsche wird dieselben unwillkührlich einander unterordnen. OHNE ALLE THEORETISCHE UEBERLEGUNG (denn nur durch ursprüngliche Wahl können weiterhin die angeknüpften Motive ihre praktische Bedeutung bekommen) wird der Mensch INNE werden, was er lieber wolle und was er lieber opfere, was er mehr und minder scheue; er wird es in sich erfahren. Ein veränderliches Gemüth aber kommt hierin zu keiner reinen Erfahrung. —

[307] Tritt nun der Geist, als Intelligenz, hinzu, und betrachtet sich und die Gegenstände seines Wollens: so kommt es darauf an, wie rein sich das Subjective der Persönlichkeit vom Objectiven zu halten weifs. Ein lauterer Geschmack würde das Selbsturtheil so unbestochen fällen, wie über einen Fremden, der subjective Theil des Charakters wenigstens würde rein und sittlich seyn und bleiben, trotz aller Mishelligkeit mit dem

objectiven. — Aber gewöhnlich sucht der Mensch, der sich selbst betrachtet, nur: SICH AUSZUSPRECHEN; und hier zunächst, wo vom Charakter überhaupt die Rede ist, dürfen wir es aus der Acht lassen, wie weit dies Sich-Aussprechen von der sittlichen Norm abweichen möge.

Das Bemühen, sich aufzufassen, wirkt unmittelbar als ein Bemühen, sich zu befestigen; denn das Festere wird dadurch vor dem Minder-Festen noch mehr [308] im Bewufstseyn hervorgehoben. Der Mensch kommt dadurch leicht zu IRGEND einer ART von Einheit mit sich selbst. Hierin liegt ein Wohlgefühl, was mächtig genug ist, sich der innern Censur Meister zu machen. So erheben sich die Hervorragungen des Objectiven zu GRUNDSÄTZEN in dem Subjectiven des Charakters; und die herrschenden Neigungen sind nun legalisirt.

Aber die Selbstanschauung, in welcher die Grundsätze entspringen, leistet der innern Befestigung noch andre Dienste. Das Individuum kann sich nur auffassen mit seiner Umgebung; und seine Neigungen nur mit ihren Gegenständen. Bei einiger Kraft des theoretischen Denkens schliefst sich nun den Grundsätzen gleich auch die Rücksicht auf die Veränderlichkeit der Umstände an, nach welchen die Anwendung von jenen sich richten mufs. Der Mensch lernt, sich]309] nach Motiven bestimmen; er lernt, Gründe anhören; das heifst, er lernt, seinen angenommenen Obersätzen jedesmal die Untersätze, welche die Zeit eben herbeybringt, subsumiren, und erst die so entstandnen Schlüsse in Handlung setzen. Diese Eigenschaft des Charakters nenne ich MOTIVITÄT; welche mit der Festigkeit der Grundsätze unmittelbar verbunden seyn mufs. —

Nun aber kann das Objective der Persönlichkeit nimmermehr ganz und völlig in die Grundsätze eingefafst weiden. Jede Individualität ist und bleibt ein Chamäleon; und die Folge davon ist, dafs jeder Charakter manchmal in innerlichem KAMPFE begriffen seyn wird. In solchem Kampfe glänzt die Stärke des Mannes, und vielleicht die Tugend; aber die geistige Gesundheit ist in Gefahr, ja am Ende auch die körperliche. Daher wäre wohl Grund vorhanden, [310] den Kampf wegzuwünschen. Einer Aftermoral aber, welche lehrt, dafs man nicht kämpfen solle, — ist es nicht gegeben, den Kampf auszurotten; Milderung desselben läfst sich von den vorhandenen Maafsregeln der Erziehung erwarten.

Zweytes Capitel.

Vom Begriff der Sittlichkeit.

[311] Das Bisherige, vom Charakter überhaupt, war eine Aufzählung psychologischer Phänomene. Dafs es aber nicht GUT damit sey, wenn Jemand nur irgend einen Charakter habe: sagt sich wohl Jeder, der etwas denkt bey dem Wort Sittlichkeit.

Man gesteht also ein, dafs der Sittlichkeit gewisse Ansprüche zum Grunde liegen gegen den etwa vorhandenen Charakter; — Ansprüche, welche nicht durch die Widersetzlichkeit, die ihnen in der That bevorsteht, zum Resigniren bewogen werden [312] können, da ihnen überall keine Kraft, etwas durchzusetzen, „wesentlich ist; und sie mit dem Wirklichen, dem Natürlichen, ja in jedem Sinn mit dem, was IST, — gar nichts gemein haben, sondern als etwas ganz fremdes zu demselben hinzukommen, und auf dasselbe treffen, um es zu censiren. Und eine Censur wird nicht handgemein mit dem, worüber sie spricht.

Aber der Charakter, der sich der ersten Censur nicht fügte, könnte wohl dadurch eine neue Censur auf sich laden. Der Mislaut in dieser Censur könnte wohl endlich dem Menschen nicht mehr behagen, und so möchte vielleicht zuletzt der Entschlufs hervorgehen, jenen Ansprüchen als Befehlen zu GEHORCHEN. Jedermann weifs, dafs alle Menschen sich in diese Richtung hinaus getrieben fühlen, und dafs sie auch wirklich mehr oder weniger Schritte dahin zu machen pflegen.

[313] Was aber gleich die erste Censur eigentlich spreche, — weifs das Jemand in Einer Reihe nachzusprechen? Die Rechts- und Sittenlehren lauten nicht gleich, wiewohl Jede im Namen Aller redet.

Hierauf hatte ich in der Abhandlung *über die ästhetische Darstellung der Welt* einige Folgerungen gegründet, die freylich nur für diejenigen etwas bedeuten können, welche wenigstens auf einen Augenblick aus dem Widerspruch herausgehen mögen, dem objectiv-gültigen und allgemeingeltenden Begriff der Sittlichkeit Bestimmungen aus IHRER Ansicht aufdringen zu wollen.

Es wird Niemand verlangen, dafs die Pädagogik den Aufklärungen und Bestätigungen vorgreife, welche nur von der praktischen Philosophie geleistet werden können. Eben defswegen kann ich blofs bitten, hier eine historische Kenntnifs zu nehmen von einigen Vorstellungsarten, [314] welche sich in die Aufstellung meiner Erziehungs-Grundsätze unvermeidlich einflechten.

I.

Positiver und negativer Theil der Sittlichkeit.

Wie viel Demuth auch in der Sittlichkeit liege, — die TUGEND, die in der Ausübung des Sittlichen sich zeigt, nennt Jedermann STÄRKE, und Niemand SCHWÄCHE!

Gleichwohl wäre die Ausübung des Sittlichen nur Schwäche, wenn sie nur Nachgiebigkeit wäre gegen Ansprüche VON AUSSEN.

[315] Vielmehr sprechen Wir Selbst in jenen Aussprüchen; Wir Selbst sprechen gegen Uns Selbst, indem wir unsern Charakter censiren, und zum Gehorsam auffordern. Es ist das betrachtende Subject in uns, welches für dasmal sich erhoben hat über das blofse Sich-Aussprechen, wie man sich findet!

Beyde Theile der Sittlichkeit, der positive und der negative, liegen hier dicht beysammen. Das Censiren selbst ist positiv: aber die

Censur lautet negativ für den, ihren Forderungen nicht angemessenen Charakter, wie er in dem Objectiven der Persönlichkeit gegründet vorliegt. Und die Verneinung verwandelt sich in ein wirkliches Aufheben und Aufopfern, wofern die Person sich zum Gehorsam entschliefst. Sie nimmt alsdann für einen categorischen Imperativ, was an sich ein blofses Urtheil war.

[316] Es war allerdings ein Misgriff, die Sittenlehre wissenschaftlich mit einem categorischen Imperativ anzufangen. Hier mufste das Rein-Positive vorangehen, und es mufste ein Mannigfaltiges neben und nach einander ausgebreitet werden, welches KANT nicht vollständig durchdacht hatte. Aber diejenigen thaten den schlimmern Misgriff, welche Sich dahin vergafsen, die Menschheit vom categorischen Imperativ entbinden zu wollen.

II.

Sittliche

Beurtheilung.	Wärme.
Entschliefsung.	Selbstnöthigung.

Man redet von einem moralischen Gefühl, ja man findet es schon sehr früh bey den Kindern. Man redet auch von praktischer [317] Vernunft; und dies verräth, dafs man die ursprünglichen Aussagen des Sittlichen nicht einem wandelbaren, dunkeln Gefühl, nicht einer Aufregung und Affectation des Gemüths überlassen will, sondern dafs man die sehr natürliche Forderung macht: Aussagen von solcher Autorität sollen bestimmte ruhige Erklärungen seyn, in denen sowohl der Gegenstand, worüber — als auch die Entscheidung, welche darüber gegeben wird, vollkommen vernehmlich und deutlich ausgedrückt sey. Indem man aus so guten Gründen es der Vernunft überträgt, die ersten Grundbestimmungen des Sittlichen auszusprechen, merkt man nicht, dafs man sich einer theoretischen Künstlerin in die Hände liefert, welche sich augenblicklich an Logik und Metaphysik besinnt, das Sittengesetz durch seine Allgemeinheit definirt und das Gute aus der Freyheit entstehen läfst, ja welche eher die ganze Transcendentalphilosophie aufbieten wird, um [318] die Möglichkeit des sittlichen Bewufstseyns zu erklären, ehe sie uns nur über einen einzigen Punct unsres moralischen Gefühls zu der klaren Besinnung bringt, dafs wir wüfsten und von allen Nebensachen absondern lernten, was wir denn eigentlich da verwerfen und billigen, wo wir die Ausdrücke der sittlichen Billigung und Misbilligung gebrauchen. Es wird vielleicht nicht gar zu schwer seyn, denjenigen meiner Zeitgenossen, welche während dieser Misgriffe inne geworden sind, eine sittliche Entscheidung sey an sich weder ein Gefühl, noch eine theoretische Wahrheit, — ein günstiges Vorurtheil für den Geschmack abzugewinnen, zudem wenn ich sie versichere, dafs, was ich sittlichen Geschmack nenne, nichts gemein hat mit dem Modegeschwätz unsrer Tage, auch eben so wenig das Schöne und das Gute in einander wirft, nach Art des Stoischen Satzes: *ὁτι μονον αγαθον το καλον.*

[319] Trage indefs die sittliche Beurtheilung jeden beliebigen Namen: — ein ruhig-klares, festes und bestimmtes URTHEILEN ist es auf jeden Fall, welches die Grundlage des Sittlichen im Menschen ausmachen mufs; wenn man nicht etwa statt der sittlichen WÄRME einen ungestümen Eifer, oder eine kränkliche Sehnsucht will, welches beydes das Gute für einen Gegenstand der Begierde nimmt, und zum zweck- und zeit-gemäfsen Handeln Eins so untauglich ist als das Andre. Nur aus der Menge und Mannigfaltigkeit der Veranlassungen zum sittlichen Urtheil, — deren das Individuum schon IN SICH so viele findet, die mit geradem, aller abspringenden Scheu entwöhntem Blicke wollen aufgefafst seyn, — deren aufserdem die Familie, der Umgang, endlich alles, was in die Sphäre des synthetischen sowohl als analytischen UNTERRICHTS fällt, einen unerschöpflichen Vorrath darbietet; — nur aus [320] diesem Reichthum, welcher noch überdas einer geordneten, einer ergreifenden Darstellung fähig ist — einer *poetischen Construction*, wenn ich einen gewagten Ausdruck noch einmal brauchen darf; — kurz — NUR AUS DER ÄSTHETISCHEN GEWALT DER MORALISCHEN UMSICHT — KANN DIE REINE, BEGIERDENFREYE, MIT MUTH UND KLUGHEIT VEREINBARTE WÄRME FÜRS GUTE HERVORGEHEN, WODURCH ÄCHTE SITTLICHKEIT ZUM CHARAKTER ERSTARKT.

Denn schon in dem Objectiven des Charakters müssen sich die Auffassungen des Guten und Rechten mit den andern Auffassungen des Geschmacks, und mit denen der Klugheit, zusammenfinden; und, dreist durch ihre Klarheit, bey der allgemeinen Wahl, den Vorrang einnehmen, welcher ihnen vor allen Regungen des Verlangens gebührt. — Aber auch in das Subjective [321] des Charakters müssen sie hinübertreten; sie müssen sich aussprechen als Grundsätze. Die moralische ENTSCHLIESSUNG, — welche den negativen Theil der Sittlichkeit einführt, — ist nun zwar immer der Nicht-Befolgung, und folglich der Demüthigung ausgesetzt, denn äufserst selten wird eine menschliche Natur sich ganz in ihr concentrirt wiederfinden. Jedoch die Demüthigung wird den Entschlufs nicht umwerfen, wenn es an dauerhafter Wärme nicht fehlt; wenn die Erziehung sich gehütet hatte, moralische Lehren auf flüchtige Rührungen zu pfropfen.

Wie an den Obersatz die Subsumtion, so mufs an die Entschliefsung sich SELBSTBEOBACHTUNG anschliefsen. Hierbey kommt vieles auf ein richtiges Auffassen der eignen Individualität an; wer sich falsch beurtheilt, ist in Gefahr, sich selbst zu zerreiben. — Aber auch alles übrige, was überhaupt zur [322] Motivität des Charakters gehört, mufs von der Triebkraft der sittlichen Principien abhängig werden, und rückwärts auf ihre Anwendung wirken. Der Mensch mufs mit sittlichem Auge seine ganze Stellung in der Welt betrachten; er mufs sich sagen, wie sein höchstes Interesse von den Umständen verletzt und begünstigt werden könne. Er mufs den praktischen Blick mit dem theoretischen bewaffnen. Er mufs dem gemäfs handeln. Darauf deutete ich anderwärts durch den Ausdruck: *pragmatische Construction* der sittlichen Lebensordnung. —

Den Schluſs macht der SELBSTZWANG. Hier erfährt der Mensch, wer er sey. Und welche Schwächen sich hier verrathen haben: deren Princip muſs durch alle Tiefen der Individualität gesucht und verfolgt werden. —

Drittes Capitel.

Woran offenbart sich der sittliche Charakter?

[323] Die bisher entwickelten Begriffe sind lediglich formal; es kommt darauf an, das Reelle dafür zu finden; — zu bestimmen, wozu der sittliche Charakter entschlossen ist; WORAN und WOFÜR er seine Festigkeit beweis't.

I.

Der Charakter als Herr des Verlangens und im Dienst der Ideen.

Offenbar liegt die moralische Entschlossenheit zwischen dem, worüber sie be-[324]stimmt, und dem, wovon sie sich bestimmen läſst. Das Verlangen, — alles, was zu dem sogenannten *niedern Begehrungsvermögen* gehört — wird beschränkt, geordnet, in der einmal erwählten Stufenfolge festgehalten; von demjenigen im Gegentheil, was ein willenloses Urtheil in aller Hingebung mit Beyfall oder Misfallen zu bezeichnen nicht umhin konnte, — hievon nimmt der Wille das Gesetz, das Princip der Ordnung, und die Gegenstände seiner Bestrebungen. Was mit der willenlosen Billigung bezeichnet war, nenne ich eine praktische Idee.

Wollen wir also die formalen Begriffe von Charakter und von sittlichem Charakter realisirt sehen: so müssen wir die Hauptglieder sowohl dessen, was am niedern Begehrungsvermögen bestimmbar ist, als auch dessen aufsuchen, was in das Reich der bestimmenden Ideen fällt, — um gleichsam das materielle und [325] das formende Wesen des sittlichen Charakters kennen zu lernen.

II.

Das Bestimmbare.	*Die bestimmenden Ideen.*
Was man dulden,	Rechtlichkeit,
haben,	Güte,
treiben wolle.	Innere Freyheit.

Das niedere Begehrungsvermögen beruht auf den Empfindungen der Lust und Unlust. Der charaktervolle Mensch erträgt die Unlust[1] zum Theil; den andern Theil wehrt er ab: er weifs, was er dulden und nicht dulden wolle; er hat die Unruhe der Ungeduld ausgestofsen. Auch seine Lust hat er gezügelt: sowohl die Lust, welche an Sachen haftet, und, um derselben sicher zu seyn, sie besitzen möchte; als auch die,

[1] erträgt die Lust und Unlust SW.

welche im eig-[326]nen Wirken und Hervorbringen, in den Beschäftigungen liegt.

Die Ideen entlehne ich aus der praktischen Philosophie. Aus der Reihe von Ideen, die sie mir darbietet, übergehe ich eine, die blofs formal ist, die der Vollkommenheit; zwey andre, die dort streng geschieden werden, ziehe ich hier in Einen Ausdruck, Rechtlichkeit, zusammen. Weder die Gründe davon, noch die specifischen Unterschiede der Ideen selbst kann ich hier angeben; man wird zum Behuf der allgemeinen Pädagogik die bekannten Namen leicht richtig genug verstehen. Sollte aber dieser Theil der Wissenschaft speciell ausgeführt werden: so würden jene Licenzen verschwinden müssen.

Viertes Capitel.

Natürlicher Gang der Charakterbildung.

[327] Wenn gewisse Bewegungen, die wir zu leiten wünschen, vor unsern Augen schon im Umschwunge begriffen sind, so versteht es sich als erste Regel der Klugheit wohl von selbst, dafs wir zuvörderst suchen müssen, den vorhandnen Umschwung kennen zu lernen, ehe wir auf unsre Weise hineingreifen.

Es drang sich auf, dafs wir vom Unterricht nicht reden konnten, ohne der Erfahrung und dem Umgange, den beständigen Lehrern des Menschen, eine anknüpfende [328] Erwähnung zu gönnen. Es dringt sich hier, wo wir die Maafsregeln einer charakterbildenden Zucht anzugeben haben, noch stärker auf, dafs zuvor nachgesehen werden müsse, welchen Gang die sich selbst überlassenen Naturen zu nehmen pflegen, indem sie allmählig einen Charakter gewinnen. Denn es ist bekannt, dafs die, nicht aus gar zu weichem Thon geformten Menschen nicht eben darauf warten, welchen Charakter ihnen der Erzieher zu geben beliebe. Wie oft wird in dieser Rücksicht unnütz gesorgt und gearbeitet, um hervorzubringen, was sich von selbst macht, und was am Ende, wenn es fertig ist, nehmen mufs, wie es sich findet!

I.

HANDELN ist das Princip des Charakters.

[329] Worin der Charakter bestehe, worin er, wenn er einmal vorhanden ist, seinen Sitz habe: ist schon entwickelt worden. Der WILLE ist sein Sitz: die ART DER ENTSCHLOSSENHEIT des Willens bestimmt einen SOLCHEN oder einen ANDERN Charakter.

Wie der Charakter werde: wird also beantwortet seyn, wenn wir angeben, wie der Wille zur Entschlossenheit komme?

Fragen wir uns zuvörderst, was ein Wille OHNE Entschlossenheit seyn würde?

Kaum noch Wille! — Eine Aufregung ohne Bestimmtheit, ein bloſses Sich-Hinneigen zu einem Gegenstande, ohne die [330] VORAUSSETZUNG, man WERDE ihn erreichen: — mag Begierde heiſsen, oder Verlangen.

Wer da spricht: ICH WILL! — der hat sich des Künftigen in Gedanken schon bemächtigt; er sieht sich schon vollbringend, besitzend, genieſsend.

Zeigt ihm, daſs er NICHT KÖNNE: er will schon nicht mehr, indem er Euch versteht. Die Begierde aber wird vielleicht bleiben, und mit allem Ungestüm toben, oder sich mit aller Schlauheit versuchen. — In diesem Versuchen liegt wieder ein neues Wollen; nicht mehr des Gegenstandes, sondern der Bewegungen, die man macht — mit dem Wissen, man sey ihrer mächtig, — und mit der Hoffnung, man werde, vermittelst einer geschickten Combination derselben, seinen Zweck erreichen. — Der Feldherr begehrt, zu siegen; darum will [331] er die Manövres seiner Truppen. Er würde auch diese nicht wollen, wäre ihm nicht die Kraft seines Befehls bekannt. — Aber man wolle einmal (diese Aufgabe ist von JAKOBI) man WOLLE einmal so tanzen, wie ein *Vestris* KANN tanzen WOLLEN. — An Begierde zu diesem Wollen mag es Manchen nicht fehlen; und ohne Zweifel begann die Bildung des Meisters von der Begierde, aber auch sein Wollen konnte gewiſs dem allmähligen GELINGEN um keinen Schritt zuvoreilen, höchstens demselben auf dem Fuſse folgen. — —

DIE THAT ALSO ERZEUGT DEN WILLEN AUS DER BEGIERDE.

ABER ZUR THAT GEHÖRT FÄHIGKEIT UND GELEGENHEIT.

Von hieraus läſst sich übersehen, was zusammenkomme, um den Charakter zu bilden.

[332] Es ist einleuchtend, daſs zuerst von dem Begehrungskreise des Menschen sein Thun abhängt. Die Begehrungen aber sind theils animalischen Ursprungs, theils entstehen sie aus geistigen Interessen.

Zweytens kommen die individuellen Fähigkeiten, sammt den äuſsern Gelegenheiten oder Hindernissen, hinzu. Der Einfluſs derselben ist desto complicirter, je mehr Mittel für einen Zweck gebraucht werden müssen, je mehr mittlere Thätigkeiten also begünstigt oder erschwert werden können von auſsen und von innen.

Vor allen Dingen aber muſs man hierbey in Betracht ziehen: daſs der gröſsere Theil der Thätigkeit des gebildeten Menschen bloſs innerlich vorgeht, und daſs es meist innere Erfahrungen sind, welche von unserm Können uns belehren. Wohin wir unsre GEDANKEN zu wenden — TRIEB [333] und LEICHTIGKEIT besitzen, oder nicht besitzen: das ist das erste Wesentliche, woher der Charakter die Richtung empfängt. Dann kommt es darauf an, welche Art von äuſserer Geschäftigkeit, in ihrer ganzen Complication, der Phantasie mit vorzüglicher Klarheit vorzubilden gelingt. Der groſse Mann hat längst vorher in Gedanken gehandelt, — er fühlte sich handelnd, er sah sich auftreten, — ehe die äuſsere That, das Nachbild der innern, in die Erscheinungen eintritt. Wenige, flüchtige, im Grunde Nichts beweisende Versuche der Ausübung, mochten ihm leicht den schmeichelhaften Glauben in Zuversicht verwandeln, er werde, was er innerlich klar sieht, auch äuſserlich ver-

mögen. Dieser Muth vertritt die That, um das entschlossene Wollen zu begründen.

Unglücklich sind die, welchen die Kraft versagt, wo sie etwas Grofses wollten. Wie [334] der Gang der Bildung: so rückwärts der Weg der Zerstörung. Unmuth, der habituell wird, ist die Schwindsucht des Charakters.

II.

Einfluſs des Gedankenkreises auf den Charakter.

Ignoti nulla cupido! — Der Gedankenkreis enthält den Vorrath dessen, was durch die Stufen des Interesse zur Begehrung, und dann durchs Handeln zum Wollen aufsteigen kann. Er enthält noch überdas den Vorrath zu allem Maschinenwerk der Klugheit, — ihm gehören die Kenntnisse und die Umsicht, ohne welche der Mensch seine Zwecke nicht durch Mittel verfolgen könnte. Ja in dem Gedankenkreise hat die ganze in-[335]nere Geschäftigkeit ihren Sitz; hier ist das ursprüngliche Leben, die erste Energie; hier muſs aller Umtrieb leicht von Statten gehen, muſs jedes am Platz stehen, und sich jeden Augenblick finden und brauchen lassen, Nichts darf im Wege liegen, Nichts als schwerfällige Masse die Behülflichkeit hindern; Klarheit, Association, System und Methode müssen hier herrschen. Dann stemmt sich der Muth auf die Sicherheit der INNERN Ausführung; und mit Recht, denn äuſsere Hindernisse, die der Vorsicht eines geordneten Geistes unerwartet kommen, können den wenig schrecken, der da weiſs, bey veränderten Umständen würde er sogleich neue Pläne schaffen.

Findet sich diese innere Sicherheit des, zur Genüge und doch leicht bewaffneten, Geistes, zusammen mit einem bloſs egoistischen Interesse: so ist der Charakter [336] bald entschieden und sicher verdorben. Darum muſs alles, was zur Theilnahme gehört, bis zum Fordern und Handeln hinaus gebildet werden.

Sind dagegen alle geistigen Interessen wach, und alle lebhaft bis zum Fordern: so giebt es für viele Zwecke leicht zu wenig Mittel, die übermäſsige Betriebsamkeit erreicht nicht viel, erleidet vielleicht Demüthigungen, — und der Charakter bleibt klein. Dieser Fall ist jedoch selten, und die Hülfe nicht schwer.

Fehlt die innere Sicherheit; fehlen die geistigen Interessen; fehlt wohl gar der Vorrath an Gedanken: so ist der Boden leer für die animalischen Begehrungen. Auch aus diesen wird zuletzt irgend ein Misgeschöpf, das aussieht wie das Zerrbild eines Charakters. —

[337] Die Gränzen des Gedankenkreises sind Gränzen für den Charakter: wiewohl nicht Gränzen des Charakters. Denn bey weitem nicht der ganze Gedankenkreis geht in Handlung über. — Jedoch auch das, was in der Tiefe des Gemüths, sich selbst gelassen, ruhig liegt: ist wichtig für die weichen Stellen des Charakters. Umstände können es aufregen. Darum darf der Unterricht, was er nicht weit genug treiben kann, doch noch lange nicht vernachlässigen. Es kann wenigstens die REIZBARKEIT bestimmen helfen: es kann die Disposition für künftige Eindrücke vermehren und verbessern.

Bisher war vom objectiven Theil des Charakters die Rede. Wenn falsche Meinungen schon diesem, als fehlerhafte Voraussetzungen, worauf er baut, schädlich werden: so schaden alle VORURTHEILE noch mehr dem Subjectiven; der Selbstcritik, und Selbstbilligung, welche als [338] Grundsatz festhält, was recht, erlaubt, anständig, zweckmäfsig scheint. Kaum ist irgend ein grofser Charakter bekannt, den wir nicht in seinen Vorurtheilen gefangen sähen! — Dieselben verletzen, heifst die Grundsätze an ihrer Wurzel angreifen; es heifst, Zwietracht stiften zwischen dem Subjectiven und dem Objectiven; es heifst, den Menschen der Einheit mit sich selbst berauben, und ihn desorientiren. Wohl haben die, welche an alten Vorurtheilen hangen, grofse Ursache, sich nicht neuen EINBILDUNGEN Preis zu geben; — und auf der andern Seite kann der Wahrheit kein gröfseres Opfer dargebracht werden, als durch Anerkennung von Irrthümern, an welchen die Persönlichkeit sich hielt. Ein solches Opfer ist einer hohen Achtung, aber zugleich des Bedauerns werth. — —

Wer die hier angesponnenen Reflexionen, in die wir uns nicht zu weit verlie-[339]ren dürfen, für sich fortführen will, der wird schwerlich umhin können, der Ueberzeugung voll zu werden: die Bildung des Gedankenkreises ist der wesentlichste Theil der Erziehung. Er vergleiche aber alsdann auch den gemeinen Schulkram, und den Gedankenkreis, welcher hiervon zu erwarten ist. Er überlege, ob es weise sey, wenn fort und fort der Unterricht wie eine Darreichung von Notizen behandelt wird, und der Zucht allein das Unternehmen überlassen bleibt, aus denen, die menschliches Antlitz tragen, Menschen zu machen. — Freylich, vor der Zeit ermüdet von diesen Betrachtungen, werden viele sich auf das Faulbette der Freyheit — wo nicht gar des Schicksals, — werfen. Diesen habe ich hier gar nichts zu sagen. Und wenn das DORNENLAGER, worauf sie sich warfen, sie nicht selbst zum Aufspringen treibt, so wird blofser Dispüt ihre Ruhe schwerlich stören.

III.

Einflufs der Anlagen auf den Charakter.

[340] Was mit den Begehrungen, wenn sie handelnd hervortreten sollen, concurriren mufs: das ist Anlage und Gelegenheit.

Aber ehe wir beydes näher betrachten, bietet sich, in unmittelbarer Verbindung mit dem Vorhergehenden, eine Bemerkung dar über das pädagogische Gewicht dessen, was wir noch zu suchen haben. Die Anlagen entwickeln sich langsam, sie reifen erst im Mannesalter; dann auch erst kommt die eigentliche Gelegenheit zum äufsern Handeln, und dadurch erhält selbst die innere Thätigkeit erst ihre rechte Spannung. Da nun das Handeln den Charakter macht; so ist in den früheren Jahren von ihm hauptsächlich nur dasjenige vorhanden, was innerlich strebt zur That; gleichsam das [341] flüssige Wesen, aus welchem er sich in der Folge, nur zu rasch, krystallisiren wird. Eben bey diesem Anschliefsen und Festwerden des Charakters, also beym Anfang des männlichen Alters, beym Eintritt in die Welt, kommt es darauf an,

welche Anlagen und welche Gelegenheiten mit den vorher gesammelten Begehrungen concurriren. Aber DANN ist die ERZIEHUNG geschehen, ihre Zeit verflossen, die Empfänglichkeit für sie erschöpft; — und ihr Werk, man mufs es bekennen, zum Theil dem Zufall Preis gegeben, — gegen welchen nur vollkommen gleichmäfsige Ausbildung des Subjectiven und des Objectiven der Persönlichkeit einigermaafsen Sicherheit leistet. — Eben deswegen ist die Wirkung auf den Gedankenkreis, welchen der Mensch MITBRINGT in die Periode, da ihm die Welt offen und eine reife Körperkraft zu Diensten steht, — wiewohl sie nur auf Einen Factor des Charakters trifft, [342] dennoch beynahe das Ganze der absichtlichen Charakterbildung. —

Was nun die Anlage betrifft: so besteht, aufserordentliche Fälle abgerechnet, der wichtigste Unterschied durchaus nicht in dem, wozu der Mensch Neigung und Leichtigkeit zeigt, sondern vielmehr in einer formalen Eigenheit, welche bey den Individuen gradweise verschieden ist: nämlich darin, ob ihre Gemüthslage leichter oder schwerer WECHSELT. Die Schwer-Beweglichen, wenn sie dabey hellen Sinn besitzen, haben die vortrefflichste Anlage; nur bedürfen sie eines sehr sorgfältigen Unterrichts. Die Leicht-Beweglichen sind leichter zu unterrichten, ja sie helfen nach durch das, was sie selbst suchen; aber sie bedürfen der Zucht — noch über die Zeit der Erziehung hinaus, und daher sind sie dem Zufall unterworfen, und kommen fast nie zu einer so gediegenen Persönlichkeit wie jene.

[343] Es ist nämlich klar, dafs das erste Requisit des Charakters — Gedächtnifs des Willens — in der engsten Verbindung stehe mit dem Grade der Beweglichkeit des Gemüths. Keine Art von Menschen ist charakterloser, als die, welche nach ihren Launen dieselben Dinge bald schwarz bald weifs sehen, oder welche, um „mit der Zeit fortzugehen", ihre Ansichten nach der Mode ändern. Diese Frivolität findet sich schon bey Kindern, die alles durch einander fragen, ohne die Antwort zu erwarten, und alle Tage neue Spiele und Spielgesellen haben; auch bey Jünglingen, die alle Monat ein neues Instrument lernen, und Sprachen über Sprachen anfangen; endlich, wenn man will, bey jungen Männern, die heute sechs Collegien hören, morgen für sich studieren, und übermorgen verreisen. — Diese sind jenseits der Zucht, jenen kann sie noch helfen; — der Erziehung werth aber sind diejenigen am meisten, welche [344] am Bekannten festhängen, dem Neuen, als neu, abhold sind, nüchtern bleiben bey allem, was sonst durch seinen Schein blendet, in ihrer eignen Welt wohnen, ihre eignen Sachen bewahren, betreiben, cultiviren, — aus ihrem Gleise schwer herauszubringen sind, manchmal eigensinnig scheinen, ohne es zu seyn, stumpfsinnig scheinen, ohne es zu seyn, — den Erzieher anfangs ungern zulassen, ihm kalt begegnen, sich gar nicht einschmeicheln: — diese, welche der Erziehung am meisten bedürfen, welche, sich selbst überlassen, an der Scholle kleben, und durch ihre Tenacität zu einer sichern Einseitigkeit verurtheilt, ja zu allen moralischen Verkehrtheiten des Familienstolzes, des Zunft- und Cantons-Geistes geneigt seyn möchten: — SIE sind es, in denen es sich verlohnt, Interessen aller Art zu erregen; sie sind es,

welche durch ihren guten Willen, nachdem er erst gewonnen ist, der Erziehung einen festen [345] Boden darbieten, und die Hoffnung gestatten, dafs sie die Reinheit und Richtigkeit ihres jetzt geordneten Geistes treu bewahren werden auch dann, wann die letzten, wichtigsten Schritte der Charakterbildung unter Umständen geschehen, die von keiner waltenden Zucht bereitet, sondern mit dem wogenden Weltgedränge herbeygetrieben werden. Man wird hoffentlich nicht fürchten, so harte Naturen würden der beugenden Kraft der Erziehung zu starken Widerstand entgegensetzen. Freylich werden sie, wenn man sie als Jünglinge zuerst antrifft, und nicht sehr vielfache Berührungspuncte mit ihnen vorfindet; aber ein Knabe, der stärker wäre als ein solider Unterricht, eine consequente Regierung und eine verständige Zucht, — ein solcher Knabe ist ein Unding.

Es kommt nun allerdings auch der Unterschied in den Anlagen für die Charakter-[346]bildung in Anschlag, welcher bestimmt, was dem Individuum leichter und schwerer gelinge. Denn was gelingt, das wird gern gethan, und oft wiederhohlt, und kann es nicht Zweck werden, so dient es wenigstens als Mittel; es wirkt folglich als eine Kraft, gewisse andre Zwecke zu begünstigen, und die Geistesrichtung dahin zu verstärken. — Indessen der hohe Grad des Gelingens einzelner Thätigkeiten, welche ein besonderes Genie auszeichnet, ist für Charakterbildung keineswegs willkommen. Denn das Genie hängt zu sehr von Dispositionen ab, um Gedächtnifs des Willens zuzulassen; es steht sich selbst nicht zu Gebote. Künstlerlaunen sind nicht Charakter. Ueberdas liegt die Beschäftigung eines Künstlers immer in einem viel zu sehr abgesonderten Winkel des menschlichen Lebens und Schaffens, als dafs der ganze Mensch sich von da aus beherrschen könnte. Ja selbst im ganzen Reiche der Wissenschaf-[347]ten ist keine, welche für sich allein den ihr Hingegebenen zu tragen vermöchte im Strom des Lebens. — Nur das universelle Genie, — wenn es ein solches giebt, — ist wünschenswerth. Mit einzelnen Abnormitäten, welche die Natur in der Anlage zuliefs, darf die Erziehung nimmermehr gemeine Sache machen, oder der Mensch ist zerrüttet. Unter dem Titel bescheidner Liebhabereyen mögen sich schöne Talente in Nebenstunden ausbilden, und sehen, wie weit sie kommen können. Es ist die Sache des Individuums, ob es seinen Beruf darnach zu bestimmen wage; der Erzieher kann zugleich Rathgeber seyn, aber die Erziehung arbeitet nicht für den Beruf!

Das Fundament aller Anlage ist die körperliche Gesundheit. Kränkliche Naturen fühlen sich abhängig; robuste wagen es, zu wollen. Darum gehört zur Charakterbildung wesentlich die Sorge für Gesundheit [348] — ohne gleichwohl in die Pädagogik zu gehören, der dazu selbst die Principien fehlen.

IV.

Einflufs der Lebensart auf den Charakter.

Wie schädlich eine zerstreuende Lebensart auf den Charakter wirke, ist so oft, und auch von den Pädagogen schon so oft entwickelt worden,

daſs mir nur der Wunsch übrig bleibt, man möge es ihnen glauben; und die höchst nöthige Vorsicht, Kinder von den Lustbarkeiten der Erwachsenen zurückzuhalten, nicht Pedanterey schelten; vielmehr darauf achten, welche sichtbare Wohlthat diejenigen Eltern ihren Kindern erweisen, die durch ihre ganze Hausordnung für [349] genaue Regelmäſsigkeit des täglichen Lebens sorgen.

Aber ich darf nicht vergessen, daſs diese Regelmäſsigkeit zuweilen so einförmig, so peinlich bindend eingerichtet wird, daſs die eingeschlossene Kraft der Jugend sich Luft zu machen strebt, wodurch denn, wenn das Uebel so klein bleibt als möglich, die Charakterbildung mindestens dem Gleise der absichtlichen Führung entwunden, und veranlaſst wird, sich ihren eignen Weg zu suchen. Denn es ist vorbey mit der Führung, sobald der Zögling es sich sagt, er wolle anders wie der Erzieher.

Gerade umgekehrt sollte man der jugendlichen Kraft Lust zu geben suchen. Man kann es freylich mit Fug nur da, wo die Begehrungen schon im Entstehen richtig geleitet sind, — am besten, wo sie aus dem gleichschwebenden Interesse empor steigen. [350] — Offenbar aber gewinnt die Charakterbildung so viel an Sicherheit des Erfolgs, wie sie beschleunigt und in die Erziehungsperiode hineingezogen wird. Und dies ist nach dem Vorigen nur dadurch möglich, daſs man den Jüngling, ja schon den Knaben früh in Handlung setze. Diejenigen, welche bloſs passiv als gehorsame Kinder heranwuchsen, haben noch gar keinen Charakter, wann sie aus der Aufsicht entlassen werden; sie geben ihn sich nach ihren verborgenen Neigungen und nach den Umständen, jetzt, da niemand mehr Gewalt über sie hat, oder da jede Gewalt, die man vielleicht noch ausüben könnte, sie schief treffen, und zum Abspringen nach der Seite treiben, wo nicht völlig zermalmen würde. Darüber wird leider wohl Jedermann sich traurige Erfahrungen genug aufzählen können. —

Man spricht viel von dem Nutzen einer abhärtenden Lebensart für die Jugend. [351] Ich lasse die körperlichen Abhärtungen in ihren Würden; ich bin aber überzeugt, daſs man das eigentlich härtende Princip für den Menschen — der nicht bloſs Körper ist — nicht eher finden wird, als bis man eine Lebensart für die Jugend einrichten lernt, wobey sie nach eignem, und zwar nach eignem richtigen Sinn, eine in ihren Augen ERNSTE Wirksamkeit betreiben kann. Sehr viel würde dazu eine gewisse OEFFENTLICHKEIT des Lebens beytragen. Aber diejenigen öffentlichen Acte, welche bisher gewöhnlich sind, dürften die Kritik schlecht bestehen. Denn es fehlt ihnen meistens das erste Erfordernifs eines charakterbildenden Handelns; sie geschehen nicht aus eignem Sinn, sie sind nicht DIE THAT, DURCH WELCHE DAS INNERE BEGEHREN SICH ALS WILLE ENTSCHEIDET. Man bedenke unsre Examina, durch alle Schulklassen von unten an bis hinauf zur Doctor-Disputation! Man nehme, wenn [352] man will, die Reden, die theatralischen Uebungen hinzu, wodurch zuweilen junge Leute dreist und gewandt gemacht werden. Künste des Scheins können gewinnen durch das Alles; — die Kraft, sich selbst darzustellen und festzuhalten, worauf der Charakter beruht, wird der künftige Mann, den Ihr durch jene Uebungen führtet, vielleicht einmal eben so schmerzlich als vergeblich in sich suchen! —

Fragt man mich, was denn für bessere Uebungen statt jener zu empfehlen wären: so gestehe ich, die Antwort schuldig zu bleiben. Ich glaube nicht, dafs in unsrer jetzigen Welt bedeutende ALLGEMEINE EINRICHTUNGEN, um die Jugend zweckmäfsig in Handlung zu setzen, getroffen werden können; aber ich glaube, dafs desto mehr die Einzelnen alle Bequemlichkeiten ihrer Lage durchsuchen sollten, um dem Bedürfnifs der Ihrigen zu entsprechen; ich glaube, [353] dafs eben in dieser Rücksicht Väter, die ihre Söhne zeitig an Familienangelegenheiten Theil nehmen lassen, sich um deren Charakter verdient machen. — Uebrigens weis't alles dies auf den frühern Satz zurück: der Hauptsitz der Charakterbildung sey die Bildung des Gedankenkreises. Denn erstlich: MAN DARF DIEJENIGEN NICHT NACH EIGNEM SINNE HANDELN LASSEN, WELCHE KEIN RICHTIGES BEGEHREN IN HANDLUNG ZU SETZEN HABEN; sie würden dadurch nur Fortschritte im Schlechten machen: vielmehr besteht hier die Kunst im Zurückhalten! Zweytens: hat man den Gedankenkreis so vollkommen gebildet, dafs ein reiner Geschmack das Handeln in der Phantasie durchaus beherrscht: alsdann fällt die Sorge wegen der Charakterbildung mitten im Leben beynahe gänzlich weg; der Entlassene wird sich die Gelegenheiten zum äufsern Handeln so wählen, oder die, welche sich aufdrin-[354]gen, so behandeln, — dafs das Rechte sich in seinem Busen nur befestigen kann.

V.

Einwirkungen, welche besonders die sittlichen Züge des Charakters treffen.

Ueberall erzeugt die That den Willen aus der Begierde. So in dem Objectiven des Charakters; wo es am auffallendsten ist, dafs nur, wo dem Menschen die eigne That von seinem Können entweder unmittelbar die Versicherung, oder doch mittelbar die Einbildung gab, — ein dreistes: „ich will," hervortritt. So in dem Subjectiven; wo der Mensch, der Grundsätze nicht blofs schwatzt, sondern hat, — sein Beschliefsen über sich selbst nach seiner Mei-[355]nung von sich selbst, und diese nach seinen innern Erfahrungen abmifst: daher dasjenige, was für die Menschheit zu hoch scheint, was man glaubt, sich nicht halten zu können, von charakterfesten Männern NUR ZU ALLGEMEIN in das Reich frommer Wünsche verwiesen wird; — zu allgemein: denn sie sollten von Sich nicht auf Alle schliefsen. — So endlich auch in demjenigen Theile der Sittlichkeit, der da wirklich *Wille* ist: das aber ist nur die sittliche Entschliefsung, und Selbstnöthigung, welche verneinend, aufhebend, auf das rohe Verlangen wirkt, damit die Charakterstärke der sittlichen Beurtheilung und Wärme gewonnen sey und bleibe. Auch hier ist der Selbstzwang anfangs nur Versuch; er mufs gelingen, er mufs seine Macht in der innern Erfahrung beweisen, dann erst, nur durch diese That, entsteht das energische sittliche Wollen, mit welchem der Mensch innere Freyheit besitzt. — Was nun den [356] Selbstzwang unterstützt: das hilft den Entschlufs beschleunigen und befestigen. Hier hat die Zucht eine grofse und schöne Aufgabe.

Aber das Rein-Positive der Sittlichkeit, — von welchem der tiefe Grund des Menschen voll seyn muſs, wenn der Entschluſs vor Demüthigungen sicher, wenn das edle Gefühl: „DIE TUGEND IST FREY!“ mehr als eine kurze Exstase seyn soll, — dies ERSTE der Sittlichkeit, welches, als sittlich, das Gegentheil aller Willkühr, als Grund der Tugend, eine rein willenlose Macht, — eine Macht des bloſsen Urtheils ist, vor der sich die Begehrungen staunend beugen, noch ehe der Entschluſs sie seine zweifelhafte Gewalt fühlen läſst: — dies gehört ganz dem Gedankenkreise an; es hängt ganz ab von dem, was den Gedankenkreis bildet. — Niemand wächst auf unter Menschen, dem gar nichts von dem eigenthüm-[357]lichen ästhetischen Werth der verschiedenen Willensverhältnisse, die sich allenthalben erzeugen, ins geistige Auge fiele; aber wie verschieden die Intension und die Summe dieser Auffassungen! wie verschieden die Schärfe der Unterscheidungen, und der Effect auf das Ganze des Gemüths! Für eine gewisse Klarheit und Vereinzelung, — auch für eine encyklopädische Bekanntschaft mit der ganzen Reihe der sittlichen Elemente, und mit ihren gewöhnlichsten Veranlassungen im Leben, — sorgt längst der bessere Unterricht durch eine Menge kleiner Gemälde, in denen, mehr oder weniger glücklich, als hervorragender Moment einer Geschichte dargestellt wird, was der kindlichen Aufmerksamkeit zur sittlichen Betrachtung durch den Reiz des Unterhaltenden empfohlen werden muſste. Das Verdienst, welches unsre Pädagogen sich hiedurch schon erworben haben, ist in meinen Augen unvergleichbar gröſser, als was in [358] diesen elementarischen Darstellungen etwa verfehlt seyn möchte. Wir haben übrigens das Aussuchen aus einer groſsen Fülle; — und schon die *Campe*'sche Kinderbibliothek allein wird eine Menge sehr schätzbarer Beyträge zu einer künftigen gewählteren Sammlung liefern können. — Aber — für die Sittlichkeit ist die bloſse Bekanntschaft mit ihren Elementen — äuſserst wenig! Es bleibt noch wenig, wenn man auch eine ganze Folge von Uebungen des moralischen Scharfsinns, — ja gar einen Catechismus der praktischen Vernunft hinzudenkt. Die Reinheit der Urtheile ist noch nicht ihr Gewicht. Helle Einsicht in Augenblicken absichtlicher Sammlung — wie weit entfernt von dem Gefühl, was mitten im Sturme der Leidenschaft verkündet: die Persönlichkeit sey in Gefahr! — Moralische Solidität, das ist bekannt, findet sich von der moralischen Subtilität beynahe öfter getrennt, als mit ihr gesellt.

[359] Die groſse sittliche Energie ist der Effect groſser Scenen, und ganzer unzerstückter Gedankenmassen. Wem Hauptverhältnisse des Lebens, in der Familie, im Vaterlande, eine und dieselbe sittliche Wahrheit lange, mit lebhaften Contrasten, im vielfachen Widerschein durch die ausströmenden und zurückprallenden Wirkungen vor Augen gehalten haben; wer sich vertiefte in der Freundschaft, sich vertiefte in der Religion, — nur aber ohne sich späterhin getäuscht zu finden und Meinung zu ändern; — oder endlich, wer eben jetzt mit unbefangenem Sinn auf ein neues, auffallendes Phänomen geselliger Zerrüttung stöſst, das interessante Personen tief leidend zeigt: einen solchen sehen wir vortreten mit heroischem Geiste, wir sehen ihn durchgreifend helfen, wir

sehen ihn unbehutsam verderben; wir sehen ihn anhalten oder ablassen, je nachdem der ganze Mensch oder nur die Oberfläche durchdrungen ist von dem trei-[360]benden Princip, — je nachdem die ganze Besinnung oder eine wandelbare Vertiefung aus ihm handelt. — Die Gedankenmassen, welche hier wirken, ersetzen zu wollen durch eine Anhäufung vieler einzelner moralischer Berührungen, ist Thorheit. Romane und Schauspiele — müssen wohl sittlich geschrieben werden, um dem richtig fühlenden Leser zu gefallen; aber eine besondre Wirksamkeit kann aus vereinzelten Exaltationen, denen ein sicheres Zurücksinken folgt, nimmermehr erwartet werden. In der Erziehung haben sie, als moralische Bildungsmittel, nur in dem unglücklichen Falle einen Gebrauch, wenn in späteren Jahren die Bekanntschaft mit den sittlichen Elementen noch nachgeholt werden mufs,* welche durch die früheste [361] Lectüre, ja durch die frühesten Gespräche der Mutter mit ihrem Kinde hätte besorgt seyn sollen. — Dasselbe gilt von einem häufigen moralischen Zureden und Predigen, ja von den einzelnen Religionsübungen selbst, wofern nicht schon früh die religiösen Grundgedanken sich in die tiefste Stelle des Gemüths eingesenkt hatten. Wer dem Zöglinge zureden will: der mufs es auf solche Weise thun, dafs dadurch fort und fort an einem bleibenden, gewichtvollen Verhältnifs zwischen ihm selbst und dem Knaben gebaut werde; welches, sammt allen seinen Folgen, von dem sittlichen Sinn des jungen Menschen, wie von einem schwebenden Fundament, schwebend getragen, ein unauslöschliches Wohl- oder Mis-Gefühl bereite, das über alle Vorempfindung sey. —

Angenommen nun, es finde sich wirklich in dem Leben, der Umgebung, dem [362] Schicksal eines jungen Menschen etwas Grofses und Tief-Eindringendes, das ihn in sittlicher Rücksicht nicht verstimme, sondern erwärme und begeistere: sobald es ein einzelner, bestimmter Gegenstand ist, an dem seine Seele haftet, wird auch eine eigne Art von einseitiger Biegung in ihn kommen; er wird das Rechte und Gute überhaupt mit einer besondern Art seiner Erscheinung verwechseln. Es wird zum Beyspiel eine Partheylichkeit, welche wichtige Gründe für sich hat, ihn im Voraus einer Reihe höchst verschiedener Menschen, und höchst verschiedener Absichten und Maafsregeln, gewinnen, und andern entfremden. Oder es wird eine Art des religiösen Cultus ihn wie mit einem einförmigen Gewande bedecken; dafs man sogleich in ihm den Anhänger der Secte mehr als den reinen Menschen erblickt. Jede Anhänglichkeit kann ihm auf ähnliche Weise ihre Farbe geben. Eine Art von Beize wird zwar [363] gewisse Forderungen von Recht und Sitte in sein ganzes Wesen unauslöschlich eingeätzt, aber durch ihre Schärfe die mannigfachen Sprossen der reinen Natur in ihm zerstört haben. Klare Vertiefung in das Neue, was sich darbieten möchte, wird verloren seyn über der starren Besinnung an die einmal abgelegten Gelübde. —

Wir scheinen hier in einem Widerspruch befangen. Wir verlangen eine grofse, ruhende Gedankenmasse, als eine Macht des Sittlichen im

* Dafs hier die sorgfältigste Wahl unter den Schriften jener Gattung vorausgesetzt werde, versteht sich von selbst.

Menschen; und hätten wir die Wahl unter denen, die sich etwa dazu darbieten könnten, so würden wir jede zurückweisen durch den Vorwurf: sie gebe uns eingekörpert und verschrumpft, was wir lauter und ganz verlangten. Wir wollen eine Kraft, stärker als die Idee, und doch rein wie die Idee; wie aber könnte die Idee durch eine wirkliche Kraft vertreten werden, die nicht etwas Einzel-[364]nes, etwas Beschränktes und Beschränkendes wäre?

Ich glaube, alle gebildete Männer unsrer Zeit kennen diese Schwierigkeit. Dafs ich derselben hier erwähne, geschieht nicht, um sie aufzulösen. Wenn dies in meinem Vermögen war, so ist es schon geschehen. Es ist schon die Rede gewesen von der Verbindung der mannigfaltigen Vertiefungen mit der einfachen Besinnung, oder, wenn man will, der Cultur mit der Innigkeit, zur ächten Vielseitigkeit; es ist die ganze Anordnung des Gedankenkreises im Umrifs verzeichnet worden; — eines Gedankenkreises, welcher dasjenige in sich auflös't, was mit einer einseitigen Gewalt das Gemüth ergreifen könnte; welcher dasjenige hinzusetzt, — und, wo es nöthig ist, der Theilnahme nahe bringt, — was hinzukommen mufs, damit eine WEITE GEDANKENEBNE sich continuirlich hinstrecke für [365] eine grofse Uebersicht, die, von selbst zur Allgemeinheit aufsteigend, Reinheit der Idee mit der Kraft der Erfahrung verbinde. Darf nicht eine einzelne Parthie unsrer Auffassungen im Namen der Sittlichkeit gleichsam als deren Bevollmächtigte überall waltend hervortreten: so müssen wohl die Kräfte, welche das Idealische realisiren sollen, in jeden Theil unsrer Beschäftigung mit menschlichen Angelegenheiten gelegt werden. Soll das warme Herz einen grofsen, ruhenden Gegenstand umfassen, der aber kein besondrer, beschränkter, und doch ein durchaus wirklicher sey: so mufs man wohl die ganze Reihe der Menschen, die waren, und die sind, und die uns zunächst berühren, als Ein Continuum Einem continuirlichen Studium zugänglich machen, wodurch das sittliche Urtheil in Uebung und das religiöse Interesse angeregt erhalten werde, ohne dafs die übrigen ästhetischen Vermögen, und die Beobachtung, und die Speculation, leer aus-[366]giengen oder gar zurückgedrängt würden. Ich habe in diesem Sinne schon an einem andern Orte die ästhetische Darstellung der Welt das Hauptgeschäft der Erziehung genannt; und meine Gründe waren aus dem Begriff der Moralität abgeleitet.

Diejenigen meiner Zeitgenossen, welche frey sind von dem Irrthum, Ideen als solche für KRÄFTE zu halten, die in absoluter Freyheit gegründet seyen, — und wer davon nicht frey ist, möge doch ja über alles andre eher reden als über Erziehung! — jene nun werden mir vielleicht am ersten das entgegenstellen: dafs ich von Dingen spreche als wären sie neu, die sich für sie längst von selbst verstanden haben. „Unser ganzes Streben für Verbreitung der Humanität," werden sie mir sagen, „was ist es anders, als die Sorge, dafs der Mensch unmittelbar „in dem Blick auf sich, auf seine Gattung, und deren ganzes Ver-[367] „hältnifs zur übrigen Welt, des zugleich warnenden und ermunternden „Gefühls inne werde, von dem die Formeln der Sittenlehre nur der kurze „Ausdruck sind? Längst," wird man sagen, „haben Poesie und Geschichte

„und die Philosophie der Geschichte ihren Beruf erkannt, jene ästhetische „und als solche zugleich moralische Darstellung der Welt mit vereinter „Kraft ins Werk zu setzen. Nur die *Transcendental*-Philosophie," wird man fortfahren, „konnte eine heillose Störung in dem Fortgang dieser „wohlthätigen Bemühungen anrichten; konnte, mit politischer Schwindeley „unglücklich zusammentreffend, dem Ungestüm und der Frivolität neue „Vorwände, und eine Kraftsprache geben, deren Mislaut nun so lange „überall ertönen muſs, bis auch die stumpferen Ohren das Widrige em- „pfinden, und von allen Seiten Stille geboten wird. Alsdann aber braucht „man nur die schon angespon-[368]nenen Fäden wieder aufzunehmen; „und da alle Neuerungen dem Fortgange eines richtig angefangenen „Werks nur Schaden bringen, so können wir nur Mitarbeit, nicht neue „pädagogische Vorschläge wünschen."

In der Gesellschaft der Männer, die so reden möchten, kann es in der That nur mitarbeiten heiſsen, wenn Jemand aufmerksam darauf macht: daſs mit bloſser Aufstellung historischer, philosophischer, poetischer Gemälde (angenommen diese Gemälde hielten in jeder Rücksicht die historische, philosophische und poetische Kritik aus,) noch nicht mehr als ein GELEGENTLICHES HINSCHAUEN DER VORÜBERGEHENDEN gewonnen werde; daſs es hingegen der Erziehung um eine lange, ernste, sich tief einprägende BESCHÄFTIGUNGSWEISE zu thun sey, welche eine gewichtvolle und in sich zusammenhängende (wie-[369]wohl articulirte) Masse* von Kenntnissen, Reflexionen und Gesinnungen in die Mitte des Gemüths stelle, von solchem Ansehen, und solchen Berührungspunkten mit allem, was der Fluſs der Zeiten noch neues hinzuthun möchte, daſs Nichts daneben rücksichtslos vorbeygehen, — keine neue Gedankenbildung sich festsetzen könne, die nicht mit der frühern ihre Differenzen erst ausgeglichen habe. Was übrigens die Trancendental-Philosophie anlangt: so hat sie zwar nicht ihre wohlthätige Wirksamkeit, [370] aber wohl ihre Uebermacht bewiesen, und man wird sich wohl nicht verbergen wollen, daſs ein Aufhören ihrer nachtheiligen Einflüsse nur auf zweyerley Weise erwartet werden könne: entweder von einer allgemeinen Erschlaffung unsrer Studien, oder davon, daſs jene sich durcharbeite, und ihre eignen Fehler verbessere. Was ich zur nähern Bestimmung der Welt-Ansicht, die ich durch die Erziehung bereitet wünsche, noch nach den schon dargelegten Grundsätzen des Unterrichts hinzuzufügen hätte: das kann nur durch eine Philosophie geleistet werden, die allerdings eher transcendental als populär heiſsen muſs, wiewohl in der Reihe der neuesten Systeme unsrer Zeit sich nichts findet, dem sie sich anschlieſsen könnte. —

Nur noch Ein wichtiger pädagogischer Punct muſs hier berührt werden. Es ist bekannt, daſs die sittliche Wärme, schon [371] ge-

* Der Ausdruck: *articulirte Masse*, scheint widersprechend. Aber gerade das ist die Probe eines vollkommnen Unterrichts: daſs eben die Summe von Kenntnissen und Begriffen, welche er durch Klarheit, Association, System und Methode zur höchsten Gelenkigkeit des Denkens erhoben hat, zugleich vermöge der vollkommnen gegenseitigen Durchdringung aller ihrer Theile fähig sey, als Masse von Interessen mit höchstem Nachdruck den Willen zu treiben. Weil es daran fehlt, wird die Cultur so oft das Grab des Charakters.

wonnen, leicht wieder erkältet wird durch Schicksale und Menschenkenntnifs. Angesehene Erzieher haben deshalb eine eigne Vorbereitung zum Eintritt in die Welt nöthig gefunden, wobey sie voraussetzen, der wohlerzogene Jüngling werde in derselben auf viele höchst unerwartete Erscheinungen stofsen, und sehr oft seine natürliche, entgegenkommende, allgemeine Offenheit und Vertraulichkeit mühsam und peinlich in sich zurückziehen müssen. Diese Voraussetzung fufst nicht sowohl darauf, dafs die Jugend unbesonnen sey, als dafs die gute Führung selbst alles entfernt haben werde, was ein Anstofs für das sittliche Gefühl hätte seyn können. Man will keine frühe Menschenkenntnifs! — In meinen Augen verräth sich hier eine Schwäche der Pädagogik. So äufserst nothwendig es ist, dafs die Jugend nie gemein werde mit dem Schlechten, so braucht doch die Schonung des sittlichen Gefühls nicht so weit zu gehen, — am [372] wenigsten so lange fortgesetzt zu werden, dafs die Menschen, wie sie sind, den Jüngling noch befremden könnten. Allerdings ist schlechte Gesellschaft ansteckend; und beynahe eben so sehr ein behagliches Verweilen der Phantasie auf anziehenden Darstellungen des Schlechten. Aber die Menschheit früh in ihren mannigfaltigen Gestalten erkannt zu haben, dies schafft eben so wohl eine frühere Uebung des sittlichen Blicks, als eine köstliche Sicherheit vor gefährlichen Ueberraschungen. Und lebendige Darstellung derer, die waren, geben gewifs die bequemste Vorbereitung ab zur Beobachtung derer, die sind; nur mufs die Vergangenheit hell genug beleuchtet werden, damit ihre Menschen als Menschen wie wir, nicht als Wesen andrer Gattung erscheinen. — Man sieht, auf was ich zurückweise. Ich breche ab; mit der Hoffnung, eine Pädagogik sey leicht entschuldigt, wenn sie [373] da, wo die Ueberschrift nur den natürlichen Gang der Charakterbildung ankündigte, gleich die pädagogischen Bemerkungen, welche sich darbieten, mit einwebt.

Fünftes Capitel.

Zucht.

[374] Von der Zucht, vom Ziehen, ist die Erziehung benannt, deren Haupttheil also schon dem Namen nach in dasjenige gesetzt zu werden pflegt, was ich erst jetzt, gegen das Ende meiner Abhandlung, in Betracht zu nehmen anfange.

Gewöhnlich setzt man der eigentlichen Erziehung den Unterricht entgegen; ich habe ihr die Regierung der Kinder gegenüber gestellt. Woher diese Abweichungen?

Der Begriff des Unterrichts hat ein hervorstechendes Merkmal, von wo aus wir uns am leichtesten orientiren werden. Beym [375] Unterricht giebt es allemal etwas DRITTES; womit Lehrer und Lehrling zugleich

beschäftigt sind. Hingegen in allen übrigen Erziehungssorgen liegt dem Erzieher UNMITTELBAR der Zögling im Sinn, als das Wesen, worauf er zu wirken, welches gegen ihn sich passiv zu verhalten habe. Also was zunächst die MÜHE des Erziehers verursacht, — hier die vorzutragende Wissenschaft, dort der unruhige Knabe, — das gab den Theilungsgrund zwischen Unterricht und eigentlicher Erziehung. Die Regierung mufste sich denn wohl unbemerkt in diese eigentliche Erziehung verstecken; denn zum Unterricht kann man sie doch nicht rechnen. Und so mufste sie, die Ordnung zu halten bestimmt ist, unvermeidlich hier in der Pädagogik das Princip einer grofsen Unordnung abgeben.

Eine etwas verdeutlichte Betrachtung des Zwecks der Erziehung stöfst darauf, [376] dafs bey weitem nicht unser ganzes Betragen gegen Kinder durch Absichten für sie, vollends durch Absichten für die Veredelung ihres geistigen Daseyns, motivirt wird. Man beschränkt sie, damit sie nicht lästig werden; man hütet sie, weil man sie liebt; und diese Liebe gilt wahrlich zunächst dem lebendigen Geschöpf, an dem die Eltern ihre Freude haben, — und dann erst kommt eine freywillige Sorgfalt hinzu für die richtige Entwickelung eines künftigen Vernunftwesens. Da nun diese letztre Sorgfalt ohne allen Zweifel ein eignes Geschäft für sich bestimmt, — ganz heterogen allen dem, was zur Pflege und Hütung des animalischen Wesens, zu seiner Gewöhnung an die Bedingungen, unter denen es in der Gesellschaft wird fortleben dürfen, gehören mag; — da für das Eine der Wille des Kindes gebildet, für das Andre so lange gebogen werden mufs, bis Bildung die Beugung vertritt: — [377] so wird man hoffentlich nicht anstehen, die verderbliche Verwirrung der Zucht durch die Regierung endlich aufzugeben. Man wird sich besinnen, dafs, wenn alles recht geht, die Regierung,' welche' Anfangs das Uebergewicht hat, viel früher schwinden mufs, als die Zucht; man wird fühlen, dafs es der Zucht höchst nachtheilig werden mufs, wenn der Erzieher, wie so oft geschieht, sich ans Regieren gewöhnt, und dann nicht begreifen kann, warum dieselbe Kunst, die ihm bey Kleineren gute Dienste leistete, bey Gröfseren beständig schief wirkt, — dann sich einbildet, man werde den klüger gewordenen Zögling nur auf eine klügere Art regieren müssen, — endlich, während Er die ganze Eigenheit seiner Aufgabe verkannte, den jungen Menschen der Undankbarkeit anklagt, und in seiner Verkehrtheit so lange beharrt, bis er ein Misverhältnifs erzeugt hat, das unleidlich und unvertilgbar die ganze Zukunft hindurch fortdauert.]378] Ein ähnliches, wiewohl geringeres Uebel entsteht selbst da, wo die Zucht, die wiederum früher aufhören mufs, als der Unterricht, über die Zeit fortgesetzt wird; ein Fehler, der nur verzeihlich ist, wenn eine sehr versteckte Natur die Zeichen zurückhält, an welchen man den Moment, zu enden, erkennen könnte. —

Es wird jetzt leicht seyn, den Begriff der Zucht zu bestimmen. Mit der Kinderregierung hat sie das Merkmal gemein, dafs sie unmittelbar auf das Gemüth wirkt; mit dem Unterricht, dafs ihr Zweck Bildung ist. Man hüte sich nur, sie da mit der Regierung zu verwechseln, wo beyde einerley Maafsregeln gebrauchen. In der Art des Gebrauchs liegen feinere Unterschiede, die ich in der Folge bestimmen werde.

I.

Verhältnifs der Zucht zur Charakterbildung.

[379] Unmittelbare Wirkung auf das Gemüth der Jugend, in der Absicht zu bilden, ist Zucht. Also giebt es, wie es scheint, eine Möglichkeit, zu bilden durch blofses Afficiren der Empfindungen, ohne Rücksicht auf den Gedankenkreis! — So könnte es wohl scheinen, wenn etwa jemand gewohnt wäre, Begriffen, die man aus Merkmalen logisch zusammengesetzt hat, auch ohne weitere Untersuchung Realität zuzutrauen.

Aber ganz anders wird es scheinen, wenn wir auf die Erfahrung einen prüfenden Blick werfen. Wenigstens wer bemerkt hat, in welche Abgründe von Schmerz und Unglück ein Mensch versenkt werden, ja, ganze Perioden hindurch versenkt bleiben — und, nachdem die Zeit das Misbehagen [380] tilgte, fast unverändert als dieselbe Person, mit denselben Strebungen und Gesinnungen, sogar derselben Manier sich zu äufsern, — daraus wieder hervorgehen kann: der möchte schwerlich viel von dem Hin- und Her-Rütteln der Empfindungen erwarten, wodurch besonders Mütter so manchmal die Erziehung zu besorgen glauben! — Vollends wenn man gesehen hat, welchen Grad von väterlicher Strenge ein robuster Jüngling aushält, und unangetastet bleibt, — welche Reizmittel an Schwächlinge verschwendet werden, ohne dafs sie sich stärker darum zeigten, — wie temporär die ganze Reaction ist, welche der Action folgt: der möchte wohl dem Erzieher rathen, nur sich selbst nicht Misverhältnisse zu bereiten, die doch gewöhnlich das einzige Bleibende einer blofsen Zucht zu seyn pflegen! —

Mir sind alle diese Erfahrungen nur Bestätigungen einer höchst einfachen psy-[381]chologischen Ueberzeugung; dieser nämlich, dafs alle Empfindungen nur vergängliche Modificationen der vorhandnen Vorstellungen sind, dafs also, wenn die modificirende Ursache nachläfst, der Gedankenkreis sich von selbst in sein altes Gleichgewicht zurücksetzen müsse. Das Einzige, was ich erwarten werde vom blofsen Zerren an der Empfindlichkeit, ist eine leidige Abstumpfung der feineren Empfindungen; an deren Stelle eine künstliche, und gleichsam gewitzigte Reizbarkeit tritt, wodurch mit den Jahren nur Prätensionen sammt ihrem lästigen Gefolge herbeygezogen werden. —

Ganz anders freylich ist der Fall: wenn gelegentlich zugleich der Gedankenkreis Zusätze bekam; oder wenn Bestrebungen in Handlung traten, und dadurch Wille wurden! Diese Umstände beachte man, um Erfahrungen richtig auszulegen!

[382] Von hier aus läfst sich beurtheilen, was die Zucht der Erziehung seyn könne. Alle Wechsel der Empfindungen, welche der Zögling erleiden mufs, sind nur nothwendige Durchgänge zu Bestimmungen des Gedankenkreises oder des Charakters. Und so ist das Verhältnifs der Zucht zur Charakterbildung zwiefach: mittelbar oder unmittelbar. Theils dient sie, damit man den Unterricht anbringen könne, welcher auf die spätere Charakterbildung des schon unabhängigen Menschen Ein-

fluſs haben wird, theils, damit ein Anfang von Charakter sich durch Handeln oder Nicht-Handeln schon jetzt erzeuge oder nicht erzeuge. Einen unbändigen Knaben kann man nicht unterrichten; und die Knabenstreiche, die er macht, sind in gewisser Rücksicht als ein Anheben seiner künftigen Persönlichkeit zu betrachten. Jedoch das Letztre, wie jedermann weiſs, mit groſsen Einschränkungen! Ein zügelloser Knabe han-[383]delt meistens aus flüchtigen Einfällen; er lernt dadurch zwar, was er kann, — aber um einen Willen zu fixiren, fehlt hier das erste Element, eine feste, eingewurzelte Begierde. Nur wo diese zum Grunde liegt, tragen Knabenstreiche bey, einen Charakter zu bestimmen. Das erste Verhältniſs der Zucht zur Charakterbildung also ist das wichtigste; dasjenige nämlich, nach welchem sie dem Unterricht Bahn macht, der in die Gedanken, Interessen, Begierden hineingreifen wird. Jedoch auch das zweyte darf nicht vernachlässigt werden; am wenigsten bey minder beweglichen, mit festerer Absicht handelnden Subjecten. Der zu Anfang aufgestellte Begriff der Zucht aber ist, für sich allein, völlig leer. Die bloſse Absicht, zu bilden, läſst sich in die unmittelbaren Wirkungen auf das Gemüth nicht dergestalt hineinlegen, daſs sie eine Kraft würde, wirklich zu bilden. Diejenigen, welche durch eine solche leere [384] Zucht ihren GUTEN WILLEN ZEIGEN, wirken, sie wissen nicht wie, — auf sanfte Naturen durch das Schauspiel, was sie geben; ihr zärtliches, ängstliches, dringendes Betragen giebt dem beobachtenden Knaben die Idee von groſser Wichtigkeit einer Sache, welche einer sonst verehrten Person so sehr am Herzen liege! Sie mögen denn nur sorgen, dies Schauspiel nicht auf andern Wegen zu verderben; nicht die Ehrfurcht durch Hitze und Kleinlichkeit zu ersticken, oder sich gar in schlimmerer Rücksicht der oft eben so wahren als scharfen Kritik des Kindes zu entblöſsen: so werden sie für empfängliche Gemüther immer viel leisten können; ohne doch darum auch nur vor den gröberen Misgriffen sicher zu seyn bey minder willigen Naturen.

II.

Maafsregeln der Zucht.

[385] Die Zucht verursacht Empfindungen, oder hält sie ab. Welche sie verursacht, diese sind entweder Lust, oder Unlust. Welche sie abhält, diese werden entfernt entweder durch Vermeidung des Gegenstandes, der sie erregen könnte, oder so, daſs der Gegenstand als gleichgültig — ertragen oder entbehrt werde.

Von dem Falle, da der Gegenstand gemieden wird, — sey es, daſs derselbe aus der Sphäre des Zöglings, oder daſs der Zögling aus der Sphäre des Gegenstandes entfernt gehalten werde, — erfährt in der Regel der Zögling gar nichts; er empfindet wenigstens diese Maafsregel nicht unmittelbar.

Gleichgültiges Ertragen heiſst GEWÖHNUNG, gleichgültiges Entbehren des vor-[386]hin gewohnten geschieht durch Entwöhnung.

Lust wird erregt durch Reiz. Nicht als ob jeder Reiz gerade angenehm empfunden würde; aber die Zucht erweckt jede Lust um eines Erfolgs willen, sie will dadurch eine Thätigkeit im Zögling hervorrufen; und in so fern reizt sie.

Unlust wird erzeugt durch Druck: welcher, so fern ihm irgend eine, auch nur innere Widersetzlichkeit entgegensteht, Zwang heifsen kann.

Ein bestimmter Act des Reizes oder des Drucks, welcher durch eine bestimmte, vom Zögling gegebene Veranlassung motivirt ist, und als deren Erwiederung angesehen seyn will, heifst Belohnung, oder Strafe.

In Rücksicht auf Druck, Zwang, Strafe, sind einige feinere Unterschiede zu bemer-[387]ken; hauptsächlich wegen der Maafsregeln der Regierung, die hier mit denen der Zucht in einander zu laufen scheinen.

Regierung will, wo sie einmal zum Druck ihre Zuflucht nimmt, blofs als Macht empfunden seyn. Vorausgesetzt also aus dem Vorigen, dafs man nach der Bestimmung der Absichten der Regierung auch die Fälle zu erkennen wisse, wo regiert wird: so gilt die Regel: in diesen Fällen mufs der Druck mit solcher Art angebracht werden, dafs er sich auf Nichts einlasse, aufser auf Durchsetzung der Absicht: man sey dabey kalt, kurz, trocken, und scheine alles vergessen zu haben, sobald die Sache vorbey ist. — Aus der Vergleichung des Hauses mit dem Staate ergeben sich einige bedeutende Bestimmungen in Rücksicht auf die Grade der Strafen. Es fehlen hier die Principien; was ich entlehne, suche ich in der Kürze möglichst [388] deutlich zu machen. Man unterscheide Vergehen an sich, und Vergehen gegen die Polizey des Hauses. Vergehen an sich, wo eine üble Absicht That würde *(dolus)*, oder wo durch Sorglosigkeit Schaden entsteht, während sich die Sorgfalt von selbst verstand (*culpa* zum Theil), diese Vergehen können gestraft werden auch ohne Frage, ob eine vorher gegebne Vorschrift bekannt war. Es kommen dabey die Grade der Zurechnung in Anschlag, wobey die Regierung nur auf das, was die That vollbracht hat, Rücksicht nimmt; späterhin hat die Zucht noch auf unausgeführte Absicht zu sehen. Wo eine Absicht seyn sollte und fehlte, — der Fall der Nachlässigkeit, — wird meistens gelinder gestraft: gradweise gelinder, je weniger es sich nachweisen läfst, dafs die Absicht gefordert werden konnte. Die Hauspolizey mufs durch Vorschriften bekannt gemacht, und in Erinnerung gehalten wer-[389]den. Ihre Strafen können strenger seyn, nach dem Maafs der Wichtigkeit der Sache; aber hier besonders mufs sich der Erzieher hüten, nichts von dem ins Gemüth greifenden Betragen einzumischen, welches allein den Maafsregeln der Zucht vorbehalten bleiben soll. — Die Gradation der Strafen ist schon schwer im Staate; noch schwerer im Hause, wo alles so sehr ins Kleine gezogen werden mufs. Aber es kommt dabey hauptsächlich auf den Accent der Regierung an; durch diesen mufs der Knabe empfinden, dafs er hier nicht als Zögling, sondern als Mensch in der Gesellschaft gehandelt hat und behandelt wird; durch diesen mufs er auf seine künftige gesell-

schaftliche Existenz vorbereitet werden. In so fern ist eine präcise Kinderregierung zugleich ein Theil des Unterrichts.*

[390] Ganz anders ist der Accent der Zucht. Nicht kurz und scharf, sondern gedehnt, anhaltend, langsam eindringend und nur allmählig ablassend! Denn die Zucht will als bildend empfunden seyn. Zwar nicht, als ob eben dieser Eindruck das Wesentliche ihrer bildenden Kraft ausmachte: aber sie kann die Absicht, zu bilden, nicht verhehlen. Und könnte sie auch: um nur leidlich zu seyn, mufs sie dieselbe hervorstellen. Wer würde nicht gegen eine Behandlung, wodurch so manchmal der Frohsinn leidet, und woraus ein beständiges Gefühl von Abhängigkeit entsteht, sich stemmen, sich wenigstens innerlich verschliefsen, wenn nicht irgend ein helfendes Princip darin zu ahnden wäre? — Die Zucht mufs das Gemüth nicht schief treffen, nicht wider ihren Zweck empfunden werden, [391] der Zögling mufs sich ihr also auf keine Weise innerlich entgegensetzen, nicht wie von zwey Kräften getrieben nach der Diagonale fortgehen; — aber woher erhielte man eine reine offene Empfänglichkeit, wenn nicht von dem kindlichen Glauben an die wohlthätige Absicht und Kraft des Erziehers? Und wie könnte diesen Glauben ein kaltes, abstofsendes, fremdes Benehmen erzeugen? — Vielmehr findet die Zucht nur in dem Maafse Platz, wie eine innere Erfahrung dem ihr Unterworfenen zuredet, sie sich gern gefallen zu lassen. Seyen es Regungen des Geschmacks, Anerkennungen der gerechten Censur, oder Empfindungen von Lust und Schmerz über ein Gelingen oder Mislingen, — nur so weit reicht die Kraft der Zucht, wie die entgegen kommende Einstimmung des Zöglings. Und eben so langsam, wie der angehende Erzieher sich diese Einstimmung verschafft, eben so langsam, wie er darin vorrückt, mufs [392] er auch nur mit der Erweiterung seiner Wirksamkeit vorrücken wollen. Es kömmt ihm hiebey in den früheren Jahren der Umstand zu Hülfe, dafs für die Regierung, die sich das Kind gefallen läfst, weil es mufs, die Zucht ein mildernder Zusatz ist. Späterhin ändert sich das. Ein junger Mensch, der sich selbst regiert, fühlt in der Zucht den zudringlichen Anspruch, zu bilden; und, ohne starke Gegengewichte von Zutrauen, von Achtung, und hauptsächlich einem innern Gefühl eigner Bedürftigkeit, — wenn jetzt der Erzieher nicht ZU ENDEN weifs, werden allmählig Bemühungen sichtbar, die Einwirkung abzulehnen, — diesen Bemühungen ist das Gelingen leicht; eben so schnell wächst der Muth, schwindet die Zurückhaltung, steigt das Peinliche eines Verhältnisses, das bald seine verspätete Auflösung selbst herbeyführen wird. — —

Fassen wir jetzt die Sache in der Mitte! Die Zucht ist eigentlich nicht sowohl ein [393] Zusammengesetztes aus vielen Maafsregeln, vollends aus getrennten Acten, — als vielmehr eine continuirliche Begegnung, welche nur dann und wann des Nachdrucks wegen zu Lohn und Strafe und ähnlichen Mitteln ihre Zuflucht nimmt. — Der Regierte

* Dieser Gedanke findet sich schon S. 22 dieses Buchs; nur ist dort Zucht genannt, was vielmehr Regierung hätte heifsen sollen. Meines Sprachgebrauchs konnte ich mich dort in der Einleitung noch nicht bedienen.

und seine Regierer, der Lehrling und der Lehrer, sind Personen, die mit einander leben, und sich unvermeidlich angenehm oder unangenehm berühren. Tritt man doch immer, wie man einem bekannten Menschen naht, in eine bestimmte Atmosphäre von Empfindungen! Welche Atmosphäre? — das darf für die Erziehung nicht vom Zufall abhängen; sondern eine beständige Sorgfalt ist nöthig, erstlich, um die Wirksamkeit dieser Atmosphäre zu schwächen, wenn Gefahr ist, dafs sie nachtheilig werden könnte*; zweytens, [394] ihre wohlthätigen Einflüsse anhaltend zu verstärken; und bis auf den Grad zu treiben, welchen die Charakterbildung, sowohl die unmittelbare, als die mittelbare durch den Gedankenkreis, zu ihrer Sicherung erfordert.

Es leuchtet ein, dafs die Kunst der Zucht zunächst nur eine Modification der Kunst des Umgangs mit Menschen seyn kann; dafs daher die gesellschaftliche Geschmeidigkeit ein vorzügliches Talent des Erziehers seyn werde. Das Wesentliche der Modification besteht hier darin, dafs es darauf ankommt, Superiorität über Kinder — auf eine Weise zu behaupten, die [395] eine bildende Kraft fühlbar mache, die also selbst, wo sie drückt, noch belebe, aber ihrer natürlichen Richtung DA folge, wo sie unmittelbar ermuntert und anreizt.

Nicht eher kommt die Zucht in den rechten Schwung, als nachdem sie Gelegenheit gefunden hat, dem Zöglinge sein besseres Selbst durch einen tief eindringenden Beyfall (nicht eben Lob!) hervorzuheben. Erst dann findet der Tadel offene Ohren, wenn er aufgehört hat als eine Minusgröfse allein zu stehen; er mufs nur den schon gewonnenen Beyfall zum Theil aufzuheben drohen. So fühlt auch nur derjenige den Nachdruck innerer Vorwürfe, welcher zur Achtung für sich selbst gekommen war, und hiervon etwas zu verlieren fürchtet. Ein Andrer nimmt sich, wie er sich findet; und der blofs-getadelte Zögling wird ungehalten, wenn ihn der Erzieher nicht nehmen will, wie er ist. [396] Wo blofser Tadel wirkt, da hat das Selbstgefühl vorgearbeitet. Darnach kann der Erzieher wohl forschen, aber nicht sich darauf blindlings verlassen. Und es ist nicht genug, dafs dies Selbstgefühl nicht ganz fehle; es mufs den Grad erreichen, dafs der Tadel sich daran stemmen könne. — Aber man kann Beyfall nur geben, wo er verdient wird! So wahr dies ist: eben so wahr ist es auch, dafs nächst der Frage nach der Bildsamkeit des Gedankenkreises keine andre, für die Bestimmung der *Erziehbarkeit* überhaupt, so wichtig ist, als die, ob sich schon einzelne Charakterzüge vorfinden, welche das Herz des Erziehers zu gewinnen verdienen? Wenigstens irgend etwas von Wohlanständigkeit mufs die Individualität von selbst äufsern, damit der Erzieher etwas fassen könne zum Hervorheben. Und wo er Anfangs nur wenig fassen kann, da darf er nicht eilen wollen, die Zucht wird an dem Einen Funken zunächst [397] nur einen zweyten anzuzünden vermögen, — und so wird sie sich lange be-

* Dahin gehört z. B., dafs Zögling und Lehrer nicht beständig nothgedrungen auf Einem Zimmer seyn dürfen. Ein eignes Zimmer für sich zu haben, ist die wesentlichste aller Bedingungen, die ein antretender Hauslehrer zu machen hat. Eltern, die ihren Vortheil kennen, werden es von selbst anbieten; um dem sonst unvermeidlichen Gefühl gegenseitiger Lästigkeit vorzubeugen.

gnügen müssen, mit Wenigem Wenig zu erwerben; bis allmählig, wenn keine Störungen das Werk zerrütten, der Fond sich vergrösert hat, und zu Unternehmungen hinreicht, die mit den Aufgaben der Erziehung im Verhältnifs stehen. —

Durch den verdienten Beyfall zu erfreuen, ist die schöne Kunst der Zucht. — Das Schöne läfst sich selten lehren: leichter finden von denen, die es innig zu lieben gestimmt sind.

Es giebt auch eine traurige Kunst, dem Gemüth sichere Wunden beyzubringen. Wir dürfen diese Kunst nicht verschmähen. Sie ist oft unentbehrlich, wenn die einfache Ansprache ein stumpfes Ohr antrifft. Durchaus aber mufs ein Zartgefühl sie beherrschen, und zugleich entschuldigen, [398] welches ihre Schonung gebietet, und sie nur braucht, um beleidigende Härten zu vermeiden.

Beynahe wie ein Sänger sich übt, den Umfang und die feinsten Abstufungen seiner Stimme zu erforschen: mufs der Erzieher sich üben, in Gedanken die Tonleiter der Begegnung auf und ab zu gehen, — nicht um Sich in diesem Spiel zu gefallen, sondern um mit scharfer Selbstcritik jeden Mislaut zu verbannen, und um die nothwendige Sicherheit im Treffen jedes Tons, und die nothwendige Geschmeidigkeit für alle Wendungen, und die nothwendige Kenntnifs der Gränzen seines Organs zu erlangen. Er hat grofse Ursache, schüchtern zu seyn in den ersten Monaten, so oft er Gebrauch machen mufs von dem, was den gewöhnlichen Ton eines gesitteten Umgangs überschreitet; grofse Ursache, sich und den Zögling aufs schärfste zu beob-[399]achten; ja diese Beobachtung mufs das beständige Correctiv seiner allmähligen Angewöhnungen bleiben, — um so mehr, DA DER ZÖGLING MIT DER ZEIT IMMER EIN ANDERER WIRD! — Wie dies Letztre im Grofsen wahr ist, so ist es auch wahr im Kleinen. Wenn dieselbe Erinnerung mehrmals nach einander nöthig wird, so darf sie nicht zweymal auf dieselbe Art gegeben werden, oder sie wird ihre Wirksamkeit eben darum das zweytemal verfehlen, weil sie das erstemal schon gewirkt hat. — Alle Monotonie, alles Matte, mufs aus der Zucht verbannt bleiben, wie aus einer wohlgesetzten Schrift und Rede. Nur wenn diese Sorgfalt sich mit einer gewissen Erfindungkraft vereinigt, ist Hoffnung, der Erzieher werde die GEWALT erlangen, deren er bedarf! Denn der Umfang der Zucht mufs dem Zögling unbegränzt erscheinen, und ihre Einwirkungen dürfen ihm keinen vergleichbaren Preis haben. Sie [400] mufs, als ein stetig zusammenhängendes Element, seine ganze Beweglichkeit umschliefsen, damit auch nicht der Gedanke entstehe, sie zu umgehen. Sie mufs immer bereit seyn, sich fühlbar zu machen, — aber auch, wenn sie wirklich etwas vermag, mit beständiger Vorsicht über sich selbst wachen, um dem Zögling nicht unnütze Schmerzen aus Uebereilung zuzufügen. Ein Knabe von zarter Anlage kann tief leiden, er kann im Stillen leiden, es können sich Schmerzen eingraben, die noch in den männlichen Jahren gefühlt werden.

Um die volle Wirkung einer vollkommnen Zucht zu ertragen: bedarf der Zögling einer vollkommnen Gesundheit. Man kann nicht viel erziehen, wenn man Kränklichkeit zu schonen hat; darum schon mufs

eine heilsame Lebensordnung als erste Vorarbeit der Erziehung zum Grunde liegen.

[401] Sey aber von beyden Seiten alles wie es soll, komme die reinste Empfänglichkeit der kunstgemäfsen Zucht entgegen: wie eine Musik wird alles verhallen — und keine Wirkung wird bleiben, wenn nicht nach dieser Musik sich Steine zu Mauern erhoben, um in der festen Burg eines wohlbestimmten Gedankenkreises dem Charakter eine sichere und bequeme Wohnung anzuweisen.

III.

Anwendung der Zucht im Allgemeinen.

1. *Mitwirkung der Zucht zur Bildung des Gedankenkreises.* — Nicht sowohl den Lehrstunden, als vielmehr der ganzen Stimmung gilt diese Mitwirkung. Ruhe und Ordnung in den Stunden zu halten, jede [402] Spur von Nicht-Achtung des Lehrers zu entfernen, ist Sache der Regierung. Aber die Aufmerksamkeit, die lebhafte Auffassung, ist noch etwas anderes als Ruhe und Ordnung. Kinder können abgerichtet werden, vollkommen still zu sitzen, während sie doch kein Wort vernehmen! — Für die Aufmerksamkeit mufs vieles zusammenkommen. Der Unterricht mufs faslich, jedoch eher SCHWER als LEICHT seyn, sonst macht er LANGEWEILE! Er mufs das nämliche Interesse continuirlich ernähren, — davon war früher die Rede. Aber der Zögling mufs auch schon mit der rechten Stimmung hineintreten, — sie mufs ihm habituell seyn. Hierzu nun gehört Zucht. Die ganze Lebensart mufs frey seyn von störenden Einflüssen; nichts für den Augenblick überwiegend Interessirendes darf das Gemüth erfüllen. Das freylich ist nicht immer und nicht ganz in der Gewalt des Erziehers; — die Frucht seiner Arbeit kann vielmehr [403] gänzlich zerstört werden durch eine einzige Begebenheit, welche die Gedanken des Zöglings fortreifst. — — Mehr in seiner Gewalt ist es, das tiefe Gefühl, wie sehr ihm an der feinsten Aufmerksamkeit gelegen sey, durch das Ganze der Zucht so einzuprägen, dafs der Knabe es sich nicht mehr verzeiht, anders als völlig gesammelt zum Unterricht zu erscheinen. Wer das erreicht hat: der mag trauern, wenn ihm dennoch ein übermächtiger Zufall das mühsam gewonnene Interesse nach einer andern Seite hinwirft: — er wird nachgeben, er wird nachfolgen, und theilnehmend begleiten müssen; er kann keinen gröfsern Fehler machen, als durch unzeitige Verbote das Verhältnifs zerreifsen. — Aus kleinen und aus grofsen Zerstreuungen kommt dennoch am Ende der Mensch mit den Grundzügen seiner früher geordneten Gedanken zurück; er besinnt sich an das Alte, man kann wieder anknüpfen; er flicht das Neue hinein, — [404] man kann Momente wahrnehmen, es zu analysiren. Nur mufs immer dieselbe Biegsamkeit, Willigkeit, Offenheit bleiben; — oder neu geschaffen werden, denn alle unmittelbare Wirkung der Zucht ist flüchtig!

Ist der Zögling schon so weit, dafs er selbstthätig seinen rechten Weg verfolgt: dann bedarf er viel Ruhe! Jetzt mufs die Zucht alle

Ansprüche allmählig fallen lassen, sie mufs auf theilnehmendes, freundliches, zutrauenvolles Zusehen sich beschränken; ja alles Rathgeben mufs nur zu eigner Ueberlegung veranlassen wollen. Nichts ist alsdann wohlthätiger, nichts wird mehr verdankt, als freundschaftliche Bemühung, alle ungelegnen Störungen abzuwenden, damit der innere Mensch bald aufs Reine komme.

2. *Charakterbildung durch Zucht.* — Wie soll das HANDELN NACH EIGNEM [405] SINN beschränkt und ermuntert werden?

Es wird hier vorausgesetzt, dafs schon die Regierung allem Unfug steuere, welcher, nächst seinen unmittelbaren äufsern Folgen, auch in das Gemüth des Knaben selbst grobe Züge von Unrechtlichkeit u. d. gl. bringen könnte. —

Vor allen Dingen nun darf nicht vergessen werden, dafs zum Handeln des Menschen nicht blofs die in die Sinne fallende Geschäftigkeit, sondern auch das innere Vollbringen gehöre; und dafs nur Eins mit dem Andern den Charakter gründen könne. Die Vielgeschäftigkeit gesunder Kinder, welche ihr Bedürfnifs nach Bewegung ausdrückt, die beständigen Umtriebe flattersinniger Naturen, ja selbst die rohen Vergnügungen derer, welche eine wilde Männlichkeit verrathen, — alle diese scheinbaren [406] Anzeigen eines künftigen Charakters lehren den Erzieher nicht so viel, als eine einzige, stille, überlegte, durchgeführte Handlung eines in sich gesenkten Gemüths, ein einziger fest behaupteter Trotz eines sonst biegsamen Kindes. Und auch hier noch mufs mit der Beobachtung viel Ueberlegung verbunden werden. Eigentliche Festigkeit ist NIE in den Kindern; sie können der Aenderung des Gedankenkreises nicht wehren, die ihnen von so vielen Seiten, — und hoffentlich auch von Seiten des Erziehers bevorsteht. Aber die ZUCHT vermag DA so viel wie Nichts, wo in einer Handlung des Kindes sich entschiedne Neigung, mit Ueberlegung bewaffnet, zeigt; — wenn man nicht das für Etwas rechnen will, dafs nach abgeschnittenen Gelegenheiten sich nicht weiter aus Uebung Fertigkeit erzeugen kann, — wobey man denn nur sorgen mag, die Gelegenheiten rein abzuschneiden, — und sich bekennen mufs, [407] dafs man der Phantasie gar nicht wehren kann, es sey denn durch sehr lebhafte und anziehende Beschäftigungen andrer Art, — welches wieder zur Wirkung auf den Gedankenkreis gehört. Diese also lasse man sich angelegen seyn, wo irgend eine tiefe Verkehrtheit auszurotten ist; und die Zucht mufs dazu hauptsächlich mitwirken. Gänzlich aber lasse man in den bezeichneten Fällen ab von harten Strafen! Solche sind da angebracht, wo eine einzelne, neue Regung zum ersten oder zweiten Male unüberlegt als Fehler hevorbricht; der, ungeschreckt, sich wiederhohlen, und ins Gemüth einen falschen Zug eingraben würde. Hier mufs die Zucht sogleich kräftig durchgreifen. So kann die erste eigennützige Lüge kaum zu streng bestraft, kaum zu anhaltend durch öftere, — allmählig sanftere, — Erinnerungen geahndet, kaum durch zu tief eindringende Schmerzen der innersten Seele verhafst gemacht werden. [408] Hingegen den gewiegteren Lügner würde eine solche Behandlung immer versteckter und tückischer machen. Ihn mufs das Mifsverhältnifs, worin er sich setzt,

mit zunehmendem Druck allmählig enger einschliefsen; — doch das allein hilft noch Nichts! — das ganze Gemüth mufs in die Höhe gewunden, — es mufs ihm die Möglichkeit fühlbar und schätzbar gemacht werden, sich eine Achtung zu verschaffen, welche mit der Lüge nicht besteht! Aber — vermag das Jemand zu leisten, der nicht die Kunst besitzt, den Gedankenkreis von allen Seiten zu bewegen? Oder meint man, es komme dabey auf ein paar einzelne Reden und Ermahnungen an? —

Jene äufsere Vielgeschäftigkeit, ohne tiefe, beharrliche Neigung und Ueberlegung, worin mehr körperliche als geistige Anlage sich zeigt, gründet keinen Charakter; im Gegentheil, sie ist der Befestigung desselben im Wege. Sie kann als Aeufserung des [409] Frohsinns, und zur Beförderung der Gesundheit und Gewandtheit geduldet werden; ja sie giebt dem Erzieher Zeit, alles vorzubereiten für die später eintretende Charakterbestimmung, und ist in so fern zuträglich. Auf der andern Seite ist sie darum nicht erwünscht, weil die spätere Charakterbildung leicht jenseits der Erziehungsperiode fallen möchte. Demnach: ist die Bildung des Gedankenkreises zurückgeblieben, oder mufs sie wesentlich berichtigt werden, so kann nichts willkommner seyn, als langes unbestimmtes Schweifen der jugendlichen Lust; läfst hingegen der vorhandne Gedankenkreis schon eine richtige Charakterbestimmung hoffen, dann ist es Zeit, — die Jahre seyen, welche sie wollen — eine ernste Thätigkeit daran zu fügen, damit der Mensch sich bald fixire. — Wer zu früh auf eine bedeutende Weise in Handlung gesetzt ward, dessen Erziehung ist vorbey! oder sie kann wenigstens nur [410] mit vielen Unannehmlichkeiten und halbem Erfolge wieder angeknüpft werden. — Ueberhaupt aber mufs die äufsere Thätigkeit nie so sehr überreizt werden, dafs die geistige Respiration, — jener Wechsel von Vertiefung und Besinnung, dadurch gestört würde. Es giebt Naturen, bey denen es von den ersten Kinderjahren an Maxime der Erziehung seyn mufs, ihrer Thätigkeit das Uebermaafs der äufsern Reize zu entziehen. Sie werden sonst niemals Tiefe, Anstand, Würde erlangen; sie werden nicht Raum in der Welt haben; sie werden verderben, um nur zu wirken; man wird sie fürchten, und, wo man kann, zurückstofsen. — Bey denen, welche sich früh einer geistlosen Beschäftigung ausschliefsend und mit Leidenschaft hingeben, kann man sicher voraussetzen, dafs sie Leerköpfe seyn und bleiben, ja so viel unleidlicher seyn werden, da nicht einmal das Interesse, was ihnen jetzt noch Leben giebt, in gleicher Stärke [411] beharren, und sie gegen Langeweile schützen kann. —

Nach diesen Bemerkungen müssen wir noch in Erwägung ziehen, was vorhin in dem objectiven sowohl als dem subjectiven Theil des Charakters unterschieden ist.

Durch die Zucht mufs zuvörderst die Anlage in Rücksicht auf Gedächtnifs des Willens ergänzt werden. Es ist schon erinnert, dafs eine einfache, gleichförmige Lebensart, Entfernung alles zerstreuenden Wechsels, hierzu beytrage. Wieviel aber besonders die Begegnung des Erziehers dafür leisten könne: fühlt man wohl am leichtesten, wenn man sich den verschiednen Eindruck vergegenwärtigt, den es macht, mit

Menschen von beständiger, oder von schwankender Sinnesart zu leben. Mit den letztern finden wir uns immer in veränderten Verhältnissen; wir brauchen, [412] um neben ihnen uns selbst festzuhalten, doppelte Kraft, wie neben jenen, welche ihren Gleichmuth unvermerkt mittheilen, und uns auf ebner Bahn fortschreiten machen, indem sie uns immer dasselbe Verhältnifs vor Augen stellen. — Beym Erziehen aber kostet es vorzüglich viel Mühe, den Kindern stets unter gleichen Umständen die gleiche Stirn zu zeigen; denn von wie vielen Dingen werden wir bewegt, die sie so wenig begreifen können, als erfahren dürfen! Und wo mehrere Kinder beysammen sind, da afficirt selbst das Erziehungsgeschäft so vielfach, dafs es einer eignen Sorge bedarf, einem Jeden die Stimmung zurückzugeben, die er erregt hatte, und nicht die verschiednen Töne der Begegnung zu verwechseln und durch einander zu verfälschen. Hier kommt die Natur-Anlage des Erziehers in Anschlag; und neben ihr seine Uebung im Umgang mit Menschen. Wo diese fehlt und jene ungünstig wirkt: [413] da kann das Mifslingen der Zucht oft allein daher rühren, dafs er sich nicht genug zu beherrschen weifs, um gleichmüthig zu erscheinen; dafs seine Anvertrauten an ihm irre werden, und die Hoffnung aufgeben, es ihm recht machen zu können. Das letztre ist das Extrem, welches der ersten Forderung der charakterbildenden Zucht gerade gegenüber steht. Denn dadurch wird, was an Gedächtnifs des Willens von selbst vorhanden war, vermindert um so viel, als die Zucht vermag; und der Charakter ist gezwungen, sich in irgend einer verborgenen Tiefe anzubauen. — Eine *haltende* Zucht (durch dies Prädicat bezeichne ich die richtige Mitwirkung zum Gedächtnifs des Willens) wird also am ersten dem Natürlich-Gleichmüthigen gelingen.

Aber derjenige, welcher sich dieses Vorzugs rühmen darf, mag sich hüten, es nicht am zweyten Erfordernifs fehlen zu [414] lassen. Die Zucht soll auch *bestimmend* wirken, damit sich die Wahl entscheide! Und dazu gehört ein bewegliches Gemüth; das den Bewegungen der jugendlichen Seele immer zu entsprechen wisse. — Mehr noch als von der Anlage des Erziehers hängt dabey von der Concentration seines Geistes ab, welche für das Erziehen so gewonnen seyn mufs, dafs er, selbst grofsentheils durch den Zögling bestimmt, ihn durch eine natürliche Rückwirkung wieder bestimme. Er mufs sich eingelassen haben in alles, was schuldlos ist unter den Wünschen — was einigermaafsen gegründet ist unter den Meinungen und Ansichten des Knaben: er darf nicht zu früh scharf berichtigen wollen, was ihm Berührungspuncte gewähren kann; — man mufs den wohl berühren, den man bestimmen will. Indessen dieser Punct ist mehr geeignet, mit der That, als mit der Feder ausgeführt zu werden. — Schreiben liefse sich leichter über [415] das Zweyte der bestimmenden Zucht: dafs sie nämlich die natürlich-bestimmenden Gefühle eindringlich genug um den Knaben häufen, — dafs sie ihn mit den Folgen jeder Handlungs- und Sinnesweise umringen mufs. Das, was in die Wahl fällt, darf nicht durch einen zweydeutigen Schimmer blenden; die vorübergehenden Annehmlichkeiten und Beschwerden dürfen nicht verführerisch reizen und abschrecken; der wahre Werth der Dinge mufs früh genug empfunden werden.

Unter den pädagogischen Veranstaltungen dazu ragen die eigentlichen Erziehungsstrafen hervor; welche nicht an ein Maafs der Vergeltung gebunden sind, wie die Regierungsstrafen; sondern so abgemessen werden müssen, dafs sie dem Individuum immer noch als gutgemeinte Warnung erscheinen, und nicht dauernden Widerwillen gegen den Erzieher erregen. Die Empfindungsweise des Zöglings entscheidet hier [416] alles. Was die Qualität der Strafe anlangt, so fällt der Unterschied der Erziehungs- und Regierungs-Strafe wohl von selbst ins Auge: dafs, während die letztre blofs das verdiente Quantum von Wohl oder Wehe erwiedert, gleich viel auf welchem Wege, — jene dagegen das Positive, das Willkührliche so sehr als möglich zu vermeiden, und sich, wo sie kann, gänzlich an die natürlichen Folgen menschlicher Handlungen zu halten hat. Denn sie soll den Zögling schon früh so bestimmen, wie er sich bey reiferer Erfahrung, vielleicht durch Schaden gewitzigt, selbst bestimmt finden würde. Aufserdem möchte die Wahl, die sie hervorbringt, leicht vorübergehend seyn, oder doch späterhin schwankend werden können. — Pädagogische Belohnungen sind nach eben diesen Grundsätzen anzuordnen. Aber sie werden wenig wirken, wenn nicht ein Ganzes von Begegnung zum Grunde liegt, dem sie Nachdruck geben [417] können. Genug über einen Punct, der die Erzieher schon so viel beschäftigt hat!

Das Subjective des Charakters beruht, wie schon gezeigt, auf dem Sich-Aussprechen in Grundsätzen. Die Zucht wirkt dazu mit durch ein *regelndes* Verfahren. Dabey wird die Wahl des Zöglings als schon geschehen vorausgesetzt; sie wird nicht weiter beunruhigt; alles fühlbare Eingreifen und Vorgreifen fällt hier weg. Der Zögling handelt selbst; nur an dem Maafsstab, den er selbst an die Hand gab, wird er gemessen vom Erzieher. Die Begegnung läfst fühlen, dafs sie ein inconsequentes Handeln — nicht verstehe, nicht zu erwiedern wisse! dafs der Verkehr des Umgangs dadurch suspendirt werde, und dafs man wohl warten müsse, bis es dem jungen Manne gefalle, wieder in ein bekanntes Gleis zurückzukehren. — Manchmal bedürfen die, welche gern früh Männer seyn [418] wollen, dafs man sie auf das Unreife und Voreilige ihrer aufgegriffenen Grundsätze aufmerksam mache. Das kann jedoch selten unmittelbar geschehen, denn man beleidigt den nur zu leicht, dessen vorgebliche Festigkeit man bezweifelt. Gelegentlich mufs man das jugendliche Räsonniren in seinen eignen Verwickelungen fangen, oder auch in äufsern Verhältnissen anlaufen lassen. Es ist leicht, den Betretenen im rechten Moment zur Bescheidenheit zurückzuführen, und ihm den Ueberblick zu geben über die noch bevorstehenden Bildungsstufen. — Je glücklicher man die eingebildeten Grundsätze auf den Rang blofser Vorübungen in der Selbstbestimmung beschränkt; desto deutlicher werden die ächten Gesinnungen des Menschen als Maximen hervortreten, und das wahre Objective des Charakters durch das entsprechende Subjective befestigen. Aber hier liegt eine Klippe, an welcher auch eine sonst richtige Erziehung [419] leicht scheitert. Diejenigen Maximen, welche wirklich aus der Tiefe des Gemüths hervorkommen, leiden keine ähnliche Behandlung, wie jene des blofsen Räsonnements. Wenn der Er-

zieher einmal dem, was dem Zögling reiner Ernst ist, wegwerfend begegnet, so kann es ihn den Erfolg langer Arbeit kosten. Er mag es beleuchten, er mag es tadeln; allein nicht als wären es nur Worte, — verachten. — Gleichwohl kann das leicht aus einem natürlichen Irrthum geschehen. Junge Leute, die viel Worte haben, die in der Periode sind, wo man den Ausdruck sucht, bringen das Gesuchte oft in die Sprache ihrer wahrsten Empfindungen, und reizen unwissend eine Kritik gegen sich, welche ihnen das empfindlichste Unrecht zufügt. —

Den Kampf, in welchem sich die Grundsätze zu behaupten suchen, soll die Zucht, — vorausgesetzt, dafs sie es ver-[420]dienen, — *unterstützen*. Es kommt dabey auf zweyerley an, — genaue Kenntnifs der Gemüthslage des Kämpfenden, — und Autorität. Denn eben die innere Autorität der eignen Grundsätze ist es, welche verstärkt und ergänzt werden mufs durch eine ihr vollkommen gleichartige von aufsen. Nach diesen Betrachtungen bestimmt sich das Benehmen. Vorsichtige Beobachtung des Kämpfenden gehe voran; ruhiger, fester, behutsam andringender Ernst suche zu vollenden. — —

In alles dies nun bringt die Rücksicht auf sittliche Bildung manche Modificationen. Weit gefehlt, dafs Gedächtnifs des Willens immer willkommen wäre, liegt vielmehr bey schlechten Bestrebungen die Kunst der Zucht darin, sie zu verwirren, zu beschämen, und alsdann in Vergessenheit zu wiegen durch Alles, was das Gemüth anders und entgegengesetzt beschäftigen kann. Die [421] Wahl darf nicht so durchaus durch den tief eingeprägten Erfolg der Handlungen bestimmt werden, dafs die Schätzung des guten Willens ohne Frage nach dem Erfolg dadurch verdunkelt würde. Das Objective des Charakters geht erst der moralischen Kritik entgegen, ehe man seine Erhebung zu Grundsätzen, seine Behauptung durch Kampf, begünstigen soll. —

In den frühen Jahren, wo der Unterricht und die Umgebung zu den ersten sittlichen Auffassungen einladen, wollen die Momente, da das Gemüth in ihnen beschäftigt zu seyn scheint, bemerkt und geschont seyn. Die Stimmung mufs *ruhig* und *klar* erhalten werden: das ist der erste Beytrag, den die Zucht hier geben soll. Es ist oft gesagt worden, und kann in gewisser Rücksicht nicht oft genug gesagt werden: dafs man Kindern den kindlichen Sinn erhalten solle. Aber was ist es, was [422] diesen kindlichen Sinn, diesen unbefangenen Blick gerade in die Welt, der Nichts sucht, und eben darum sieht, was zu sehen ist, — verdirbt? — Das Alles verdirbt ihn, was dem natürlichen Vergessen des eignen Selbst entgegenarbeitet. Der Gesunde fühlt seinen Körper nicht: — in eben dem Sinne soll das sorglose Kind seine Existenz nicht fühlen, damit es sie nicht zum Maafsstab der Wichtigkeit dessen nehme, was aufser ihm ist. Alsdann werden, — so läfst sich hoffen, — unter den Bemerkungen, die es macht, auch die klaren Auffassungen des moralisch Richtigen oder Unrichtigen seyn; und wie es in dieser Rücksicht auf Andre sieht, so wird es auch auf sich sehen; wie das Specielle dem Allgemeinen, so wird es Sich seiner eignen Censur unterworfen finden. Das ist der natürliche, — an sich schwache und unsichre, durch den Unterricht zu verstärkende, — Anfang der sittlichen Bildung. Gestört

aber wird derselbe [423] durch jede lebhafte und dauernde Reizung, die dem GEFÜHL VON SICH eine Hervorragung giebt, wodurch das eigne Selbst zum Beziehungspunct für das Aeufsere wird.* Eine solche Reizung kann Lust oder Unlust seyn. Der letztre Fall tritt ein bey Krankheit und Kränklichkeit, selbst schon bey sehr reizbarem Temperament; die Erzieher wissen längst, dafs darunter die sittliche Entwickelung leidet. Derselbe Fall würde eintreten bey harter Begegnung, bey häufiger Neckerey, oder bey Vernachlässigung der Sorgfalt, welche den Bedürfnissen der Kinder gebührt; — man räth dagegen mit Recht, den natürlichen Frohsinn der Kinder zu begünstigen. Aber mit eben so vielem Grunde widerräth die Pädagogik [424] Alles, was durch Empfindungen der Lust das eigne Selbst hervorstellt. Also Alles, was die Begierden ohne Nutzen beschäftigt, was Wünsche verfrüht, die den spätern Jahren gebühren: alles, was Eitelkeit und Eigenliebe nährt. Dahingegen mufs das Kind, der Knabe, der Jüngling — mufs jedes Alter gewöhnt werden und bleiben, die CENSUR zu ertragen, der es Veranlassung giebt, so weit sie gerecht und verständlich ist. Es ist ein Hauptpunct der Zucht, zu sorgen, dafs die allgemeine Stimme der Umgebung — gleichsam die öffentliche Meinung — die Censur richtig vernehmen lasse, ohne sie durch kränkende Zusätze widrig zu machen. Dafs diese Stimme verstanden, und durch das eigne stille Bekenntnifs innerlich verstärkt werde,** dies sind leichtere, freylich nicht [425] überflüssige Zusätze zu jener Bemühung. Mufs der Erzieher allein die allgemeine Stimme vertreten, oder ihr gar widersprechen, so wird es schwer seyn, seiner Censur Gewicht zu geben. Alsdann ist es vorzüglich wichtig, dafs er eine überwiegende Autorität besitze, neben welcher der Zögling kein andres Urtheil mehr achte. — Mit dieser Censur wird in den frühern Jahren der sittliche Elementarunterricht beynahe zusammenschmelzen, — welchen wir hier den Müttern und den bessern Kinderschriften überlassen, und nur bitten, ihn nicht in Einprägung von Maximen zu verwandeln, wodurch, wenn Alles noch [426] aufs Beste geht, die subjective Charakterbildung übereilt, und sowohl selbst gestört wird, als auch der kindlichen Unbefangenheit Eintrag thut. —

Es ist zweckmäfsig, ja fast nothwendig, dafs IN DIESER PERIODE das Zartgefühl des Kindes durch ENTFERNUNG alles dessen, was die Phantasie an das Moralisch-Häfsliche gewöhnen könnte, — geschont und begünstigt werde. Auch wird die dazu erforderliche Vorsicht nicht besonders einengende Maafsregeln veranlassen, so lange der Körper noch einer anhaltenden Wartung und Hütung bedarf. Aber die Mutter soll

---

* Man fürchte darum nicht die theoretische Auffassung des eignen Selbst, die Selbstkenntnifs; — diese wird das Individuum gerade so klein zeigen, wie es in der Mitte der Dinge wirklich ist.

** Lautes Bekenntnifs darf nicht bey nahe liegender Veranlassung starrsinnig vermieden, — es darf aber auch nicht durch die Schuld des Erziehers zum leichten Spiel, zur Gewohnheit, zu einem Kunstgriff gar, um Schmeicheleyen zu haschen, gemacht werden. Wer gern beichtet, der schämt sich nicht! — Und wer durch die That beichtet, indem er der Weisung folgt, dem könnte nur eine höchst unzarte Zucht noch Worte abdringen wollen.

den Knaben nicht hindern, frey ins Feld zu laufen, sobald er es kann, — und die Pädagogen thun nicht wohl, zu den Besorgnissen wegen des Physischen noch ihre moralische Aengstlichkeit hinzuzufügen, welche sich gern auch noch BEY ZUNEHMENDEN JAHREN aller Umgebungen bemeistern [427] möchte, und nicht zu merken scheint, daſs Verzärtelung in sittlicher gerade wie in jeder andern Rücksicht das schlechteste Mittel ist, den Menschen gegen die Schädlichkeiten des Klima's sicher zu stellen. Die äuſsere Kälte abhalten, heiſst nicht, die innere Wärme erhöhen; sondern umgekehrt, die sittliche Erwärmung entsteht groſsentheils aus der innern Arbeit und Aufregung, in welche allmählig die schon vorhandne Kraft durch die Stacheln des äuſsern Schlechten gesetzt wird. — Nur einem nachlässigen Erzieher begegnet es, daſs sein Knabe Alles, was er sieht, als Beyspiel aufnimmt und nachahmt. Mäſsige pädagogische Sorgfalt bringt es dahin, daſs der Zögling den Weg seiner Bildung für sich verfolgt, und das ganze Treiben roher Naturen, auſser Vergleichung mit seinen Bestrebungen wie eine fremde Erscheinung beobachtet und beurtheilt. Kommt er mit jenen zusammen, so werden sie seinen zar-[428]teren Sinn so oft beleidigen, und ihm hinwiederum seine geistige Ueberlegenheit so angenehm fühlbar machen, daſs der Erzieher, hatte er anders vorher seine Schuldigkeit gethan, — jetzt Mühe haben muſs, nur die nöthige Gemeinschaft wieder herzustellen zwischen dem durch ihn Gehobnen und den andern vom Schicksal Vernachlässigten. Aber gerade in der nun entstehenden absichtlichen Gesellung, wobey dem Uebermuth des Zöglings entgegenzuarbeiten ist, — wird sein Selbstgefühl sich desto mehr auf das Moralische stemmen, je härter eben das Unmoralische ihn abstöſst.

In diesen Gang muſs die Zucht in Rücksicht auf die Umgebung kommen. Freylich ist dabey eine beträchtliche Stärke schon gegründeter Moralität vorausgesetzt. Um nicht zu wiederhohlen, wie viel hier auf den Gedankenkreis gerechnet wird, erinnere ich nur an das Wichtigste der Begegnung. [429] *Verdienter Beyfall*, im Stillen, aber reichlich und aus vollem Herzen gespendet, ist die Feder, an welche sich die Kraft eines eben so reichlichen, beredten, sorgfältig abgemessenen, und durch die mannigfaltigsten Wendungen nachdrücklichen *Tadels* stemmen muſs: — SO LANGE, bis es sich zeigt, daſs der Zögling innerlich voll ist von beydem, und sich selbst lenkt und treibt durch beydes. Denn es kommt eine Zeit, — früher oder später, — wo der Erzieher überflüssige Worte machen würde, wenn er fernerhin aussprechen wollte, was der Zögling eben so richtig sich selbst sagt. Von hier aber wird sich eine gewisse Vertraulichkeit anfangen, — welche früher gar nicht paſst, — welche nun in Form der Ueberlegung gemeinschaftlicher Angelegenheiten zu Zeiten zurückkommt auf das, was der Mensch in sittlicher Rücksicht in sich zu besorgen hat. —

[430] Wir sind hier in der Sphäre der sittlichen Entschlieſsung und Selbstnöthigung. Wenn daselbst die nachdrückliche Sprache nicht mehr am rechten Ort ist: so leistet hingegen häufige *Erinnerung*, und immer zartere *Warnung* den wesentlichen Dienst, mehr stetige, gleichmäſsige Aufmerksamkeit in die Selbstbeobachtung zu bringen. Denn es liegt

der Sittlichkeit nicht blofs an der Güte und Kraft der Entschliefsungen, es kommt sehr vieles auf die Summe ihrer Berührungspuncte mit allen Theilen des Gedankenkreises an. Eine Art von ALLGEGENWART der moralischen Kritik ist zur moralischen Treue die nothwendige Bedingung. Von einem fremden Munde kann die Kritik kaum leise genug ausgesprochen werden; — und rückwärts, wo man eine starke Sprache führen, und mit einer gewissen Vollständigkeit tadeln und ermahnen will, da wähle man Momente, [431] die eine Uebersicht, eine Revision längerer Reihen von Vorfällen veranlassen können; man erhebe sich über das Einzelne, welches nur als Beyspiel, aber wie von einem höhern Gesichtspunct angesehen, den allgemeinen Betrachtungen Klarheit geben solle. Sonst erscheint es kleinlich, unbedeutende Dinge mit grofsen Worten zu verbrämen.

Was endlich die *Unterstützung des sittlichen Kampfes* anlangt, so mufs hier das Ganze des vorhandnen Verhältnisses zwischen Zögling und Erzieher bestimmen, wie sie sich einander gegenseitig nähern und berühren können. So wünschenswerth das Zutrauen, so verkehrt würde ein Benehmen seyn, welches ein in der That mangelndes Zutrauen als vorhanden voraussetzen wollte. Vermag jemand hier in allgemeinen Regeln genauer zu sprechen? Ich überlasse lieber der Humanität und dem [432] Eifer des Erziehers, mit aller Vorsicht die Stelle und die Art auszuspähen, wo und wie er seine Anvertrauten in gefahrvollen Augenblicken am sichersten und erfolgreichsten fasssen und heben könne.

Sechstes Capitel.

Blicke auf das Specielle der Zucht.

[433] Hier, wo eine umständliche Pädagogik Gelegenheit hätte, den ganzen Schatz ihrer Beobachtungen und Versuche auszulegen, ohne darum ein Ganzes zu liefern, — werde ich mich noch kürzer fassen, als es der Plan dieser Schrift an sich gestatten könnte: aus zweyen Gründen. Erstlich würde ich da, wo von den einzelnen Aeufserungen des Sittlichen und der sittlichen Zucht die Rede seyn müfste, zu bestimmten Hinweisungen auf meine noch nicht erschienene practische Philosophie mich genöthigt finden; — sie können selbst bey aller [434] Kürze nicht ganz vermieden werden. Zweytens darf ich voraussetzen, dafs alle Leser dieses Buches vorher das Niemeyer'sche Werk studirt haben, welches unter uns classisch geworden ist; — classisch schon durch seine Sprache, und durch die Gleichförmigkeit der Ausarbeitung. Besonders schätzbar ist es mir wegen der Fülle der allenthalben eingestreuten feinen Bemerkungen über das ganze Specielle des pädagogischen Betragens. Gehäuft und vielleicht noch an Werth hervorragend unter den andern finden sich dergleichen in den §§. 113—130 des ersten Bandes, welche

die besondern Grundsätze der moralischen Erziehung, mit Hinsicht auf einzelne Tugenden und Untugenden aufstellen. — Bey dieser Gelegenheit bitte ich die Leser, in der Vergleichung der Grundsätze des Hrn. NIEMEYER mit den meinigen mehr das Gemeinschaftliche als das Widerstreitende aufzusuchen. Eine sol-[435]che Vergleichung achte ich im Ganzen nützlicher und für mich ehrenhafter, als wenn man sich um die gewöhnliche Frage: Wie viel Neues? herumdrehen wollte. Freylich ein nicht zu hebender Grund des Widerstreits würde darin liegen, wenn es Herrn N. ganz Ernst wäre, dafs, nach den Worten der Vorrede, in Angelegenheiten der Erziehung „auf längere ERFAHRUNG Alles ankomme." Wenn LOCKE und ROUSSEAU das behaupteten, so würde ich ihr Wort mit dem Geist ihrer Schriften völlig zu reimen wissen, und mich eben deswegen kurz und gut für ihren Gegner erklären. Hr. N. verzeihe, dafs ich seinem Werk mehr glaube, als seinem Ausspruch! Was ihn am entscheidendsten über die Ausländer erhebt, und uns zu einem stolzen Blick auf die Deutschheit berechtigt, ist in meinen Augen die bestimmte SITTLICHE Tendenz seiner Grundsätze; dahingegen bey jenen durchweg [436] die rohe Willkühr regiert, um, kaum gemildert durch ein höchst schwankendes moralisches Gefühl, ein flaches Sinnenleben einzuleiten. Dafs aber die richtigen sittlichen Principien nicht aus der Erfahrung gelernt werden, — dafs vielmehr die Auffassung der Erfahrungen durch die mitgebrachten Gesinnungen eines Jeden modificirt sey, — dies darf ich, Hrn. NIEMEYER gegenüber, gewifs nicht erst beweisen. Und so wird dem Anschein des Streits vorgebeugt seyn, wenn ich noch das Bekenntnifs hinzufüge: dafs diese Schrift beynahe eben so sehr meinem kleinen Cabinet von sorgfältig angestellten, und bey sehr verschiedenen Gelegenheiten gesammelten, Beobachtungen und Versuchen, — als meiner Philosophie, das Daseyn verdanke. — —

I.

Gelegentliche, — stetige Zucht.

[437] Derselbe Grund, welcher den analytischen und synthetischen Unterricht scheidet, kann bey der Zucht in Betracht gezogen werden. Denn auch bey ihr hängt vieles ab von dem, was der Zögling ENTGEGENBRINGT; und wie der Unterricht den vorgefundenen Gedankenkreis analysirt, um ihn zu berichtigen, so bedarf auch das Betragen des Zöglings mancher zurechtführenden Erwiederung, und es bedürfen zufällig eintretende Umstände einer Lenkung ihrer Folgen. Etwas ähnliches kommt bey jeder Geschäftsführung vor, und läfst den Unterschied fühlen zwischen einzelnen, unterbrochenen, gelegentlich zu ergreifenden Maafsregeln, — und zwischen dem stetigen Verfahren, das unter denselben Voraussetzungen und demselben Plane fortarbeitet. Es ist auch allgemein wahr: [438] dafs, je zweckmäfsiger dies stetige Verfahren eingerichtet, und je genauer es befolgt wird, desto mehr die Angelegenheiten in eine Art von Wohlstand gerathen, welcher Kräfte darbietet, die sowohl zur Benutzung günstiger Vorfälle, als zur Ver-

meidung alles Schädlichen dienen können. Vergesse man das nicht bey der Zucht! Es giebt auch hier eine Art von falscher Oekonomie, welche, bey Gelegenheit, plötzlich VIEL gewinnen möchte; und darüber versäumt, das Gewonnene zu Rathe zu halten, und continuirlich zu vermehren; — es giebt ihr gegenüber eine richtige, sichere Art zu erwerben, die alle Verhältnisse so einrichtet und festhält, dafs sich dieselben Gesinnungen, dieselben Entschlüsse, immer von neuem erzeugen, und dadurch verstärken und befestigen.

Man sorge also vor allem dafür, dafs die stetige Zucht in das richtige Gleis kom-[439]me und darin bleibe; und man erhöhe diese Sorgfalt in den Zeiten, wo gelegentlich ergriffene Maafsregeln etwas an den vorher wohl geordneten Verhältnissen verrückt haben könnten. Ungewöhnliche Begegnung eben so wohl als ungewöhnliche Ereignisse, — namentlich aber Strafen und Belohnungen, lassen leicht Eindrücke zurück, die nicht dauern und noch viel weniger sich anhäufen dürfen. Es ist eine eigne Kunst, durch ein Betragen, als ob nichts vorgefallen wäre, bald alles wieder in die frühere Lage zu bringen.

II.

Wendung der Zucht nach besondern Absichten.

Aus dem dritten Capitel mufs zuvörderst das Bestimmbare und das Bestimmende des [440] sittlichen Charakters zurückgerufen werden. Bestimmbar ist das rohe Begehren und Wollen, was man dulden, haben, treiben wolle. Bestimmend sind die Ideen, Rechtlichkeit, Güte, innere Freyheit. Diese und jenes haben ihren Ursprung in dem Ganzen des Gedankenkreises, hängen also in ihrer Entwickelung ab von den mancherley Regungen des Gemüths, den animalischen Trieben sowohl als den geistigen Interessen. Aber von ihrem Ursprunge ist jetzt nicht mehr die Rede, nachdem ich über die Bildung des Gedankenkreises vielfältig meine Meinung dargestellt habe. Vielmehr betrachten wir nun die RESULTATE des vorhandnen Gedankenkreises, wie sie sich zwiefach, theils in dem sittlich Bestimmbaren, theils in dem bestimmenden Wollen, offenbaren, und so den Beschränkungen und Begünstigungen der Zucht entgegengehen. Da liegt nun ein combinatorisches Geschäft vor, ähn-[441]lich dem, welches, um den Gang des Unterrichts zu bezeichnen, einer tabellarischen Darstellung im zweyten Buche Veranlassung gab. Was die gelegentliche, was die stetige Zucht zu thun habe, um den Geist der Geduld, des Besitzes, und der Betriebsamkeit, — um die Ideen der Rechtlichkeit, Güte, und innern Freyheit in dem jungen Menschen auszubilden — wie sie in jeder dieser Rücksichten *haltend, bestimmend, regelnd, unterstützend* mitwirken, wie sie besonders für jede der sittlichen Ideen durch *Erhaltung des kindlichen Sinnes*, durch *Beyfall* und *Tadel*, durch *Erinnerung* und *Warnung*, durch *zutrauliches* Emporheben der sittlichen Selbstmacht, einen eignen Beytrag zu dem Ganzen der Bildung geben müsse: dieses alles gliederweise zu durchdenken, sey den Lesern, oder besser, den eben in der Ausübung begriffenen Er-

ziehern, überlassen. Die vorhin angegebenen Gründe werden [442] mich entschuldigen, dafs ich hier nicht noch einmal eine immer undeutliche Skizze der Verflechtung jener Begriffe versuche, sondern mich begnüge, zu der Weisung auf die Möglichkeit einer solchen Verflechtung noch eine Reihe hieher gehöriger Bemerkungen in einem freyeren Style hinzuzufügen.

Für die Aeufserungen eines richtigen Charakters kommt es nicht blofs auf das Sittliche des Willens, sondern auch auf dasjenige an, was UNTER demselben gleichsam DURCHSCHEINT, — was der Mensch gewollt und vollführt haben WÜRDE, WENN NICHT die sittliche Bestimmung die Richtung der Handelsweise verändert hätte. Mögen zwey Personen an Güte des Willens einander völlig gleichen; wie verschieden wird diese Güte sich ausarbeiten in That und Wirksamkeit, wenn Einer mancherley schwache, veränderliche Launen, — der [443] Andre ein solides und geordnetes Ganzes von Bestrebungen durch die hinzutretenden sittlichen Entschlüsse in sich zu beherrschen hat! An dem letztern wird der sittliche Entschlufs sich stemmen; neben dem, was man konnte, — was man zu wagen und zu denken fähig war, — tritt nun die bessere Wahl als Wahl hervor. Von daher kommt ein andermal dem sittlichen Entschlufs ein Maafs von Kraft und Geschwindigkeit, von Behülflichkeit unter den äufsern Hindernissen, die er sich selbst nicht geschafft hätte. Endlich, bey dem schon charakterfesten Menschen laufen nach jeder Selbstbestimmung durch Pflicht, die Consequenzen gerade fort; dagegen ein Andrer immer von neuem Halt macht, von vorn anfängt, zu den gemeinsten Hülfsarbeiten immer unmittelbar den Stofs von den sittlichen Betrachtungen erhalten mufs; wodurch eine widrige Vermengung des Höchsten mit dem Niedrig-[444]sten entsteht, die Eins mit dem Andern verleidet.

Aber wie können die Begehrungen, wie kann die Wahl unter denselben sich entschieden und durch Maximen befestigt haben, — wie kann ein solider Plan für das äufsere Leben gegründet seyn; ohne dafs diese Wahl, diese Maximen, dieser Plan ausginge zugleich von dem, was man zu besitzen, und zu treiben trachtet, und fortginge durch das, was man dafür zu dulden, zu übernehmen gefafst ist? In EINE Wahl fällt dies alles zusammen; und wenn die Betriebsamkeit nicht pafst zu den Wünschen nach Besitz, wenn die Geduld nicht gerade da ausharrt, wo es gilt, die rechten Momente zu benutzen, so werden Inconsequenzen im äufsern Leben, und Zwietracht im Innern unvermeidlich seyn. In solchen Verwickelungen dessen, was an sich mit der Sittlichkeit nichts gemein hat, [445] wird am Ende die Besonnenheit gleichsam gefangen, — und dann ist es aus mit der reinen, heitern Stimmung, in welcher das Gute auch nur gesehen, — vollends gewollt — werden könnte. So geht auch Völkern das Gute mit dem Wohlstande und der äufsern Ordnung verloren; wiewohl ihnen nicht rückwärts das Gute mit dem Wohlstande und mit der äufseren Ordnung geschafft ist!

Nichtsdestoweniger sind die Gemüthslagen, welche den Geist des Duldens, den Geist des Besitzes, und den Geist der Betriebsamkeit in sich schliefsen, unter einander specifisch verschieden. Der erste ist nach-

giebig, der zweyte fest und stetig, der dritte ist ein immer neues Anfangen. Die Maximen der Geduld sind negativ, die des Besitzes positiv; — diese richten die Aufmerksamkeit beharrlich auf dasselbe, die Maximen der Betriebsamkeit hingegen for-[446]dern ein beständiges Fortrücken des geistigen Auges von Einem zum Andern.

Daher scheint es schwer, drey so verschiedene Gemüthslagen mit hervorragender Energie in einer Person zu vereinigen. Noch schwerer, das: Was man dulden, Was man besitzen und treiben wolle, — zur Uebereinstimmung für Einen Lebensplan zu bringen. Um so viel schwerer, weil ein Lebensplan vernünftigerweise nichts ganz Concretes seyn wird, sondern in ihm vielmehr nur die allgemeinen Maximen enthalten seyn können, nach welchen man mögliche Gelegenheiten zu benutzen denkt, um besondre Geschicklichkeiten und Vorzüge gelten zu machen. — Jedoch, betrachten wir zuerst das Einzelne; alsdann die Zusammenfassung!

Es giebt Uebungen der Geduld von früh auf. Das kleinste Kind ist von der Natur [447] dazu bestimmt, sich diesen Uebungen zu unterwerfen; und nur eine ganz verirrte Erziehungsweise konnte durch Verhätschelung auf einer, und durch Härte auf der andern Seite dem Kinde das Dulden erschweren. Wir danken den neuern Pädagogen die sorgfältige Bestimmung der richtigen Mittelstrafse, und ich darf diese Bestimmung als geschehen ansehen.

Es giebt auch Uebungen des Besitzgeistes von früh auf. Pädagogisch genommen, ist dieser Gegenstand bey weitem delicater als der vorige. Man denke sich auf der einen Seite ein junges Kind, das schon Eigenthum gelten machen will, auf der andern einen Knaben, der sein Taschengeld nicht zu halten weifs, — dies wird genug seyn, um daran zu erinnern, dafs allerdings die Wirthlichkeit früh gegründet, aber dafs auch die kindliche Gutmüthigkeit, die sich mit dem Ausschliefsen Andrer nicht [448] verträgt, geschont werden mufs. — Ohne noch hier sittliche Rücksichten zu verfolgen: zeigt uns schon der Blick auf die Natur des Kindes, dafs ächter Besitzgeist, der gar nicht in dem launenhaften Haben-Wollen für einen Augenblick, sondern im continuirlichen Fest-Halten besteht — der folglich eine feste Richtung des Gemüths auf Einen Punct voraussetzt, — wenn er sich sehr früh äufserte, eine Art von Geisteskrankheit, wenigstens Mangel an Lebhaftigkeit andeuten würde; da das Kind viel zu sehr mit Auffassungen und Versuchen in der ihm noch so neuen Welt beschäftigt seyn soll, als dafs es Zeit hätte, das blofse Haben einer Sache in Gedanken festzuhalten. Anstatt also eine solche Krankheit absichtlich hervorzubringen, würde man vielmehr, wenn sie sich von selbst zeigte, das natürliche Gegenmittel — vermehrten Anreiz zu vielfacher Beschäftigung, anwenden. Allmählig aber wird es Dinge geben, die [449] man dem Kinde liefs, auf deren Gebrauch es nun rechnet, deren Entziehung es fortdauernd fühlen würde. Solche Dinge mag man sein nennen, und daran den Besitzgeist sich üben lassen. Aber nicht mehr, als was es geistig halten kann, darf es als sein besitzen. Weiterhin mag Tausch des Seinen und dessen, was Andern gehört, den Werth der Sachen auf eine eindringliche Art zu

messen veranlassen. Dies bereitet die Zeit vor, wo man dem Kinde Geld geben kann. Damit sich hieran das Gefühl der Mühe zu gewinnen knüpfe, lasse man Kinder regelmäfsig erwerben; man wird aber diesen Zweck verfehlen, wenn man ihnen, nach Art der Grofsmütter, häufig ihre kleinen Producte über den Marktpreis abkauft. — — Analog ist diesem allen, was den Besitz von Ehre betrifft. Ehrgeiz in sehr frühen Jahren wäre Krankheit; Mitleid und Zerstreuung würde sie heilen. Aber wie das natürliche [450] Ehrgefühl sich mit den wachsenden Kräften des Körpers und Geistes langsam und allmählig entwickelt: so mufs es sorgfältig geschont und vor tödtenden Kränkungen durchaus gehütet werden. Denn der Mensch bedarf zum Leben der Ehre wie des Sachen-Besitzes; wer Eins oder das Andre verschleudert, der gilt in der Gesellschaft mit Recht für einen Taugenichts. Und was durch pädagogische Künsteley an der natürlichen Ausbildung der Sorgfalt für das Eine und das Andre gehemmt und zurückgeblieben ist: das verursacht späterhin entweder eine heillose Schwäche, oder das plötzlich erwachende Gefühl macht Sprünge, und überliefert sich nun um so leichter den gemeinsten Vorurtheilen. — Gebt also Acht, ob ein Knabe unter seinen Gespielen etwas gilt, oder ob er durch kleine Fehler der Gegenstand ihrer Neckereyen wird. Im letzten Fall zieht ihn zurück aus diesem wahrhaft schädlichen Umgange, — nur [451] ohne die Neckenden etwa strafen zu wollen, denn Eurer Empfindlichkeit sind sie nicht werth; aber Euer pädagogischer Blick soll Euch sagen, welche Folgen in Eurem Anvertrauten zurückbleiben würden. Sucht seine Schwächen zu heilen, seine Vorzüge kenntlicher auszubilden, und wählt ihm solche Gesellschaft, in welcher diese Vorzüge so weit gefühlt werden, dafs dagegen aufgeht, was an ihm auszusetzen ist. —

Es giebt endlich von früh auf Uebungen der Betriebsamkeit. Man kann, man soll die früheste Geschäftigkeit, wozu sich das Kind von selbst durch die umgebenden Gegenstände aufgefordert zeigt, nähren, umherlenken, fortdauernd beobachten, ganz allmählig und sanft zur Stetigkeit, zum längern Anhalten bey demselben Gegenstande, zum Verfolgen, derselben Absicht zu bringen suchen. Man mag auch immerhin spielen mit dem Kinde, spielend es [452] auf etwas Nützliches leiten, — wenn man den Ernst, der in dem Spiel des Kindes liegt, und die freywillige Anstrengung, womit es in glücklichen Augenblicken sich aufarbeitet, zuvor verstanden hat, und sich zu hüten weifs vor solchem Herabsteigen, worüber sein Emporstreben gehemmt, wodurch es in den Kindlichkeiten, die es bald hinter sich geworfen hätte, noch gleichsam unterrichtet werden würde. — Für denjenigen Unterricht, welcher — analytisch und synthetisch — Klarheit der Elementar-Vorstellungen bezweckt, und damit die eigentlichen Geschäfte der Erziehung anfängt, suche man auf dem kürzesten Wege die Thätigkeit des Kindes zu gewinnen. — Die geistige Thätigkeit ist auch gesund! sowohl wie die Thätigkeit der Gliedmaafsen und der innern Organe; es werde Alles zusammen in Bewegung gesetzt, so dafs es leiste, was es könne, ohne irgend eine [453] Kraft zu erschöpfen. Nur was ohne Interesse lange fortgetrieben wird, das verzehrt Geist und Körper; doch auch dies

nicht so schnell, dafs man die ersten Schwierigkeiten dessen, was bald interessiren wird, zu überwinden sich scheuen dürfte. Man gewöhne an Arbeitsamkeit ALLER ART. Immer noch wird das, was vorzüglich gelingt, der Betriebsamkeit eine eigne Richtung geben; immer wird eine eigenthümliche Wahl unter den Beschäftigungen besondere Züge in dem Charakter und in dem Lebensplan hervorbringen.

Aber diese Richtung der Betriebsamkeit soll sich auch schicken zu den Wünschen nach Besitz; und beydes soll sich bewaffnen mit derjenigen Duldsamkeit, derjenigen Art von Ausdauer im Warten und Leiden, welche vorzugsweise für solche Wünsche und eine solche Betriebsamkeit von den [454] Umständen gefordert wird! — Lasse man sich hier nicht darauf ein, die frühere Erziehung mit besondern Arten von Uebungen und Abhärtungen für einen bestimmten Stand — zu beschweren! Die allgemeine Bildung gestattet nicht einmal dem Knaben selbst, schon wissen zu wollen, was ihm zu werden beliebe; und darnach sein Interesse einzugränzen! Der Vielseitig-Gebildete ist vielfach vorbereitet; er darf spät wählen, denn er wird die nöthigen Geschicklichkeiten auf allen Fall leicht erreichen; — und er gewinnt durch die spätere Wahl unendlich an Sicherheit, nicht nach verkannten Anlagen und veränderlichen Umständen fehl zu greifen.

Dafs aber die späte Wahl eines jungen Mannes seine Neigungen in Rücksicht auf Dulden, Haben, Treiben, richtig werde VEREINIGEN können: das mufs man von einem HELLEN KOPFE, — von [455] einem ausgebildeten Geiste, erwarten. Denn es ist die Sache einer ENERGISCHEN BESINNUNG mehr als irgend einer Vorübung. Nur gerade diese Besinnung lasse man alsdann ruhig walten; man hüte sich, die anfangende Sebstbestimmung stören zu wollen durch allerley geforderte Nebenrücksichten; — durch die Ansprüche einer endlosen Zucht, — welche — unbewufst, in wahre Grausamkeit gegen ein zart fühlendes Gemüth ausarten können. — Man gewöhne sich vielmehr, mit dem jungen Manne auf seine Weise in die Welt, in die Zukunft hinauszuschauen. —

So macht es sich hier von neuem gelten, dafs geistige Ausbildung der Mittelpunct aller Erziehung ist. Nur Menschen, die man als trübe oder gar verschrobene Köpfe aufwachsen läfst, — oder solche, welche man an den feinen Fäden einer jugendlichen Empfindlichkeit selbst unverant-[456]wortlich hin- und her zerrt, — diese und jene wissen mit sich und der Welt nicht zurecht zu kommen, reiben und zerreiben sich an den Widersprüchen ihrer eignen Bestrebungen, fallen endlich desto sicherer unter der rohen Nothwendigkeit der Sorge für das Auskommen und für die übrige bürgerliche Schicklichkeit. Solche Phänomene können dann die Erzieher verführen, durch einen Haufen ängstlicher Künste der Jugend eine Summe von Fertigkeiten für das GEMEINE Leben einzupfropfen, ja mit dem Geschwätz über diese Dinge die Aufmerksamkeit erwachsener Menschen, und die Buchläden, anzufüllen! — Wo für Temperatur des geistigen Interesse, und für Gesundheit gesorgt war, da findet sich am Ende von selbst so viel Verstand und Fügsamkeit zusammen, als man braucht, um durchs Leben zu kommen. Nur um mit

festem Sinn, mit sicherm Muth das Leben zu durchschreiten, — um die sittliche [457] Selbstbeherrschung leichter und, — ich möchte sagen, mit mehr INNEREM ANSTANDE ausüben zu können: dazu dienen die vorhin beschriebenen Hülfen der Zucht.

Vergessen wir überhaupt nicht, dafs hier blofs von dem Bau des Fufsgestells die Rede war, worauf sich die sittliche Würde erheben soll!

Es wäre nicht eben eine grofse Aufgabe für die Zucht, den Geist der Ausdauer, des Besitzes und der Geschäftigkeit so hervorzubilden, dafs dadurch nicht mehr, was durchscheinen sollte, unter den moralischen Entschliefsungen, sondern ein sehr solider, der Moralität fremder Charakter, bestimmt und befestigt würde. Die wirkliche Aufgabe der Zucht dagegen ist die: das Verhältnifs zwischen dieser Art von Ausbildung, und zwischen der sittlichen, während des ganzen Fortgangs der Erzie-[458]hung zu beobachten und zu berichtigen. Denn in der That ist hier alles relativ. Das entschiedne Uebergewicht soll auf der Seite des Sittlichen seyn; aber es giebt ein Uebergewicht unter kleinen wie unter grofsen Gewichten. Bey windigen jungen Leuten bleiben die beyden Gewichte lange Zeit klein; eine geringe Präponderanz entscheidet am Ende über das Leben. Bey gesetzten Temperamenten, welche früh auf den Glanz der Güter und des Reichthums merken, vertragen sich zuweilen sehr starke Auffassungen dieser Art mit einer dennoch tiefern moralischen und religiösen Energie. — Aber wie soll man es anfangen, Regeln zu geben zur Beobachtung und Berichtigung eines so wichtigen Verhältnisses? Ich gestehe mein Unvermögen; und glaube, der ausübende Erzieher werde ein Verdienst, das er sich hier erwirbt, noch lange hin mit keiner Theorie zu theilen haben. Ich gehe daher fort zu dem zweyten Gliede [459] dieses Verhältnisses, welches, einzeln genommen, mich noch zu einigen Bemerkungen auffordert, die jedoch, in Ermanglung der practischen Philosophie, nur sehr kurz seyn können.

Als das Ursprünglich-Viele, worauf sich der Begriff der Sittlichkeit durch die Forderung des Gehorsams im Allgemeinen bezieht, habe ich Rechtlichkeit, Güte, innere Freyheit genannt. Es ist auch schon erwähnt, dafs unter dem Ausdruck: Rechtlichkeit, zwey specifisch verschiedne, von einander gänzlich unabhängige, practische Ideen zusammengefafst werden. Diese beyden Ideen sind RECHT und BILLIGKEIT. Um sie zu charakterisiren, mag als Wahlspruch des Rechts: *Jedem das Seine!* als Wahlspruch der Billigkeit dagegen: *Jedem, was er verdient!* gemerkt werden. Und um sich zu überzeugen, dafs unsre misgebornen Naturrechte [460] diese beyden Forderungen auf die seltsamste Weise durcheinander gemischt und verworren haben: mag man vorläufig an die sogenannte *Waage der Gerechtigkeit* denken, und sich fragen, was wohl der Richter da mit der Waage anfangen werde, wo jemand sein Eigenthum wiederfordert? — Oder man mag ein wenig ernstlicher über den Widerspruch: *summum jus, summa injuria* nachsinnen, um zu begreifen, dafs hier unter dem Ausdruck *jus,* gerade wie unter meinem Ausdruck, *Rechtlichkeit,* ohne Zweifel zwey ganz verschiedne Begriffe verstanden seyn müssen, deren keiner unter dem andern enthalten und durch den andern zu bestimmen seyn kann. — Aber dieselbe Ursache,

welche bisher an einer groben Verwirrung in der practischen Philosophie Schuld war, kann für die Pädagogik ein Motiv seyn, beyde verschiedne Ideen zusammen zu nehmen. Sie erzeugen sich nämlich meistens zu-[461]gleich und bey denselben Angelegenheiten; sie mischen sich in dieselben Entscheidungen; und daher ist es nicht leicht zu vermuthen, dafs ein unbefangenes Gemüth, welches seinen sittlichen Blick für die eine schärft, nicht zugleich Aufmerksamkeit für die andre gewinnen sollte. Mütter, welche unter ihren Kindern Ordnung halten, entscheiden unzähligemal nach beyden Ideen, freylich nicht immer ohne Fehler; und meistens darum fehlerhaft, weil sie selbst zu viel DAREIN REGIEREN wollen.

Dies führt mich auf die Hauptbemerkung, welche ich in pädagogischer Rücksicht hier zu machen habe. An sich nämlich würde die grofse Angelegenheit der Erziehung, dafs in der Jugend der rechtliche Sinn früh lebhaft werde, bey übrigens guter Zucht und Regierung ohne Schwierigkeit von selbst gehen, — die sittlichen Auffassungen, [462] welche hieher gehören, würden unter allen die ersten und natürlichsten seyn: wenn man die Kinder mehr nach eigner Weise sich unter einander schicken und gesellen liefse, und füglich lassen könnte. Denn wo Menschen, — kleine oder grofse — zusammenstofsen, da erzeugen sich die Verhältnisse, worauf sich jene Auffassungen beziehen, haufenweise von selbst. Es hat sehr bald Jeder etwas eignes und von den Andern zugestandenes; sie verkehren auch mit einander, und tauschen Sachen und Leistungen nach mehr oder minder fest bestehenden Preisen. Nur das Eingreifen der Erwachsenen, und das Vorhersehen eines solchen möglichen Eingreifens, macht alles Rechtliche unter Kindern ungewifs, und entzieht es ihrer Achtung: — die wohlmeinende väterliche Regierung hat diese Wirkung mit jeder despotischen gemein! — Es ist nun offenbar unmöglich, Kinder wie Bürger zu regieren. Aber man kann sich [463] wohl die Maxime festsetzen: nie ohne bedeutende Gründe das Bestehende unter den Kindern zu zerrütten; noch ihren Verkehr in erzwungene Gefälligkeit zu verwandeln. Bey entstandnen Streitigkeiten sey immer die erste Frage nach dem unter den Kindern Verabredeten und Anerkannten; man nehme sich zuerst dessen an, der — in irgend einem Sinn — um das Seine gekommen ist. Dann aber suche man auch Jedem zu dem Verdienten zu verhelfen, so fern es ohne gewaltsame Kränkung des Rechts nur immer geschehen kann. Und endlich zeige man über das Alles hinweg auf das gemeinschaftliche Beste, als auf dasjenige, welchem das Seine und das Verdiente freywillig zu opfern sich gebühre, und welches für alle auf die Zukunft zu treffende Verabredungen der wesentliche Maafsstab sey. Ist die Zucht über die ersten Anfänge hinweg: so darf sie überhaupt nicht zulassen, dafs der Zögling [464] sich gewöhne, sein Recht zum bestimmenden Grunde seines Handelns zu machen; nur das Recht Andrer mufs ihm ein strenges Gesetz seyn. Niemand darf sich ein ursprüngliches Recht erdichten; niemand eigenmächtig ein vernünftigeres statt des vorhandnen einzuschieben sich unterfangen. —

Der Ausdruck: *Güte*, soll an das Wohlwollen erinnern. Hier ist es sehr wichtig, zwey Puncte zu unterscheiden; für welche beyde in

gleichem Grade gesorgt werden muſs, eben darum, weil sie ursprünglich verschieden, ursprünglich unabhängig von einander, daher selten in gleicher Kraft beysammen, und gleichwohl beyde unentbehrlich sind, wenn Wohlwollen ein fester Charakterzug werden soll. Es ist nämlich nothwendig, daſs in dem Objectiven des Charakters sich ein reiches Maaſs von Wohlwollen als Naturgefühl vorfinde; und eben so noth-[465]wendig, daſs in dem Subjectiven die Idee des Wohlwollens, als Gegenstand des sittlichen Geschmacks, zur Reife gediehen sey. Der letztern haben die Philosophen niemals den gebührenden Platz und Rang angewiesen;* nur in den Religionslehren finden sich Maximen ausgesprochen, an denen nichts fehlt — als die Ruhe und Nüchternheit der Reflexion. Es scheint ein sehr häufiges Unglück der Menschheit zu seyn, daſs das Wohlwollen sich nur im Gefühl erhält, und in dem Maaſse schwindet, wie [466] der Charakter durch Besonnenheit erkaltet. Und in der That ist es nicht leicht, die Idee des Wohlwollens in ihrer Reinheit festzuhalten, wie ich an einem andern Orte umständlicher entwickeln werde.** — daſs nun der Charakter des Wohlwollens als Gefühl, oder der Herzensgüte, nicht entbehre: dafür wird durch lebhaft erregte Theilnahme (deren Unterschied von dem Wohlwollen hier nicht gezeigt werden kann) gesorgt seyn. Dem Unterricht hierin zu entsprechen, sehe die Zucht dahin, daſs Kinder viel MIT einander empfinden, daſs sie Gefährten seyen in Freude und Leid! Das Gegentheil würde eintreten, wenn man häufige Gelegenheit zu gespaltenen Interessen unter ihnen dulden wollte. — Aber ein Anderes ist, irgend ein Leid oder [467] eine Freude mit Theilnahme und mit Wohlwollen begleiten, — ein Andres: das Wohlwollen selbst ins Auge fassen! Sobald vom Wohlwollen die REDE entsteht, — nun ist es Zeit für den Geschmack, des Beyfalls inne zu werden, welcher das nothwendige Resultat der ruhigen Beschauung ist. Gemälde wohlwollender Gesinnungen, Erzählungen von Thaten, worin sie sich offenbarten, mögen durch die individuellsten Züge den höchsen Grad von Anschaulichkeit erreichen: nur durch Rührung dürfen sie das Herz nicht fortreiſsen wollen, oder sie zerstören die Stimmung, in welcher allein sie wahrhaft gefallen konnten. Mengt also die Reizbarkeit der Kinder selbst die Rührung in die Betrachtung: so genieſse man im Stillen des Vergnügens über das Aufwallen liebenswürdiger Empfindungen; man verbiete sich, es noch mehr zu reizen; man breche sanft ab, und wende zurück zum [468] Ernst. Die Aufwallungen legen sich; sie werden seltner mit den Jahren, — ja sie werden verlacht von der spätern Klugheit, verwiesen in das Reich jugendlicher Thorheit, gewaltsam niedergedrückt

* Etwa die Engländer, und die ihnen folgen? Man sehe nur, wie leichtes Spiel mit ihnen Hr. *Schleiermacher* (in seiner Krit. d. Sittenl.) allenthalben hat! Daſs aber ein Censor, wie dieser, bey welchem sich Scharfsinn und Milde zu einer so schönen als seltnen Erscheinung verbindet, gerade hier sich selbst so leicht genügen, und über dem Lächerlichen, was ihm S. 111 in die Augen springt, das eigentliche Moment der Sache in der Tiefe der Gemüther zu suchen so ganz versäumen konnte: — dies wird wohl erst eine künftige Ethik „als Darstellung eines Realen" begreiflich machen.

** Gerade die beyden Ideen, Wohlwollen und Billigkeit, welche bisher am meisten verkannt wurden, bedürfen zu ihrer richtigen Aufstellung am meisten der spekulativen Kunst.

von den Maximen des überlegten Egoismus: — wenn nicht die Reife und Festigkeit des Geschmacks sich entgegenstemmt, und eine andere Klugheit hervorruft. — Es ist eine der unangenehmsten pädagogischen Erfahrungen, (freylich soll sie gar nicht unerwartet seyn,) wie leicht wohlwollende Charaktere sich durch ihr eignes Räsonnement zu verderben anfangen, wenn sie eine Zeitlang unbeachtet bleiben. Man fürchte in dieser Rücksicht am meisten die, sonst so treffliche, Anlage zur frühen Männlichkeit. —

Der Anlage nach scheinen es beynahe entgegengesetzte Menschen zu seyn, welche zur Güte, und welche zur INNERN FREY-[469]HEIT sich hinneigen.* Die Gutmüthigen, welche sich recht warm freuen können, wenn es Andern wohl geht, pflegen auch selbst das Wohlseyn zu lieben, und einem mannigfaltigen Wechsel von Empfindungen viel einzuräumen; die Starken, welche das Schicksal nicht beugt, und welche von keiner Beugung etwas wissen wollen, pflegen die Gebeugten nur schwach zu nennen und sie kalt zu tadeln. — Der Gegensatz liegt hier keinesweges in den Geschmacksurtheilen, wodurch die Ideen des Wohlwollens und der innern Freyheit erzeugt werden; diese sind unter einander völlig unabhängig, und eben deswegen weder für, [470] noch wider einander. Sondern er liegt in dem Objectiven der Charaktere; welches die Befolgung der Ideen leicht oder schwer macht. Man denke an θυμος und επιθυμια nach PLATO. Das empfindliche, begehrliche Gemüth, welches selbst viel Lust und Unlust in sich wahrnimmt, hat eben darin das Princip einer lebhaften Theilnahme, und so auch eine reiche Quelle des natürlichen Wohlwollens; wozu noch die Nachgiebigkeit des Subjectiven gegen das Objective des Charakters zu kommen pflegt, das den Neigungen gern entsprechende Maximen zugesellt. Je schwächer hingegen die Empfindlichkeit, und je gröfser alle Art von Thätigkeit und vom Bewufstseyn der Thatkraft: desto mehr Fähigkeit zum ächten, entschlossenen Wollen (nach dem, was oben über das Handeln als Princip des Charakters gesagt ist,) und dies bereitet dem Wollen nach Einsicht den Boden. Mit der Einsicht nun verträgt sich [471] das Wohlwollen als Naturgefühl oft gar nicht wohl; vielmehr gehört es zur innern Freyheit, keinem Naturgefühl unbedingt zu folgen. Fehlt es also an der Idee des Wohlwollens: so wird der innerlich Freye seinen Stolz in seine Kälte setzen; — und eben dadurch die Warmen, die Wohlwollenden, mit vollem Recht empören. Desto nothwendiger ist die Ausbildung jener Idee. — Was aber die richtige Entwickelung der Idee der innern Freyheit anlangt: so ist dieselbe schlechterdings erst eine philosophische, und dann eine pädagogische Aufgabe; daher mich diese letztre geradezu der gröfsten Undeutlichkeit aussetzen würde, wenn ich sie hier weiter verfolgen wollte. — Nur dafs man dem jungen Menschen

* Einige Leser mufs ich hier wohl bitten, bey der *innern Freyheit* ja nicht an TRANSSCENDENTALE Freyheit zu denken. Jener sind wir uns alle bewufst, so oft wir uns selbst gegen unsre Neigung zur Pflicht antreiben; von dieser darf keine Pädagogik etwas wissen, weil damit Nichts anzufangen ist; und kann die meinige nichts wissen, weil meine Philosophie sie verwirft.

nicht zu viel von der *Einheit mit sich selbst* rede, welche er nach seiner Neigung einrichten würde! — —

Man wird wohl ahnden, dafs aus dem, was ich hier in Rücksicht auf die prakti-[472]schen Ideen vielmehr verschwiegen als angedeutet habe, manche feinere Bestimmungen für den erziehenden Unterricht — besonders für den synthetischen, abzuleiten seyn würden; — dafs unter andern erst durch sie der pädagogische Charakter der Lectüre eines SOPHOKLES und PLATO nach dem Homer, — und des CICERO und EPICTET nach jenen allen, — völlig ins rechte Licht treten könnte. Einen hieher gehörigen Wink kann allenfalls der Odysseus des SOPHOKLES im Contrast gegen den des HOMER, darbieten, wenn man etwa einmal den PHILOKTET unmittelbar nach der Odyssee ansehen will. — Auch mag man sich fragen, wie wohl die, der Erziehung so wichtige, historische Grundlage unsrer positiven Religion wirken müsse, wenn die Bekanntschaft mit dem Platonischen SOKRATES, wie er etwa im Krito und der Apologie sich zeigt, vorangieng, — und wenn späterhin die Stoische Sittenlehre das Studium [473] der Kantischen und Fichte'schen Vorstellungsarten einleitet. Dafs es gänzlich unpädagogisch seyn würde, wenn man, statt der successiven Vertiefungen in jede dieser Ansichten, aus allen zusammen eine unsaubre Mischung machen wollte: bedarf doch wohl keiner Erinnerung? — Dinge dieser Art ausführlich darzustellen, ist nicht die Sache einer allgemeinen Pädagogik; sie kann nur zu der Ueberlegung veranlassen, was nöthig, und was brauchbar wäre, um ihren wesentlichen Forderungen zu entsprechen. —

Eben darum mufs ich hier auch die Entwickelung dessen schuldig bleiben, was jeder einzelnen unter den praktischen Ideen durch den, zunächst auf Vielseitigkeit des Interesse berechneten, Unterricht geleistet werde. Ueberhaupt aber wird es wohl Niemanden entgehen, dafs, wo die sympathetische Theilnahme, wo das disponi-[474]rende gesellschaftliche Interesse, wo endlich die dem Geschmack günstige Stimmung erregt und unterhalten wird, schon von selbst eine Summe von Auffassungen zubereitet seyn müsse, aus denen in der Folge nur ein gediegener Vortrag der practischen Philosophie dem reiferen Jüngling noch die Hauptbegriffe hervorzuheben und schärfer zu bestimmen nöthig hat, um die sittlichen Grundsätze vollends festzustellen.

Neben dem gehörigen Unterricht sey nun auch die pädagogische Erfindungskraft stets geschäftig in der Veranstaltung und Benutzung solcher Gelegenheiten, worin die sittlichen Gefühle sich wach und lebendig zeigen, sich ausarbeiten und üben können. Brauche ich die schönsten dieser Gelegenheiten, die Familienfeste, noch zu nennen? deren keins der Aufmerksamkeit und mit Mitwirkung des Erziehers entgehen darf. Zwar würde man sich sehr verrech-[475]nen, wenn man den wohlthätigen Eindrücken, die sich von solchen Zeitpuncten an durch ganze Jahre fortdauernd wirksam beweisen, eine bedeutende Kraft selbst noch für die spätern Alter zutrauen wollte; — wenn man hoffte, aus dergleichen Gemüthsbewegungen die ganze Sinnesart eines Menschen gleichsam zusammensetzen zu können. Aber nach der Stimmung, worin die Jugend versetzt und erhalten wird, richtet sich die innere Verarbeitung der Gaben

des Unterrichts, richten sich die Ansichten der Erfahrungen und Kenntnisse, richtet sich die Energie und Verschmelzung der frühen Auffassungen des Ewig-Wahren und Guten. —

Nur seyen es nicht blofs zerstreute Gelegenheiten, sondern wo möglich auch fortlaufende Beschäftigungen, wodurch man das Rechtsgefühl, das Wohlwollen, und die Selbstbeherrschung in Athem erhält. Für das Wohlwollen finden sich deren [476] gewifs; — auch für das Gefühl von Recht und Billigkeit wird, wo nicht zusammenhängende, doch desto häufigere Uebung unter Geschwistern und Gespielen von selbst entstehen, wenn Besitz, Erwerb, und dadurch herbeygeführte Einrichtungen nur nicht ganz in diesen kleinen Kreisen fehlen, oder gar zu indiscret von der Zucht behandelt werden. Die Selbstbeherrschung, welche den Menschen innerlich frey macht, — findet reiche Veranlassung nicht nur in dem eigentlich Sittlichen, sondern in allem, was irgend dem Geschmack verwandt mag genannt werden dürfen. Es ist gar nicht nöthig, hier nach pädagogischen Künsteleyen zu haschen; es bedarf keiner willkührlichen, zwecklosen Entbehrungen und Beschwerden; solche haben mit der innern Freyheit nichts gemein; denn sie besteht in der Befolgung der Einsicht. Aber man belebe frühzeitig und mit immer steigender Sorgfalt den Sinn [477] für die Unterschiede dessen, was den Geschmack für sich und wider sich hat: so wird, von den Bemühungen für Reinlichkeit und Ordnung aufwärts bis zu den Aufmerksamkeiten, welche die geselligen Verhältnisse fordern, — eine Menge kleiner Pflichten entstehen, deren Beobachtung dem Gemüth eine stete, wohlthätige Spannung giebt. Nur gerade in diesen Dingen hüte sich die Zucht vor einem Nachdruck, den die Einsicht nicht billigen kann. Sie mufs hier nichts mit übertriebner Wichtigkeit behandeln, — dem unbefangenen Gemüth würde das Kleine dadurch vollends kleinlich werden; — vielmehr Alles durch sanftes Anhalten zu erreichen suchen. In Nothfällen greift die Regierung durch. Verwechselt man aber hier Zucht mit Regierung, — läfst man die Gewalt, welche zu Zeiten durch einzelne Griffe wieder herstellt, was die Kinder verdarben, fortdauern, und beharrlich [478] bey allen kleinen Veranlassungen wirken, — giebt man dem Druck die Stärke, die nur dem Stofs gebührte: so wundere man sich nicht, wenn die Kraft der Jugend erliegt, wenn am Ende der unerzogne Wildling vor dem überzahmen Schwächling den Vorzug behauptet.

Das jüngere Kind ist noch nicht fähig, die Wohlthat der Erziehung zu schätzen. Der zwölfjährige, von früh auf richtig geleitete Knabe, schätzt sie über Alles; aus innigem Gefühl vom Bedürfnifs der Führung. Der sechzehnjährige Jüngling fängt an, das Geschäft des Erziehers an sich zu ziehen; er hat die Gesichtspuncte desselben zum Theil aufgefafst, er geht darauf ein, zeichnet sich darnach seine Wege vor, behandelt sich selbst, — und vergleicht diese Be-[479]handlung mit der, welche ihm fortdauernd vom Erzieher zu Theil wird. Es kann nicht fehlen:

er, der sich am besten kennt, am unmittelbarsten durchschaut, sieht hier zuweilen auffallend richtiger, als jener, der immer eine andere Person bleibt. Es kann nicht fehlen: er fühlt sich dann unnütz gedrückt, — und seine Folgsamkeit verwandelt sich mehr und mehr in — Schonung für den Wohlthäter der frühern Jahre. Unter dieser Schonung aber möchte er selbst so wenig als möglich leiden. So entstehen Bemühungen, die Zucht sanft abzulehnen! Sie würden sich in sehr rascher Progression vermehren, diese Bemühungen, wenn, auf der einen Seite, der Erzieher nichts merkte, auf der andern, der Zögling nicht noch manchmal fehlte, und vor seinen eignen Augen der Censur in die Hände fiele. Aber, auch so noch, vermehren sie sich! — Leicht möchte jetzt den Erzieher ein Misgefühl anwandeln, [480] das ihn triebe, abspringend zu endigen. Jedoch seine Pflicht wird ihn halten. Seltener, und gemessener, und immer mehr unter Voraussetzung einer feinen, reizbaren Empfindlichkeit, wird er eingreifen; mehr das Subjective als das Objective des Charakters wird er zu treffen, er wird nicht den Zügel, aber die Hand, welche den Zügel hält, zu führen suchen. Es liegt zudem jetzt Alles daran, dafs sich die Grundsätze vollends bestimmen und berichtigen, welche dem Leben fernerhin gebieten werden. Darum wird der Unterricht noch fortgehen, nachdem die Zucht beynahe verschwand. — Aber auch der Unterricht trifft nicht mehr ein blofs empfängliches Gemüth. Man will selbst urtheilen. Um zu prüfen, fängt man an beym Zweifeln. Um der Befangenheit im gewohnten Gedankenkreise los zu werden, tritt man in die Sphären andrer, entgegengesetzter Meinungen. Kleine Differenzen der Ansichten, [481] die allmählig entstanden und bisher unmerklich geblieben waren, gewinnen Sprache und Wachsthum unter der Gunst fremder Eindrücke, welchen der Reiz der Neuheit Kraft giebt. Die Grundsätze nehmen Beugungen an, — Beugungen eben in den Jahren, wo das Physische des Menschen, und wo die gesellschaftlichen Verhältnisse mit ungestümen Ansprüchen hervortreten! Wer schützt hier das mühevolle Werk der Erziehung? — Wer soll es schützen? Wer, wenn nicht seine innere Richtigkeit, wenn nicht die Wahrheit der Ueberzeugungen, wenn nicht die Helle und Weite des geistigen Blicks, wenn nicht das Gefühl der Ueberlegenheit über Menschen und Meinungen, und der wiederkehrende innere Dank für die Sorgfalt, wodurch eine solche Ueberlegenheit möglich wurde? — Der Erzieher fasse Muth, wenn er gefehlt hatte, die Erfolge seiner Fehler mit anzusehen; er fasse Muth, auch daraus zu ler-[482]nen. — Und so mag immerhin der junge Mann, „nun er grofs ist, auch Andrer Rede vernehmen!“ Die Zeit mag ihn forttragen zu ihren Täuschungen und Aufschlüssen; — zu ihren Plagen, zu ihren Freuden! Oder Er mag hineingreifen in ihre Wechsel, um seinen Muth, um seine Kraft — die angeborne, die anerzogne, und die selbst erworbne, zu erproben, und zu zeigen!

BEILAGEN

ZUR

ALLGEMEINEN PÄDAGOGIK.

1. HERBART's Selbstanzeige in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 1806. Stück 76, S. 753—758.
2. [JACHMANN's] Recension der Allgemeinen Pädagogik in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jahrgang 1811, No. 234—237, Spalte 81—110.
3. HERBART's Replik gegen JACHMANN's Recension (Auszug aus HERBART's Schrift: Ueber meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit. Königsberg und Leipzig. 1814. S. 63—93).

Citirte Ausgaben:

G. g. A. = Göttingische gelehrte Anzeigen.
KlSch = J. F. HERBART's *Kleinere philosophische Schriften*, herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke*, herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
W = J. F. HERBART's *Pädagogische Schriften*, herausgegeben von O. WILLMANN.

Beilage 1.

I. HERBART's Selbstanzeige der „Allgemeinen Pädagogik" in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 1806, Stück 76. S. 753—758.

(Bereits abgedruckt in SW X, S. VII—XIV u. W I, S. 316—319.)

---

[753] „Das Buch hat keine Vorrede. Die gegenwärtige Anzeige kann ihre Stelle um so schicklicher vertreten, da der Verfasser, der nicht einen Augenblick zu verhehlen wünscht, dafs er hier selbst spricht, über den wissenschaftlichen Charakter seiner Arbeit Einiges zu bemerken hat, das für manche Leser seiner Pädagogik[1] mehr verwirrend als erläuternd möchte gewesen seyn.

Pädagogik als Wissenschaft ist Sache der Philosophie: und zwar der ganzen Philosophie, sowohl der theoretischen, als der practischen, und eben so sehr der tiefsten transscendentalen Forschung, als des, allerley Facta leichthin zusammenstellenden, Räsonnements. Erziehungskunst, als Fertigkeit in der Ausübung, ist Sache des Bedürfnisses: des allgemeinen, dringenden, täglichen Bedürfnisses; aber eines vielgestaltigen Bedürfnisses, welches andere Forderungen macht unter den höheren Ständen, an-[754]dere unter den niedern, andere Versuche hervorruft in Schulen, andere in Häusern, andere Erfahrungen herbeyführt am männlichen, andere am weiblichen Geschlechte. Der denkende, und zugleich practische Erzieher ist demnach umringt, von speculativen Zweifeln sowohl, als von den Schwierigkeiten der genauen Anpassung an bestimmte Umstände. Die Gröfse seiner Aufgabe mufs ihn entweder sehr drücken, oder sehr erheben. Freylich oft wird auch das Gröfste am leichtfertigsten unternommen, und wieder weggeworfen. Und so sehen wir zwar viele Erzieher; aber wenige, die ihr Geschäft wie ein Werk ansähen, das nicht blofs angegriffen, sondern weggefangen und ausgeführt seyn will.

Wer die rechte Art, an diesem Werke zu arbeiten, lehren will, dem bietet sich, in Rücksicht des Vortrags, zunächst eine dreyfache Wahl dar. Entweder, er läfst die Erziehung gleichsam unter den Augen seiner Leser vorgehen; er lehrt nach einander, was nach einander zu thun sey: so ROUSSEAU im Emile. Oder er zerlegt das Geschäft in seine Bestandtheile; und stellt neben einander, was zugleich, aber fortdauernd, zu besorgen ist. Oder endlich, er deducirt die ganze Erziehung als Eine Aufgabe aus philosophischen Principien, und läfst nun diese Deduction sich nach ihren innern Gesetzen entwickeln, ohne sich an die Zeitfolge, und

---

[1] einer Pädagogik G. g. A.

an die Rubriken der Erziehungssorgen, zu binden. — Die erste dieser Methoden ist gut für den Rhetor, aber für die Sache die allerschlechteste; denn man muſs, wie ROUSSEAU, das Geistige dem Körperlichen unterwerfen, um sich einbilden zu können, es lasse sich etwa das Continuum der fortschreitenden Geistesentwickelung wie eine Skale graduiren, wenn man nur die Epochen der Körperbildung zu festen Puncten annehme. Der Körper [755] kann hemmen und anregen, — nähmlich wenn zuvor Etwas vorhanden ist, welches gehemmt und angeregt werde. Dieses aber ist das Eigenthum des Geistes, es wird geistig erworben, vermehrt, veredelt; die Zeitabschnitte dieser Veredelung voraus wissen zu wollen, ist eben so ungereimt, als es seyn würde, die Epochen einer künftigen Weltgeschichte im Voraus chronologisch zu bestimmen. Nur im Allgemeinen zu durchschauen, was in der Jugendbildung früher, und was später an der Zeit seyn werde: dieses schon ist vielmehr das Resultat, als der Anfang der pädagogischen Einsicht. — Wie nun die erste Methode unbefugt zerschneidet, was, an sich, stetig zusammenhängt: so läſst auch die zweyte Methode noch fürchten, daſs sie mit ihren Zerlegungen schwerlich durchkommen werde, da in der Erziehung kaum irgend Etwas sich von dem Andern möchte rein abgetrennt auch nur denken lassen. Erst die intellectuelle, dann die ästhetische, dann die moralische Bildung abhandeln, — vollends dann hinterdrein noch eine Didaktik, nach den Lehrgegenständen abgetheilt, vortragen: heiſst es nicht das Vorurtheil begünstigen, als lägen diese Ausbildungen im Gemüthe neben einander, wie in den psychologischen Compendien? Schlimmer aber könnte wohl der Schriftsteller sein Verhältniſs zu den Lesern nicht besorgen; als wenn er sich beygehen lieſse, die dritte Methode zu erwählen. Denn aus welchem philosophischen Systeme sollte er die Erziehung deduciren? Das eigene würde er ganz unnütz der unbefugtesten Critik preis geben; nur das öffentliche Mistrauen, welchem jedes neue System entgegen geht, könnte dadurch auf die Pädagogik hingezogen werden. Diese mag sich freuen, wenn sie den gesun-[756]den, geraden Blick ihrer Leser für sich gewinnen, und sie vergessen machen kann, wie viel sie vorher der Freyheitstheorie auf der einen, und der Kopf-Organenlehre auf der andern Seite eingeräumt haben mochten.

Die gegenwärtige Pädagogik ist gar nicht so stolz, für ein speculatives Kunstwerk gelten zu wollen. Sie möchte zwar gern von solchen, die ihr die Ehre erwiesen haben, sie von vorn bis hinten durchzulesen, dann auch noch einmahl von hinten und von vorn gelesen werden; bey welcher Gelegenheit Manches von dem innigsten Zusammenhange der, in Begriffen unterscheidbaren, Theile des Erziehungsgeschäftes viel deutlicher hervorleuchten würde, als die symmetrischen Eintheilungen der Inhaltsanzeige vielleicht ahnden lassen. Denn, um nun den Bericht von dem Buche nicht länger zu verschieben, von vorn herein sieht Alles so ordentlich drin aus, wie in einem Französischen Garten. Man findet zwey-, drey- und viergliedrige Eintheilungen, die einander erst paarweise gegenüber stehen, und dann rechtwinklicht durchkreuzen. Wozu diese Pedanterey? Das mögen junge Erzieher beantworten, welchen kein Bedürfniſs fühlbarer seyn kann, als das der Uebersehbarkeit aller Rücksichten, die

sie zu nehmen haben. Die einander kreuzenden Eintheilungen sind solche, die sich wie Form und Materie verhalten. Und die combinatorische Art, sie zusammen zu fügen, ist zwar die leichteste aller wissenschaftlichen Darstellungsweisen, aber darum nicht minder unentbehrlich. Für Pädagogen möchte die auffallendste aller gemachten Unterscheidungen die seyn zwischen Regierung, Zucht und Unterricht. Nähm-[757]lich das Ganze ist in drey Bücher getheilt; im ersten findet man die Regierung der Kinder kurz beschrieben und gleichsam vorweg genommen, damit nun die eigentliche Erziehung, d. h. die Geistesbildung, rein hervortreten könne. Als das, was ausgebildet werden soll, ist nun angegeben: Vielseitigkeit des Interesse, und Charakterstärke der Sittlichkeit; welche beiden Ausdrücke die Ueberschriften des zweyten und dritten Buchs ausmachen. Im zweyten Buche ist vom Unterrichte, in dem dritten von der Zucht die Rede. Der Unterricht also ist in die Mitte gestellt zwischen Regierung und Zucht. Das charakteristische Merkmal des Unterrichts, dafs hier Lehrer und Lehrlinge gemeinschaftlich mit etwas Drittem beschäftiget sind, dahingegen Zucht und Regierung unmittelbar den Zögling treffen, ergiebt sich von selbst. Aber auch die Regierung, welche blofs Ordnung hält, ist wesentlich, und auch in der Ausübung verschieden von der Zucht, welche bildet. Dafs hier das Wort „Zucht" in einem etwas ungewöhnlichen Sinne gebraucht ist, mache man dem Verfasser dann zum Vorwurf, wenn man zuvor bestimmt haben wird, was denn Zucht nach gemeinem Sprachgebrauch eigentlich sey? Es möchte bey der Gelegenheit eine Verwirrung offenbar werden, an welcher die öffentliche Pädagogik nicht weniger, als die der Privatpersonen leidet, dafs man nähmlich nicht weifs, worin denn das Ziehende der Zucht eigentlich zu suchen sey? — Hierüber aus dem vorliegenden Buche zu referieren, ist in der Kürze unmöglich. Nur das mufs noch bemerkt werden, dafs der Titel nur eine allgemeine Pädagogik verspricht. Daher liefert auch das Buch nur allge-[758]meine Begriffe und deren allgemeine Verknüpfung. Es ist darin weder von der männlichen noch weiblichen, weder von der Bauern- noch Prinzen-Erziehung die Rede; es ist so viel wie Nichts von Schulen gesagt; und die so genannte physische Erziehung, welche durch ganz andere Begriffe gedacht werden mufs, die eine eigene Sphäre für sich ausmachen, ist hier ganz ausgeschlossen worden. Natürlich aber erinnert die vollständige Uebersicht dessen, was zur durchgeführten Geistes-Cultur gehört, mehr an männliche, als an weibliche Erziehung; und da überdiefs die allgemein-pädagogischen Begriffe von Instituten so bestimmter Art, wie unsere Schulen sind, nichts wissen können; da endlich eben diese Begriffe wenige Ansprüche an die frühesten Jahre der Kindheit machen dürfen, welche vielmehr den diätetischen Vorschriften vorzugsweise folgen müssen: so wäre es kein Wunder, wenn etwa ein öffentlicher Berichterstatter dem Publicum erzählte: Diese so genannte allgemeine Pädagogik sey blofs in dem ganz speciellen Falle zu brauchen, da ein Hauslehrer einen einzelnen Knaben unter den Augen von Vater und Mutter vom achten bis achtzehnten Jahre zu erziehen habe."

Beilage 2.

2. [Jachmann's] Recension der Herbart'schen „Allgemeinen Pädagogik" in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung Jahrgang 1811. No. 234–237. Spalte 81–110.

[81] Selten ist Rec. durch ein Buch so getäuscht worden, wie durch gegenwärtiges: er hat in demselben beynahe nichts von dem gefunden, er will nicht sagen, was er billiger Weise erwartete, sondern was er nach dem Titel zu erwarten berechtigt war. Das Buch kündigt sich als eine allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet, an, also als eine allgemeine Theorie der Erziehungswissenschaft, abgeleitet aus einem Princip, welches den praktischen Zweck der Wissenschaft in sich schliefst, und die Lehrsätze derselben in ein System verbindet. Aber in dem ganzen Buche ist kein Princip aufgestellt. Dafs Moralität der höchste Zweck der Erziehung sey, wird nur gelegentlich und mit Beziehung auf eine frühere Abhandlung angeführt, und durch andere Behauptungen des Vfs. sogar widersprochen. Von einer Ableitung der Erziehungswissenschaft selbst aus diesem gelegentlich angeführten Zweck findet sich keine Spur, und das Buch enthält daher auch nur ein Aggregat von allerley psychologischen, anthropologischen, moralischen und pädagogischen Bemerkungen und Rathschlägen ohne alle innere Verbindung zu einem systematischen Lehrgebäude. Die Anordnung selbst dieses Aggregats ist unlogisch. Fast kein einziger Begriff ist definirt, gehörig entwickelt und durchgeführt. Die Sprache endlich sucht absichtlich dunkle und unverständliche Ausdrücke und Wendungen, und erregt oft den Schein von neuen und tiefen philosophischen Entdeckungen, wo der Leser nach unnützer Anstrengung nichts als die bekanntesten und trivialsten Gedanken findet. Rec. wird jetzt den Leser in den Stand setzen, sich von der Wahrheit dieses Urtheils aus dem Buche selbst zu überzeugen.

Hr. *H.* fängt sein Buch mit einer Einleitung von 40 Seiten an, welche aber nicht dahin leitet, wohin jeder Leser es erwartet, nämlich nach der Quelle hin, woraus dem Titel nach die ganze Wissenschaft abgeleitet werden soll, d. i. nach dem Zweck der Erziehung, obgleich das erste Buch des Werkes diese Ueberschrift führt. Der Vf. geht von dem Satze aus: „Was man wolle, indem man erzieht und Erziehung fordert, das richtet sich nach dem Gesichtskreise, den [82] man zur Sache bringt u. s. w." Da aber eine allgemeine Pädagogik darstellen soll, nicht was geschieht, sondern was geschehen soll: so erwartete Rec., der Vf. würde jetzt auch den Satz aufstellen und durchführen, dafs der Gesichtskreis, den man zur Erziehung bringt, sich darnach richten müsse, was man wollen soll, indem man erzieht, d. i. nach dem Zweck der Erziehung. Was will ich, und was soll ich wollen? Ist das, was ich wollen soll, möglich? Und durch welche Mittel und Wege kann ich es erreichen? Diese Fragen scheinen Rec. das ganze Geschäft des Erziehers und auch die Erziehungswissenschaft zu umfassen; weshalb auch alle theoretische und praktische Pädagogik von ihnen ausgehen müfste. Die richtige Beantwortung dieser Fragen würde allererst Zweck und Mittel von einander sondern, die in den ersten Grundbegriffen dieser Wissenschaft noch herrschende Unbestimmtheit heben, und den Bau eines Lehrgebäudes der Erziehungswissenschaft möglich machen. Ohne die Beantwortung jener Frage wissen wir z. B. noch immer nicht, in welchem Verhältnisse die Begriffe von Erziehung und Unterricht (wozu der Vf. sogar noch Regierung und Zucht hinzufügt) gegen einander stehen, ob sie coordinirte oder subordinirte Begriffe, ob sie Theilvorstellungen von einem gemeinschaftlichen Ganzen, und in der Praxis gemeinschaftlich wirkende Mittel zu einem höheren Zweck sind, oder ob einer von ihnen den Inbegriff und die übrigen die Theilvorstellungen, ob einer den Zweck ausspricht, und die übrigen die Mittel bezeichnen. Welchen nachtheiligen Einflufs auch auf die ganze Anlage der vor uns liegenden allgemeinen Pägagogik und auf die Entwickelung der einzelnen Theile der unrichtige Standpunct, von welchem der Vf. ausging, und die unterlassene Erwägung und Bestimmung jener Grundbegriffe gehabt hat, wird die Recension der Abhandluug selbst beweisen.

Der Vf. tadelt hierauf, dafs die Meisten, welche erziehen, vorher ganz unterlassen haben, sich für dieses Geschäft einen eigenen (?) Gesichtskreis zu bilden, und nachdem

er über *Rousseau*'s Abhärtung seines Zöglings, und über *Locke*'s conventionelle Erziehung gesprochen: so warnt er davor, die Erziehung blofs auf Erfahrung bauen zu wollen; er spricht aber in der Ausführung nicht *blofs* von Erfahrung im Gegensatz von etwas Anderem, und verwechselt Eine Erfahrung und die Erfahrung eines Einzelnen mit der Erfahrung überhaupt, welche jedem Erzieher wohl immer wichtig bleiben wird. Nicht minder [83] warnt der Vf. vor der Anwendung der neuesten Philosopheme auf die Pädagogik, und wünscht, dafs die Pädagogik sich so genau als möglich auf ihre einheimischen Begriffe besinnen, ein selbstständiges Denken mehr cultiviren, sich zum Mittelpunct eines Forschungskreises machen, und der Philosophie, der dieses sogar lieb seyn müfste (?), denkend entgegenkommen möchte. Wir glauben, der Vf. hat sich hier sein eigenes Urtheil gesprochen: denn seine ästhetische Darstellung der Welt, auf welche er (S. 77) als auf das Fundament seiner Pädagogik verweist, kann er doch wohl für weiter nichts, als für ein neues Philosophem ausgeben, und doch soll darauf die ganze Pädagogik gebaut werden. Ferner sehen wird nicht ab, wie der Vf. die Pädagogik, welche doch unleugbar in ihren Principien eine reine Vernunftwissenschaft ist, von der Philosophie trennen will. Wir sind der Meinung, dafs sich ohne Philosophie von der allgemeinen Pädagogik gar nicht sprechen lasse, und halten die Pädagogik in ihren Principien selbst für Philosophie.

Nach einem Ausfall auf diejenigen, welche die Wissenschaft für eine Brille, und sich selbst ohne Wissenschaft für gescheid halten, giebt der Vf. eine Psychologie, in welcher die gesammte Möglichkeit menschlicher Regungen *a priori* verzeichnet wäre, als die erste, wiewohl bey weitem nicht die vollständige Wissenschaft des Erziehers an, fügt aber sonderbar genug hinzu, dafs wir sie nicht besitzen, dafs es noch lange währen wird, ehe wir sie besitzen, und noch viel länger, ehe wir sie von den Erziehern fordern können (?), dafs er, der Vf., dagegen die Möglichkeit und die Schwierigkeit einer solchen Wissenschaft zu kennen glaube. Was hilft es denn, möchte man fragen, eine solche Psychologie als die erste (das heifst doch die wichtigste und unentbehrlichste) Wissenschaft des Erziehers anzupreisen, wenn sie noch gar nicht vorhanden ist? Warum machte sich der Vf. nicht zuvor an diese Psychologie, da er ihre Möglichkeit und Schwierigkeit kennt, welches ja schon die halbe Arbeit ist? Uebrigens glauben wir, dafs eine solche Psychologie weit unentbehrlicher ist zur Begründung einer allgemeinen Pädagogik, als für den Erzieher. — „Desto nothwendiger", fährt der Vf. fort, „ist das, wovon ich ausging, zu wissen nämlich, was man will, indem man die Erziehung anfängt! Man sieht, was man sucht: psychologischen Blick hat jeder gute Kopf — in sofern, als ihm daran gelegen ist, menschliche Gemüther zu durchschauen. Woran dem Erzieher gelegen seyn soll: das mufs ihm wie eine Landcharte vorliegen; oder wo möglich, wie der Grundrifs einer wohlgebauten Stadt, wo die ähnlichen Richtungen einander gleichförmig durchschneiden, und wo das Auge sich auch ohne Vorübungen von selbst orientirt. Eine solche Landcharte biete ich hier dar für die Unerfahrnen, die zu wissen wünschen, welcherley Erfahrungen sie aufsuchen und bereiten sollen. (Wie stimmt diefs mit S. 10 u. 11, wo der Vf. den Erziehern alle Lust, Erfahrungen anzustellen, benimmt?) Mit welcher Absicht der Erzieher sein Werk angreifen soll: diese praktische Ueberlegung, allenfalls vorläufig detaillirt bis zu den Mafsre-[84]geln, die wir nach unseren bisherigen Einsichten zu erwählen haben, ist mir die erste Hälfte der Pädagogik. Gegenüber sollte (?) eine zweyte stehen, in welcher die Möglichkeit der Erziehung theoretisch erklärt, und als nach der Wandelbarkeit der Umstände begrenzt dargestellt würde. Aber eine solche zweyte Hälfte ist bis jetzt ein frommer Wunsch; sowohl wie die Psychologie, worauf sie fufsen mufste. Die erste Hälfte gilt allgemein für das Ganze, und ich mufs mir wohl gefallen lassen, diesem Sprachgebrauche zu folgen u. s. w." Rec. glaubte die Stelle ausziehen zu müssen, weil sie uns den Zweck dieses Buches angiebt, aus welchem selbst gar kein bestimmter Zweck hervorgeht, weil sie des Vfs. Definition und Eintheilung der Pädagogik enthält, und weil sie in jeder Hinsicht charakteristisch ist. Der Vf. erklärt es für höchst nothwendig, zu wissen, was man wolle, indem man die Erziehung anfängt, und beschränkt danach den Umfang und den Inhalt seines Werks, wodurch unmöglich eine allgemeine Pädagogik zu Stande kommen konnte. Rec. hält es dagegen für weit nothwendiger, zu wissen, was man wollen soll, indem man die Erziehung anfängt, und suchte daher in diesem Buche auch nichts weniger, als eine Landcharte für die Unerfahrnen, die zu wissen wünschen, welcherley Erfahrungen (wessen?) sie aufsuchen und bereiten (wem?) sollen. Denn soll eine allgemeine Pädagogik eine solche Landcharte, oder soll sie eine Theorie der Erziehungswissenschaft seyn? Die vor uns liegende ist

weder das Eine noch das Andere, und der Vf. verkennt ganz sein Werk, wenn er die Unerfahrnen zu selbigem einladet.

Am auffallendsten ist aber des Vfs. Eintheilung und Definition der Pädagogik. Nach ihm zerfällt sie in zwey Hälften, in eine, welche ist und allgemein für das Ganze gilt, und in eine, welche seyn sollte, aber bis jetzt noch ein frommer Wunsch ist. Wer wird aber fromme Wünsche zu Theilungsgliedern einer Wissenschaft aufnehmen? Und warum realisierte der Vf. nicht diesen frommen Wunsch, und beschenkte uns mit dieser zweyten Hälfte der Pädagogik? Wir meinen, ein Schriftsteller, welcher ein neues Buch über eine schon viel bearbeitete Wissenschaft schreibt, müfste es sich gerade zur Aufgabe machen, das noch Fehlende zu ergänzen, und nicht das schon Gesagte mit anderen Worten zu wiederhohlen. Durch die Worte: *bis jetzt*, räumt der Vf. ja ein, dafs es möglich sey, die Möglichkeit der Erziehung theoretisch zu erklären; dafs es für die Wissenschaft höchst wichtig, ja unentbehrlich ist, wird er auch nicht leugnen; er hätte sich also ein reelles Verdienst um die Wissenschaft erworben, wenn er diese Erklärung versucht hätte. Wir fragen aber den Vf., ob wohl von einer allgemeinen Pädagogik und von einem Zweck, aus welchem selbige abgeleitet ist, die Rede seyn kann, wenn die Möglichkeit der Erziehung noch nicht erkannt ist. Und würde irgend ein verständiger Mensch ein Kind zu erziehen übernehmen, wenn er nicht überzeugt wäre, dafs es überhaupt möglich sey, einen Menschen zu erziehen? Folgert die Wissenschaft und die praktische Pädagogik diese Möglichkeit etwa blofs aus der Wirklichkeit? Und schliefsen beide, dafs es möglich sein müsse, Menschen [85] zu erziehen, weil nach der Erfahrung schon Menschen erzogen worden sind? Welche Erfahrung stellt uns denn das Factum eines vollkommen erzogenen Menschen auf? — Also aus einem abgeschlossenen Factum einer äufseren Erfahrung läfst sich nicht auf die Möglichkeit der Erziehung schliefsen, und doch ist gewifs der Vf., so wie Rec., von der Möglichkeit der Erziehung überzeugt; beide müssen daher doch Gründe haben, aus welchen sie sich selbige *a priori* erklären können. Rec. wenigstens hat sie, und ihm fehlt daher auch diese zweyte Hälfte der Pädagogik nicht, welche er übrigens, in Verbindung mit der Erforschung des Zwecks der Erziehung, für die erste Hälfte, oder vielmehr für den *a priori* entwickelten reinen Theil der Erziehungswissenschaft hält. Des Vfs. Definition der ersten Hälfte, welche allgemein für die ganze Pädagogik gelten soll, scheint uns ein Muster zu seyn, wie man nicht definiren mufs. Da sie aber der Leser bereits kennt: so überlassen wir es ihm selbst, selbige zu würdigen. Eine andere Definition der Wissenschaft, von welcher das Buch handelt, kommt im ganzen Buche nicht vor.

Die zweyte Hälfte der Einleitung handelt von der Erziehung durch den Unterricht, und enthält viele beherzigungswerthe Wahrheiten über die Bildung eines Gedankenkreises für den Zögling, über den Weg, welchen der Erzieher zu diesem Behuf einzuschlagen, und über die Mittel, welche er dazu anzuwenden hat. Zu bedauern ist es nur, dafs der Vf. nicht diese Gelegenheit benutzte, das richtige Verhältnifs der Erziehung zum Unterricht festzustellen. Er gesteht zwar, keinen Begriff zu haben von Erziehung ohne Unterricht, so wie er rückwärts in dieser Schrift wenigstens (?) keinen Unterricht anerkennt, der nicht erzieht (in der Vorrede zu *Dissens* Anleitung ist der Vf. ganz anderer Meinung): aber dadurch wissen wir nicht, ob er sie für Wechselbegriffe, oder ob er den einen, und welchen, für ein wesentliches Merkmal des andern hält; ob man auch in keinem einzelnen Falle sagen könne, dafs man erziehe, wenn man nicht zugleich unterrichtet, und ob es möglich sey, zu unterrichten, ohne zu erziehen. Der Vf. wird gewifs zugeben, dafs eine scharfe Abgrenzung und genaue Bestimmung dieser Begriffe hier am rechten Orte gewesen wäre; aber sie findet sich weder hier, noch anderswo.

Das Werk selbst ist in drey Bücher abgetheilt. Das erste führt den *Zweck der Erziehung* zur Ueberschrift. Aber ohne diesen ersten und wichtigsten Gegenstand auch nur mit einem Wort zu berühren, ohne eine einzige leitende Idee anzubringen, und ohne eine einzige leitende Idee anzubringen, und ohne den Theilungsgrund für die folgenden Abtheilungen anzugeben, fängt der Vf. das erste Cap., der Leser weifs nicht woher, *von der Regierung der Kinder* an. Gleich im Anfange räumt der Vf. ein, dafs man darüber streiten könnte, ob dieses Capitel überall in die Pädagogik gehöre, aber er schliefst diesen Streit nicht, und führt keine Gründe an, warum es dahin gehöre. Er meint, die Sorge für Geistesbildung, welche er Erziehung nennt, sey wesent-[86]lich verschieden von derjenigen Sorge, welche blofs Ordnung gehalten wissen will, und worunter er Regierung versteht. Aber seine Diefinition der Erziehung ist offenbar zu enge, und daher ist auch der behauptete wesentliche Unterschied der Regierung nicht einzu-

sehen. Wie wenn ein Anderer die Erziehung so definirte, dafs die Sorge für die Ordnung des Zöglings schon in dieser Definition begriffen wäre? Nach dem Vf. erscheinen Regierung und Erziehung als coordinirte Begriffe und als Theilvorstellungen eines Ganzen. Aber sind sie das? Und welches ist dieses Ganze? Das nachmals hinzugefügte Beywort: eigentliche Erziehung, hilft hier nicht aus; denn von einer uneigentlichen hat Rec. keinen Begriff, und der Vf. behauptet ja auch nicht den wesentlichen Unterschied der Regierung von der eigentlichen Erziehung, sondern von der Erziehung überhaupt. Nach dem Folgenden sollte man glauben, der Vf. sey der Meinung, dafs das Capitel von der Regierung gar nicht in die Pädagogik gehöre, weil er sie als eine Last den Erziehern abgenommen wissen will. Da aber doch vielleicht Manchen, sagt der Vf., die sich verurtheilt sehen, mit den Kindern zu leben (welche Sprache in einer Pädagogik!), die den Aeltern eine Last ist, noch als der angenehmste Theil ihrer Pflichten erscheint: daher möchte man dem Schriftsteller, der davon in einer Pädagogik schwiege, leicht sagen, er verstehe nicht zu erziehen (?), und daher schweigt denn auch unser Vf. davon nicht. Welche Consequenz und welche Bestimmungsgründe! — Aber der Vf. meint ferner, der Schriftsteller über Pädagogik würde sich selbst über dieses Schweigen tadeln müssen (und die Gründe?), „denn so wenig es jenen verschiedenartigen Geschäften wohl thut, wenn sie ganz zusammengehäuft werden, eben so wenig ist es in der Ausführung möglich, sie ganz zu sondern u. s. w.“ Das ist also der Grund, warum in einer Pädagogik von der Regierung der Kinder die Rede seyn mufs? — Gleich darauf heifst es: „Eine Regierung, die sich Genüge leisten will, ohne zu erziehen, erdrückt das Gemüth; und eine Erziehung, die sich um die Unordnung der Kinder nicht bekümmerte, würde die Kinder selbst nicht kennen. Es kann über das nicht Eine Lehrstunde gehalten werden, in welcher man den Zügel der Regierung mit fester, wiewohl leichter Hand zu halten sich überheben dürfte u. s. w.“ Und doch fragen wir: soll ein so wesentlicher Unterschied zwischen beiden Statt finden? Doch soll dem Erzieher die Regierung abgenommen werden? Und wer soll denn in der Lehrstunde den Zügel halten? Wenn beide so innig mit einander verbunden sind, wie hier behauptet wird, und wenn eine ohne die andere nicht Statt finden kann und soll: warum bemüht sich denn die Speculation ohne allen Beweis selbige zu trennen? Nach unserer Ueberzeugung widerspricht die Absonderung der Kinderregierung von der Erziehung dem Zweck der Erziehung, und es gehört das in Ordnung halten und den wilden Ungestüm bändigen ebenfalls zur Erziehung, weil beides, so wie [87] Alles, was in Beziehung auf das Kind geschieht, so eingerichtet werden mufs, dafs es nicht dem Gemüthe und der Sittlichkeit des Kindes schade, sondern förderlich werde, und weil die Mittel dazu einzig und allein nach dem Zweck der Erziehung gewählt und angewandt werden müssen. Der Erzieher hört in allen seinen Verhältnissen zum Kinde nie auf, Erzieher zu seyn; er wird nie Polizeydiener, und läfst es nie aus der Acht, dafs sein Zögling ein zur Vernunft geborner Mensch ist. Alle Mafsregeln, welche er anwendet, um seinen Zögling in Ordnung zu halten, unterstützt er mit vernünftigen Gründen, damit das Kind nicht aus fremdem Zwange, sondern durch eigene freye Selbstbestimmung handle. Seine Maxime mufs seyn, in Allem Ueberzeugung und Neigung zu erwecken, und nicht blofs etwas erzwingen zu wollen. Nie wird er daher auch in der Ausübung von sich sagen können: jetzt regiere ich blofs, und jetzt erziehe ich, und jetzt thue ich beides, sondern Alles, was er in Beziehung auf seinen Zögling thut, er mag drohen, verbieten, loben, tadeln, belohnen, strafen, unterrichten u. s. w., ist Eins, ist Erziehung. Und kennt der Vf. nicht noch andere Mafsregeln, um seinen Zögling in Ordnung zu halten, und dessen wilden Untgestüm zu bändigen, als Drohung, Zwang, Aufsicht u. s. w. Kann dieſs nicht weit zweckmäfsiger durch Erweichung seines Sinnes, durch Rührung, durch vernünftige Ueberzeugung, und in der Lehrstunde durch den interessanten, lebendigen und lichtvollen Vortrag geschehen? Und sind nicht gerade dieses die stärksten Zügel in der Hand des Erziehers? So beweiset denn sowohl der Zweck, den der Erzieher beym Ordnunghalten hat, als auch die Mittel, die er dazu anwendet und anwenden kann, dafs die von dem Vf. sogenannte Regierung eine in der Erziehungstheorie unrichtige, und in der Praxis unnütze, ja schädliche Absonderung von der Erziehung ist.

In dem 1. Abschnitt giebt uns der Vf. den *Zweck der Kinderregierung* an. Nach ihm ist er, ohne Anführung eines Theilungsgrundes, mannichfaltig: theils Vermeidung des Schadens, für Andere und für das Kind selbst, sowohl jetzt als künftig; theils Vermeidung des Streits als Mifsverhältnifs an sich; theils endlich Vermeidung der Collision, in welcher die Gesellschaft zum Streit, ohne vollkommen befugt zu seyn, sich genöthigt

finden würde. Aber Alles, meint der Vf., kommt darin zusammen, dafs diese Regierung *keinen Zweck im Gemüthe des Kindes zu erreichen hat*, sondern dafs sie nur Ordnung schaffen will. Und doch fügt er unmittelbar hinzu, dafs der Regierung die Cultur der kindlichen Seele dennoch gar nicht gleichgültig seyn könne. Wir finden dieses ganze Räsonnement schwankend und unbestimmt, und glauben unsere Gründe angegeben zu haben, warum wir ganz entgegengesetzter Meinung seyn müssen. In einem zweyten Abschnitte wird *von den Mafsregeln der Kinderregierung* gesprochen. Die erste ist Drohung, die zweyte ist Aufsicht. Hier ist uns S. 50 folgende Stelle ganz unverständlich: „Kaum darf ich es wagen, über die Aufsicht meine Meinung offen zu sagen. Ich will sie wenigstens nicht weitläuftig und nicht dringend darstellen, sonst möchten Aeltern und Erzieher [88] diesem Buche im Ernst eine hinreichende Wichtigkeit beylegen, um schaden zu können u. s. w.“ Ueberhaupt ist hier Alles so unbestimmt dargestellt, dafs dadurch Niemand zu einer deutlichen Einsicht gelangt. Kaum ist die Aufsicht als das Mittel angeführt, dessen die Regierung der Kinder nicht entbehren kann: so werden auch schon so viele höchst gefährliche Folgen einer strengen Aufsicht angegeben, dafs bey solcher Gefahr jeder Erzieher den Entschlufs fassen wird, lieber gar keine Aufsicht zu halten, zumal da der Vf. kein Kriterium für die von ihm angeführten, so verschieden und entgegen wirkenden Arten von Aufsicht kennen lehrt, nämlich für die Aufsicht, welche sehr heilsam ist, für die wenig gefährliche in den frühesten Jahren und in kürzern Perioden besonderer Gefahr, und für die höchst gefährliche, lange fortgesetzte Aufsicht. „Für solche Fälle (einer besonderen Gefahr), die als Ausnahmen zu betrachten sind, fährt der Vf. fort, mufs man die gewissenhaftesten und unermüdetsten Beobachter wählen (das findet Rec. nicht mehr wie billig; aber das Folgende vermuthet doch wohl kein Leser?) — nicht ächte (?) Erzieher, die man hier um so mehr mifsbrauchen würde, je weniger zu vermuthen ist, dafs für sie diese Fälle Gelegenheiten seyn könnten, ihre Kunst zu üben u. s. w.“ Wo in aller Welt sollen denn die ächten Erzieher bessere Gelegenheiten zur Uebung ihrer Kunst finden? — Mit einer gewissen Selbstgefälligkeit über den vermeintlichen neuen Weg, den der Vf. bisher gegangen war, fährt er fort: „Vielleicht nähere ich mich wieder den übrigen Pädagogen, indem ich zu den Hülfen fortgehe, welche die Regierung der Kinder sich in ihren Gemüthern bereiten mufs; — Autorität nämlich und Liebe u. s. w.“ Diese Annäherung beweist aber deutlich genug, dafs der Vf. nicht hätte sollen sich entfernen wollen; denn wenn die Regierung zum Ordnunghalten bedarf, dafs das Kind Achtung und Liebe gegen den Regierer habe; so ist es ja nichts als Wortspielerey, wenn man den Regierer vom Erzieher, und die Regierung von der Erziehung unterscheiden will. Unter mehreren unerwiesenen und unerweislichen Behauptungen hören wir hier denn auch, dafs die Sache der Erziehung erst anfangen kann, nachdem die Regierung fertig ist. Bis dahin mufsten wir glauben, der Vf. hätte den Erziehungsweg nur der Länge nach gespalten, weil er behauptete, man könne nicht regieren ohne zu erziehen u. s. w.; hier aber erfahren wir wieder, dafs er ihn der Queere nach durchschnitten hat, und dafs erst die Regierungshälfte zurückgelegt sein mufs, ehe man zur Erziehungshälfte kommt. Wer kann das mit einander reimen? Hätte der Vf. doch wenigstens ein Kennzeichen angegeben, nach welchem man beurtheilen könnte, wann die Regierungsperiode beendigt ist, und man der Erziehung Platz machen mufs, zumal da er im dritten Buch zu noch gröfserer Verwirrung sogar die Zucht und den Unterricht noch zwischen beide stellt, so dafs wir auf einander folgend Regierung, Zucht, Unterricht und Erziehung bey unserem Zögling anzuwenden haben.

[89] Wir übergehen die beiden folgenden Abschnitte, welche von der Regierung gehoben durch Erziehung, und von den Vorblicken auf die eigentliche Erziehung handeln, weil das in ihnen enthaltene Wahre bekannt, und das Halbwahre und Unwahre von keiner Bedeutung ist.

Zweytes Cap. *Eigentliche Erziehung.* Der Vf. will sich in den Dispüt über das zu viel Erziehen und über das gar nicht Erziehen nicht einlassen, sondern sagt: „Es fragt sich ja für uns blofs: Können wir Zwecke des künftigen Mannes voraus wissen, welche frühzeitig statt seiner ergriffen und in ihm selber verfolgt zu haben er uns einst danken wird? Alsdann brauchts keiner weiteren Gründe (wofür), wir (wer?) lieben die Kinder (wessen?) und lieben in ihnen den Menschen; — die Liebe liebt die Bedenklichkeiten nicht, so wenig als sie auf kategorische Imperative wartet.“ Was liegt denn nun in dieser Frage? und wie pafst dazu die Folgerung, da hier von den Bewegungsgründen zur Kindererziehung gar nicht die Rede ist. Ueber den Inhalt der Frage selbst werden wir sogleich Gelegenheit haben uns zu erklären. Im ersten Abschnitt wirft der

Vf. die Frage auf: Ist der Zweck der Erziehung einfach oder vielfach? Er spricht aber nachher nicht von einem einfachen und vielfachen, sondern von einem und von mehreren Zwecken, er hätte also auch fragen sollen, ob es einen oder ob es mehrere Zwecke der Erziehung gebe. Dieser Abschnitt, welcher das Fundament des ganzen Lehrgebäudes enthält, bedarf einer besonders scharfen Prüfung. Dafs sich die Denker, wie der Vf. es ihnen vorwirft, durch das Streben nach wissenschaftlicher Einheit oftmals verführen lassen, das künstlich in einander drängen und aus einander deduciren zu wollen, was seiner Natur nach als Vielesn eben einander steht, ist freylich ein schlechter Beweis ihrer Denkkraft; aber ein noch schlechterer ist es, wenn dieses Streben nach wissenschaftlicher Einheit absichtlich aufgegeben, und das, was seiner Natur nach aus einander fliefst, und Ein Ganzes ausmacht, nicht consequent behandelt und aus Einem Princip abgeleitet wird. Solche Mifsgriffe (nämlich die ersteren), meint der Vf., berühren die [90] Pädagogik nicht (woher denn nicht?), aber wir glauben, letztere sollten sie noch viel weniger berühren. Der Vf. gesteht selbst ein, dafs sich das Bedürfnifs fühlbar mache, das Ganze eines so unermefslich vieltheiligen, und doch in allen seinen Theilen innigst verbundenen Geschäfts, wie die Erziehung es ist, in Einen Gedanken fassen zu können, aus welchem Einheit des Plans und concentrirte Kraft hervorgehe. Er meint, das Resultat, welches die pädagogische Forschung ergeben mufs, um vollkommen brauchbar zu seyn, könne der Einheit nicht entbehren, und dadurch werde man getrieben, auch Einheit des Princips, aus welchem jenes Resultat erwartet wird, zu fordern und vorauszusetzen. Wir wollen dem Vf. zur Widerlegung seines falschen Schlusses nicht weitläuftig beweisen, dafs er die Folge zum Grund, und den Grund zur Folge gemacht hat, weil man nicht wissen kann, dafs die Erziehung ein in allen seinen Theilen so innigst verbundenes Geschäft ist, und dafs das Resultat der pädagogischen Forschung Eins seyn mufs, wenn man nicht vorher schon die Einheit des Princips erkannt hat; sondern wir wollen hier hauptsächlich bemerken, dafs der Leser jetzt auf jeden Fall die Aufstellung und Begründung dieses Princips und die Deduction der ganzen Wissenschaft aus demselben erwartete. Aber statt dessen liest er (was gar nicht hierher gehört), dafs es dabey auf Zweyerley (Dreyerley) ankomme: erstlich, ob man, wenn ja ein solches Princip Statt fände, die Methode kennt, auf Einen Begriff eine Wissenschaft zu bauen (ist denn diese Methode so unbekannt?); zweytens, ob das Princip, welches sich etwa darbietet, wirklich die ganze Wissenschaft ergiebt (thut es dies nicht: so ist es ja nicht das Princip dieser Wissenschaft); drittens ob diese Construction der Wissenschaft und diese Ansicht, welche sie giebt, die einzige sey, oder ob es noch andere, wenn gleich minder zweckmäfsige, dennoch auch natürliche gebe, die man also nicht ganz ausschliefsen könne. Der Vf. beantwortet aber auch diese Fragen der Methodologie nicht, sondern er benachrichtigt den Leser, dafs er in einer Abhandlung, welche der zweyten Auflage seines ABC der Anschauung angehängt ist, den höchsten Zweck der Erziehung, Moralität, nach der Methode, die dort nöthig schien, behandelt habe. Der Leser, welcher damit zwar nicht zufrieden seyn kann, dafs das Fundament einer allgemeinen Pädagogik in einem anderen Buche angelegt ist, hofft denn doch dort wenigstens das erwünschte Princip zu finden; aber auch diese Hoffnung wird ihm wieder benommen: denn [91] er liest S. 78 fg.: „Die Abhandlung selbst kann zeigen, wie dieser Zusammenhang (des Problems der sittlichen Erziehung mit den übrigen Erziehungssorgen) doch nicht genau alle Theile der Erziehung in dem Mafse trifft, dafs wir diese Theile nur, sofern sie in diesem Zusammenhange stehen, zu pflegen Ursache hätten. Vielmehr drängen sich andere Ansichten von dem unmittelbaren Werthe einer allgemeinen Bildung herbey, welche aufzuopfern wir nicht befugt sind. — Demnach (?) ist, meiner Ueberzeugung nach, die Betrachtungsart, welche das Sittliche an die Spitze stellt, allerdings die Hauptansicht der Erziehung, aber nicht die einzige und umfassende. Es kommt hinzu, dafs die Untersuchung, welche in jener Abhandlung angefangen ist, sollte sie durchgeführt werden, ihren Weg gerade mitten durch ein vollständiges System der Philosophie nehmen müfste. Nun aber hat die Erziehung nicht Zeit zu feyern, bis — irgend einmal — die philosophischen Untersuchungen im Reinen seyn werden. Vielmehr ist der Pädagogik zu wünschen, dafs sie so unabhängig als möglich von philosophischen Zweifeln erhalten werde. Aus allen diesen Gründen (?) nehme ich hier einen Weg, der für die Leser leichter und weniger verirrlich, für die Wissenschaft mehr alle Puncte unmittelbar berührend, für das letzte Durchdenken und Zusammenfassen des Ganzen aber in sofern nicht vortheilhaft ist, dafs immer von gespaltenen Rücksichten etwas übrig bleibt, und an der vollkommensten Vereinigung des Mannichfaltigen etwas fehlt."

Diese Stelle enthält ein auffallendes Bekenntniſs unseres Vfs., und erklärt hinlänglich, wie in dieses Buch sich alle die Fehler einschleichen konnten, welche wir oben schon im Allgemeinen angegeben haben. Der Vf. hat, wie wir hier sehen, gar keinen festen Punct, von welchem er ausgeht. Bald nennt er Moralität den höchsten Zweck der Erziehung; bald giebt er die Betrachtungsart, welche das Sittliche an die Spitze stellt, zwar für die Hauptansicht, aber doch nicht für die einzige und umfassende Ansicht der Erziehung aus; bald behauptet er, noch andere Ansichten von dem unmittelbaren Werthe einer allgemeinen Bildung zu kennen, ohne uns mit denselben und ihrem Verhältnisse zum höchsten Zweck und zur Hauptansicht, und ohne uns mit seiner eigenen Ansicht bekannt zu machen. Daher lernen wir auch den von ihm gewählten Weg nicht weiter kennen, sondern wir erfahren von demselben bloſs einige sehr unbefriedigende Eigenschaften. Wenn aber des Vfs. Weg für das letzte Durchdenken und Zusammenfassen des Ganzen in sofern nicht vortheilhaft ist, daſs immer von gespaltenen Rücksichten etwas übrig bleibt, und an der vollkommensten Vereinigung des Mannichfaltigen etwas fehlt: so konnte dieſs schon Beweis genug für ihn seyn, daſs dieser Weg für eine allgemeine Pädagogik, aus dem Zwecke der Erziehung abgeleitet, nicht der richtige sey; denn der rechte Weg einer Wissenschaft muſs keine Rücksicht weder spalten, noch übrig lassen, und das Mannichfaltige vollkommen vereinigen. Auch würde sich im Voraus [92] beweisen lassen, daſs der vom Vf. gewählte Weg nicht der leichtere und und weniger verirrliche seyn könne, wenn der Verfolg es nicht bestätigte; denn nur der Weg, der aus der Grundidee der Wissenschaft ausgeht, ist der leichteste, sicherste und alle Puncte unmittelbar berührende Weg. Uebrigens sind die Gründe, welche den Vf. diesen unkenntlichen Weg einzuschlagen bestimmten, ganz unstatthaft; denn Sittlichkeit ist der höchste und also auch der Alles umfassende Zweck der Erziehung. Nichts in der physischen und geistigen Natur des Menschen ursprünglich Vorhandene, oder durch Erziehung Erzeugte, hat einen unmittelbaren Werth, sondern nur in sofern es zur Sittlichkeit beyträgt. Die Sittlichkeit bestimmt und umfaſst daher auch einzig und allein alle Theile der Erziehung, und ist die alleinige Ursache, warum wir dieselben pflegen müssen. Daſs die Untersuchung, die in jener Abhandlung (über die ästhetische Darstellung der Welt) angefangen ist, wenn sie durchgeführt werden sollte, ihren Weg gerade mitten durch ein vollständiges System der Philosophie nehmen müſste, und warum sie ihn nicht genommen hat, kann uns gleichgültig seyn. Mit jener Untersuchung steht und fällt nicht die Sittlichkeit, die Moralphilosophie und die Pädagogik. Wir verstehen den Vf. sehr wohl, und wissen recht gut, was er damit sagen will: „die Erziehung hat nicht Zeit zu feyern, bis — irgend einmal — die philosophischen Untersuchungen im Reinen seyn werden.“ Indessen damit hat es auch keine Noth. So viel Philosophie, glaubt Rec., besitzen wir schon, um die Moralitit als den höchsten Zweck der Erziehung darzustellen, und auf denselben ein vollständiges System der Erziehung zu gründen. Wie aber der Vf., der noch keine Psychologie, keine eigentliche Erziehungswissenschaft, und hier noch keine Moralphilosophie gelten läſst, sich doch an eine allgemeine Pädagogik machen konnte, ist uns freylich unbegreiflich. Bey diesen Mängeln konnte unmöglich eine andere Pädagogik herauskommen, als die uns hier geliefert wird, und mit welcher weder diejenigen, „welche zu richten, noch welche selbst eine Pädagogik aus eigenen Mitteln zu erbauen“, noch welche die Pädagogik als Wissenschaft zu studiren „sich berufen fühlen“, zufrieden seyn können.

„Aus der Natur der Sache, heiſst es S. 80, kann sich unmöglich Einheit des pädagogischen Zwecks ergeben“ (und wie beweist der Vf. diese Behauptung?), „eben darum, weil Alles von dem Einen Gedanken ausgehen muſs: der Erzieher vertritt den künftigen Mann beym Knaben; folglich welche Zwecke der Zögling künftig als Erwachsener sich selbst setzen wird, diese muſs der Erzieher seinen Bemühungen jetzt setzen; ihnen muſs er die innere Leichtigkeit im Voraus bereiten.“ Wir fragen den Vf., warum denn Alles von diesem Einen Gedanken ausgehen muſs? Bewiesen hat er weder dieses noch den Gedanken selbst, und für ein nothwendiges Vernunftpostulat wird er ihn doch auch wohl nicht ausgeben wollen. Rec. ist der Meinung, daſs in diesem Satze, den der Vf. nun im Widerspruch mit dem beyläufig [93] angeführten höchsten Zweck der Erziehung als den obersten Grundsatz der Pädagogik aufstellt, und auf welchen er seine allgemeine Pädagogik gründet, nicht allein eine Unrichtigkeit behauptet, sondern auch eine baare Unmöglichkeit gefordert wird. Wie kann der Erzieher, ohne allwissend zu seyn, wissen, welche Zwecke der Zögling künftig als Mann sich selbst setzen wird. Und zugegeben, er könnte es: soll denn der Erzieher seinen Zögling dazu

machen, was dieser möglicher Weise werden kann, oder beliebiger Weise werden will, und nicht vielmehr dazu, was er nach seiner Vernunftsbestimmung als Mensch werden soll? Auch wenn ein Zögling als Erwachsener ein Taschenspieler oder falscher Münzer werden will: soll er ihm im Voraus schon die innere Leichtigkeit dazu bereiten? Es kann keinen unglücklicheren Gedanken geben, als diesen, der die Zwecke der Vernunft und Sittlichkeit vernichtet, und von welchem, nach unserem Vf., in der Pädagogik Alles ausgehen soll; denn liefse sich auch gegen seine moralische Tendenz nichts einwenden: so kann doch unmöglich auf ihn eine allgemeine Pädagogik gegründet werden.

Von dieser grundlosen Behauptung, dafs aus der Natur der Sache sich unmöglich Einheit des pädagogischen Zwecks ergeben könne, und von jenem Grundsatze, der so viele Zwecke für die Pädagogik aufstellt, als es einzelne Individuen giebt, schwankt der Vf. wieder auf eine entgegengesetzt scheinende Behauptung herüber. Er will nicht gesagt haben, dafs nicht das Viele der Erziehung sich leicht Einem, oder wenigen (welche Unbestimmtheit!) formalen Hauptbegriffen unterordnen lasse; er spricht hier aber nach einer beygefügten Note blofs von einer logischen Unterordnung, und nicht von einer wissenschaftlichen Deduction aus einem Princip. „Es sondert sich, nach seiner Angabe, das Reich der Zwecke des Zöglings in die Provinz der blofs möglichen Zwecke, die er vielleicht einmal ergreifen möchte, und in die davon völlig abgesonderte Provinz der nothwendigen Zwecke, welche aufser Acht gelassen zu haben, er sich nie verzeihen könnte (ist dieſs das Merkmal des Nothwendigen?) — mit einem Worte, der Zweck der Erziehung zerfällt nach den Zwecken der Willkühr (nicht des Erziehers, noch des Knaben, sondern des künftigen Mannes) und den Zwecken der Sittlichkeit.“ Um eine blofs logische Anordnung der Begriffe war uns hier aber nicht zu thun, sondern um eine philosophische Begründung des Zwecks und um eine wirkliche Ableitung der Wissenschaft aus demselben. Abgerechnet, dafs wir die möglichen Zwecke des künftigen Mannes gar nicht kennen: so wissen wir jetzt auch nicht, in welchem Verhältnifs sie zu den sittlichen Zwecken stehen, ob sie einander subordinirt oder coordinirt seyn sollen; wir bleiben also, aus Mangel an einer gründlichen und philosophischen Behandlung des Gegenstandes, gerade über die wichtigsten Grundbegriffe im Dunkeln, die zur Einheit und Bestimmung der ganzen Wissenschaft dienen sollen.

[94] II. Abschnitt. *Vielseitigkeit des Interesse* — Charakterstärke der Sittlichkeit. 1. Wie kann der Erzieher sich die blofs möglichen Zwecke des Zöglings im Voraus zueignen? Der Vf. läfst die angestellten Begriffe unerklärt und die aufgeworfene Frage unbeantwortet. Obgleich doch gewifs jeder Leser die blofs möglichen Zwecke, die der Zögling künftig vielleicht einmal ergreifen und in beliebiger Ausdehnung verfolgen möchte, sich nicht anders als in Beziehung auf einzelne Objecte denken konnte: so hören wir hier doch, im geraden Widerspruch mit dem Vorigen, dafs das Objective dieser Zwecke, als Sache der blofsen Willkühr, für den Erzieher gar kein (?) Interesse habe, dafs nur das Wollen des künftigen Mannes dem Erzieher Gegenstand seines Wohlwollens, und die Kraft, die ursprüngliche Lust, die Activität Jenes für Diesen ein Gegenstand der Beurtheilung nach der Idee der Vollkommenheit sey (also Kraft, Lust, Activität soll nach der Idee der Vollkommenheit beurtheilt werden, und welches ist denn diese Idee der Vollkommenheit der Kraft, der ursprünglichen Lust und der Activität?); wir hören nun sogar, dafs dem Vf. nicht eine gewisse Anzahl einzelner Zwecke (die wir nach seinem jetzigen Geständnisse überall nicht vorher wissen können), sondern die Activität des heranwachsenden Menschen überhaupt — das Quantum seiner inneren unmittelbaren Belebung und Regsamkeit vorschwebe. Sind dieſs aber nicht lauter Widersprüche? Wie stimmt das eben Gesagte mit des Vfs. Grundgesetz der Erziehung, und mit welchem Grunde kann er dieses Quantum der inneren unmittelbaren Belebung und Regsamkeit die möglichen Zwecke des künftigen Mannes nennen, die er vielleicht einmal ergreifen und in beliebiger Ausdehnung verfolgen möchte? Gehört diese innere unmittelbare Belebung und Regsamkeit, ohne welche sich selbst keine Sittlichkeit denken läfst, nicht eben so gut, als alles Uebrige, was der Vf. dahin rechnen mag, zu den nothwendigen Zwecken, und wird der künftige Mann es sich jemals verzeihen, selbige aufser Acht gelassen zu haben? Nach mehreren unbestimmten Aeufserungen wird endlich S. 85 Vielseitigkeit des Interesse, welche von ihrer Uebertreibung, der Vielgeschäftigkeit (so wird diese also definirt?), unterschieden werden mufs, als erster Theil des pädagogischen Zwecks angegeben, ohne zu bestimmen, ob er zu der Provinz der blofs möglichen oder der nothwendigen Zwecke gehöre. Weil aber die Gegenstände des Wollens, die einzelnen Richtungen selbst (ist dieſs eine Apposition?) uns keine mehr als die andere interessiren

(ist das wahr?): so wird noch, damit nicht Schwäche neben der Stärke mifsfalle (welch ein Grund! und ist dieſs bloſs ein Grund des Hinzufügens oder der vielseitigen Bildung selbst?), das Prädicat: gleichschwebende Vielseitigkeit, hinzugefügt, wodurch der gewöhnliche Ausdruck: harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte, erreicht seyn soll; welchen Ausdruck der Vf. deſshalb verwirft, weil er sich eine Vielheit von Seelenkräften und eine Harmonie verschiedenartiger Kräfte [95] nicht denken kann. Anstatt daſs also die Pädagogiker vormals sagten: Bilde die Kräfte deines Zöglings harmonisch aus: so würde unser Vf. sagen: Bringe in deinem Zöglinge eine gleichschwebende Vielseitigkeit des Interesse hervor, welches Rec. sich so übersetzt: Mache, daſs er für Vieles gleich empfänglich werde. Da aber beide Sätze nicht Einerley aussagen, und ersterer eine Selbstthätigkeit, letzterer eine Receptivität des Kindes beabsichtigt: so konnte der Vf. doch nicht ohne Beweis den seinigen für den gewöhnlichen setzen. Und womit will er beweisen, daſs wir das Kind für Alles gleich empfänglich und theilnehmend machen sollen? Er hätte sich an die Vielheit und Harmonie der Seelenkräfte nicht stoſsen sollen, da er ja so wie jeder Andere es weiſs, daſs deſshalb nicht die Seele in mehrere Kräfte eingetheilt wird, weil zur Bezeichnung ihrer verschiedenen Functionen von einer Mehrheit der Kräfte gesprochen wird. Und wird die Sache dadurch besser, wenn er künftig anstatt von Kraftäuſserungen des Gemüths von verschiedenen Gemüthszuständen spricht, z. B. von dem erkennenden und theilnehmenden Gemüthszustande? Auf keinen Fall wird die innere unmittelbare Belebung und Regsamkeit durch die gleichschwebende Vielseitigkeit des Interesse auf eine schickliche Art bezeichnet: denn jene drückt das aus, was wir formelle Ausbildung der Seelenkraft nennen; Vielseitigkeit des Interesse aber weiset offenbar auf den Stoff hin, auf welchen die Seele gerichtet, und für welchen sie empfänglich und theilnehmend gemacht werden soll. In der Folge vergiſst sich auch der Vf., und spricht von Interesse und Interessen, so wie von Seelenkräften. 2. Wie soll der Erzieher sich den nothwendigen Zweck des Zöglings zueignen? Auch diese Frage wird nicht beantwortet: dagegen wird auf eine kräftige und würdige Art das Ziel der sittlichen Bildung aufgestellt. Den sonderbaren Schluſs dieses Abschnittes übergehen wir, weil uns nur um das Wichtige zu thun ist. 3. Individualität des Zöglings als Incidenzpunct. Für den Zweck der Erziehung wird hier die bekannte negative Bestimmung angegeben: die Individualität so unversehrt als möglich zu lassen; von dem Incidenzpuncte aber erfahren wir nichts. 4. Ueber das Bedürfniſs, die zuvor unterschiedenen Zwecke zu vereinigen. Der Vf. führt zwar dieses Bedürfniſs an, aber er befriedigt es nicht. Wenn er sagt: „Aus Einem Puncte konn-[96]ten wir unsere pädagogische Absicht nicht entwickeln, ohne den mannichfaltigen Aufforderungen, die in der Sache liegen, das Auge zu verschlieſsen: in Einen Punct zurückführen müssen wir denn wenigstens (warum?), was Zweck eines einzigen Plans seyn soll“: so läſst sich diese falsche und mit sich selbst in Widerspruch stehende Behauptung nach dem von uns bereits Gesagten würdigen. Wer Einen Punct hat, worauf er das ganze Geschäft der Erziehung zurückführen kann, der hat auch Einen Punct, aus welchem er es entwickeln kann; denn dieser Eine Punct ist in beiden Fällen derselbe, und wird nur nach unserer verschiedenen Ansichten Anfangs- oder End-Punct. Hätte der Vf. diesen Einen Punct, d. h. den alleinigen Zweck aller Erziehung, gehörig ins Auge gefaſst, und daraus die ganze Erziehungslehre entwickelt: so würde die Anlage und die Ausführung seines Werks ganz anders ausgefallen seyn. Er würde dann nicht, wie es jetzt der Fall gewesen ist, auf so verschiedene Zwecke gestoſsen seyn; er würde sich also auch nicht haben bemühen dürfen, selbige zu vereinigen, sondern alle jene verschiedenen und möglichen Zwecke würden sich ihm als Mittel dargestellt haben, den alleinigen höchsten Zweck der Erziehung zu erreichen. Durch die aufgeworfenen Fragen: Ist die Individualität mit der Vielseitigkeit verträglich? Wie steht die Individualität zum Charakter? Wie wird doch die Vielseitigkeit sich es gefallen lassen, in die engen Schranken der Sittlichkeit einzukriechen; und wie wird die ernste Einfachheit der sittlichen Demuth es aushalten, in die bunten Farben eines mannichfaltigen Interesse geleidet zu werden? Deſsgleichen durch die Aeuſserung: das Individuum ist höckerig; die Vielseitigkeit ist eben, glatt und rund u. s. w., werden die Schwierigkeiten unnütz gehäuft, aber weder hier, noch in den folgenden Abschnitten befriedigend gehoben. Des Vfs. Vortrag, der sich geflissentlich in eine affectirte Sprache kleidet, ist durchaus nicht dazu geeignet, eine deutliche Einsicht selbst in die leichtesten Gegenstände zu bewirken. Schwerlich wird daher der Leser weder die Begriffe noch die Verträglichkeit der Individualität, der Vielseitigkeit und des Charakters kennen lernen. Des Vfs. Resultat ist: „Je weiter die Individualität in die Vielseitig-

keit verschmolzen ist, desto leichter wird der Charakter seine Herrschaft im Individuum behaupten."

[97] Zweytes Buch. *Vielseitigkeit des Interesse.* I. Cap. *Begriff der Vielseitigkeit.* Obgleich schon in mehreren Abschnitten des ersten Buchs von der Vielseitigkeit des Interesse gesprochen worden ist: so wird doch hier erst die Definition dieser Begriffe aber auch nicht gegeben, sondern nur durch die Aufschrift versprochen. Wir erfahren von der Vielseitigkeit nichts weiter, als dafs der Sprachgebrauch ihr vielleicht noch kein hinreichend scharfes Gepräge gegeben, dafs Jemand statt dessen den Ausdruck Allseitigkeit vorgeschlagen habe, dafs es dem Vf. vielleicht in der Folge gelingen werde, alle Hauptseiten der Vielseitigkeit vollständig aufzuzählen, dafs (aus sehr unbefriedigenden Gründen) Vielseitigkeit der bezeichnendste Ausdruck sey, und dafs hier das Subjective vom Objectiven der Vielseitigkeit unterschieden werde. Wenn Vielseitigkeit des Interesse erklärt werden soll: so, glauben wir, hätte erst der bestimmte Begriff (Interesse), und dann der bestimmende Begriff (Vielseitigkeit) erklärt werden müssen, aber hier ist gerade umgekehrt verfahren; daher verstehen wir auch nicht, was denn durch die Vielseitigkeit ausgedrückt und bezeichnet werden soll. Nach einer ganz unerwarteten Schilderung des Flattersinnigen heifst es auf einmal: „Jetzt ist die Entwickelung vorbereitet, 1. Vertiefung und 2. Besinnung." Kein Mensch sieht ein, wovon und wodurch eine Entwickelung vorbereitet ist, und wie der Vf. von der Vielseitigkeit auf diese beiden Gegenstände kommt, da er kein einziges Wort zur Einleitung und Eintheilung vorangeschickt hat. Eine Definition erwartet man wieder vergebens; denn der Vf. fertigt den Leser mit folgenden Worten ab: „Wer jemals sich irgend einem Gegenstande menschlicher Kunst (also der Natur nicht?) mit Liebe hingab, der weifs auch, was Vertiefung heifst." In der Folge wird auch von Vertiefungen und Besinnungen gesprochen. Von beiden lernen wir noch Folgendes: „Dem Vielseitigen sind viele Vertiefungen angemuthet. Die Vertiefungen schliefsen einander, sie schliefsen eben dadurch (?) die Besinnung aus, in welcher sie vereinigt seyn müfsten." (Müfsten? Warum sind sie es nicht? und [98] wenn sie es sind: so schliefsen die Vertiefungen die Besinnung nicht aus.) „Gleichzeitig kann das, was wir fordern (was ist das?), nicht seyn, es mufs also auf einander folgen. Erst Eine Vertiefung, dann eine andere, dann ihr Zusammentreffen in der Besinnung! (Da sind sie ja denn doch gleichzeitig.) Aber es kommt noch darauf an, was die Vertiefungen ergeben werden, wenn sie zusammentreffen. (Und was ergeben sie denn?) Nimmermehr eine reiche Besinnung — (weifs nun der Leser, was sie ergeben?) folglich keine wahre Vielseitigkeit. (Was also? Der Vf. sagt statt dessen) — wofern sie etwas Widersprechendes zusammenbringen." Rec. kann durchaus nicht einräumen, dafs durch dieses ganze Räsonnement die Wissenschaft auch nur im Mindesten gewonnen habe. Ihm scheint aus allen diesen Vertiefungen, ihrem Zusammentreffen und Durchdringen in der Besinnung und der daraus entspringenden Vielseitigkeit der simple Gedanke hervorzugehen: Der Mensch mufs so Viel und so gründlich wie möglich durchdenken, und dieses Gedachte in seinem Bewufstseyn zu einem geordneten Ganzen verbinden. Der Vf. will nicht eine Mehrheit von Seelenkräften gelten lassen, aber er behandelt die Vielseitigkeit, Vertiefung, Besinnung u. s. w. ebenfalls wie Kräfte, und personificirt die Thätigkeiten und Zustände des Gemüths, wodurch seine Sprache bey den leichtesten und gemeinsten Gedanken abstract klingt und unverständlich wird. Beweise hiervon liefert das ganze Buch, und gleich der folgende Abschnitt, welcher Klarheit, Association, System, Methode zur Ueberschrift hat. Hier heifst es: „Die Vertiefungen sollen wechseln; sie sollen in einander und in die Besinnung übergehen; die Besinnung wiederum in neue Vertiefung. Aber jede für sich ist ruhend. Die ruhende Vertiefung, wenn sie nur reinlich ist und lauter, sieht das Einzelne klar. (Ist der Vf. hier nicht zu sehr in die Vertiefungen gerathen? Rec. mufs es wenigstens aufgeben, ihm bis in die ruhende Vertiefung zu folgen, die, wenn sie nur reinlich und lauter ist, das Einzelne klar sieht.) Denn alsdann nur ist sie lauter, wenn Alles, was im Vorstellen eine trübe Mischung macht, fern bleibt. (Heifst das nicht, wenn sie nicht unlauter gemacht wird?) Ruhende Besinnung sieht das Verhältnifs des Mehreren, sie sieht jedes Einzelne als Glied des Verhältnisses an seinem rechten Ort u. s. w." Jetzt folgen endlich ein paar Definitionen, denen der Vf. sonst so abhold zu seyn scheint; aber der Leser wird gewifs darüber lächeln. „Die reiche Ordnung einer reichen Besinnung heifst (— ?) System; der Fort-[99]schritt der Besinnung ist Methode." Viele brauchen das Wort, sagt der Vf., die von der Sache nichts wissen. (Ob sie es jetzt gelernt haben, zweifeln wir.) „Das schwere Geschäft, zur Methode zu bilden, erliefse man im Grofsen (?) wohl dem Erzieher; — wie unerläfslich es sey, das eigene päda-

gogische Denken methodisch zu beherrschen, — wenn das die gegenwärtige Schrift nicht fühlbar macht: so gewinnt sie nichts über den Leser u. s. w.“ Rec. muſs versichern, daſs sie es fühlbar macht, aber nicht zum Lobe des Vfs.

II. Cap. *Begriff des Interesse.* Der Begriff des Interesse soll dem Vf. entstanden seyn, indem er gleichsam etwas abbrach von den Sprossen der menschlichen Regsamkeit, indem er der inneren Lebendigkeit zwar keineswegs ihr mannichfaltiges Hervortreten, aber wohl ihre letzten Aeuſserungen versagte. Hat der Vf. bei diesen Worten wirklich etwas gedacht? Ausgedrückt hat er sich wenigstens so, daſs wohl kein Leser etwas dabey denken kann. 1. Interesse und Begehrung. „Das Interesse steht in der Mitte zwischen dem bloſsen Zuschauen und Zugreifen, entwickelt sich im Zuschauen, und erhebt sich dadurch über die bloſse Wahrnehmung, daſs bey ihm das Wahrgenommene den Geist vorzugsweise einnimmt, und sich unter den übrigen Vorstellungen durch eine gewisse Causalität gelten macht.“ Auch diese Merkmale und Vergleichungen geben uns keinen bestimmten Begriff. 2. Merken, Erwarten, Fodern, Handeln. So werden die ferneren Zustände des beschäftigten Gemüths bezeichnet, aber, wie gewöhnlich, ohne allen Eintheilungs- und Beweis-Grund. Auffallend ist es, warum der Vf. das Vertiefen in Begehrungen unrühmlich nennt, da dieſs doch nach seiner eigenen Behauptung der Uebergang zum Handeln ist. Zur Probe des Räsonnements unseres Vfs. diene hier noch folgende Stelle S. 136: „Das geduldige Interesse kann nie zu reich werden; und das reichste Interesse wird am ersten geduldig bleiben. In ihm besitzt der Charakter eine Leichtigkeit, seine Entschlieſsungen zu vollziehen, die ihn auf allen Wegen begleitet, ohne durch Ansprüche seine Plane zur kreuzen.“ Der Leser stelle nun einmal alle diese Begriffe, nämlich Vielseitigkeit, Besinnung, reine und reiche Besinnung, Vertiefung, ruhende, reinliche und lautere Vertiefung, Besinnungen und Vertiefungen, Klarheit, Association, System, Methode, geduldiges und reicheres Interesse, Begehrung, Merken, Erwarten, Fordern und Handeln neben einander, und frage sich, ob er ihre Beziehung auf einander und auf das zu erziehende Subject kennen gelernt habe, und ob er alle diese Begriffe, die doch zur Erklärung der Vielseitigkeit des Interesse dienen sollen, in einen verständlichen Satz zusammenzufassen im Stande sey.

III. Cap. *Gegenstände des vielseitigen Interesse.* Jedermann glaubt nun, der Vf. werde jetzt von interessanten Gegenständen handeln, da er selbst sagt: „Das Interessante ist es, was die Vertiefungen verfolgen und die Besinnungen sammeln sollen;“ ferner: „Die Sphäre des Interessanten haben wir nun zu durch-[100]wandern.“ Er fügt aber unmittelbar hinzu: „Aber werden wir es unternehmen, die Summe der interessanten Dinge aufzuzählen? Werden wir uns in die Objecte verlieren, um in dem Katalog der nützlichen Lectionen keinen wissenswürdigen Gegenstand zu vergessen? Hier dunstet uns die schwüle Atmosphäre der Verlegenheit entgegen u. s. w.“ Und auf einmal lesen wir wieder: „Ein kleiner Fehler der Ansicht ist zu verbessern. Man vergesse nicht über dem Interessanten das Interesse; man classificire nicht Gegenstände, sondern Gemüthszustände.“ Rec. muſs gestehen, daſs er diese Darstellung ganz possierlich findet. Es kann hier doch nur von des Vfs. Fehler der Ansicht die Rede seyn; denn wenn er von dem Interessanten zu handeln verspricht: so kann man sich doch nichts Anderes, als einen interessanten Gegenstand, und nicht das Interesse im subjectiven Sinne, als Gemüthszustand darunter denken. Wenn man nun auch Gemüthszustände classificirt, so wie der Vf. es im ersten Abschnitt mit der Erkenntniſs und Theilnahme thut: so sind Erkenntniſs und Theilnahme, oder wie wir uns ausdrücken würden, der Zustand des erkennenden und der Zustand des theilnehmenden Gemüths zwar als interessante Gegenstände der Reflexion anzusehen; der Vf. spricht aber nicht von Reflexion, sondern er führt die Gemüthszustände: Erkenntniſs und Theilnahme als Gegenstände von dem Gemüthszustande Interesse an. Was ist denn nun aber damit gesagt und gewonnen, und mit welchem Grunde theilt der Vf. den Gemüthszustand des Menschen in die beiden Gemüthszustände Erkenntniſs und Theilnahme? Wie stehts denn mit dem dritten Gemüthszustande, Interesse genannt? Sollen jene beiden etwa die Theilungsglieder von diesem seyn? Das können sie ja aber nicht; denn sie sind ja die Gegenstände des Interesse. 2. Glieder der Erkenntniſs und Theilnahme. Rec. kann sich unter dem Gliede eines Gemüthszustandes durchaus nichts denken. Und welches sind denn diese Glieder? Von dem Gemüthszustande, Erkenntniſs genannt, sind es das Mannichfaltige, seine Gesetzmäſsigkeit und seine ästhetischen Verhältnisse, und von dem Gemüthszustande, Theilnahme genannt, sind es Menschheit, Gesellschaft, und das Verhältniſs beider zum höchsten Wesen. Also die Gesellschaft z. B. ist ein Glied eines Gemüthszustandes, nämlich der Theilnahme?

Rec. gesteht sein Unvermögen, darin einen Sinn zu finden. Noch verworrener wird die Sache dadurch, dafs der Vf. diese Glieder als Gegenstände der Gemüthszustände aufführt; denn er sagt: Erkenntnifs *des* Mannichfaltigen u. s. w., Theilnahme *an* Menschheit u. s. w. Und wie ist der Vf. denn auch zu diesen Gliedern gekommen? „Weil es nur Vielseitigkeit seyn soll, sagt er: so bemühen wir uns nicht um Theilungsgründe, blofs um reinen Gegensatz der Glieder. Man versuche, ob man ihrer mehr finden kann." Mit welchen Gründen doch der Leser immer abgefertigt wird! Warum soll es denn nur Vielseitigkeit seyn? Und ist die Art und Zahl dieser Glieder nicht ganz willkührlich angenommen? Den reinen Gegensatz und die specifische Verschiedenheit dersel-[101]ben sehen wir gleichfalls nicht ein. Steht das Mannichfaltige und seine Gesetzmäfsigkeit im reinen Gegensatz? Die Gesetzmäfsigkeit sagt ja etwas aus, was dem Mannichfaltigen zukommt. Eben so liegt ja der Begriff der Menschheit in dem Begriff der Gesellschaft. Wie können diese also im Gegensatz und specifisch verschieden seyn?

IV. Cap. *Unterricht.* „Den Menschen der Natur überlassen oder gar derselben zuführen und anbilden zu wollen, ist thöricht; denn was ist die Natur des Menschen?" Hier verwechselt der Vf. die Natur überhaupt, und die Natur des Menschen; auch beantwortet er die aufgeworfene wichtige Frage nicht. 1. Unterricht als Ergänzung von Erfahrung und Umgang. 2. Stufen des Unterrichts. In diesen beiden Abschnitten kommen mehrere, wenn gleich nicht neue, doch beherzigungswerthe Wahrheiten vor; wobey blofs zu bedauern ist, dafs der Vf. sie durchaus in seine dunkle Sprache und in seine willkührliche Abtheilung des Interesse zwängen will. Vieles von dem, was S. 150 gesagt wird, pafst doch nur auf den schlechten Unterricht. Und warum stellt der Vf. dem Unterricht die Anschauung entgegen? Läfst sie sich nicht damit verbinden, und wird nicht durch jeden guten Vortrag auch die Anschauung in Anspruch genommen? Warum soll denn mit dem Unterricht Zwang verbunden seyn, und mit der Anschauung nicht? Ist's für den gegenwärtigen Fall nicht einerley, ob der Schüler zum Anschauen in die Natur oder in die Classe geht? Aber der Vf. wollte eigentlich nicht die Anschauung, sondern die Erfahrung dem Unterricht entgegensetzen. Doch auch diese stehen nicht in Opposition; denn auch die Erfahrung unterrichtet, und der Unterricht kann wieder so gegeben werden, als wenn, und dafs der Schüler Alles selbst erfährt. Wozu S. 151 die Herabsetzung, und S. 154 die Erhebung des Unterrichts? — Die Resultate werden auf folgende Art angegeben: „Allgemein soll der Unterricht zeigen, verknüpfen, lehren, philosophiren. In Sachen der Theilnahme sey er anschaulich, continuirlich, erhebend, in die Wirklickeit eingreifend." Warum er so, und nicht anders, und nicht weniger oder mehr thun und seyn soll, wird wieder nicht bewiesen, sondern es wird blofs gesagt, dafs man diese Worte leicht deuten wird. Heifst das aber einen Gegenstand wissenschaftlich behandeln? — 3. Materie des Unterrichts. „Die Materie liegt in den Wissenschaften. Jedermann frage sich selbst, was in seinem Wissen der blofsen Erkenntnifs, was der Theilnahme zugehöre." Was der Vf. aber S. 179 als Antwort anführt, enthält nicht Gemüthszustände, sondern wissenschaftliche Objecte, z. B. Mathematik. Die darauf folgende sonderbare Digression verhilft nicht zur Kenntnifs der Materie des Unterrichts. Wollte der Vf. die Gegenstände des Unterrichts in Beziehung auf die von ihm gemachte Eintheilung der Gemüthszustände, d. i. auf Erkenntnifs und Theilnahme, stellen: so hätte er das Charakteristische derselben angeben sollen. Aber lassen sich die Gegenstände des Wissens nach Erkenntnifs und Theilnahme eintheilen? Gehört nicht alles Wissen der Erkenntnifs an, und läfst sich nicht mit allem Wissen eine Theilnahme verbinden? Nach unserer Ansicht zeigt sich jetzt ganz [102] deutlich, in welche Verwickelungen und Widersprüche der Vf. dadurch gerathen ist, dafs er ohne allen Grund von der Vielseitigkeit des Interesse, überhaupt von Gemüthszuständen ausging, nach diesen auch den Unterricht classificirte, jetzt aber die Materie des Unterrichts in den Wissenschaften sucht, und auf diese die Gemüthszustände gewaltsam anpassen will. Unlogisch ist es, wenn S. 182 in dem Cap., in welchem von der Materie des Unterrichts die Rede ist, die Abhandlung über einzelne Gegenstände des Unterrichts in das folgende Capitel, welches vom Gange des Unterrichts handelt, verwiesen wird. Bis hieher haben wir von der Materie des Unterrichts weiter nichts gelernt, als dafs sie in den Wissenschaften liege. S. 182 heifst es: „Der Unterricht betrifft Sachen, Formen und Zeichen." Was darüber gesagt wird, ist höchst unbefriedigend. Formen heifsen S. 182 das Allgemeine, S. 186 das Abstracte, und S. 188 einzelne Merkmale, die in den Sachen bey einander sind. „Sachen sind dem Knaben nichts anderes, als die gegebene Complexion derjenigen Merkmale, die wir in der Abstraction herausheben und abgesondert betrachten;" und weiter unten heifst es:

„Unglücklicher Weise ist es Niemanden, selbst nicht unseren Philosophen geläufig, Sachen als Complexionen von Merkmalen zu begreifen.“ So bleibt denn in der Welt Keiner übrig, dem dieses geläufig ist zu begreifen, als unser Vf. Wie konnte denn aber der Vf. sagen, dafs den Knaben die Sachen solche Complexionen sind? — 4. Manieren des Unterrichts. Ueber diesen wichtigen Begriff, besonders wenn wir ihn mit der Methode in Vergleichung stellen, ist so gut wie gar nichts gesagt. Am Anfange heifst es: Manier ist nirgends willkommen; nachher wird die gesuchte Manier aus dem Unterricht hinweggewünscht; zuletzt wird wieder diejenige Manier die beste genannt, welche am meisten Freyheit giebt innerhalb des Kreises, den die vorliegende Arbeit zu bewahren nöthigt. Was endlich der Rath sagen will: „Uebrigens mache es nur immerhin der Lehrer sich selbst sowohl als den Lernenden bequem!“ das begreifen wir nicht.

V. Cap. *Gang des Unterrichts.* Es wird nur eine Skizze versprochen. Im vorigen Cap. handelte schon ein Abschnitt von den Stufen des Unterrichts, und hier ist ein neues Cap. mit dem Gange des Unterrichts bezeichnet. Wir glauben, dafs diese beiden Gegenstände in ein Capitel gehören, weil uns der Gang auf Stufen auch ein Gang zu seyn scheint. 1. Blofs darstellender, — analytischer — synthetischer Unterricht. Das Gesetz der darstellenden Lehrart ist deutlich angegeben: so zu beschreiben, dafs der Zögling zu sehen glaube. Ganz unbestimmt aber heifst es: „Mehr auf seine eigene Kraft gestützt erreicht auch der anlytischee Unterricht mehr das Allgemeine.“ Ferner: „Indem er das Besondere, was er vorfindet, zerlegt, reicht er hinauf in die Sphäre des Allgemeinen, und indem er dieses thut, erleichtert und fördert er alle Art von Beurtheilung. Der synthetische Unterricht, welcher aus eigenen Steinen baut, dieser ist es allein, der es übernehmen kann, das ganze Gedankengebäude, was die Erziehung verlangt, aufzuführen.“ Die combinatorische Synthesis wird zwar für die allgemeinste Art derselben ausgegeben, aber nicht erklärt. Von dieser [103] gänzlich verschieden wird die eigentliche speculative Synthesis genannt, und auch von dieser nichts weiter gesagt, als dafs sie auf Beziehungen beruhe. Sonderbar klingt aber der unmittelbare Zusatz: „Aber die Methode der Beziehung kennt Niemand; und die Pädagogik (kennt diese sie denn, wenn sie Niemand kennt?) hat nicht das Amt, sie vorzulegen. (Warum nicht, wenn sie schon das Amt hat, von der speculativen Synthesis zu sprechen?) — Es ist auch nicht die Sache der früheren Jahre, sich ernstlich mit der Natur zu entzweyen.“ Was Letzteres sagen will, und wie das hieher gehört, begreifen wir nicht. Inzwischen kommen in diesem Abschnitte mehrere treffliche Bemerkungen vor. Vorzüglich gefallen hat uns das, was der Vf. über den Unterricht sagt, welcher die Theilnahme synthetisch bilden soll. Geradezu behauptet, und mit keinen Gründen unterstützt ist dagegen das, was über den Sprachunterricht und über die Lectüre der Alten in dieser Beziehung geäufsert wird. Auch kann es Rec. nicht billigen, dafs der analytische und synthetische Unterricht gar nicht gegen einander gewürdigt ist, weder in Absicht der Lehrobjecte, auf welche, noch der Zeit, in welcher er angewandt werden soll. Es heifst blofs: „Der synthetische Unterricht wird früh anfangen müssen, und sein Ende ist nicht zu finden;“ und S. 230: „Wird ein Erzieher zu spät gerufen: so lasse er die Griechen, so traue er überhaupt mehr dem analytischen Unterricht.“ Welcher Erzieher wird sich nun danach zu richten wissen?

Jetzt folgt eine combinatorische Anwendung der im vorigen Cap. entwickelten Begriffe auf den analytischen und synthetischen Unterricht. 2) Analytischer Gang des Unterrichts. Er ist in sechs Colonnen zerlegt, welche Empirie, Speculation, Geschmack, Theilnahme an Menschen, Theilnahme für Gesellschaft und Religion zur Aufschrift führen. Eben so 3) synthetischer Gang des Unterrichts. Auf beide Abschnitte müssen wir den Leser selbst verweisen, da sie keinen Auszug verstatten. 4) Ueber Lehrplane. „Der Lehrplan ist die Veranstaltung dieser Gelegenheiten (nämlich wo das, was in den vorigen Colonnen vorkommt, irgend einem Unterricht beygemischt werden könne). Schwerlich wird Jemand aus dem ganzen Abschnitte lernen weder was ein Lehrplan ist, noch wie er angelegt werden soll. Es wird wieder von dem analytischen und synthetischen Unterricht gesprochen, und dabey mancher treffende Gedanke geäufsert. Wenn dem Vf. aber S. 268 über die Continuität der Arbeit die erfahrensten Pädagogen der Erfahrung zu bedürfen scheinen: so verräth dies selbst Mangel an Erfahrung und an Bekanntschaft mit erfahrnen Pädagogen. Ueberhaupt erscheinen dem Vf. oft die gewöhnlichsten und bekanntesten Dinge so neu, als wenn sie vor ihm noch Niemand gedacht hätte: daher er sie auch mit grofser Wichtigkeit vorträgt. Z. B. „Man sollte doch wissen, dafs unter allen äufsern Bedingungen eines eindringlichen Unterrichts diese die erste und unerläfs-

lichste ist (und welche denn?): *dem nämlichen Studium täglich eine Lehrstunde zu widmen!*" — Und welche wichtige Wahrheit ist denn damit verkündigt? „Sey aber der Lehrplan welcher er wolle, wenn die Gelegenheiten, die er veranstaltete, nicht benutzt werden: so ist er vereitelt." Heifst das nicht: Ein Lehrplan, der nicht [104] angewandt wird, nutzt nichts? — Auf den letzten Seiten dieses Abschnitts kann sich der Vf. unmöglich selbst verstanden haben. „Die eitelsten aller Lehrpläne, heifst es S. 272, möchten wohl die Schulpläne seyn, welche für ganze Länder und Provinzen entworfen werden, und schon die, welche ein Schulcollegium *in pleno* verabredet, ohne dafs der Scholarch zuvor die Wünsche der Einzelnen vernommen, die Vorzüge und Schwächen eines Jeden geprüft, ihre Privatverhältnisse unter einander erkundet, und dem gemäfs die Berathschlagung vorbereitet hätte." Jedes Wort, möchte man sagen, verräth hier, dafs der Vf. weder jemals selbst ein Scholarch gewesen und einen Schulplan entworfen, noch dafs er in einem Schulcollegium darüber berathschlagt hat, noch dafs er das Schulwesen überhaupt, und das Schulorganisations-Wesen insbesondere kennt, sondern dafs er darüber ohne alle Kenntnifs und eigene Erfahrung urtheilt. Zuvörderst hat der Vf. den Lehrplan einer Schule mit einem Lectionskatalog verwechselt, denn er sagt offenbar Dinge von ersterem aus, von denen nur einige auf letztern passen. Uebrigens sind die Schulpläne für ganze Länder nicht so eitel, wie der Vf. meint, sondern im Gegentheil, es mufs für das ganze Land (von wem? ist hier nicht der Ort zu bestimmen) ein allgemeiner Schulplan entworfen werden, der das ganze Schulwesen und alle verschiedenen Schulanstalten umfafst und zu Einem Ziel vereinigt, wenn das, was jedem Volk Noth thut, wenn allgemeine Menschenbildung auf Nationalität gegründet, d. h. wenn Nationalbildung durch den Schulunterricht befördert werden soll. Wie will aber unser Vf. die Schulpläne eingerichtet haben? Für jede einzelne Schule soll ein besonderer Lehrplan, und noch dazu nach den Wünschen, Vorzügen, Schwächen und Privatverhältnissen jedes Einzelnen (doch wohl Lehrers?) entworfen werden. Was würde das für ein buntschäckiger, wandelbarer Plan werden! Und wie verschieden würden dann die Lehrpläne einzelner Schulen seyn! Des Vfs. Ansicht von diesem ganzen Geschäfte ist gewifs unrichtig. Die Schule ist nicht der Lehrer wegen da, sondern sie hat ihren bestimmten Zweck in sich, es mag der Staat nach seinem Interesse oder die Nation selbst dem Zweck der Nationalbildung gemäfs das Schulwesen organisiren und einzelne Schulen errichten. Es mufs demnach der Lehrplan, nicht um sich den Lehrern zu bequemen, sondern der Schule und des zu erreichenden Schulzwecks wegen entworfen, und so wohl der Scholarch, als auch das ganze Schulcollegium dem Lehrplan gemäfs gewählt werden. Einiges von dem, was hier und über die Erfordernisse eines Scholarchen gesagt wird, pafst höchstens auf die Ausführung des Lehrplans, auf die Vertheilung der Lectionen und Stunden, wo jeder verständige Scholarch auf die Fähigkeiten und Wünsche der Lehrer Rücksicht nehmen wird. Aber solche Berücksichtigungen und Modificationen gehören nicht dem allgemeinen Schulplan an, und werden von ihm auch nicht beschränkt. Das Urtheil des Vfs. über die Einmischung der Staaten in die Erziehungsangelegenheiten rührt gleichfalls daher, dafs er den Plan mit der Ausführung, den Weg mit dem Wanderer verwechselt.

[105] VI. Cap. *Resultat des Unterrichts.* Als solches wird die Ausfüllung des Gemüths angegeben. I. Das Leben und die Schule. Sehr schön wird S. 288 die Gemüthslage geschildert, welche der vielseitige Unterricht zu bereiten trachtet: „In ihr ist Lebenslust vereint mit Hoheit der Seele, welche weifs vom Leben zu scheiden." II. Blicke auf das Ende der Jugendlehrzeit. Der Vf. sieht hier das Resultat des Unterrichts anstofsen an das Resultat der Charakterbildung. Schon mit dem Gedeihen des wahrhaft vielseitigen Unterrichts soll für die Richtigkeit des Charakters gesorgt seyn; „etwas anderes aber ist die Festigkeit, die Härte (?) und Unverwundbarkeit desselben." Ueber beides will der Vf. so weit genügend sich erklären, als es ohne bestimmte Voraussetzung der Psychologie und praktischen Philosophie möglich ist. Rec. ist aber der Meinung, dafs sich ohne bestimmte Voraussetzung dieser beiden Wissenschaften gar nicht genügend, so wenig über Charakterbildung, als über Erziehung überhaupt, sprechen lasse, wovon auch

Das dritte Buch: *Charakterstärke der Sittlichkeit*, eine Bestätigung liefert. I. Cap. *Was heifst Charakter überhaupt?* Wir sehen nicht ein, warum Charakter durch einen figürlichen Ausdruck, durch Gestalt des Willens, und nicht lieber durch die eigenthümliche Beschaffenheit desselben erklärt worden ist. Von einem negativen Theil des Charakters haben wir keinen Begriff, weil das Ausschliefsen in Rücksicht auf den Aus-

schliefsenden, d. i. den Willen, eben so positiv ist, als das Beschliefsen und das Nichtwollen ebenfalls ein Wollen (eine Kraftäufserung des Willens) ist. Von einem mangelnden Willen, aber, d. i. von einem Willen, der gar nicht da ist, läfst sich auch gar nichts, weder ein Beschliefsen noch ein Ausschliefsen, prädiciren. Was gar nicht da ist, das kann auch keine Gestalt, folglich der mangelnde Wille auch keinen Charakter haben. 1. Objectiver und subjectiver Theil des Charakters. Der Vf. sagt: „Es ist eine alte Klage, dafs der Mensch oft gleichsam zwey Seelen habe. Er beobachtet sich, er möchte sich begreifen, sich gefallen, sich leiten. Aber schon vor dieser Beobachtung, versunken in Sachen und Aeufserlichkeiten, hat er einen Willen und zuweilen sehr [106] bestimmte Charakterzüge. Diese sind das Objective, welchem das beschauende Subject durch einen neuen, in ganz anderer Gemüthslage erzeugten Willen entweder zustimmt, oder widerstreitet.“ Uns scheint der Vf. hier Begriffe mit einander zu verwechseln. Wir unterscheiden den Willen vom Begehrungsvermögen, und verstehen unter ersterem das Vermögen der Selbstbestimmung zum Handeln gemäfs der Vorstellung eines Gesetzes. Um einem Menschen einen Willen beylegen zu können, dazu gehört, dafs er zum Bewufstseyn seiner selbst und des in ihm wohnenden Vernunftgesetzes gelangt sein mufs: denn nur in und mit diesem Bewufstseyn kann er den Act der Selbstbestimmung verrichten, und ohne dasselbe wird er durch Etwas bestimmt, was nicht er selbst ist, folglich kann man auch nicht sagen, dafs er es wolle. Der Mensch kann also, bevor er zur Beobachtung und zum Bewufstseyn seiner selbst gelangt ist (wo er nach dem Vf. noch in Sachen und Aeufserlichkeiten versunken ist), zwar Begierden und Gewohnheiten an sich haben, aber keinen Willen, mithin auch keinen Charakter. Die dem Vf. so merkwürdig scheinende Unterscheidung zwischen dem objectiven und subjectiven Theil des Charakters hat daher nach unserer Einsicht keinen Grund. Das von ihm sogenannte Objective ist nicht, wie er meint, ein alter Wille, welchem das beschauende Subject einen neuen Willen entweder zugesellt oder entgegenstellt, sondern jedes Objective, d. h. dasjenige, was den Menschen noch vor seinem Selbstbewufstseyn als Gewohnheit oder Naturtrieb zum Handeln bestimmt, ist gerade das Gegentheil von dem, was wir Willen nennen; daher wir auch nicht von zwey Willen im Menschen, von einem objectiven und subjectiven Willen, sprechen können. Was der Vf. objective Grundlage nennt, ist doch nichts anderes, als die Beschaffenheit der Kräfte und Neigungen, in welcher der Mensch sich ohne sein Zuthun beym Erwachen seines Selbstbewufstseyns findet. Der Erzieher mufs nun freylich dafür sorgen, dafs nicht durch ungezügelte Triebe und schlechte Umgebungen böse Neigungen Wurzel fassen, und die nachmalige vernünftige Willensbestimmung und Charakterbildung erschweren; aber er mufs sich auch als Sittenlehrer eben sowohl an das Subjective der Persönlichkeit wenden, als Selbstbewufstseyn wecken, und seinem Zögling zu einem guten Willen verhelfen. Wer wollte hier Erziehung und Sittenlehre absondern und auf einander folgen lassen. 2. Gedächtnifs des Willens. Wahl. Grundsatz. Kampf. II. Cap. *Vom* [107] *Begriff der Sittlichkeit.* 1. Positiver und negativer Theil der Sittlichkeit. 2. Sittliche Beurtheilung. Wärme. Entschliefsung. Selbstnöthigung. III. Cap. *Woran offenbart sich der sittliche Charakter?* 1. Der Charakter als Herr des Verlangens und im Dienste der Ideen. 2. Das Bestimmbare. Was man dulden, haben, treiben wolle. Die bestimmenden Ideen. Gerechtigkeit. Güte. Innere Freyheit. IV. Cap. *Natürlicher Gang der Charakterbildung.* 1. Handeln ist das Princip des Charakters. 2. Einfluss des Gedankenkreises auf den Charakter. 3. Einfluss der Anlage auf den Charakter. 4. Einfluss der Lebensart auf den Charakter. 5. Einwirkungen, welche besonders die sittlichen Züge des Charakters treffen.

So gern Rec. alle diese Begriffe, welche ihm übrigens der Psychologie und Moralphilosophie anzugehören scheinen, und welche auch hier ohne Beweis und gröfstentheils in gar keiner Beziehung auf die Pädagogik aufgestellt sind, einer ausführlichen Prüfung unterwerfen möchte: so sieht er sich doch durch den Raum beschränkt, weil er über das V. und VI. Capitel, welche *von der Zucht* handeln, noch einige Bemerkungen machen zu müssen glaubt. Nach unserem Vf. ist Zucht, von welcher, so wie von Ziehen, die Erziehung den Namen hat, der Haupttheil der Erziehung. „Gewöhnlich,“ heifst es ferner, „setzt man der eigentlichen Erziehung den Unterricht entgegen; ich habe ihr (was wir schon wissen) die Regierung der Kinder gegenübergestellt. Woher diese Abweichungen?“ Das erfahren wir nicht, sondern wir lesen folgende schwankende und unbestimmte Aeufserung: „Der Begriff des Unterrichts hat ein hervorstechendes Merkmal, von wo wir uns am leichtesten orientiren werden. Beym Unterricht giebt es allemal etwas Drittes, womit Lehrer und Lehrling zugleich beschäftigt sind. Hingegen

in allen übrigen Erziehungssorgen liegt dem Erzieher unmittelbar der Zögling im Sinn, als das Wesen, worauf er zu wirken, welches gegen ihn sich passiv zu verhalten habe. Also was zunächst die Mühe des Erziehers verursacht — hier die vorzutragende Wissenschaft, dort der unruhige (?) Knabe — das gab den Theilungsgrund zwischen Unterricht und eigentliche Erziehung (wo bleibt aber Regierung und Zucht?). Die Regierung mufste sich denn wohl unbemerkt in diese eigentliche Erziehung verstecken; denn zum Unterricht kann man sie doch nicht rechnen. Und so mufste sie, die Ordnung zu halten bestimmt ist, unvermeidlich hier in der Pädagogik das Princip einer grofsen Unordnung abgeben." Rec. weifs wahrlich nicht, was er von diesem Räsonnement denken soll. Ist das die Art, wie man Begriffe bestimmen und in ein gehöriges Verhältnifs stellen soll, und ist hier der Ort, den Theilungsgrund anzuführen, nachdem die Bücher über Erziehung und Unterricht bereits abgehandelt sind? Wenn der Vf. hier in seinem eigenen Namen spricht: so verräth er offenbar ganz falsche Ansichten von den ersten Grundbegriffen der Pädagogik. Was die Mühe des Erziehers verursacht, soll der Theilungsgrund zwischen Unterricht und Erziehung seyn. Ist diefs [108] aber nicht immer der Knabe, auch wenn wir unterrichten? Der Wissenschaft wegen giebt sich ja der Erzieher keine Mühe, sondern des Knaben wegen; das Dritte also, was beym Unterricht als hervorstechendes Merkmal Statt finden soll, beruht auf einer Täuschung. Denn da nicht der Wissenschaft wegen unterrichtet wird, sondern damit der Knabe seine Seelenkräfte entwickele, damit er selbst denke, und endlich zum Wissen, so wie zu einer guten Gesinnung und zu einer besonnenen und freyen Selbstthätigkeit gelange: so liegt auch beym Unterricht der Knabe eben so unmittelbar dem Erzieher im Sinn, als bey den übrigen Erziehungssorgen. Will aber der Vf. den Vorrath von Kenntnissen, den sich sein Zögling erwirbt, durchaus ein Drittes nennen, mit welchem sich der Lehrer und der Lehrling zugleich beschäftigen: so behaupten wir, dafs es alsdann bei allen übrigen Erziehungssorgen ebenfalls ein solches Drittes giebt; denn es ist einerley, ob dieses Dritte ein System von Kenntnissen, oder ein System von Empfindungen, Gesinnungen oder Handlungen ist. Das Wortspiel mit der Regierung überlassen wir dem Leser zu eigener Würdigung.

S. 378 heifst es: „Es wird jetzt leicht seyn den Begriff der Zucht zu bestimmen." Und wie geschieht diese Bestimmung? „Mit der Kinderregierung hat sie das Merkmal gemein, dafs sie unmittelbar aufs Gemüth wirkt (S. 49 wurde ja aber behauptet, dafs die Regierung keinen Zweck im Gemüthe des Kindes zu erreichen hat?); mit dem Unterricht, dafs ihr Zweck Bildung ist." Und was hat sie denn, fragen wir, mit der Erziehung gemein und nicht gemein? Man versuche nun einmal die Zeit zu definiren, und sie von der Regierung, von der Erziehung und vom Unterricht, und diese wieder von einander zu sondern. Schwerlich wird diefs Jemand können, obgleich er sich schon am Ende des Werkes befindet. Doch der Vf. giebt, I. Verhältnifs der Zucht zur Charakterbildung, selbst eine Definition. „Unmittelbare Wirkung auf das Gemüth der Jugend in der Absicht, zu bilden, ist Zucht." Aber durch diese Definition hat unsere Einsicht nichts gewonnen: denn wir begreifen nicht, was der Vf. hier mit der unmittelbaren Wirkung sagen will, da jede Wirkung auf das Gemüth des Anderen nur durch Mittel bewerkstelligt werden kann; wir sehen daher auch nicht ein, wie das Merkmal des Unmittelbaren die Zucht von dem Unterrichte und von der Erziehung unterscheiden soll. Noch verworrener wird die Sache, wenn wir lesen, dafs die Regierung angefangen, der Zucht weichen, und diese wieder früher aufhören soll, als der Unterricht, dafs die Zucht, wenn man sie über die Zeit fortsetzt, höchst nachtheilig wird, ohne dafs uns die Kennzeichen, welche den Moment zu enden bestimmen, angegeben werden. II. Mafsregeln der Zucht. Der Vf. verspricht zwar die ferneren Unterschiede zwischen den Mafsregeln der Regierung und der Zucht anzugeben: aber er erfüllt nicht sein Versprechen; denn er stellt dem, was er von der Regierung sagt, nichts von Zucht gegenüber. Die Vergleichung [109] des Hauses mit dem Staate, woraus sich einige bedeutende Bestimmungen auf die Grade der Strafen ergeben sollen, hält Rec. nach dem, was er schon bey Gelegenheit des ersten Buches äufserte, für unstatthaft und zweckwidrig. Der Vf. sagt selbst: „Es fehlen hier die Principien (überhaupt, oder nur dem Vf.?); was ich entlehne (von wo?), suche ich in der Kürze möglichst deutlich zu machen. Man unterscheide Vergehen an sich und Vergehen gegen die Polizey des Hauses. Vergehen an sich, wo eine üble Absicht That wurde *(dolus)*, oder wo durch Sorglosigkeit Schaden entstehet, während sich die Sorgfalt von selbst verstand (*culp*a zum Theil), diese Vergehen können gestraft werden, auch ohne Frage, ob eine vorhergegebene Vorschrift be-

kannt war. Es kommen dabey die Grade der Zurechnung in Anschlag, wobey die Regierung nur auf das, was die That vollbracht hat, Rücksicht nimmt; späterhin hat die Zucht noch auf unausgeführte Absicht zu sehen. — Die Strafen der Hauspolizey können strenger seyn, nach dem Maſse der Wichtigkeit der Sache; aber hier besonders muſs sich der Erzieher hüten, nichts von dem ins Gemüth greifenden Betragen einzumischen, welches allein den Maſsregeln der Zucht vorbehalten bleiben soll. — Es kommt dabey hauptsächlich auf den Accent der Regierung an, durch diesen muſs der Knabe empfinden, daſs er hier nicht als Zögling, sondern als Mensch in der Gesellschaft gehandelt hat und behandelt wird; durch diesen muſs er auf seine künftige gesellschaftliche Existenz vorbereitet werden. In sofern ist eine präcise Kinderregierung zugleich ein Theil des Unterrichts. Ganz anders ist der Accent der Zucht. Nicht kurz und scharf, sondern gedehnt, anhaltend, langsam eindringend und allmählich ablassend! Denn die Zucht will als bildend empfunden sein" u. s. w. Rec. hat nicht leicht so etwas Ungründliches und Unbestimmtes gelesen. Eine präcise Kinderregierung soll nun wieder ein Theil des Unterrichtes seyn, obgleich S. 375 mit klaren Worten gesagt wird, daſs man sie nicht zum Unterrichte rechnen kann. Bey den Strafen der Hauspolizey soll der Erzieher sich hüten, nichts von dem ins Gemüth greifenden Betragen einzumischen (und warum nicht? —), um nur dieses den Maſsregeln der Zucht vorzubehalten. Welche willkührlichen, widersprechenden und grundlosen Behauptungen! Wir fragen den Vf., ob er selbst schon jemals versucht hat, nach dieser allgemeinen Pädagogik zu erziehen, und ob es ihm z. B. schon gelungen ist, den kurzen und scharfen Accent der Regierung, und den gedehnten und anhaltenden der Zucht hervorzubringen und die charakteristischen Wirkungen von beiden an seinem Zöglinge wahrzunehmen? — Die folgenden Abschnitte charakterisiren sich auf eben dieselbe Art, wie alle vorigen, daher wir uns mit der bloſsen Anzeige ihres Inhaltes begnügen. III. Anwendung der Zucht im Allgemeinen. VI. Cap. *Blicke* [110] *auf das Specielle der Zucht.* 1. Gelegentliche — stetige Zucht. 2. Wendung der Zucht nach besonderen Absichten.

Rec. muſste dieses Buch entweder gar nicht beurtheilen, oder so ausführlich, wie es jetzt geschehen ist. Daſs er Letzteres wählte, dazu bewog ihn nicht die Wichtigkeit des Werkes selbst, sondern die Wichtigkeit der Wissenschaft, von welcher es handelt, und von welcher er jeden nachtheiligen Einfluſs abzuwenden wünscht. Schriften, über deren Inhalt ihre Vff. auf öffentlichen Lehrstühlen Vorträge halten, machen schon aus dem Grunde eine scharfe Kritik nothwendig, weil junge Studirende nur zu leicht an die Worte ihres Lehrers glauben, folglich auch in den Schriften desselben lauter unumstöſsliche Wahrheiten finden, und in ihrem praktischen Leben eine unbedingte Anwendung davon zu machen geneigt sind. Wie schädlich besonders in der pädagogischen Welt eine solche Nachbeterey ist, darf Rec. wohl nicht erst beweisen; er hielt es daher für etwas Verdienstliches, die Hülle, mit welcher dieses Buch bisher bedeckt zu seyn schien, zu lüften, und es den Männern, welche die Pädagogik studiren und praktisch üben, in seiner wahren Gestalt vor Augen zu stellen. *χν.*

Beilage 3.

3. Herbart's Replik gegen Jachmann's Recension.

Auszug aus Herbart's Schrift: Ueber meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit. Königsberg und Leipzig. 1814. S. 63—93.)

---

[63] Vor nunmehr neun Jahren wurde das Buch (sc. die „allgemeine Pädagogik") geschrieben; um Neujahr 1806 kam es in den Buchhandel. Im October 1811 erschien die Recension. Sie erschien, um,

wie es am Ende heifst, die Hülle, mit welcher dieses Buch bisher bedeckt schien, zu lüften, und es in seiner wahren Gestalt vor Augen zu stellen. Das maafste sich der Recensent an, nachdem längst die übrigen gelehrten Zeitungen, und die Leipziger mit aller gehörigen Ausführlichkeit, über das Buch gesprochen hatten. Der Mann wollte sich ferner der jungen Studirenden erbarmen, welche meine Vorträge über Pädagogik anhören; es ist ausdrücklich, unmittelbar vor jener Stelle, von deren gewöhnlicher Leichtgläubigkeit für die Worte ihrer Lehrer die Rede. Mit andern Worten, die Recension sollte nicht blofs mein Buch, sondern meine pädagogische Professur treffen. — Ich bin zu keiner schnellen Antwort genöthigt worden, — jetzt aber, da ich bey Gelegenheit jenes jüngsten Ausfalls der Jenaer Zeitung gegen mich, auch diese alten Sünden aufdecken will, mufs ich meine höchste Befremdung über die Redaction derselben Zeitung ausdrücken, dar-[64] über fürs erste, dafs sie ein sechs Jahr alt gewordnes Buch vor dem Publicum und unter den Augen der Regierung, die den Verfasser beamtete, aufs heftigste verklagen liefs, als ob während einer so langen Zeit der Autor auf demselben Flecke müsse still gestanden seyn, und als ob er genöthigt wäre zu dulden, dafs man ein so altes Product noch jetzt förmlich zum Maafsstabe seiner Fähigkeit und amtlichen Tüchtigkeit aufstelle? Wie viele Bücher mögen denn in Deutschland geschrieben werden, die sich unbedingt noch nach sechs Jahren als treue Abdrücke des Geistes ihrer Verfasser bewähren? Die Frage darnach sollte dem Recensenten und der Redaction jedesmal einfallen, so oft die letztere eine sechsjährige Versäumnifs wieder gut zu machen, und jener sich wider die frühern Urtheile anderer Literaturzeitungen aufzulehnen gedenkt. Bey dem allen hat der Recensent die Dreistigkeit gehabt, sich öffentlich zu nennen. Und ich habe heute die Dreistigkeit, mein Buch gegen ihn zu vertheidigen, obgleich es mir jetzt schwerlich begegnen würde, noch einmal also zu schreiben, wie vor neun Jahren.

Damals stand ich am Ende einer ziemlich langen, und für mich erfreulichen pädagogischen Thätigkeit. Ich wünschte meine Resultate auf-[65]zubewahren und dem Publicum mitzutheilen; das war aber schwierig, weil sie sich innigst verknüpft fanden mit meinen philosophischen Ueberzeugungen, und weil meine wissenschaftlichen Forschungen einen Weg gegangen waren, der von den öffentlich in Umlauf gesetzten Lehrmeinungen sich längst weit entfernt hatte, und alle Tage mehr entfernte. Meine Pädagogik war nichts ohne meine Ansichten der Metaphysik und praktischen Philosophie; diese aber wurden damals nur noch mündlich mitgetheilt. Was war zu thun? die Pädagogik mufste jetzt niedergeschrieben werden; denn sie war bey meinen übrigen Beschäftigungen eine Nebensache, und um so sicherer würde beym Aufschieben auch die Frische der Erinnerung an meine Praxis verloren gegangen seyn. — Die Pädagogik sollte vor allem für meine Zuhörer seyn, überhaupt aber für diejenigen, die sich um meine philosophischen Grundsätze bekümmern würden. Doch mufste auch jeder andre Leser darin etwas für sich brauchbares finden. Also — das Buch mufste vieles enthalten, das Viele ansprechen könnte; der Plan und eigentliche Kern aber mufste

in vielen Puncten ein öffentliches Geheimnifs bleiben, das nur die nachfolgenden philosophischen Schriften aufklären konnten.

[66] Wäre nun vor Erscheinung der letztern ein Recensent gekommen, der, zuerst über den Titel, allgemeine Pädagogik, nach seiner Art philosophirend, sich ein Schema eines solchen Buches aussinnend, und von seinem Schema bey mir nichts antreffend, für gut befunden hätte, sich in laute Klagen zu ergiefsen: „es sey in dem Buche kein Princip aufgestellt; man vermisse die wissenschaftliche Ableitung; das Ganze sey ein Aggregat von allerley psychologischen, anthropologischen, moralischen, und pädagogischen Bemerkungen und Rathschlägen, unlogisch geordnet, ohne die nöthigen Definitionen, in dunkler unverständiger Sprache;" — hätte der Mann übrigens mir eine gute Meinung von seinen pädagogischen Einsichten beygebracht, sich in den Gränzen der Mäfsigung gehalten, und vor allem die Leichtgläubigkeit meiner Zuhörer aus dem Spiele gelassen; so würde ich ihm gesagt haben: Geduld, lieber Herr! Sie haben den Schlüssel zu dem Buche nicht, daher Ihre sehr natürlichen Klagen; warten Sie ein wenig, ich werde gehn den Schlüssel hohlen.

Aber mein Recensent trat auf zu einer Zeit, wo Jedermann wufste, dafs, meiner öffentlichen Stellung gemäfs, an mir notwendig erst die philosophische, dann die pädago-[67]gische Einsicht beurtheilt werden müsse; und wo meine praktische Philosophie nebst den Hauptpuncten der Metaphysik längst in allen Buchläden zu haben waren.

Es stand also dem Recensenten frey, über den Zweck der Erziehung, aus welchem, laut dem Titel, meine Pädagogik abgeleitet werden sollte, das Buch aufzuschlagen, worin allein die ausführliche Bestimmung und Erörterung dieses Zwecks, — der, mit einem Worte, die Tugend ist, — Raum hatte finden können; nämlich die allgemeine praktische Philosophie. Diese nun konnte auf den ersten Blick zeigen, was die Worte: Wohlwollen und Vollkommenheit, die S. 83 der Pädagogik nicht ohne Absicht grofs gedruckt sind, zu bedeuten hatten. Es sind das zwey von den ursprünglichen praktischen Ideen, die zu den Grundbestimmungen der Tugend gehören. Ferner steht auf der Seite 86 der Pädagogik: die sittliche Erziehung habe nicht eine gewisse Aeufserlichkeit der Handlungen, sondern die Einsicht sammt dem ihr angemessenen Wollen im Gemüthe des Zöglings hervorzubringen. Die letzten Worte sind nichts anders als die Real-Definition der Tugend, wie ich dieselbe auf S. 266 der praktischen Philosophie, das heifst, an der Stelle gegeben habe, wo sie in [68] allem Vorhergehenden ihre vollständige Entwickelung und Rechtfertigung findet. Denn ich pflege für meine Definitionen, mit denen ich überhaupt, aus wohlüberlegten Gründen, sparsam umgehe, solche Plätze zu suchen, wo deren Gültigkeit einleuchten kann, und wo alle Fragen, die man darüber zu erheben hat, sich aus dem Zusammenhange von selbst beantworten. — Mit Hülfe dessen nun, was ich so eben nachgewiesen, und was auch ohne meine Hülfe sehr leicht zu finden war, mufste sich dem Recensenten ungefähr folgender Aufschlufs über den Plan der Pädagogik ergeben:

Zweck der Erziehung ist Tugend. Tugend ist Verbindung zwischen der Einsicht und dem ihr entsprechenden Willen. Die Einsicht umfafst

fünf, unter sich unabhängige, praktische Ideen, nebst einer unbestimmten Menge desjenigen Wissens, welches die Anwendung der Ideen auf das menschliche Leben betrifft. Der entsprechende Wille setzt sich zusammen aus einigen sehr heterogenen Bestandtheilen. Ursprüngliche, unbestimmt mannigfaltige Kraft. Natürliches Wohlwohlen. Aufmerksamkeit auf die Ideen, und in allen nöthigen Fällen angestrengtes Zurückhalten der innern Bestrebungen, welche den Ideen zuwider wirken könnten. — Das einzige Wort Tugend also stellt [69] der Erziehung ein höchst zusammengesetztes Ziel vor Augen; ein zusammengesetztes um so mehr, da in den Menschen keine solche einfache Grundkraft ist, wie man wohl vorgiebt, die nur nötig hatte sich organisch zu entwickeln um die Tugend hervorzubringen. Aus der Verlegenheit, in welche die mancherley Merkmale des Begriffs der Tugend den Pädagogen setzen, zieht ihn zuerst der Blick auf den Zögling. Dieser, noch sehr unbestimmt in allen andern Rücksichten, bietet sich dar als ein nach allen Richtungen strebendes, kräftiges Wesen. Dadurch fällt er, der für die übrigen praktischen Ideen noch wenig Bedeutung hat, zunächst unter die Beurtheilung nach der Idee der Vollkommenheit, welche dreyfach ist, indem sie die Intension, Extension und Concentration der Kraft betrifft. (Zu vergleichen prakt. Philos. S. 90, 91. Pädagogik S. 84.) Die Intension der Kraft im Zöglinge ist grofsentheils Naturgabe; die Concentration auf einen Haupt-Gegenstand ist erst im spätern Alter möglich und zweckmäfsig; und es bleibt also übrig die Extension, oder Ausbreitung der Kraft auf eine unbestimmte Menge von Gegenständen, — je mehr, desto besser! Dieser Begriff, der einer Menge von nähern Bestimmungen und Einschränkungen entgegen geht, [70] indem die Idee der Vollkommenheit nicht die ganze Tugend bezeichnet, vielmehr die sämmtlichen praktischen Ideen sich in allen Puncten ihrer Anwendung gegenseitig beschränken, — ist nichts destoweniger der erste, den die Erziehungslehre verfolgen mufs. Von den Einschränkungen ergiebt gleich der erste Blick auf den Begriff der Tugend diese, dafs die Ausbreitung der Kraft in eine Mannigfaltigkeit von Strebungen nicht eine ebensogrofse Vielheit von Begierden und Forderungen erzeugen darf; denn der Tugendhafte darf gar kein Aeufseres unbedingt begehren. (Prakt. Philos. S. 272.) Daher ist die Aufgabe so zu fassen, dafs Vielseitigkeit des Interesse beabsichtigt werde. (Pädag. S. 85. 136.) Und da die Ausbreitung der Kraft dadurch geschieht, dafs man dem Zöglinge eine Menge von Gegenständen darbietet, die ihn reizen und in Bewegung setzen, so mufs, um die Aufgabe zu erfüllen, etwas Drittes zwischen Erzieher und Zögling in die Mitte gestellt werden, als ein solches, womit dieser von jenem beschäftigt wird. So etwas heifst unterrichten; das Dritte ist der Gegenstand, worin unterrichtet wird; der hieher gehörige Teil der Erziehungslehre ist die Didaktik.

[71] Dem gemäfs wird die Didaktik vorangestellt vor den übrigen Lehren vom Benehmen des Erziehers gegen den Zögling. Hierbey kann sie unmöglich gleich in ihrer ganzen Würde erscheinen; aber es findet sich hintennach, wenn die Aufgabe, die ganze Tugend hervorzubilden, nun wieder in ihrer Gröfse zurückgerufen wird, dafs die Haupt-

sachen schon durch den Unterricht, nach jener ersten Rücksicht, geleistet sind, und dafs man nur noch einige Vorschriften nachzutragen hat. Hierüber ist das lange vierte Capitel des dritten Buchs meiner Pädagogik zu vergleichen, welches der höchste Punct ist, von wo das ganze Buch überschaut seyn will, und wo der Kritiker hätte veststehn sollen, ehe er zur Recension die Feder ansetzte. Von hieraus ist zu sehen, dafs die Anordnung meines Buchs die möglichst bequeme für eine allgemeine Pädagogik ist, wenn sie schon von Anfang an nicht also erscheint. —

Wir haben jetzt zwey Theile der Erziehungslehre unterschieden: die Didaktik, welche auf einer speciellen Aufgabe aus dem Umfange des ganzen Erziehungsproblems beruht; und die Lehre von der sittlichen Charakterbildung, welche, nachdem der schwerste und weitläuftigste Theil schon fertig ist, nun noch einmal [72] das Ganze des Problems behandelt, um der Didaktik noch die nöthigen Vorschriften beyzufügen, die das Benehmen des Erziehers gegen den Zögling betreffen; welches ich Zucht genannt habe, in so weit nämlich dies Benehmen unmittelbar durch die Forderung, den Zögling zur Tugend zu bilden, bestimmt wird.

Aber in der Ausführung alles bisher betrachteten kann der Erzieher nicht umhin, noch in ein andres Verhältnifs mit dem Zöglinge zu gerathen, als in das, was eigentlich aus dem Hauptproblem hervorgeht. Dies letztere bezieht sich auf das, was der Zögling einst werden soll, ein tugendhafter Mann oder ein tugendhaftes Weib; aber schon jetzt, da er noch Knabe oder Mädchen ist, giebt es eine Menge von Dingen in Hinsicht seiner zu besorgen, die da nöthig seyn würden, auch wenn an keine Bildung zur Tugend gedacht würde. Diese Dinge müssen überall vorher abgemacht werden, ehe man bilden kann. Die Knaben in der Schule müssen still sitzen, ehe sie dem Lehrer zuhören; die Kinder müssen nicht über des Nachbars Zaun klettern, denn der Nachbar will seine Blumen und sein Obst behalten; diese Betrachtung kommt erst an die Reihe, ehe an die Ausbildung des Rechtsgefühls der [73] Kinder zu denken ist. Alle diese Dinge nun fasse ich zusammen unter dem Namen: Regierung der Kinder. Und ich finde höchst nöthig, dafs die Lehre hievon abgesondert werde von den eigentlichen pädagogischen Betrachtungen, weil der Erzieher nicht weifs, was er will, und sich in seinem eignen Plane verwirrt, wenn ihm nicht klar ist, wieviel von seinem Thun auf Bildung hinwirkt, wie viele und welche Modificationen und Zusätze in diesem nämlichen Thun dagegen durch die ersten Forderungen der Gegenwart bestimmt werden. Man frage nun nicht nach einer positiven Definition, welche den Zweck der Regierung der Kinder veststelle. Bildung und Nicht-Bildung, das ist der contradictorische Gegensatz, welcher die eigentliche Erziehung von der Regierung scheidet. Und zwar ist dies eine Scheidung, nicht der Maafsregeln des Erziehers, sondern seiner Begriffe, durch die er sich soll Rechenschaft geben von seinem Thun. Die Maafsregeln laufen vielfältig in einander; wie in allem menschlichen Handeln, wo mehrere Motive zugleich wirken.

Regierung, Unterricht und Zucht, das sind demnach die drey Hauptbegriffe, nach welchen die ganze Erziehungslehre abzuhandeln ist. Das erste der hieraus entstehenden drey Fächer [74] auszufüllen, ist für den, der mit Kindern umzugehn weifs, ziemlich leicht, nachdem einmal der Begriff selbst gehörig gefafst ist; ich kann mich hier nicht dabey aufhalten. Bey weitem gröfsere Schwierigkeiten erheben sich bey der Unterrichtslehre. Dieselbe kann nicht eingetheilt werden nach den auszubildenden Seelenvermögen, denn das sind Undinge; noch auch nach den zu lehrenden Wissenschaften, denn die sind hier nur Mittel zum Zweck, welche, wie die Nahrungsmittel, nach den Anlagen und Gelegenheiten müssen gebraucht, und überall wie ein völlig geschmeidiger Stoff nach den pädagogischen Absichten gestaltet werden. Es war mein wesentliches Augenmerk bey meinem Buche, eine Pädagogik aufzustellen, die frey wäre von den Irrthümern der alten Psychologie, und frey von den Gewöhnungen der Gelehrten, die ihr Wissen unbedingt so wiederzugeben pflegen, wie sie es sich zum gelehrten Gebrauche geordnet und geformt haben. Wäre die Graser'sche Divinitäts-Lehre schon erschienen gewesen, so würde ich sagen können, es sey auch mein Zweck gewesen, die Pädagogik frey von den neuesten Einbildungen religiöser Anschauung darzustellen. — Das wesentliche nun, was in der Unterrichtslehre Abtheilungen machen kann und mufs, und welches beym pädagogischen Gebrauche der Wissenschaften überall die Zweifel ent-[75]scheidet, ist, zuvörderst, eine Unterscheidung der Gemüthszustände, in die man durch den mannigfaltigen Unterricht den Zögling zu versetzen trachtet, oder der verschiedenen Arten des Interesse, die man ihm abgewinnen will, jene Unterscheidung des empirischen, speculativen, ästhetischen, theilnehmenden Interesse, die ich in meiner Pädagogik weiter ausgeführt habe. Hierüber streite, wer dieselbe anfechten will; denn ich verlange vom Pädagogen vor allen Dingen, dafs er sich in dieser Unterscheidung aufs sorgfältigste orientire, und sich übe, darauf alles Lehren und Lernen zu beziehen. Wer das nicht thut, der mag ein trefflicher Empiriker seyn, ein Theoretiker ist er in meinen Augen nicht; und das Maafs des Gebrauchs jeder Wissenschaft, die Anordnung des Unterrichts in Gymnasien und in Bürgerschulen, bey verschiedenem Umfange der Hülfsmittel, zu einerley Zweck, — desgleichen die rechte Auswahl des Unterrichts bey sehr vorzüglichen und bey schwachen oder vernachlässigten Subjecten, — dies, und noch manches Andre, wird der Empiriker schwerlich zu treffen wissen. Es hängt Alles davon ab, dafs man stets das nämliche Gleichmaafs in den verschiedenen Arten des Interesse zu erreichen suche, bey aller Ver-[76]schiedenheit der Umstände und des darnach eingerichteten Verfahrens. Diese Regel ist so allgemein, dafs sie die Bildung des weiblichen wie des männlichen Geschlechts umfafst, obgleich die Gegenstände, wodurch man jedes der genannten Interessen aufregen soll, z. E. beym speculativen Interesse, sehr verschieden ausfallen.

Alle diese Interessen sollen ferner bey dem Menschen so viel als möglich stets im Gleichgewichte seyn; daher taugt die gemachte Abtheilung zwar für das Mannigfaltige, was in jedem lehrfähigen Alter

des Zöglings neben einander muſs besorgt werden; aber es ist damit noch gar nichts vestgesetzt für das Successive, für die Fortschreitung des Unterrichts. Dazu gehört eine ganz andere Art von Abtheilung, welche zu finden man sich in die Weise hineinversetzen muſs, wie das menschliche Gemüth in seinen Zuständen wechselt, und einen aus den andern entwickelt. Die allgemeinen Bestimmungen hierüber sind für jede Art des Interesse die nämlichen; hat man also die jetzt gesuchte Art der Abtheilung (wohin der Unterschied der Vertiefung und Besinnung gehört) aufgefunden, so wird diese und jene Theilung eine die andre durchkreuzen, die Theilungen werden sich unter einander verflech-[77]ten, indem auf jedes Theilungsglied der einen Art, alle Glieder der andern Art müssen bezogen werden.

Daraus kann man nun sehen, daſs der Plan einer allgemeinen Pädagogik einer Tafel mit mehrern Eingängen, wie die Mathematiker sagen, gleichen müsse; und daſs mit der gewöhnlichen Tabellen-Form wornach A in a, b, c, und diese wieder in α, β, γ, zerfallen, ohne nähern Zusammenhang der Glieder von A mit denen von B, hier nichts würde auszurichten seyn. Dies um so weniger, da noch eine dritte Art von Eintheilung, nämlich die nach den eigentlichen Lehrformen, (bloſs darstellende, analytische, synthetische Lehrform,) sich mit der vorigen durchkreuzen muſs; daher denn der Plan der Didaktik kein anderer als dieser werden kann: 1. Erörterung jeder Art von Eintheilung für sich; 2. logisch-combinatorische Verbindung aller Eintheilungen unter einander; nach der Methode, die ich am Ende des ersten Capitels meiner Logik (im Lehrbuch zur Einleitung in d. Philos., und in der Beylage zu den Hauptp. d. Metaphysik) angegeben habe.

Soviel habe ich hier sagen wollen über die Natur des Plans, der meiner Unterrichtslehre zum Grunde liegt. Ganz ähnlich ist der, [78] nach welchem die Lehre von der Charakterbildung angeordnet ist. Wer die sämmtlichen Eintheilungen sich einprägt, und ihre Verflechtungen zu durchdenken sich geübt hat, der wird, beym Ueberblick über das Ganze, eine Landcharte oder einen Grundriſs vor sich zu haben glauben, in welchem sich für jede Art von pädagogischer Betrachtung sehr leicht die Stelle finden läſst, wohin sie gehört, sofern sie nicht höhere Psychologie erfordert; als welche von keiner Pädagogik heut zu Tage kann verlangt werden, — welche aber dereinst zu begründen ich mir schon vorher zum Ziel gesetzt hatte, ehe ich daran dachte, eine Pädagogik zu schreiben. Dieser wahren Psychologie (denn die gemeine ist durchgehends falsch, weil sie nicht einmal reine Empirie enthält, sondern überall erschleicht, auch wo sie bloſs zu erzählen vorgiebt,) konnte ich in meiner Pädagogik nur als einer Sache erwähnen, die noch gar nicht existire. Denn an die Proben, die ich neuerlich davon gegeben habe, war damals noch nicht zu denken. — Der Plan zur Pädagogik aber war, nach vorgängiger praktischer Uebung, Jahre lang erwogen worden, und hatte manche Ausfeilung erfahren, ehe die Feder zum Niederschreiben angesetzt wurde. Desto schneller ging das Niederschreiben selbst. Der Plan [79] wurde nur unvollkommen bekleidet, einiges blieb beynahe nackt und räthselhaft stehen, anderes wurde weitläuftiger ausgeführt, je nachdem mehr oder

weniger Hoffnung vorhanden war, dem Publicum, das meine philosophischen Grundsätze nicht kannte, deutlich werden zu können. Heute wäre es mir leicht, demselben Skelett ein ganz anderes Fleisch zu geben; aber wie das hätte vor neun Jahren möglich seyn sollen, wo mir keine Berufung auf irgend eine philosophische Schrift zu Hülfe kommen konnte, wo vielmehr die Philosophie des Zeitalters mir in jedem Puncte im Wege stand, — das weifs ich noch heute nicht zu sagen. —

Und nun urtheile man, wieviel von dem ganzen Buche derjenige begriffen haben möge, der dasselbe als ein Aggregat von allerley Bemerkungen und Rathschlägen, unlogisch (das heifst, nicht nach A und a und α) geordnet, ankündigte. Weder mir noch den Lesern will ich Pein anthun, das langweilige, leere Gerede dieses Mannes, das sich durch vier Stücke der Jenaischen Zeitung fortschleppt, — und nun gröfstentheils vergessen ist, — so zu zergliedern, wie vorhin jene neuerliche Recension, die noch geistreich ist in Vergleich mit jenem! Das Dociren, man weifs nicht für welche Schüler, haben beyde mit einander gemein. Nur ein [80] Beyspiel: „Wir sind der Meinung, dafs sich ohne Philosophie von der allgemeinen Pädagogik gar nicht sprechen lasse, und halten dieselbe in ihren Principien selbst für Philosophie.“ Ja wohl! und deshalb eben sollte der Rec. nicht seine Philosophie, sondern die meinige, als die Quelle meiner Pädagogik aufgesucht, und sich die letztere daraus erklärt haben.

„Warum,“ heifst es weiter, „machte sich der Verfasser nicht zuvor an diese Psychologie, da er ihre Möglichkeit, und Schwierigkeit kennt, welches ja schon die halbe Arbeit ist?“ — Die halbe Arbeit! O Modephilosoph! ist Deine Psychologie so leicht! —

„Der Verfasser benimmt den Erziehern alle Lust, Erfahrungen anzustellen.“ Behüte der Himmel! Ich will nur, dafs man wirklich die Erfahrungen anstelle, wovon, wie es zu machen sey, die Pädagogik redet; nicht aber, dafs man nach einigen Jahren unüberlegter pädagogischer Geschäftigkeit seine Routine für Erfahrung ausgebe.

„Zu bedauern ist nur, dafs der Verfasser nicht das richtige Verhältnifs der Erziehung zum Unterricht feststellte. Die Abgränzung dieser Begriffe findet sich weder hier (in der Einleitung) noch anders wo.“ Und ich bedau-[81]re, dafs der Rec. den Wald vor den Bäumen nicht sah. Nichts anderes ist so sorgfältig und ausführlich als eben dies von mir nachgewiesen, das ganze Buch handelt davon, und man könnte fast sagen, nur davon. Concentrirt aber, und mit möglichstem Nachdruck vorgetragen ist dieser Gegenstand in dem erwähnten vierten Capitel des dritten Buchs. Namentlich gehört ganz unmittelbar hieher der zweyte Paragraph, überschrieben: Einfluſs des Gedankenkreises auf den Charakter — wobey der Rec., um zu wissen, dafs hier vom Verhältnifs des Unterrichts und der Erziehung die Rede ist, beliebe hinzuzudenken, dafs der Unterricht zunächst den Gedankenkreis, die Erziehung den Charakter bilden will. Das letzte ist nichts ohne das erste — darin besteht die Hauptsumme meiner Pädagogik.

„Welche Sprache in einer Pädagogik!“ declamirt der Recensent, wo ich von Leuten rede, die sich verurtheilt sehn, mit Kindern zu leben.

Und welcher Verstand eines Kritikers, rufe ich dagegen, der nicht begreift, dafs hier jene unpädagogischen Söldlinge bezeichnet werden, die das edelste Geschäft für eine leidige Nothwendigkeit halten. Das ganze Folgende ist ein Muster von Verdrehung aus Einfalt, [82] die zu jedem Buche einen Commentar nöthig hat, der sie Ernst und Ironie unterscheiden lehre. Und diese Art von Einfalt — einen gelindern Namen weifs ich dafür nicht — ist mir schon mehr als einmal in den Weg getreten, zum Theil mit groben Anschuldigungen.

„Der Erzieher wird nie Polizeydiener." Diese Bemerkung könnte vielleicht hie und da nützlich seyn, wo man das Erziehungsgeschäft unter einer Masse von polizeylichen Formen zu Boden drückt, die in der Kinderwelt einen sehr beschränkten Nutzen haben. Gegen mich ist dieselbe Bemerkung darum gerichtet, weil der Rec. nicht zusammenreimen kann, wie die Motive des Regierers und die Motive des Erziehers sich zu Einer pädagogischen Thätigkeit verbinden lassen, sondern sich in den Kopf setzt, es solle eine Regierungs- und eine Erziehungs-Hälfte" geben. Dieser Unsinn ist geworden aus meinem, gar nicht neuen, sondern jedem Pädagogen bekannten Gedanken (wenn auch der Ausdruck fremd klingen sollte): dafs in früheren Jahren die Regierung, in den späteren jene feinere Behandlung, die ich Zucht nenne, das Uebergewicht habe.

„Der Verfasser hat gar keinen vesten Punct, von dem er ausgeht." Ich beziehe [83] mich auf die vorangeschickte Rechenschaft über den Plan meines Buchs.

„Wie kann der Erzieher, ohne allwissend zu seyn, wissen, welche Zwecke der Zögling künftig sich als Mann setzen wird!" — Und wie populär ist die Weisheit, womit der Recensent seinen Autor zu Boden schlagen will! Uebrigens kann dieser Recensent nicht besser lesen, als jener des Lehrbuchs zur Einleitung in d. Philos. Sonst hätte er S. 83 meines Buchs gelesen, dafs ich dort eine Frage, die jene schon stillschweigend voraussetzt, aufwerfe und beantworte. Das Objective dieser Zwecke, so lautet die Antwort, als Sache der blofsen Willkühr, hat für den Erzieher gar kein Interesse. Das Wollen selbst, die Activität, kommt in Betracht, — und die pünctliche Auflösung der Frage giebt die Lehre von der Idee der Vollkommenheit, in der praktischen Philosophie.

„Es kann keinen unglücklichern Gedanken geben als diesen," — den der Recensent nicht versteht, indem ihm nicht einfällt, dafs es ein Gedanke sey, dem nähere Bestimmungen nach den übrigen praktischen Ideen vorbehalten sind.

„Wir hören, im geraden Widerspruche mit dem Vorigen (?) dafs das Objective dieser [84] Zwecke für den Erzieher kein Interesse habe." — O Wunder! der Recensent hat wirklich gelesen, und doch seinen vorigen grundlosen Tadel nicht wieder ausgestrichen??? Wohlan! so bleibt auch meine Gegenbemerkung stehn! Im übrigen gebe ich hiemit die authentische Erklärung über mein Buch, dafs ich die Idee der Vollkommenheit niemals anders, als auf die angegebene Weise gedacht, und auf Pädagogik bezogen habe.

„Hätte der Verfasser den alleinigen Zweck ins Auge gefafst, und daraus die ganze Erziehungslehre entwickelt: so würde Anlage und Aus-

führung ganz anders ausgefallen seyn.“ Umgekehrt! der Verfasser hatte den alleinigen Zweck, die Tugend, sehr sorgfältig ins Auge gefafst; und gerade darum, nämlich weil er diesen Einen Zweck äufserst vieltheilig und vielbefassend fand, wurde Anlage und Ausführung so, wie sie ist.

Mit der Recension bin ich nun über die Hälfte derselben gekommen; diese aber ist mit dem Buche noch nicht über die vorbereitenden Betrachtungen hinaus. Zwey volle Stücke der Jenaer Zeitung sind angefüllt mit einem klaren Nichts. Die erste Seite des dritten Stücks sagt auch nichts, als dafs der Recensent Nichts verstanden hat. Warum denn re-[85]censirte der Mann? Ohne Zweifel, weil sein Verstehen der Maafsstab der Dinge ist! Uebrigens, sollte ich denken, wäre ohne Mühe zu verstehen, dafs, wo Vielseitigkeit seyn soll, da ein vielfältiges Uebergehn von Gegenstand zu Gegenstand, ein vielfältiges Wechseln der Gemüthslage vorkommen mufs; dafs aber dieser Wechsel, um nicht Zerstreuung zu werden, zur Sammlung des Geistes, — dafs die Vertiefungen in vieles Verschiedene, zur Besinnung an alles mit einander zurückkehren sollen; — dafs also die verlangte Vielseitigkeit des Interesse sowohl der Vertiefungen als der Besinnung bedarf. Und dies ists, was der Recensent nicht begreift, obgleich es in meinem Buche deutlicher entwickelt ist, als hier in der Kürze geschehen kann.

Das Nichts und wieder Nichts verlängert sich in der Recension dermaafsen, dafs ich mich wohl an den alten Spruch erinnern mufs: Aus Nichts wird Nichts; und ich könnte mich hiemit in der That verabschieden, wenn sich nicht für die absolute Nichtigkeit dieser Recension noch ein schöner Beweis in folgender Stelle fände:

„Die Resultate werden auf folgende Art angegeben: „„Allgemein soll der Unterricht zeigen, verknüpfen, lehren, philosophiren. [86] In Sachen der Theilnahme sey er anschaulich, continuirlich, erhebend, in die Wirklichkeit eingreifend.““ „Warum er so und nicht anders, und nicht weniger oder mehr thun und seyn soll, wird wieder nicht bewiesen, sondern es wird blofs gesagt, dafs man diese Worte leicht deuten werde. Heifst das aber einen Gegenstand wissenschaftlich behandeln?“

Diese Probe von Recension dient statt aller.

Die Worte: zeigen, verknüpfen, lehren, philosophiren beziehen sich auf: Klarheit, Association, System, Methode, welche im ersten Capitel entwickelt waren. Die Worte: anschaulich, continuirlich, erhebend, und in die Wirklichkeit eingreifend, sind hier Zeichen der vier Begriffe, Merken, Erwarten, Fordern, Handeln, welche im zweyten Capitel ihre Stelle gefunden hatten. Dafs sie hier als Zeichen von denselben sollen gebraucht werden, ist zu sehen aus S. 176, wo gesagt ist, dafs bey der Bildung der Theilnahme auch die höheren Stufen, zu welchen sich eine menschliche Regung erheben kann, nämlich Fordern und Handeln, in Betracht kommen; während für andre Theile der Bildung es beym Merken und Erwarten sein Bewenden hat.

[87] Nun sind die angegebenen Worte die ganz nothwendigen Zeichen der Verknüpfung dessen, was in den Tabellen von S. 232 bis S. 261 vorkommt, wo alles vorhergehende unter sich combinatorisch verarbeitet wird, — mit den ersten beyden Capiteln, welche die all-

gemeinsten formalen Bestimmungen des Unterrichts enthalten. Z. E. S. 232 steht: das Zeigen der Dinge geht allem voran. Hier soll bey dem Worte zeigen alles hinzugedacht werden, was im ersten Capitel über Klarheit der Auffassungen, in welche der Zögling sich vertiefen soll, ist gesagt worden.

Wer also diese Worte nicht zu deuten weifs, — das heifst, wer so nachlässig gewesen ist, sich um den Plan des Buchs gar nicht zu bekümmern, sondern schlechthin zu entscheiden: wo sich meinen blöden Augen nicht gleich ein Plan aufdringt, gestaltet nach meinen alten Angewöhnungen, da ist auch kein Plan; — wer, sage ich, diese Brücke nicht zu betreten weifs, welche das nöthige Communicationsmittel aller Theile unter einander darbietet;

Der hat hiemit als Recensent sein eignes Urtheil gesprochen!

Wenn es nöthig wäre, diesem Urtheil noch etwas hinzuzusetzen, so würde sich dazu [88] der Umstand darbieten, dafs jenes oben erwähnte vierte Capitel des dritten Buchs, dasjenige, welches ganz eigentlich dazu bestimmt ist, Licht auf das Ganze zu werfen, — von diesem Recensenten, der alle die vorbereitenden Betrachtungen im ersten Buche aufs gewaltsamste aus einanderzerrt, um plaudern zu können, — blofs den Rubriken nach ist angeführt worden; mit der einzigen Bemerkung, die das Ganze krönt: es seyen das Begriffe, die der Psychologie und Moralphilosophie anzugehören schienen, und welche hier gröfstentheils in gar keiner Beziehung auf Pädagogik aufgestellt seyen.

Und nun frage ich noch einmal: wie hat die Redaction der Jenaischen Literaturzeitung eine Recension können abdrucken lassen, aus der von allen Seiten nur der eine, einzige, durchdringende Laut in die Ohren tönt: ich verstehe den Verfasser nicht!!!

Doch, mit der Redaction habe ich bey dieser Gelegenheit noch ein Wörtchen zu reden, das nicht nur mich, sondern auch meinen wackern, ehemaligen Universitäts-Genossen Köppen in Landshut, und, wenn man will, sämmtliche Professoren der Philosophie auf allen Deutschen Universitäten betrifft. — Aus dem Schlusse der Recension habe ich oben schon [89] angeführt, dafs in demselben von Vorträgen auf öffentlichen Lehrstühlen die Rede ist, und von der Nachbeterey der jungen Studirenden, und von Abwendung jedes nachtheiligen Einflusses, der eine so wichtige Wissenschaft, wie die Pädagogik, treffen könnte. Dies, sollte man denken, sey, das Höchste in seiner Art. Nein! die Jenaische Literaturzeitung schreitet fort, sie übertrifft sich selbst. Man sehe den May 1814 No. 83. Da ist die Rede von einem Herrn Friedr. Schafberger, welcher die „höchst nachtheiligen Folgen der Köppen'schen Lehre" soll auseinandergesetzt haben. Der Recensent fährt fort: „Sie sind eben so traurig, als wahr; und wenn man bedenkt, welchen wichtigen Einfluss die öffentlichen Lehrer der Philosophie auf die ganze künftige Denk- und Handlungs-Weise ihrer Zöglinge ausüben: so kann man nicht umhin, von Herzen zu wünschen, dafs bey der Auswahl derselben nur allein die durch Wissenschaft und Charakter bestimmte Würdigkeit entscheide, und jeder untüchtig Befundene abgewiesen, oder schleunigst wieder entfernt werde."

Man sieht, es handelt sich hier um Amt und Brod! Es ist Zeit, daſs die Professoren [90] der Philosophie, wenn sie des Verhältnisses mit ihren Obern nicht recht sicher seyn sollten, sich bei ihren Rechts-Consulenten erkundigen, unter welchen Umständen, und in welchen Formen sie nöthigenfalls den Herrn Redacteur der Jenaischen Literaturzeitung mit einer Diffamations-Klage, oder etwas ähnlichem, belangen könnten.

Was mich anlangt, so mag immerhin nächstens ein Recensent in jenem Blatte mit unverblümten, dürren Worten auf meine Absetzung vom Amte antragen; ich werde den Herrn geheimen Hofrath Eichstädt darum doch nicht mit einem gerichtlichen Handel beschweren. Des Schutzes meiner hohen, erleuchteten Obern halte ich mich versichert; und der eben genannte Herr, dem das Urtheil des Publicums ohne Zweifel auch etwas gilt, wird nun wohl im Stillen etwas behutsamer darauf achten, daſs nicht seine Beurtheilung des literarisch Schicklichen durch den Eifer der Recensenten in ein zweifelhaftes Licht gestellt werde. Nur darum möchte ich denselben ergebenst bitten, künftig etwas feinere Künste gegen mich spielen zu lassen, damit der Federkrieg, zu dem man mich nöthigt, mir statt der Langenweile doch etwas Unterhaltung gewähre. Geistreiche Recensionen werde ich allemal verdanken, und [91] bittere Kritiken niemals fürchten; denn alle Welt weiſs, daſs dieselben von Männern herrühren, die ihr eignes System lieb haben, und sich gegen ein neues so lange sträuben wie sie können.

Herr Regierungs-Rath JACHMANN zu Gumbinnen, ehedem Director eines Gymnasiums zu Jenkau bey Danzig, der ein groſses und leeres Gefäſs öffentlich hingestellt hat, welches der Aufschrift gemäſs eine Recension meiner Pädagogik enthalten soll, wird nun vermuthlich, nachdem die nöthigen Aufschlüsse ihm dargeboten worden, das Gefäſs auszufüllen sorgen, — mit andern Worten, er wird mein Buch zum zweytenmal recensiren. Dieses ist in der That sehr wohl thunlich, aus zweyen Gründen: Erstlich, ich erkläre hiemit, — was man vorauszusetzen nicht berechtigt war, — daſs ich meine Pädagogik, in Hinsicht ihres wesentlichen Inhalts, völlig wie ein nur eben jetzt erst aus meiner Feder gekommenes Buch zu betrachten bitte, und daſs mich der Tadel, welcher die Diction und Darstellung in manchen Puncten treffen kann, im geringsten nicht verdrieſsen soll. Zweytens, der Herr Regierungs-Rath wird hierin die beste Gelegenheit finden, jene Unbehutsamkeit zu verbessern, die in dem Selbstvertrauen lag, als werde die Beurthei-[92]lung meines Buches ihm zu eben der Zeit gelingen, da er noch die Empfindlichkeit über die Herausgabe eines Theils der Krausischen Manuscripte im Herzen trug. Zwar, derselbe hat im geringsten nicht Ursache, mir darüber zu zürnen, indem ich nichts erbeten hatte, sondern bloſs einem höhern Winke ehrfurchtsvoll gehorchte. Allein der Herr Regierungs-Rath weiſs sehr wohl, daſs hieraus ihm der Verdacht der Partheylichkeit erwachsen ist; und der Verdacht war eben so natürlich wie die Sache selbst; denn es kann dem soliden Manne begegnen, unter solchen Umständen nur eine windige und aufgeblasene Recension zu Stande zu bringen. —

Der Modephilosophie im Allgemeinen wünsche ich noch mit ein paar Worten zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, ihr Unrecht zu thun.

Sie ist eine natürliche menschliche Schwäche, und gutartig in ihrem Ursprunge. Dem Total-Eindruck der gangbaren Systeme giebt der, welcher vor Allem mit seinem Zeitalter fortzugehen wünscht, eben so nach, wie wir im täglichen Leben den sinnlichen Eindrücken nachgeben. Und wenn derselbe aus der modernen Literatur sich gerade die philosophischen Schriften mit Vorliebe auswählt, so liegt dabey ohne Zweifel eine, wenn auch noch so dunkle [93] Ahndung von der Würde der Wissenschaft zum Grunde. Demnach ist das Philosophiren nach der Mode immer noch besser als der leidige Empirismus, der sich um das Uebersinnliche gar nicht kümmert, und als die entschiedene Schwärmerey, die sich von allem Nachdenken lossagt. —

Das Publicum endlich bitte ich diese kleine Streitschrift nicht mit gar zu ungünstigem Auge zu betrachten. Jede Lebensart hat ihr Ungemach; die meinige setzt mich unaufhörlichen Anfechtungen aus, bey denen ich nicht ganz müfsig bleiben kann. Die Wahrheit zeigt sich überall begleitet von Mifsverständnissen, und wir können den Kern der Weisheit nicht erlangen, wenn unsre gar zu zarten Ohren sich vor dem Geräusch fürchten, was das Aufbrechen der Schalen unvermeidlich verursacht.

II.

HAUPTPUNCTE DER METAPHYSIK.

Vorgeübten Zuhörern zusammengestellt.

[Text der Ausgabe, Göttingen 1806, (I) mit Beifügungen der Abweichungen der Ausgabe 1808 (II).]

Bereits abgedruckt in:

SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. III, S. 5—48 u. I, 465—478).
KLSCH = J. F. HERBART's *Kleinere Schriften* (Bd. I, S. 199—266).

Der Titel der ersten Ausgabe lautet:

Hauptpuncte
der | Metaphysik
vorgeübten Zuhörern zusammengestellt | von
Johann Friedrich Herbart.

Göttingen, gedruckt mit Barmeierischen Schriften,
bey J. C. Baier | 1806.

Der Titel der zweiten Ausgabe lautet:

Hauptpuncte | der | Metaphysik
von
Johann Friedrich Herbart.

Göttingen,
Bei Justus Friedrich Danckwerts
1808.

[1] *In der Stille sind die Gedanken, deren kürzeste Bezeichnung hier erscheint, während des Laufs von achtzehn Jahren auf eignem Boden gewachsen und gezogen. Seyen sie jetzt auch andern Denkern empfohlen! doch zunächst nur zur fernern stillen Pflege, und zur Mittheilung in Privatkreisen, welchen die Forschung lieb ist. Zwar keinem Menschen verlangen diese Blätter sich zu verhehlen, aber aller käuflichen Druckschrift sollen sie noch zur Zeit, ein völliges Geheimnifs bleiben. Sie selbst sind nicht feil; sie gehen aus von der Hand des Verfassers. Wird demselben, in öffentlicher Ausstellung seiner Arbeit, Jemand voreilen wollen?*

---

[1] Der Abschnitt Z. 1—Z. 9: „*In der Stille . . . voreilen wollen?*“ fehlt in der II. Ausgabe; statt dessen tritt die folgende „Vorrede“ ein:

Die gegenwärtige Metaphysik ist ihrer Kürze ungeachtet, vollständig in Hinsicht dessen, was zur streng-wissenschaftlichen Einsicht in ihre Behauptungen wesentlich gehört. Hingegen auf die ausführlichern[2] Erörterungen jeder Art, wodurch sonst speculative Gedanken dem Ganzen des Gemüths näher gebracht werden können, ist für diesmal Verzicht geleistet. Aus doppeltem Grunde. Die Absicht der Bekanntmachung lag hauptsächlich in dem Wunsche, der eben jetzt erscheinenden allgemeinen practischen Philosophie das Theoretische gleich mitzugeben, damit Kenner sich in Ansehung der Principien ganz orientiren könnten. Und was die Darlegung des Verhältnisses unter beyden [II] Theilen der Philosophie — Trennung in den Principien, Verbindung in den Resultaten — was ferner die Unterscheidung von fremden Systemen anlangt, sammt der Bemühung, dem Leser nöthigenfalls aus der Befangenheit herauszuhelfen, wohinein eine Kraftsprache, die nicht Kraft der Gedanken ist, ihn könnte versetzt haben: hiezu ist schon vom Vf. durch seine Schrift über philosophisches Studium ein Beytrag geliefert worden.

Der eben genannten Schrift sind einige Einwürfe öffentlich gemacht, die, wenn sie träfen, eigentlich die Metaphysik treffen müfsten; und so könnte die Beantwortung derselben hier den rechten Platz finden. Da sie aber der Metaphysik zuvorgeeilt sind, überdies auch die ausdrückliche Leugnung ihrer Voraussetzungen in der Abhandlung über philosophisches Studium schon enthalten ist: so mag es für jetzt genügen, nur einige, wie es scheint, nahe liegende Misverständnisse zu berühren, durch deren Einflufs das Lesen dieses Buchs zur verlornen Mühe werden würde. — Es ist ein alter Irrthum: das Erkennen für ein Abbilden dessen zu [III] halten Was Ist. Seit KANT darf jedoch der Satz unter

---

[2] „ausführlichen“ SW.

uns wenigstens nicht mehr befremden: daſs wir die Dinge an sich nicht erkennen. Hat nun die Philosophie nicht das Was des Seyenden, sondern irgend etwas Anderes (was es auch sey) zum Object ihres Erkennens: so wird sie auch nach einer Einheit streben dürfen, die nichts abbildet von einer Einheit im Seyn. Und seit FICHTE, durfte man ehemals hoffen, würde nie wieder verloren gehn die Erinnerung: daſs, wer vom Seyn redet, dieser das Seyn denkt, und über seine Anwendung des Begriffs vom Seyn kann zur Rechenschaft gezogen werden: wodurch er denn in die Untersuchung der Begriffe hinaufgetrieben ist; indem er bey fehlerhaftem Begreifen nie die Wahrheit ergreifen wird, vollends bey widersprechendem Begreifen, schiene es durch noch so erhabene Anschauungen geheiligt, sich der Gefahr aussetzt, alle seine Behauptungen durch die gerade entgegengesetzten parodirt, und in dieselben verschmolzen zu sehn. Endlich, was das Heilige selbst anlangt, das man mit dem Seyn in einerley Anschauung zu erreichen meinte, so dient [IV] auf folgende Frage: Soll das Sollen auch ein Kriterium des in Gott Seyenden, der Gottheit selbst werden, deren Werk es doch ist und gebotenes Gesetz? — zur Antwort folgende Stelle von KANT: „selbst der Heilige des Evangelii muſs zuvor mit unserm Ideal der sittlichen Vollkommenheit verglichen werden, ehe man ihn dafür erkennt."

Freunde der Logik sind ersucht, die Beylage zuerst zu lesen. Der Gegenstand ist seiner Natur nach klärer; und ein ferneres Einverständniſs auch über schwierigere Gegenstände bereitet sich vielleicht am sichersten vor, wenn man zum Anfang das Leichtere nicht verschmäht.

[1] Vorfragen.

I. Wie können Gründe und Folgen zusammenhängen?
II. Was ist gegeben?

I.

[1] Wer die Gründe besitzt, soll der Folgen mächtig seyn. Wenn demnach die Folgen in den Gründen liegen: wie können sie aus denselben heraus gezogen werden? — Da von müfsiger Wiederhohlung desselben Gedankens hier nicht die Rede ist, sondern von einem wahren Gedanken-Uebergange: — wie kann das In-Liegende von dem Heraus-Gezogenen verschieden seyn?

Entweder der Grund kann die Folge in sich behalten, — das Folgern ist blofs möglich: — oder er kann es nicht; das Folgern ist nothwendig.

A) Kann der Grund die Folge auch in sich behalten: so ist ihm das Folgern gleichgültig; er bleibt, nach und vor, derselbe. Derselbe Gedanke liegt, als Folge, aufser, als Theil des Grundes, in ihm.

---

[1] Statt des Abschnittes „Wer die Gründe besitzt“ . . . bis S. 181, Z. 11 „er werde gelingen“ hat die II. Ausgabe folgende Abweichung:

(I) Wer den Grund besitzt, soll der Folge mächtig seyn. Die Folge liegt in dem Grunde. Aber nicht wie in einem Behältnifs, das sie leer zurücklassen könnte. Sie darf nichts unabhängiges seyn; das Folgern darf von dem Grunde nicht einen, für sich fertigen, Theil, absondern: oder es wäre ein blofses Wiederhohlen des nämlichen Gedankens, und der Rest des Grundes nicht Grund, [4] sondern überflüssig. Gehört also die Folge dem Grunde: wie kann Er sie loslassen? Und, was von dem Grunde abgetrennt, was aus ihm heraus gezogen wird: wie kann es ein neuer Gedanke seyn?

Der Grund, indem er begründet, ist auf allen Fall ein im Werden begriffener Gedanke; die Folge das Gewordene: also ein Neues, und im Werdenden Prädisponirtes. Aber damit ist die Schwierigkeit nicht gelöst. Es fragt sich, was heifst ein werdender Gedanke? Soll das Werden ihm eigenthümlich seyn, so gewifs er dieser und kein andrer Gedanke ist? Oder duldet er blofs, dafs man ihn willkührlich ins Werden versetze; und könnte er die Folge wohl auch ruhig in sich verborgen behalten? Die letztre Voraussetzung werde zuerst untersucht.

A) Ist der Grund ein, an und für sich ruhender Gedanke, ist das Folgern ihm gleichgültig: so kann die Folge wenigstens der Materie nach

[2] Doch darf die Folge kein fertiger Theil des Grundes seyn; oder sie wäre bloſse Wiederhohlung, und der Rest des Grundes nicht Grund, sondern überflüssig. Daher darf sie auch nicht ein, als einfach, Gedachtes, seyn; ein solches läge fertig darin. Sie ist also ein Verbundenes. Verbunden, als Folge; unverbunden, als Theil des Grundes. — Ist denn die Verbindung ohne Grund? — Die Verbindung ist, und ist nicht, in dem Grunde. Das heiſst, sie ist vorhanden, aber gehemmt. Das Hemmende, als Theil des Grundes, ist zugleich verbindend. Aber was zugleich verbindet und trennt, heiſst ein Mittelglied. Es verbindet, indem es mit jedem der zu verbindenden selbst verbunden ist; es trennt, indem es nicht in beyden Verbindungen zugleich, sondern für jede besonders, also zweymal, gedacht wird. Prämissen. Conclusion. Beydes aus der Logik bekannt. — Wo in einer Gedanken-Sphäre sich häufig dieselben Begriffe in vielerley Verbindungen (Mittelbegriffe) wiederfinden; oder, wo die Veranlassungen, gewisse Begriffe zu erzeugen, sich vielfach wiederhohlen: da wird diese Art zu folgern von häufigem Gebrauche seyn. (Es wird sich weiterhin offenbaren, daſs dieſs in der Mathematik der Fall ist.) Aber durch sie allein, würde es gleichwohl nie etwas anders, als Gedanken-Anhäufung geben. Denn sie setzt die Verbindung in den Prämissen voraus. Sey dieselbe analytisch; so ist sie tautologisch. Synthetisch a posteriori, — so ist sie nur Aggregation. Synthesis a priori erwarten wir gleich im Folgenden:

---

nicht neu seyn. Denn sollte sie neu seyn, und doch aus ihm hervorgehn, so müſste er sich ändern. Was in [5] ihm schon gedacht wird, das kann in ihr nur eine neue Form annehmen, Aber kein Einfaches, als solches, hat Form; sondern nur das Verbundene. Die Folge also ist ein Verbundenes. Verbunden, als Folge; unverbunden, (oder doch nicht so verbunden), als Theil des Grundes. — Ist denn die Verbindung ohne Grund? — Die Verbindung ist, und ist nicht, in dem Grunde. Das heiſst, sie ist vorhanden, aber gehemmt. Das Hemmende, als Theil des Grundes, als stiftend die Folge, ist zugleich verbindend. Aber was zugleich verbindet und trennt, heiſst ein Mittelglied *(Terminus medius)*. Es verbindet, indem es mit jedem der zu verbindenden selbst verbunden ist; es trennt, indem es nicht in beyden Verbindungen zugleich, sondern für jede besonders, also zweymal, gedacht wird. Prämissen. Conclusion. Beydes aus der Logik bekannt. — Wo in einer Gedanken-Sphäre sich häufig dieselben Begriffe in vielerley Verbindungen (Mittelbegriffe) wiederfinden; oder, wo die Veranlassungen, gewisse Be-[6]griffe zu erzeugen, sich vielfach wiederhohlen: da wird diese Art zu folgern, durch Zusammenfassung der Prämissen, von häufigem Gebrauche seyn. (Es wird sich weiterhin offenbaren, daſs dieſs in der Mathematik der Fall ist.) Aber durch sie allein, würde es gleichwohl nie etwas anders, als Gedanken-Anhäufung geben. Denn sie setzt die Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte, in den Prämissen, voraus. Sey dieselbe analytisch; so ist sie tautologisch. Synthetisch a posteriori, — so ist sie nur Aggregation. Synthesis a priori erwarten wir gleich im Folgenden. Im Voraus ist soviel von selbst klar: Soll es Synthesis a priori geben, so muſs

B) Kann der Grund die Folge nicht in sich behalten, bedarf er des Folgerns: so ist er, ohne das Folgern, unmöglich. Das heifst: *Er, der Grund, vor dem Folgern, enthält einen Widerspruch.* Ohne diese Eigenschaft giebt es kein Princip für wahre Speculation. Herausschaffung des Widerspruchs ist der eigentliche Actus der Speculation. Dieser Actus aber wäre ein blofser, und hoffnungsloser, Versuch, wenn nicht eine von zwey Bedingungen Statt findet: entweder, der widersprechende Begriff dringt sich auf [3] im Gegebenen — er ist ein Naturproblem; oder, er ergiebt sich aus einer Idee, die ausgeführt werden soll, — er ist ein practisches Problem. Im letztern Fall soll man den Versuch anstellen; im erstern Fall weifs man, er werde gelingen.

Der Grund ist hier kein Satz, noch eine Mehrheit von Sätzen, sondern ein Begriff; denn er ist ein Widerspruch, d. h. die Identität der widersprechenden Glieder. Die Folge wird den Widerspruch aufheben, also den Grund verändern, — durch einen neuen Gedanken, als nothwendige Ergänzung von jenem, so fern er denkbar seyn soll, — als Voraussetzung, und Beziehungspunct, desselben, so fern der Begriff schon Realität hatte.[1] Die Folge ist demnach hier nicht, wie vorhin, der Form nach, sondern der Materie nach von dem Grunde verschieden.

Die, gleich zu entwickelnde, Methode der Beziehungen, (d. h. Methode, nothwendige Ergänzungs-Begriffe, wenn sie versteckt sind, auf-

---

sich das Bedürfnifs derselben, ehe sie vollzogen wird, durch einen Widerspruch verrathen, — und in diesem allein kann ihre Rechtfertigung liegen. Denn, sey B dem A durch Synthesis a priori, also nothwendig, zu verbinden: so mufs A ohne B unmöglich seyn. Die Nothwendigkeit liegt in der Unmöglichkeit des Gegentheils. Unmöglichkeit eines Gedankens aber ist Widerspruch.

[7] B) Ist der Grund ein ursprünglich werdender Gedanke, kann er die Folge nicht in sich behalten, bedarf er des Folgerns: so ist er, ohne das Folgern, unmöglich: Das heifst: Er, der Grund, vor dem Folgern, enthält einen Widerspruch. Herausschaffung des Widerspruchs ist der eigentliche Actus der Speculation. Und Speculation, im strengen Sinne, ist der willkührlose Gang des zur Umwandlung vordringenden Gedankens. Entweder derselbe dringt sich auf im Gegebenen — er ist ein Naturproblem; oder, er ergiebt sich aus einer Idee, die ausgeführt werden soll, — er ist ein practisches Problem. Im letztern Fall soll man den Versuch anstellen; im erstern Fall weifs man, er werde gelingen. — Willkührlich gemachten Widersprüchen könnte nichts beywohnen von speculativem Triebe, noch von der Hoffnung auf irgend ein Resultat.

---

[1] „Gültigkeit besafs." II. Ausgabe . . . . statt . . . . „Realität hatte."[a] I. Ausgabe.

---

[a] SW. Klsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

zusuchen,) darf nicht einer mathematischen Formel verglichen werden, welcher man sich im Calcul sorglos überlassen kann. Sie beschreibt nur im Allgemeinen,[1] so fern es im Allgemeinen möglich ist, welche Wendung der, mit einem aufgegebenen Widerspruche beschäftigte, Denker, unvermeidlich nehmen werde. Ohne die innigste Vertrautheit mit dem Problem, ist[2] sie gar nicht zu brauchen. Sie beruht auf folgendem:

[3]Die erste Arbeit wird seyn, den Punct des Widerspruchs genau zu finden; um ihn contradictorisch zu verneinen. Heifse der Hauptbegriff A; so werden in ihm zu unterscheiden seyn zwey Glieder, M und N, die er als identisch setzt, und die doch sich verhalten, in irgend einem, oder einigen, Merkmalen, wie Ja und Nein. Der Widerspruch (wofern er einfach ist, — und sonst müfste die Methode sich wiederhohlen)[4] liegt in keinem der Glieder für sich genommen, er liegt in der prätendirten Identität beyder; diese mufs verneint werden. Man [4] wird demnach jedes der Glieder abgesondert setzen. Aber gegeben ist Jedes nur mit dem andern. Denkt man M gesondert:[5] so ist es ein leerer Begrift, der auf Wiederverknüpfung mit N wartet. Denkt man es mit N in A: so ist man gezwungen, es wieder herauszusondern. [6]Aber M = M (nämlich der allgemeine Begriff M, der sonst auf verschiedne Weise bestimmt werden mag); das Abgesonderte hat nur Realität für die Verknüpfung, das Verknüpfte ist nur denkbar in der Absonderung. [7]So

[1] Statt des folgenden Zwischensatzes „sofern es im Allgemeinen, möglich ist" hat die II. Ausgabe „bis auf einen gewissen Punct."

[2] Problem aber ist . . . . II. Ausgabe.[a]

[3] Statt „Die erste Arbeit . . bis folgende Zeile . . verneinen" hat die II. Ausgabe:

[9] Dasselbe mufs zuvörderst durch analytische Betrachtungen so vollkommen zur Deutlichkeit erhoben werden, dafs, was nur als Schwierigkeit war fühlbar gewesen, sich nun als Widerspruch scharf denken lasse. Ist der Punct des Widerspruchs genau gefunden: so liegt seine contradictorische Verneinung als nothwendig vor Augen. Heifse der Hauptbegriff etc.

[4] Der Satz in Parenthese (wofern . . . . wiederhohlen) fehlt in der II. Ausgabe.

[5] Statt „gesondert" hat II. „abgesondert."[a]

[6] Der folgende Satz: „Aber M = M (nämlich . . . . werden mag") fehlt in der II. Ausgabe.

[7] Die II. Ausgabe hat statt der folgenden Worte: „So vervielfältigt . . . bis S. 183, Z. 15 . . Verfahren" den folgenden längeren Abschnitt:

[10] So ist der Widerspruch aus dem Hauptbegriff in das einzelne Glied getreten; welches identisch und auch nicht identisch mit dem andern mufs gedacht werden. Dieser secundäre Widerspruch erfordert abermals contradictorische Verneinung, also Trennung der in ihm als verbunden erscheinenden Glieder. Das mit sich selbst entzweyte M kann nicht Eins und dasselbe seyn. Es mufs zerfallen in Eins und ein Anderes. Ein M, identisch mit N; ein anderes M, nicht identisch mit N. Aber hier erneuern sich die vorigen Betrachtungen. M, identisch

[a] SW. KLSCH drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

vervielfältigt es sich unvermeidlich; und man muſs sich besinnen, daſs der Begriff A, der den Begriff M mit N identisch darstellt, es unbestimmt läſst, ob ein oder mehrere M gemeint seyen. Ist man nun gewiſs, ihn richtig gefaſst zu haben, so daſs er nicht noch irgend ein X enthalten sollte, wodurch M modificirt werden könnte: so muſs das Zusammendenken der mehrern M (oder N) Bestimmungen ergeben, vermöge deren die widersprechenden Merkmale verschwinden. Nämlich — was sich im Allgemeinen nicht näher bestimmen läſst — man wird aus der Eigenthümlichkeit der M zu erforschen haben, was das Zusammen für sie bedeuten könne? wie man zum Behuf desselben jedes der M zu denken habe? Welche Erfordernisse sich dabey aus A selbst ergeben? — Die Voraussetzungen des Zusammen, in jedem der M, einzeln genommen, geben alsdann die Ergänzungsbegriffe, das Zusammen selbst aber wird identisch mit N — wiewohl vielleicht erst nach wiederhohltem ähnlichen Verfahren.

Ein leichtes Beyspiel giebt der logische Syllogismus. Damit die Prämissen, (das zwiefache M[1]), als Gedanken, zusammen seyn können, welches hier, wo vom Folgern die Rede ist, mehr bedeuten muſs als bloſse Association: ist vorauszusetzen, daſs Etwas in Jeder derselben sey, was von selbst im Denken zusammenfällt. (Entweder ein identischer Begriff, oder auch Begriffe, die durch eine zwischenliegende Schluſsreihe,

---

mit dem, ihm widersprechenden N, ist undenkbar. Soll doch dabey etwas gedacht werden, so muſs es vor allen zuerst als M, d. h. nicht identisch mit N, gedacht werden. M, nicht identisch mit N, ist ein leerer Begriff, ist ungültig; nur einem solchen M, wie es aus dem Hauptbegriff A hervorgeht, kann Gültigkeit beigelegt werden. In jedem der mehrern M, also, wenn es vollständig, wie es muſs, gedacht werden soll, zeigt der secundäre Wider-[11]spruch sich ganz und gar; und, will man ihn auch hier noch durch Trennung der Glieder verfolgen, so wird er sich in jedem abgesonderten Stücke von neuem zeigen. Er kann also in keinem einzelnen M, als einem einzelnen, gehoben werden. Folglich bleibt nur übrig, anzunehmen, daſs in der Mehrheit der M, als einer Mehrheit, seine Auflösung liege. Die mehrern sollen sich zusammen finden in der Identität mit N. Also, ihr Zusammen muſs gleich N seyn; während auſser dem Zusammen, jedes M einzeln genommen, nicht gleich N ist. So weit reicht die Methode. Das Zusammen der M kann sie nicht bestimmen, weil sie das M selbst nicht kennt. Man wird also in jedem besondern Falle aus der Eigenthümlichkeit der M zu erforschen haben, was das Zusammen für sie bedeuten könne? wie man zum Behuf desselben jedes der M zu denken habe? Welche Erfordernisse sich dabey aus A selbst ergeben? — Die Voraussetzungen des Zusammen, in jedem der M, einzeln genommen, geben alsdann die Er-[12]gänzungsbegriffe, welche mit A durch Synthesis a priori zu verknüpfen sind, oder, auf welche er sich bezieht.

[1] Die Parenthese lautet in der II. Ausgabe:
(das zwiefache M, welches mit N, der Folge, identisch seyn soll, weil sie in ihrem Grunde liegt)

oder durch nothwendige Beziehung, schon verbunden sind.) Dies Etwas gehört dem Zusammen nicht an, weil es dem-[5]selben als Bedingung vorangeht. Das bloſse Zusammen aber ist die Conclusion. Diese ist identisch mit ihrem Grunde, d. h. mit jeder der Prämissen, sofern dieselbe zusammen ist mit der andern. —[1]

[2]Da das Zusammen ohne das Zusammenhängende nicht gedacht werden kann: so ergiebt sich eben hier die nothwendige Verbindung des Begriffs A, mit den Ergänzungsbegriffen. Der letztern kann, nach mehrmals angewandter Methode, eine lange Folge[3] seyn. Diese Menge des Nothwendig-Verbundenen nun ist keine Menge, sondern Ein Gedanke. Aber welcher Gedanke? Das läſst sich nur gliederweise vorzählen, indem man ihn entwickelt. Hier widerspricht sich Einheit und Vielheit. Das Viele demnach besteht für sich, und nur in seinem Zusammen ergiebt es die Einheit. Das wahre Viele liegt auſser ihr, und wird in ihr bloſs repräsentirt. Das Nothwendig-Verbundne ist nicht das Viele selbst, sondern bloſs die Form seines Zusammen.

[Verfehlte Forschungen über dergleichen Formen haben das Hirngespinnst der reellen All-Einheit erzeugt.]

Anmerk. 1. Wenn offenbare Beziehungen verkannt werden, so zeigt man den, nicht gegebenen, (also nicht aufzulösenden) — sondern im Verkennen sich erzeugenden, Widerspruch. 2. Vermeinte Widersprüche werden häufig gehoben durch bloſse Distinction. Diese verwirft eine Unvorsichtigkeit im Denken. 3. Es giebt Widersprüche, die keiner Auflösung bedürfen, weil sie keine Realität prätendiren. Unmögliche, irrationale Gröſsen. — Bewegung.

---

[1] Hier schiebt die II. Ausgabe folgenden Satz ein:

Die wichtigsten Anwendungen der Methode finden sich in den §§ 3, 4 und 12. (M. s. auch allg. pract. Philos. S. 39. Das Gleichgültige ist dort M; das Gefallende N. Der Ausdruck Ergänzung aber hat dort einen andern Sinn wie hier).

[2] Statt des Abschnittes: „Da das Zusammen“ . . . . bis . . . . „All-Einheit erzeugt“] Z. 18 v. o. hat die II. Ausgabe folgenden Abschnitt:

. . . . [13] . . . . Der Hauptbegriff ist nothwendig verbunden mit den Ergänzungsbegriffen. Der letztern, kann, nach gehöriger Entwickelung des Zusammen, und vielleicht nach mehrmals angewandter Methode, eine lange Reihe seyn. Diese Menge des Nothwendig-Verbundenen nun ist keine Menge, sondern Ein Gedanke. Denn, was man seiner nothwendigen Verbindung entreiſsen würde, das müſste unmöglich, undenkbar, werden. — Aber welcher Gedanke? Das läſst sich nur gliederweise vorzählen, indem man ihn entwickelt. — Hier widerspricht sich Einheit und Vielheit. Man denke nun zunächst Einheit und Vielheit gesondert. Das Viele, für sich genommen, kann nicht gleich seyn der Einheit; wohl aber das Zusammen des Vielen, d. h. seine Form. Sonach ist die Einheit bloſs formal. Das [14] wahre Viele liegt auſser ihr, und wird in ihr bloſs repräsentirt.

[3] Statt „Folge“ haben SW u. Klsch „Reihe“.

II.

Soll Speculation möglich seyn: so muſs, laut des Vorigen, gegeben, oder zum Philosophiren vorgefunden werden (denn man denke nicht an Acte des Gebens und Nehmens) ein rei-[6]nes Vieles,[1] aber auf irgend eine Weise zusammen. In dem Zusammen müssen Widersprüche stecken,[2] die Speculation wird diese Widersprüche ergreifen,[3] und lösen. Wo dergleichen gegeben wird[4]: da ist das Feld der Speculation. Wie groſs oder wie klein dies Feld seyn werde, muſs man erwarten; nicht aber im Voraus bestimmen wollen.

Im Erfahrungskreise findet sich ein mannigfaltiger Zusammenhang des Vielen, das vorliegt in den einfachen Empfindungen.[5] Oder wenigstens, es nimmt Jedermann dergleichen Zusammenhang an. Gleichwohl ist es nöthig, diesen Punct der Kritik zu unterwerfen. Die einfachen Empfindungen selbst, das Kalt, Warm, Roth, Blau, Süſs, Sauer, u. s. w. werden, als das reine Viele, die Materie, — dabey vorausgesetzt. Hingegen kommt in Frage alle Form, also der Zusammenhang der Veränderungen, der Mehrheit von Beschaffenheiten Eines Dinges, des Raums, der Zeit, endlich das Zusammenseyn der mehrern Vorstellungen im Ich.

Man zähle die Materie, in irgend einer dieser Formen, vollständig durch. Alle Materie wird da seyn, aber noch nicht die Form. Alle Materie aber ist alles Gegebene. Sonach ist die Form[6] nicht gegeben; weder in, noch aufser der Materie.[7] Begebenheiten, — aber keine Folgen[7]; Beschaffenheiten, — aber kein Beschaffenes[7]; farbige Stellen, — aber keine Figuren[7]; Wahrnehmungen, die man in Zeit-Momente gesetzt hatte, — aber keine Distanz[7] der Momente; Vorstellungen, — aber kein Vorstellendes[7], dem sie angehören. Das Ich ist die ärgste aller Einbil-

---

[1] II. Ausgabe: ein wahres und reines Vieles.

[2] . . . . Zusammen, also in den Formen des Gegebenen, wie sie durch Begriffe zunächst gedacht werden, müssen Widersprüche . . . . II. Ausgabe.

[3] Der folgende Satz lautet in der II. Ausgabe: ergreifen; und sie lösen; indem sie die Formen ergänzt; d. h. indem sie den, durch die Erfahrung dargebotenen, formalen Begriffen, diejenigen Begriffe hinzufügt, worauf dieselben sich nothwendig beziehen.

[4] Statt: „Wo dergleichen gegeben wird“ hat die II. Ausgabe „Wo dergleichen Formen gegeben werden.“[a]

[5] „Zusammenhang . . . . Empfindungen“ ist in der II. Ausgabe gesperrt gedruckt.

[6] *Sonach ist*, wie es scheint, *die Form nicht gegeben* . . . II. Ausgabe.[b]

[7] *„Materie“*, *„Folgen“*, *„Beschaffenes“*, *„Figuren“*, *„Distanz“*, *„Vorstellendes“* in der II. Ausgabe cursiv gedruckt.[a]

---

[a] SW. u. Klsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe

[b] SW. u. Klsch verzeichnen nur den Zusatz („wie er scheint“) geben aber nicht an, dafs die übrigen Worte des Satzes in I nicht gesperrt gedruckt worden sind.

dungen, ein Object, das sich aufs Subject, ein Subject, das sich aufs Object beruft, — keins, das auf die Frage: Wer? nicht verstummte; vorgeblicher Zusammenhang ohne alles Zusammenhängende.

(Dies durchzuarbeiten, ist die Sache des Skepticismus.[1] — Auf die Frage: woher die Form? versuchte KANT zu antworten; und hier ist er zu Hause.[2] Zwar die Antwort: aus dem Gemüthe, ist [7] vergeblich; denn aus ihm käme alle Form zu allem Gegebenen, die Frage aber ist nach dieser und jener bestimmten Form für dies und das Gegebene; also: warum hier ein Viereck, da eine Ründung? Hier solche Beschaffenheiten geballet zu einem Solchen, dort andere zu einem andern Dinge? u. s. w. [3]Aber vollends verkehrt waren Fragen an die Kantische Philosophie, von denen sie gar nichts versteht, wie die über das Ding an sich, was nur zufällig darin stecken geblieben, und nachher bequem benutzt war. Was mufste entstehn aus der Anhäufung verkehrter Antworten auf verkehrte Fragen? — Ueberhaupt mufs der Frage, woher die Form, vorangehn die, welche dieses Orts ist: ob überall die Form gegeben sey?)

Es kommt nur darauf an, dafs man sich besinne. Denn das etwas gegeben sey, dafs man es vorfinde,[4] — soll und darf nicht bewiesen, auch zunächst nicht erklärt werden. Sich zu besinnen, dafs man alle jene Formen vorfinde, darf man nur versuchen, sie willkührlich wechseln zu lassen an der Materie. Sogleich sträubt sich das Runde, sich viereckig [5]zu zeigen, u. s. w. — In der That, nur durch Gegensätze ist die Form gegeben. Auf einem Blatt Papier liegen unendlich viele Cirkel, Vierecke, Figuren aller Art, aber sie werden erst bemerkt, nachdem sie durch Linien von andrer Farbe eingegränzt sind. Die Anwendung reicht weit. Die Aufklärung ist nur in der Psychologie zu suchen.

Uebergang zur Metaphysik.

Das Einfache der Empfindung hält Niemand für real; die Sprache selbst drückt es durch Adjective aus. Aber die Substantive zu diesen Adjectiven, die Sachen, sind Complexionen jenes Einfachen; blofse Formen

[1] Skepticismus; der sich hüten mufs, einseitig zu werden, indem er etwa eine einzelne unter jenen Formen angreift, die übrigen aber unangefochten läfst. — Auf die Frage . . . . II. Ausgabe.

[2] „und hier ist er zu Hause“ fehlt in der II. Ausgabe.

[3] Der folgende Satz: „Aber vollends . . . . verkehrte Fragen“ bis Z. 12 fehlt in der II. Ausgabe.

[4] . . . . vorfinde, dafs man in der Auffassung derselben gebunden sey: darf man nur versuchen etc. Z. 18 . . . . II. Ausgabe.

[5] zu zeigen; es sträubt sich diejenige Complexion von Beschaffenheiten, welche wir Gold nennen; statt ihrer Festigkeit die Flüssigkeit des Quecksilbers, oder statt ihrer gelben Farbe dessen weifse zu zeigen; u. s. w. — In der That . . . . II. Ausgabe.

des Nicht-Reellen, also noch weniger reell. Wird denn die Metaphysik keine Rea-[8]lität haben? Oder wird sie, damit es doch daran nicht fehle, sich selbst dergleichen setzen? —

Läugne man alles Seyn: so bleibt zum wenigsten das unläugbare Einfache der Empfindung. — Aber das Zurückbleibende, nach aufgehobenem Seyn, ist Schein. Dieser Schein, als Schein,[1] Ist! Nun liegt es im Begriff des Scheins, dafs er das nicht sey, was er scheint.[2] Sein Inhalt, sein Vorgespiegeltes, wird, in dem Begriff: Schein, verneint. Damit erklärt man ihn ganz und gar für Nichts,[3] wofern man ihm nicht ein neues, (dem durch ihn vorgespiegelten ganz fremdes) Seyn, wieder[5] beylegt; aus welchem man dann noch das Scheinen abzuleiten hat. — Demnach: wie viel Schein, so viel Hindeutung aufs Seyn.

Anmerk. Ursprünglich würde das Seyn in das Gegebene gesetzt werden. Aber dies verändert sich — es verträgt nicht, dafs man dabey bleibe, von ihm zu sagen: dieses da — Ist. (*Φευγει αχ ὑπομενον — πασαν ὑση μονιμα ὡς οντα αντα ενδεικνυται φασις.*) Das Seyn trennt sich vom übrigbleibenden Bilde; und wird weiter und weiter hinter demselben gesetzt. Wie weit dahinter? bestimmt sich nach Anleitung der Empirie, welche die Präsumtionen angibt, bey denen man bleiben mufs, um nicht ins Rathen zu verfallen. Irgendwo mufs es vorausgesetzt werden, weil der Schein ist.[4]

---

[1] Das Folgende lautet in der II. Ausgabe als Schein hat Wahrheit; das Scheinen ist wahr. Nun liegt es im Begriff des Scheins, dafs er nicht in Wahrheit das sey, was da scheint. Sein Inhalt . . . .

[2] Statt der Worte: „Dafs er das nicht sey, was er scheint“ hat die II. Ausgabe, „dafs er nicht in Wahrheit *das* sey, *was* da scheint.“

[3] Der folgende Satz bis Z. 8 lautet in der II. Ausgabe: wofern man ihm nicht von neuem, (ganz fremd dem, was durch ihn vorgespiegelt wird,) ein Seyn wiederum beyfügt; aus welchem . . .

[4] weil der Schein nicht hinwegzuheben ist II. Augabe.

---

[5] Statt „wieder“ druckt SW „wiederum“.

Metaphysik.

§ 1.

Begriff des Seyn.

Die transscendentale Forschung besinnt sich, daſs der Denker stets in seinem Vorstellungskreise [9] eingeschlossen bleibt; daſs er von Vorstellungen zu Vorstellungen schreitet; daſs Ueberzeugung nur eintritt, indem sich zeigt: der Gedanke; es ist vielleicht nicht so! würde den Gedankenkreis mit sich selbst in Widerspruch setzen.[1] — [2]Vom Seyn also ist nur als von einem Begriff die Rede, den man an diesen und jenen Gedanken unvermeidlich werde heften müssen. Es läſst sich demnach fragen: welcher Begriff? Welcher Act des Denkens, wenn irgend das Seyn ausgesprochen wird?

Erklären, daſs A sey, heiſst erklären, es soll bey dem einfachen Setzen des A sein Bewenden haben. — Jede Art des Setzens, die auf irgend eine Weise complicirt wäre, also ein mehrfaches Setzen enthielte, würde sich zerlegen lassen in dies und jenes Setzen,[3] wovon eins nicht ohne das andre gelten solle; es würde also eine Negation darin liegen. Fragen, ob A sey,[4] würde heiſsen, fragen, ob das Setzen des [5]A auch noch complicirt werden müsse mit einem andern Setzen?[6] welches, gleichviel unter welchen Bestimmungen, die Negation herbeyführen würde, die das reine Seyn auf keine Weise verträgt.

---

[1] . . . . „mit sich selbst in Widerspruch setzen“ ist in der II. Ausgabe gesperrt gedruckt.[a]

[2] Der folgende Satz lautet in der II. Ausgabe: Vom Seyn also muſs zunächst als von einem Begriff gesprochen werden, den man . . . .

[3] Der folgende Satz: „wovon eins nicht ohne das andre gelten solle“ ist in der II. Ausgabe gesperrt gedruckt.[b]

[4] „ob A sey“ ist in der II. Ausgabe gesperrt gedruckt.[c]

[5] Statt „des A auch“ hat die II. Ausgabe . . . . des A (was ohne Zweifel schon geschieht, indem A als A, zum Gegenstande einer Frage gemacht wird,) nicht vielleicht noch complicirt werden . . . .

[6] Setzen? (z. B. eines denkenden Wesens, von dem A vorgestellt werde, oder eines Gegenstandes, woran A als Merkmal vorkomme;) welches gleichviel unter was für Bestimmungen . . . . II. Ausgabe.

---

a b c SW u. KLSCH drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

(Wie konnte man je das Seyn steigern? Von einem ens realissimum[1] reden? Positive Prädicate sind Prädicate; — denen man das Seyn noch unterlegen mufs. — Wie konnte man je das reine Seyn übersteigen wollen? Von dem absolut-Nothwendigen reden? Nothwendigkeit ist Unmöglichkeit des Gegentheils. Das Unmögliche ist gewifs nur ein Gedanke, also auch das Nothwendige. Nehmt Eins, das da ist, in Gedanken weg; es bleiben gewifs auch nicht einmal in Gedanken, Zwey, und zwar zwey Glieder eines Widerspruchs, zurück. [2]Das entgegengesetzte, das zufällige und veränderliche Seyn, ist nicht weniger ein Unbegriff; der Negationen mit dem Seyn reimen will.)

Die Speculation sucht Beziehungen, nothwendigen Zusammenhang. Da nun der Begriff des Seyn, von demjenigen, das da ist, allen Zusammenhang [10] mit irgend einem Andern, ausschliefst:[3] so kann man ihn das Zeichen der Null in der Metaphysik nennen.

Er selbst aber, der Begriff, steht allerdings in nothwendiger Beziehung mit irgend einem Was. Gesetzt, er stünde in keiner Beziehung: so dürfte man ihn schlechthin gebrauchen; demnach den Satz aussprechen: das Seyn ist.[4] Aber dieser Satz sündigt wider sich selbst. In dem: ist, liegt Seyn als Prädicat; welches der Satz selbst verbietet. Da nun der Satz sich aufhebt, so folgt: das Seyn ist nicht. Nämlich nicht selbst; sondern es gebührt ihm ein Was, das da sey. Dieses Was bleibt unbestimmt, weil der Begriff des Seyn blos das ausdrückt: es werde bey dem einfachen Setzen dieses Was sein Bewenden haben. Es bleibt also auch völlig unbenommen, Vielheit des Seyenden anzunehmen. Hier hat man sich wohl zu hüten, nicht die Gegensätze in den Vielen für Schranken in ihrem Seyn zu halten. Auf jedes für sich wird der Begriff des Seyn bezogen; auf keins in seinem Gegensatze gegen das andre, der in das Was gar nicht eingeht. Er selbst aber, der Begriff des Seyn, ist weder Eins noch Vieles, sondern eine Art zu setzen.[5]

---

[2] Statt des folgenden Satzes: „Das entgegengesetzte . . . . reimen will" hat die II. Ausgabe folgende Worte:

Auch das entgegengesetzte, das zufällige und veränderliche Seyn, — ja auch das, einem Anderen inwohnende Seyn [inesse], wovon die beyden folgenden Paragraphen zu sprechen haben, alles dies sind Begriffe, die Negationen mit dem Seyn zu reimen unternehmen.

[3] Zwischen „ausschliefst" und „so" fügt die II. Ausgabe[a] folgenden Satz ein: ausschliefst, um es gleichsam auf seine eignen Füfse zu stellen: so kann . . .

[4] II. Ausgabe druckt „Ist" statt „ist."[a]

[5] Nach „setzen" hat die II. Ausgabe:

Anmerk. Ueber das merkwürdige Verhältnifs zwischen dem Begriff des Seyn und der logischen Copula, sehe man die Logik, in der Lehre von den Schlüssen, A. Anmerkung.

---

[1] ens realissimum druckt SW gesperrt, ohne Angabe dieser Abweichung von den Originalien.

[a] SW u. Klsch drucken nach der II. Ausgabe ohne die Abweichung der I. Ausgabe anzugeben.

§ 2.

Begriff des Wesens.

Was als seyend gedacht wird, heifst in so fern ein Wesen. Losgerissen hingegen vom Seyn, blofs als Was gedacht, soll es die Benennung: Bild, erhalten. Das Bild ist nicht, was in ihm gebildet wird; sollte es seyn als Bild, so bedürfte es dazu eines neuen Seyn, — eines Bildenden, einer Intelligenz. —

Was bejaht wird als Bild, dem wird damit noch kein Seyn zugeschrieben; es ist damit noch kein Wesen. Aber was verneint wäre als Bild, dem könnte gar nicht das Seyn zugeschrieben werden. Denn von dem Verneinten erklären, es sei schlecht-[11]hin gesetzt, ist unmöglich, da es das voraussetzt was es verneint. —

[1]Das Wesen ist nothwendig Eins. Denn auf den einfachen Begriff des Seyn ist die Beziehung ebenfalls einfach.

Es hat also weder Vielheit, noch Allheit; weder eine Gröfse, noch einen Grad; weder Unendlichkeit, noch Vollkommenheit. Lediglich darum, weil es schechthin ist![2] — Wie auch nur vergleichungsweise Gröfsenbegriffe darauf zu übertragen gestattet seyn könnte; läfst sich hier noch gar nicht einsehn.

Aber sehr wichtig ist es, genau zu bemerken, wie weit der Beweis gilt. Er gilt dem Wesen als Wesen, d. h. so fern es ist. Dieses So fern fehlt dem Bilde; diesem also gilt er nicht. Möchte eine Intelligenz dasselbe denken, — das Bild, oder das blofse Was, dürfte sie immerhin durch eine Mehrheit von Begriffen sich bestimmen. Wiederum aber dürfte diese Mehrheit, um ein wahres Bild des Wesens zu ergeben, der Vereinigung in Einen Gedanken nicht unzugänglich seyn. Denn die Beziehung auf das Seyn trifft das Was als Eins; wo nicht, so würden dadurch mehrere Wesen bestimmt seyn. Demnach: würde das Bild durch mehrere Begriffe gedacht, so wäre diese Mehrheit dem Wesen gar Nichts, sie wäre ihm ganz zufällig; eine blofs *zufällige Ansicht*. Deren

---

[1] Statt der folgenden 2 Zeilen: „Das Wesen .... ebenfalls einfach. Es hat also weder Vielheit“ .... hat die II. Ausgabe:

Was das Wesen ist, das ist nothwendig Eins. Setzet, dieses Wesen sey nicht Eins, sondern eine Vielheit von Attributen: wird hierauf der Begriff des Seyn bezogen, so ist auch diese Beziehung nicht einfach, sondern vielfach; d. h. es ist nicht Ein Wesen, sondern es sind viele Wesen gesetzt. — Man hütte sich, hinter den Attributen versteckterweise das Eine, dessen Attribute sie seyn sollen, zu denken. Wird hierauf das Seyn bezogen: so sind nicht mehr die Attribute das Was zu dem Seyn.

Das Wesen hat also in sich weder Vielheit noch Allheit; ....

[2] „Ist“ statt „ist“ in der II. Ausgabe.[a]

---

[a] „Ist“ drucken SW und Klsch nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

könnte es mehrere, ja unendlich viele geben; nur, um das Was richtig auszudrücken, müfste keine derselben aus solchen Vorstellungen zusammengesetzt seyn, die unfähig wären, in eine Totalvorstellung zu verschmelzen; und rückwärts, hätte man eine solche Ansicht, so wäre sie unbrauchbar, um ein Wesen dadurch zu denken. (Die Zerlegbarkeit der Bewegungen in der Mechanik giebt das passendste Beyspiel von zufälligen Ansichten, die nicht nur richtig, sondern selbst in gewissen Fällen nothwendig werden. Auch die Umformung algebraischer Ausdrücke, — oder bey Curven die Möglichkeit, ei-[12]nerley Ordinate mehrern Curven zuzuschreiben, folglich sie als[1] aus mehrern Gleichungen entwickelt anzusehn, — gehört hieher.)

Der speculative Faden reifst hier ab. Die Beziehung des Seyn auf das Wesen ist für sich vollständig. Wir fassen jetzt ein Problem auf, aus dem Erfahrungskreise; welches eine Anwendung der Begriffe vom Seyn und Wesen erfordert, demnach logisch niedriger steht, als das bisher Entwickelte; aber zugleich, der guten Ordnung gemäfs, logisch höher, als jedes andre Naturproblem. Die von hier aus laufenden Beziehungen erstrecken sich bis zu Ende.

§ 3.

Substanz und Accidens.

Das Einfache der Empfindung findet sich nie (oder höchst selten — wo denn das folgende wegfällt) einzeln; sondern in Complexionen, welche wir Dinge nennen. Schon der gemeine Verstand konnte nicht was er nicht durfte, nämlich, jedem Empfundenen einzeln das Seyn beylegen, da die Erfahrung jedes mit den andern, also keins schlechthin, zu setzen, nöthigte. Er legte demnach den ganzen Complexionen das Seyn bey. Fragt man nun: Was ist dies Ding? so erfolgt eine Antwort durch ein ganzes Register von schon gefundenen Merkmalen, nebst der Erwartung, noch neue künftig zu entdecken.

Aber eine Mehrheit von Merkmalen, um für ein Bild des Wesens zu gelten, mufs in einen einfachen Gedanken verschmelzen können; sonst kann sie auch nicht einmal als zufällige Ansicht richtig seyn. (§ 2.) Nun kann die Mehrheit der Merkmale unserer Dinge, schon, weil sie nicht geschlossen ist, vollends aber wegen der Eigenheit der sinnlichen Empfindungen selbst, nicht auf ein einfaches Was zurückgeführt werden. (Es wird Niemand, [13] der das Gold zugleich sieht und fühlt, die Empfindungen gelb und schwer in eine einzige Empfindung zu fassen im Stande seyn.) Also sind alle diese Merkmale unfähig,[2] zu bestimmen, was[2] da sey. Und rückwärts, was da ist, das erträgt, wiewohl uns völlig unbekannt, gewifs nicht diese vielen Merkmale.

---

[2] „unfähig“ und „was“ ist in der II. Ausgabe gesperrt gedruckt.[a]

---

[1] folglich als aus SW („sie“ fehlt).

[a] SW u. Kl.Sch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichungen.

So streitet in den gegebenen Merkmalen (Accidenzen, denn eine Mehrheit von Attributen, ist nach § 2 unmöglich) ihre Form mit der Materie. Wegen der Form (der Complexion) soll man Ein Wesen für alle (Substanz) setzen; wegen der Materie[1] (die nicht in Eine Vorstellung zusammengeht) kann das Seyn für sie nicht einfach, sondern mufs vielfach genommen — es mufs Vieles Seyendes[2] gesetzt werden. Dies Viele und jenes Eine Seyende sollen dasselbe seyn, nämlich das Seyn,[3] was um dieses bestimmten Gegebenen willen gesetzt werden mufs.

[4]Jedes der Vielen ist identisch, und nicht identisch, mit dem Einen. Man denke sich also Irgend-eins unter den Vielen; was von ihm gilt, gilt von allen. Und an die Methode der Beziehungen zu erinnern, heifse das Irgend-eine, N; das Eine, M.[5] Unvermeidlich wird sich M verdoppeln, oder überhaupt vermehrfachen. Man hätte nun das Zusammen der mehrern M zu bestimmen; — hier ein Zusammen mehrerer Wesen! Dies mufs = N seyn; und daraus mufs sich der Widerspruch, der unmittelbar aus dem Gegebenen stammt, lösen. Das Zusammen wird § 5 entwickeln. Zuvörderst noch ein Problem, das eigentlich nur eine nähere Bestimmung ist von dem so eben behandelten, das daher denselben Weg der Untersuchung einzuschlagen, nur ihn noch weiter fortzusetzen nöthigt.

Anm. Schon die, nur angefangene, Untersuchung des gegenwärtigen § enthält den Satz,[6] dafs wir die Dinge an sich nicht erkennen; welchen zu beweisen, man nie Umwege hätte suchen sollen. Sie enthält ferner [14] den so wichtigen Schritt aus dem Empirischen ins Intelligible, also bestimmt sie das Verhältnifs zwischen Empirismus und Rationalismus, nämlich so, dafs, wie

---

[1] Die folgende Parenthese lautet in der II. Ausgabe: Materie (wegen der Merkmale selbst, die nicht in Eine Vorstellung zusammengehn,) kann ....

[3] Statt: das Seyn hat die II. Ausgabe: *das* Seyende.[a]

[4] Der folgende Satz lautet in der II. Ausgabe: Jedes der Vielen soll identisch seyn mit dem Einen; aber Keins der Vielen kann identisch seyn mit den übrigen Vielen. Man ....

[5] Nach den Worten „das Eine, M" hat die II. Ausgabe folgenden Abschnitt eingeschoben:

Offenbar ist das Eine mit sich selbst entzweyt. Es soll gleich seyn dem Irgend-Einen; als Substanz soll es das Seyn hergeben, worauf irgend ein bestimmtes einzelnes Accidens deutet. Aber es darf diesem Irgend-Einen nicht gleich seyn, weil es dadurch untauglich wird, das Seyn zu irgend einem andern Accidens darzubieten. Es kann also durch einen einfachen Gedanken nicht gedacht werden. Man rufe nun die allgemeinen Betrachtungen der Methode zurück. Es wird sich M verdoppeln ....

[6] „den Satz" ist in der II. Ausgabe gesperrt gedruckt.[b]

---

[2] SW druckt „Seyende" statt „Seyendes".

[a] SW u. Klsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung.

[b] SW u. Klsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung von I.

dieser ohne jenen bodenlos, so jener ohne diesen unvollständig, ja widersprechend seyn würde: dafs also beyde einander nothwendig bedürfen.

§ 4.

Veränderung.

Zur Einheit einer Complexion von Merkmalen gehören alle Merkmale; und wenn eins derselben nicht das wäre was es ist, so wäre die Complexion, folglich ihre Einheit, nicht die, welche sie ist. — Rückwärts: wird eine neue Complexion gesetzt, so werden alle Merkmale neu gesetzt; da jedes nur mit den Andern allen gesetzt wird.

Aber so fern wir Eine Complexion als beharrend setzen in der Zeit, und nicht etwa als in jedem Moment verschwindend und sich erneuernd (welches keinen Sinn haben würde, da die Momente, sammt ihrem Unterschiede, *Nichts* sind, auch die Zeit von Niemandem der sich besinnt, für Etwas gehalten wird): hält sich das Beharren an allen Merkmalen sammt und sonders, d. h. einem jeden für sich (denn die Complication kommt dabei gar nicht in Betracht,) wird die Identität im Beharren zugeschrieben, oder, was dasselbe ist, es wird von ihm gesagt, dafs ihm der Wechsel der Zeit-Momente *Nichts* bedeute.

Nun findet sich: dafs in den Complexionen, die wir Dinge nennen, einige Merkmale sich ändern, andre beharren. (Wie in allen chemischen Experimenten, wo die Gegenwart des Gewichts, als des stets beharrenden Merkmals ponderabler Stoffe, auch die Gegenwart und Identität des Stoffes bezeugt.)

[15] Wegen der veränderten Merkmale ist die Complexion eine andre, wegen der beharrenden ist sie dieselbe.

Sofern die Complexion sich ändert, entsteht eine Reihe von Complexionen aus einer Reihe von Veränderungen in einzelnen Merkmalen. Heifse diese Reihe, C, C′, C″, C‴ u. s. w. So gehört zu ihr, wegen der Beziehung der Accidenzen auf ihre Substanz, (§ 3), eine Reihe, die man S, S′, S″, S‴, u. s. w. nennen mag.

So fern aber die Complexion sich nicht ändert, so fern also C, C′, C″, . . . einander gleich sind: müssen auch S, S′, S″, . . . alle dasselbe seyn.

Es liegt also der Widerspruch vor Augen, dafs Eine Substanz verschiedenen, verschiedene Einer identisch seyn sollen.

Heifse Irgend-eine der verschiedenen, N; die Eine, M: so wird, nach der Meth. d. B., sich M vermehrfachen. Dem Zusammen der mehrern M wird N gleich seyn. — Hier fällt die, am Ende des vorigen § abgebrochene Untersuchung, mit der jetzigen in die gleiche Bahn. — Es giebt viele N; für jedes ein Zusammen mehrerer M. Aber M sollte Eins seyn, und das Gleiche für die sämmtlichen N. Für Eine Substanz also giebt es ein vielfaches Zusammen mit andern, und wieder andern Substanzen. Ein so-vielfaches, wie viele Merkmale ein und dasselbe Ding zeigt, sowohl gleichzeitige als successive. Diese Merkmale werden aufs

Seyn, aber nicht auf reine Wesen, zurückgeführt, sondern auf ein vielfaches Zusammen vieler reinen Wesen mit einem einzigen; dies bezeichnete das vielfache N.

Anm. Das Causalgesetz wird allgemein gebraucht, um Veränderungen zu erklären. Seine Nothwendigkeit ist hier offenbart, und zwar ganz allgemein, so, daſs sie keiner transscendentalen Freyheit Raum läſst. Es ist die Identität des Veränderten, welche zu retten, man für [16] die Veränderung ein andres Seyn aufser ihm annehmen muſs. Dabey bleibt es; wie schwer es auch seyn möchte, das Zusammen zu erklären; welches wir sogleich unternehmen werden.[1] — Aber nicht so fühlbar ist dem gemeinen Verstande — und der bisherigen Philosophie[2] — daſs jede Complexion von Merkmalen, soll sie aufs Seyn[3] bezogen werden, gerade so wie die Veränderung, für jedes der Merkmale über die zum Grunde liegende Substanz zu einem neuen Wesen hinaustreibt.[4] Wer sich dies verbirgt: wundere sich nicht, wenn ihm zuletzt die gesammte Natur Ein groſser Widerspruch wird, über den man nicht mehr denken, nur staunen kann.

§ 5.

Kraft.

[5] Vermittelst des Zusammen wird jedes Accidens aufs Seyn bezogen, welches aufserdem unmöglich wäre. Aber das Zusammen verdankt jedes Wesen dem andern, mit ihm darin begriffenen. In so fern sind die Accidenzen des einen, zuzuschreiben dem andern, als einer Kraft.

Daſs nun dies andre nicht ursprünglich Kraft ist, versteht sich von selbst. Sein eigenthümliches, und einfaches, Was, — wäre sonst verunreinigt durch einen ungereimten Zusatz, der[6] in[7] ihm liegen sollte, und doch ohne etwas aufser[7] ihm nicht einmal gedacht werden könnte. Eben so widersinnig wäre eine Tendenz (ein unreifes Seyendes!), sich jenen Zusatz zu geben; wozu noch obendrein eine in sich zurück-

---

[2] Statt des in — eingeschlossenen Satzes „— und der bisherigen Philosophie —“ hat die II. Ausgabe: „und bisher selbst der Philosophie“.

[3] Statt „soll sie aufs Seyn“ hat die II. Ausgabe: „soll auf sie das Seyn“[a]

[4] Die II. Ausgabe schiebt hier „(§ 3)“ ein.[a]

[5] Statt des folgenden Satzes: Vermittelst des Zusammen . . . . unmöglich wäre“ hat die II. Ausgabe: Vermittelst des Zusammen Eines Wesens mit einem andern, wird laut beyden vorigen §§, auf jedes Accidens das Seyn bezogen, welches aufserdem unmöglich wäre. Aber

[6] Statt der Worte: „durch einen ungereimten Zusatz, der“ hat die II. Ausgabe: durch einen Zusatz, (das Aufser-sich-Wirken), der . . . .

[7] „in“ und „aufser“ in der II. Ausgabe gesperrt gedruckt.[a]

---

[1] SW druckt „unternehmen“ . . . . statt . . . . „unternehmen werden“.

[a] SW und Kirsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

gehende Thätigkeit gehören würde, die, durch Unterscheidung und Gleichsetzung des Thuns und des Gethanen, nicht nur Vielheit, sondern sogar Widerspruch in das einfache Was des Wesens hineinträgt.

Im Zusammen, wo jedes der Wesen Kraft wird, muſs deshalb eine Verneinung Statt haben. Aber [17] das rein positive, einfache Was der Wesen, weiſs von keiner Verneinung. Dadurch werden wir auf die zufälligen Ansichten getrieben. (§ 2.)

Möchten also zuförderst die bloſsen Bilder zusammen gedacht werden: so würde eine Intelligenz, welche dieselben durchschauete, unter den unendlich vielen möglichen zufälligen Ansichten für beyde Wesen, ein solches Paar zum Behuf des Zusammen erwählen, daſs in beyden Ansichten ein oder einige Merkmale sich gleich wären, nur in der einen bejahend, in der andern verneinend vorkämen.

(Dergleichen zufällige Ansichten würden auch um den Gegensatz zwischen roth und grün, süſs und sauer, u. s. w. zu expliciren, nöthig seyn.[1] Wir freylich vermögen dieselben hier so wenig, als für die Wesen, wirklich aufzustellen.[2] Denn wiewohl das einfache Was? jeder Empfindung, unmittelbar gegeben ist: so gelingt doch für die Empfindung keine ähnliche Zerlegung, wie die der Bewegungen in der Mechanik.)

Wären nun die Ansichten bloſse Begriffe: so müſste ihr Ja und Nein, indem sie in Einen Gedanken gefaſst würden, sich gegenseitig auslöschen; und[3] von jeder ein positiver Rest nachbleiben. Aber für Ansichten *von Wesen* kann so etwas auch nicht einmal gedacht werden. Denn was übrig bleiben sollte, hat, für sich allein, gar keinen Theil an der Beziehung aufs Seyn. Demnach: durch das, was von der Negation nicht getroffen wird in jedem der Wesen, bleibt das Wesen selbst, also auch das, was die zufällige Ansicht als von ihr getroffen darstellen würde. Dies mag man den Act der Selbsterhaltung jedes Wesens nennen. — Eine reinere That, als diese, kann es überall nicht geben. Ihre Voraussetzung ist die Störung: welche, in Rücksicht des Was der Wesen, die Möglichkeit zufälliger Ansichten von der beschriebenen Art; in Rücksicht des Seyn aber noch das Zusammen selbst erfordert.

[18] Nämlich: wiewohl im bloſsen *Zusammendenken* zweyer bestimmter Wesen, der Gedanke ihrer Störung hervorgehn möchte: so läſst doch dieser Gedanke die Störung oder Nicht-Störung selbst ganz unentschieden. Denn, was sich in den zufälligen Ansichten gegenseitig als

[1] Hier fügt die II. Ausgabe folgenden Abschnitt ein: Roth, ganz einfach als roth, und grün, ganz einfach als grün gedacht: dies giebt eine rein positive Summe; nichts von dem Contrast, am wenigsten von dem bestimmten Contrast zwischen beyden.

[2] Der Satz: „Wir freylich . . . . wirklich aufzustellen“ lautet in der II. Ausgabe: Wir freilich vermögen die zufälligen Ansichten, deren es zur Erklärung des Contrastes bedürfte, hier so wenig, als für die Wesen, wirklich aufzustellen.

[3] SW u. Klsch drucken „aber“ statt „und“.

Ja und Nein verhält, das ist in der Ansicht jedes Wesens nur mit allen übrigen Bestimmungen desselben Wesens gesetzt, gar nicht aber für[1] das andre, gegenüber stehende, Wesen. Es folgt also aus dem bloſsen Was der Wesen noch nicht, daſs sie für einander seyn werden. Es folgt auch eben so wenig das Gegentheil. Beyde Behauptungen, daſs die Wesen für einander seyen, oder nicht für einander — wären, ohne weitere Gründe hingestellt, gleich voreilig. Die Wesen gestatten beydes. Im ersten Fall sind sie zusammen, im andern nicht zusammen.

Unsre jetzige Untersuchung erheischt, mit der Störung, das Zusammen.

Nichts fremdartiges kommt durch die Störung in die Wesen. Der Act der Selbsterhaltung ist vollständig bestimmt durch die zufällige Ansicht, welche für das Wesen, unabhängig von der Störung, gültig seyn muſste. Gleichwohl ist jeder Act ein besonderer für jede besondere Störung durch irgend ein besondres Wesen; weil unter den unendlich vielen möglichen zufälligen Ansichten in einem jeden Wesen jedesmal eben diejenige den Act seiner Selbsterhaltung bestimmt, welche gerade einer solchen Störung durch ein solches andres Wesen angemessen ist. — Demnach kann sich jedes Wesen auf unendlich vielerley Art als Kraft äuſsern; es hat aber gar keine Kraft, am wenigsten eine Mehrheit von Kräften. Will man ihm Vermögen zuschreiben, welche weiter nichts bedeuten werden als die, in den möglichen zufälligen Ansichten gegründete, Möglichkeit, so und anders gestört zu werden: so hat es deren unendlich viele.

An Succession ist bey der Störung und Selbsterhaltung gar nicht zu denken. Die Wesen können [19] nicht — erst sich ändern, dann sich herstellen. — Ueberall bedarf die Selbsterhaltung keines Eintritts in der Zeit. Die Wesen, wie sie sind, können so gut zusammen, als nicht zusammen seyn. (Zeitlose Ewigkeit ist für eine chemische Verbindung eben so denkbar, als für ihre einfachen Elemente.)[2]

---

[1] „für" ist in der II. Ausgabe nicht gesperrt.[a]

[2] Die II. Ausgabe fügt noch folgenden Abschnitt hinzu:

[Hört das Zusammen, folglich die Störung, auf, so muſs zwar auch die Selbsterhaltung aufhören. Gleichwohl ist und bleibt ein Unterschied zwischen denjenigen zufälli-[44]gen Ansichten eines Wesens, in welche sein einfaches Was zu übersetzen, bloſs im Denken gestattet werden könnte, und zwischen einer solchen, welche wirklich einen Act der Selbsterhaltung bestimmte. Es läſst sich daraus eine immanente Bildung des Wesens erklären, die zwar ganz abhängig ist von den Störungen und störenden Wesen, aber gleichwohl gar nichts fremdes von denselben aufnimmt, sondern wobey das Wesen ganz aus sich selbst gebildet wird. Für ein Vernunftwesen ergeben sich Voraussetzungen dieser Art mit strenger Nothwendigkeit aus dem Begriff des Ich; selbst unabhängig von der gegenwärtigen Lehre.]

---

[a] SW u. KLSCH drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

§ 6.

Veränderliche Lage der Wesen.

Für ein und dasselbe Wesen erfordern § 3 und 4 mehr als Ein Zusammen. Ja die Veränderung, indem sie eine Complexionen-Reihe C, C′, C″ . . . herbeyführt, deren Glieder einander ausschliefsen, setzt eine Reihe des Zusammen voraus (eine Reihe S, S′, S″ . . . von der man gesehn hat, dafs sie keine einfache Wesen bedeuten konnte), deren Glieder einander ebenfalls ausschliefsen. Wenn das eine ist, mufs das andre nicht seyn.

Aber ein jedes soll seyn. Demnach mufs für die nämlichen Wesen sowohl das Zusammen, als das Nicht-Zusammen statt finden, Der Gegensatz zwischen diesem und jenem bringt den Begriff der Lage herbey, und zwar einer Lage, die sich ändert. Rückwärts: *mehr nichts*, als dieser Gegensatz, den wir im Denken nicht vermeiden können, ist die Lage, sammt ihrer Veränderung. Das Seyn liegt in den Wesen; ihre That in der Selbsterhaltung. Wo *ist* nun noch etwas, oder was wird *gethan*, wenn statt des nichtigen Nicht-Zusammen das, an sich, eben so nichtige Zusammen, eintritt? Gleichwohl haben die leeren Vorstellungsarten, welche sich aus der Lagenveränderung entwickeln, die gröfsten Schwierigkeiten in dem Vorstellungskreise hervorgebracht, den wir *Metaphysik* nennen.

§ 7.

Intelligibler Raum.

Der *Ort* ist das Bild des Seyn. — Was soll uns dieser widersprechende Begriff? Als könnte [20] das Seyn, von sich selbst, dem blofsen Seyn, hinweggedacht, noch einen Gedanken übrig lassen, den man sein Bild (§ 2.) nennen dürfte!

Dafs, anstatt des Nicht-Zusammen der Wesen, ihr Zusammen eintreten könnte: nöthigt uns, jedem von ihnen in Gedanken das andre beyzufügen. Abstrahirt nun von der Störung, die aus ihrem Was entspringt: ist dem Seyn des einen in Gedanken beygefügt das Seyn des andern; aber nur *als* in Gedanken, d. h. das Bild des Seyn.

So giebt jedes dem andern einen Ort: indem es einen Punct der Anheftung darbietet für das Bild von dessen Seyn.

Aber der Begriff des Seyn ist immer der gleiche Begriff. Folglich: alle Orte können Bilder werden von dem Seyn eines jeden beliebigen Wesens. Das, einem jeden Wesen angeheftete Bild, ist also zugleich ein Bild von seinem eignen Seyn. Und, wenn eine unabsehbare Menge von Wesen so gedacht wird, dafs mit Jedem die Uebrigen zusammen seyn könnten: so wird zwar gewifs jedem ein Bild des Seyn angeheftet, aber man kann nicht entscheiden, welches der Uebrigen dazu Veranlassung gegeben habe. So fern aber ihm dies Bild anhängt, ist es selbst in diesem Orte, und der Ort ist sein Ort.

Es folgt hier die metaphysische Grundlage der Geometrie und Arithmetik, aber in höchster Kürze. Es ist nicht zu vergessen, dafs

man erwarten müsse, ob, und in wie fern, der intelligible Raum (Raum, welchen die Metaphysik für die Lagenveränderungen intelligibler Wesen *construirt*) die nämlichen Eigenheiten entwickeln werde, welche die Geometer ihrem Raum, den sie der Sinnenwelt entlehnen, zugeschrieben haben. —

Setze man, der Einfachheit wegen, nur zwey Wesen: so hat man auch nur zwey Orte. Diese sind völlig aufser einander; aber ohne alle Distanz. Sie sind *an* einander. — Behalte man das An-[21]einander; setze aber, da der Ort, den Wesen zufällig ist, eins in den Ort des andern: so entsteht dem zweyten Wesen ein dritter Punct (einfacher Ort des einfachen Wesens). Der zweyte Punct liegt nun *gerade zwischen* dem ersten und dritten, weil für die letzten noch kein andrer Uebergang vorhanden ist als ganz und gar durch den zweyten. — Dasselbe aus demselben Grunde fortgesetzt: ergiebt eine unendliche, *starre*, gerade Linie; zwischen je zwey bestimmten Puncten *endlich* theilbar; fähig, nach der *entgegengesetzten Seite* (welche bestimmt wird durch das mögliche Setzen des zweyten in den Ort des ersten) völlig auf gleiche Weise unendlich verlängert zu werden. (Ohne starre Linien giebt es keine bestimmte. Die Irrationalgröfsen auf unendlich theilbaren Linien, sind nur unter Voraussetzung jener, bestimmte Gröfsen.)

[Anm. Durch Abstraction von der starren Linie gewinnt man am bequemsten (nicht nothwendig, denn das Abstractum hat eine weitere Sphäre) die Grundbegriffe der Arithmetik. — Zuvörderst den einer *Reihe*, mit dem Fortschritt vom Ersten zum Zweyten, Dritten, . . . welches *Ordnungszahlen* darbietet. Stillstand bey jedem Gliede, und *combinatorischer* Blick auf die durchlaufenen, giebt *Anzahlen* oder *Summen*. Logischer Blick auf die Summen fafst alle Glieder unter einen allgemeinen Begriff, den ihrer Gleichartigkeit; er verwandelt dadurch die Summe in ein *Product*, indem er dafür den allgemeinen Begriff als Multiplicandus setzt; da denn die Anzahl sich in den Multiplicand, und den Multiplicator oder die reine und eigentliche *Cardinalzahl*, zerlegt findet. Das Beziehungs-Verhältnifs zwischen den reinen Zahlen und dem allgemeinen Begriffe eines Gegenstandes (wirkliche Gegenstände sind doch wol, ein jeder, nur einmal vorhanden!) ist der Hauptbegriff der Arithmetik. — Fortschritt in der Reihe nach der entgegengesetzten Seite bringt entgegengesetzte [22] Ordnungszahlen, aber nicht entgegengesetzte Anzahlen. Nur das erste[1] Glied wird der vorigen Reihe genommen, um der jetzigen entgegengesetzten, gegeben zu werden. Trägt man aber diese Ansicht (da alle Glieder das erste seyn können,) auf alle hinüber: so kommen *negative Anzahlen*, deren jede mit der ihr gleichen, positiven, Null macht; indem eine Reihe die andre zerstört. Die Negation haftet an jedem Gliede der negativen Reihe, als gemeinschaftliches Merkmal. So trägt sie der logische Blick mit in den Multiplicandus hinein; *die reinen Zahlen aber werden*

[1] Die Grundlage hat „Erste"; es ist mit II verbessert worden in: „erste". SW u. KLSCH drucken nach II, ohne Angabe der Verbesserung.

niemals negativ. Die negativen Zeichen in der Arithmetik, begleiten blofs die Zahlen, um mit ihnen zugleich, aber auf ihre eigne Weise und ganz für sich, den Begriff des Gegenstandes zu bestimmen. Häufen sich mehrere Factoren mit verschiedenen Zeichen, so giebt es nur Eine Regel, welche die Begriffe nicht verletzt; nämlich diese, die Zeichen auf Einen Haufen, die Zahlen auf den andern zu bringen. — Aber in der Beziehung zwischen dem allgemeinen Begriff eines Gegenstandes, und der Zahl überhaupt, können, da der Gegenstand gar nichts bestimmtes ist, auch Zahlen selbst die Stelle desselben einnehmen. Sie, die reinen Multiplicatoren selbst, als ein- oder mehreremale multiplicirend, können gezählt werden durch höhere, zählende Zahlen. Und, da sie einmal die Stelle des Gegenstandes einnehmen, können sie auch, wie er, verneint werden, d. h. ihr Act, zu multipliciren, kann, anstatt vollzogen zu werden, vielmehr da wo er vorausgesetzt wird, aufgehoben werden. Das giebt *Divisoren.* Die Verneinung wird, wie gewöhnlich, vor den zählenden Zahlen, dieselben begleitend, bemerkt werden. In den zählenden Zahlen aber erkennt ohne Zweifel Jedermann die sogenannten *Potenz-Exponenten;* welche, wenn sie Divisoren werden, Zurückführung einer Multiplication auf den allgemeinen Begriff einer andern, wovon jene die Vervielfachung seyn kann — oder, [23] wie man es nennt, *Wurzelgröfsen,* anzeigen; u. s. w.]

Das einfache und starre Aneinander (nicht In noch Voneinander) erwächst, fortgetragen, zu einer Linie. Aber auf diese Linie sind die Wesen nicht beschränkt. Möchte zu jenen Zweyen ein Drittes kommen: es könnte mit jedem der beyden an einander seyn auf eine neue Weise. Das neue Aneinander, fortgetragen, gäbe eine neue Linie. Wie jene ersten ihr Vorwärts und Rückwärts hatten, das, als allgemeiner Begriff entgegengesetzter *Richtung,* zwischen je zwey Puncten auf der, sich allenthalben gleichenden Linie, anzutreffen war, — so hat auch die neue Linie, welcher mit jener Ein Punct gemein ist, ihr eignes Vorwärts und Rückwärts. Man nehme einen beliebigen Punct der neuen Linie, (was von einem, das gilt von allen); diesem ist es zufällig, gerade mit dem gemeinschaftlichen Puncte beyder Linien in dem Verhältnifs zu stehen, dafs sie zusammen die Richtung einer Linie bestimmen; er kann in demselben Verhältnifs zu allen Puncten der ersten Linie gedacht werden. So gewinnt man um diesen Punct eine Menge von Richtungen, deren Unterschied durch das Vorwärts und Rückwärts auf der ersten Linie bestimmt wird. Vorausgesetzt aber war diesen Richtungen die der neuen Linie; als diejenige, wovon die Unterschiede ausgingen. Es *mischt* sich also in ihrer Bestimmung das eigenthümliche Vor- und Rückwärts einer jeden der beyden Linien. So wird sich diese Mischung auch *entmischen* lassen. Hätte vielleicht die erste neue Linie selbst eine gemischte Richtung gehabt: so müfste sich doch die Mischung, aus einem *zwiefachen* Vor- und Rückwärts, in Zwey ganz rein verschiedene Richtungen zerlegen lassen, von denen die zweyte — denn die erste ist die der ersten Linie, — gegen das Vor und Zurück der ersten Linie auf gleiche Weise indifferent wäre. Das *Perpendikel.* Versetzt man in dessen Ein-

fallspunct den Mittelpunct der Richtungen: so füllen sich die vier Quadranten gar leicht zur geschlossenen Totalität des *Kreises;* nicht [24] als einer Linie, sondern als der Sammlung aller Richtungen.

[Anm. Es liegen hier in der Nähe dichtbeysammen die Parallelen,[1] die Proportionen ähnlicher Dreyecke, das Verhältnifs zwischen Kreisbogen und Tangente, und der pythagorische Lehrsatz nebst seinen Irrationalgröfsen und unendlich theilbaren Linien; welche daraus entstehn, dafs man blofse *Distanzen* von Puncten, die schon auf früheren Linien ihren vesten Platz haben, durch ein continuirliches Aneinander auszufüllen versucht. — Die Analysis des Unendlichen wird, wie die gesammte Arithmetik, dabey vorausgesetzt; um so mehr, da die Grundlehren des höhern Calculs sich ganz leicht aus der Lehre von den Potenzen ergeben, so bald man das Verhältnifs zwischen Differential und Integral — nämlich die Beziehung zwischen dem *Wachsen* (nicht dem schon Erwachsenen, wäre es noch so klein) und der wachsenden Gröfse, — richtig gefafst hat.]

Dafs man dem intelligibeln Raum auch eine dritte Dimension zuschreiben müsse, ergiebt sich wie vorhin die zweyte. Kein mögliches viertes Wesen, das aneinander seyn könnte mit einem von jenen dreyen, ist an die construirte Fläche gebunden. Aber wird nicht der nämliche Grund noch eine vierte — und eine fünfte Dimension herbeyzuführen scheinen? Der intelligible Raum ist nicht gegeben; es kommt uns also hier das vermeinte Gegeben seyn des empirischen Raumes (der vielmehr auch construirt wird, nur nicht auf einmal, nicht mit Bewufstseyn einer vesten Regel, und gewöhnlich zunächst für die Anschauung des Farbigten,) keineswegs zu Statten.

Zuvörderst ist, gemäfs dem Vorigen, leicht zu sehen, dafs die dritte Dimension ein Perpendikel auf die Fläche herbeyführen wird; welches sich conisch umgiebt mit Richtungen, die auf den Kreis der Fläche auftofsen; der Kegel aber bildet sich [25] zur Kugel aus; und in der Kugel kann jeder Radius jenes Perpendikel seyn, so dafs, wollte man ihn übergehend denken in eine andre Richtung, er hineinfiele in irgend eine der ihn umschliefsenden, von da aber wieder in eine der umschliefsenden, u. s. f. Vergleicht man nun die Kugel, den Kreis und die Linie: so entdeckt sich, welche Ungleichförmigkeit in dem Fortschritt von einer Dimension zur andern sich ereignet. Das einfache Vorwärts und Rückwärts der Linie — ein blofser Gegensatz von Extremen, — geht hinüber in den Kreis; jeder Sector desselben verräth diese Extreme. Aber der geschlossene Kreis geht hinüber in die Kugel; der conische Ausschnitt derselben hat keine Extreme. Daher ist hier der Uebergang aus schon vorhandenen zu neuen Richtungen, gesperrt; und alle Richtung, die in Gemeinschaft treten will mit den vorhandenen, mufs bekennen, nur eine von ihnen zu wiederhohlen. —

[1] Nach „Parallelen" fügt die II. Ausgabe folgende Parenthese ein: (vervielfältigte Darstellungen des allgemeinen Begriffs einer Richtung).

Schlufsanmerkung: Spreche man nicht von einem absoluten Raume, als Voraussetzung aller gemachten Constructionen! — Möglichkeit *ist* nichts als Gedanke, und sie entsteht dann, wann sie gedacht wird; der Raum aber ist nichts, als Möglichkeit, denn er enthält nichts als Bilder vom Seyn; und der absolute Raum ist nichts, als die, hinterher, nach vollzogener Construction, aus ihr abstrahirte allgemeine Möglichkeit solcher Constructionen. — Die Nothwendigkeit der Vorstellung des Raums hätte nie in der Philosophie eine Rolle spielen sollen. Den Raum wegdenken, heifst die Möglichkeit des zuvor als wirklich gesetzten wegdenken; es versteht sich, dafs das unmöglich, und das Gegentheil nothwendig ist.

§ 8.

Bewegung. Zeit.

Aus dem Aneinander sind die Constructionen des vorigen § erwachsen. Mit ihm ist die Richtung [26] einer Linie bestimmt. Aber, setze man auf dieser Linie auch nur Ein Wesen: schon das zweyte, was entweder vor- oder rückwärts, *an* ihm seyn soll, ist nicht mehr frey; es hat eine Stelle, und darf nicht näher noch ferner treten. — Sonach: ist ein einziges Wesen gesetzt, so hat man nur noch Richtungen anzunehmen; die starren Linien, und ihre vesten Puncte, sind alsdann bestimmt; die ganze Construction des Raums hält sich an dem Einen Wesen. —

An welchem Wesen? — Jedes ist, in Rücksicht des Seyn, und der Bilder vom Seyn, dem andern gleich. *Von einem jeden aus*, also, *mufs der ganze Raum construirt werden.* — Werden denn diese Raum-Constructionen zu einander passen? Punctweise auf einander treffen? Warum sollten sie! Die starren Linien sind Nichts, und können nichts halten noch abwehren. — Gleichwohl mufs eins in den Raum des andern gesetzt werden; denn nur von dem Gegensatz des Zusammen und Nicht-Zusammen schreibt aller Raum sich her. Hüte man sich aber vor der Uebereilung, eins in dem Raum des *andern* — an einem bestimmten Puncte vest zu setzen! —

Nach § 6 mufs, für die nämlichen Wesen, sowohl das Zusammen, als das Nicht-Zusammen, Statt finden. Es darf demnach das eine Wesen in dem Raum des andern nicht vest seyn. Wie man ihm eine Stelle in demselben zuschreibt, soll man ihm die nämliche auch wieder absprechen, — ohne gleichwohl es aus diesem Raume herauszuheben. Aber, wollte man ihm sprungweise, bald diese, bald jene, wie immer entfernte, Stelle zuschreiben: so würde es hier verschwinden, um dort zu erscheinen; d. h. das Seyn würde ihm bildlich genommen, und wiedergegeben werden. Aus diesem Grunde kann es auch nicht einmal aus einem Puncte in den nächsten anliegenden, also schon völlig anderen — plötzlich treten. Sondern seine Stellung in dem Raum des andern Wesens mufs auf solche Art wandelbar seyn, dafs ihm der Gegensatz des [27] starren Aneinander nicht gelte; dafs ihm dasselbe mehr oder

weniger *in* einander schwinde. Es muſs ihm ein Mittelding gestattet werden zwischen Besitz Eines Bildes vom Seyn, und Verlust des Einen über dem andern: dies Mittelding ist bekannt unter dem Namen: *Geschwindigkeit.*

[1]Geschwindigkeit ist ein Widerspruch; und muſs es seyn. Den Widerspruch lösen wollen, hieſse, ihn nicht verstehn. Kein Wesen hat Geschwindigkeit in seinem eignen Raume; aber es ist zu verwundern; wenn nicht ein Jedes, Geschwindigkeit hat in dem Raum Jedes andern.

Der Widerspruch ist zwiefach. Er fordert einen Grad von Einerleyheit verschiedner Raumpuncte; und Succession ohne Unterscheidung von Momenten. Beydes geht hervor aus einer Antithesis, welche ihre Thesis zugleich in sich faſst und voraussetzt.[2] Man soll dem Wesen einen Punct — absprechen! Also ihm denselben vor allen Dingen zuschreiben. Die Antithesis ist aber auch mit einer neuen Thesis verbunden, und zwar mit einer bestimmten neuen; — damit das Wesen nicht aus dem Raume heraus gestoſsen werde, muſs in dem Absprechen zugleich das Zusprechen eines bestimmten neuen Puncts inbegriffen seyn, versteht sich eines anliegenden, denn, ohne Vermittelung eines solchen, sind die entfernteren[3] Puncte für das Wesen gar nicht vorhanden. Aber der erste und ein bestimmter anliegender Punct geben eine Richtung an; — die *Richtung* der Geschwindigkeit.[4] Ferner: die Antithesis so wenig wie die neue[5] Thesis dürfen vollkommen seyn; sonst würde das Bild des Seyn zerstört und erneuert, (die Geschwindigkeit wäre unendlich); sondern beydes muſs in gewissem, und gleichem, Grade, unvollkommen seyn, damit die Identität erhalten werde: — der *Grad* der Geschwindigkeit. Endlich, die Art, wie das eine Wesen in dem Raum des andern bestimmt ist, muſs sich selbst gleich seyn — die neue Thesis wird wieder, unter den nämlichen Bestimmungen der Richtung und des Grades, Anti-

---

[1] Der folgende Abschnitt „Geschwindigkeit . . . . Jedes andern“ (bis Z. 8 v. o.) ist in der II. Ausgabe gesperrt gedruckt.[a]

[2] Der folgende Satz: Man soll . . . . — absprechen! lautet in der II. Ausgabe:

Man soll dem Wesen einen Punct — zuschreiben, nur um ihn demselben abzusprechen.

[4] Zwischen „Geschwindigkeit“ und „Ferner:“ schiebt die II. Ausgabe folgende Parenthese ein:

(Thesis, Antithesis und neue Thesis machen als erstes, zweytes, drittes, eine bestimmte Succession, obschon ohne Vorher und Nachher. Kehrte die Reihe sich um: so würde dadurch die entgegengesetzte Richtung gedacht. Wäre die Unterscheidung des ersten, zweyten, dritten, versagt: so würde dadurch Ruhe in einer irrationalen Distanz von einem Andern, gedacht.) Ferner . . . .

[5] In der II. Ausgabe ist „neue“ gesperrt gedruckt.[a]

---

[3] SW druckt „entfernten“ statt „entfernteren“.

[a] In SW u. Kirchmann, welche nach der II. Ausgabe drucken, fehlt die Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

thesis mit abermals neuer Thesis. — [28] *Wiederhohlung des einfachen Erfolgs der Geschwindigkeit,* oder *Bewegung.*[1]

Ohne Wiederhohlung wäre kein Eintritt möglich, aus dem strengen Nicht-Zusammen, in das Zusammen; da der einfache Erfolg der Geschwindigkeit, welches auch deren Grad seyn mag, immer kleiner ist als das Aneinander zweyer Puncte. Zwischen dem Aneinander und dem vollkommnen Ineinander (der vollkommnen Durchdringung) ereignet sich also ein *unvollkommnes Zusammen, mit einem mindern Grade der Störung:* — ein merkwürdiger Begriff für die Naturforschung, der jedoch hier nicht verfolgt werden kann. —

Die Wiederhohlung ist eine Art von Vervielfältigung, wobey das Viele aufser einander bleibt, (wie es hier mufs, wenn der Grad der Geschwindigkeit nicht erhöht werden soll), aber Einem und Demselben (dem Bewegten) zugeschrieben wird; aus welcher letztern Bestimmung ein Ineinander folgen würde, wenn nicht Demselben *abgesprochen* würde eins von den Vielen, indem ihm *zugeschrieben* wird ein andres von den Vielen. Das *Nacheinander!* Auch hier ist Antithesis verbunden mit neuer Thesis; aber beydes ist vollkommen, denn die Glieder der Wiederhohlung sollen nicht, durch ein In-einander-Schwinden, dem Grade nach erhöht werden.

Die Form der Wiederhohlung — ein Abstractum, — heifst *Zeit.* Man darf sie nicht mit dem Quantum der Succession verwechseln, (dem durchlaufenen Raum) welches Geschwindigkeit und Wiederhohlung zugleich in sich fafst. Vielmehr, das Quantum der Succession, dividirt durch die Geschwindigkeit, giebt die Zeit.

Das einfache Nacheinander, wie eben gezeigt, ist starr, wie das Aneinander. Wie dieses, entwickelt es sich durch Forttragung zu einer zwiefach unendlichen Linie mit entgegengesetzter Richtung; zwischen bestimmten Puncten endlich theilbar, (wel-[29[ches man, aus Unkenntnifs des Begriffs der Geschwindigkeit verfehlte). Der Punct dieser Linie, der Zeit-Moment, ist das Bild des einfachen Erfolgs der Geschwindigkeit ohne Rücksicht auf den Grad derselben. Die reine Zeit kennt das Bewegte nicht, daher nur Eine Zeit. Aber sie setzt, in jedem einfachen Nacheinander, Dasselbe Bewegte voraus; daher giebt es für sie nur Eine Dimension.

§ 9.

Reihen der Causalität in der Zeit.

Laut des Vorhergehenden, darf Niemand nach einer Ursache der Bewegung fragen, Niemand von ursprünglich-bewegenden Kräften reden, (Kräften der Attraction, Repulsion, Expansion, Contraction, und wie sie weiter heifsen mögen). Das alles trägt eitle Nichtigkeiten und Widersprüche in die Bestimmung realer Wesen hinüber. Bewegung als Folge

[1] Statt: *„Geschwindigkeit oder Bewegung“* hat die II. Ausgabe: *Geschwindigkeit, das heifst Bewegung.*

ist nie selbst Wirkung, [1] sondern eine secundäre Bestimmung eines Wesens gegen den Raum des andern. (Man gedenke dabey des unvollkommnen Zusammen!) Bewegung als Voraussetzung neu eintretender Causalität, ist eine leere Vorstellungsart, welche wir rückwärts ins Unendliche verfolgen können, ohne dafs eine Reihe von Begebenheiten daraus würde. Denn die immer veränderten Distanzen (welche, beiläufig, für jeden bestimmten, rückwärts genommenen, Moment, endlich sind) haben gar keine Realität, — sind den Wesen gar nichts; welchen letztern blofs die, immer gleiche, Annäherung, oder Geschwindigkeit, als ihre gegenseitige Raumbestimmung, im Denken beyzufügen ist.

Eine Reihe von Veränderungen, führt nun zwar, nach § 6. auf eine Reihe von Störungen. Aber das Verknüpfende der Reihe, die zwischenfallenden Bewegungen, sind gar Nichts, machen kein reelles Band, — gestatten nicht, eine Reihe von Bedingungen anzunehmen; daher auch [30] die Frage nach der *ersten Bedingung* gänzlich wegfällt. Es *sitzt* gleichsam jede Störung den einander störenden Wesen unmittelbar *auf*. Die Reihe ist nichts, als nur für den Beobachter. Die ganze Unendlichkeit, welche einer solchen Reihe gegeben werden kann, ist um nichts länger, als das zeitlose Seyn selbst; — das Quantum aller Störungen viel kleiner, als wenn alle Wesen (deren es keine unendliche Anzahl geben kann, weil sonst einige zwischen Seyn und Nichtseyn schweben müfsten) in möglichst vollkommner Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit mit einander ruheten; da denn die Ewigkeit, ohne Unterschied der Momente, ohne Zweifel Nichts bedeuten würde.

Anm. Wie der empirische Raum, und die empirische Bewegung, sich zum intelligibeln Raume, sammt seiner Bewegung, verhalten möge: wäre eine Hauptfrage für die Naturforschung. Aus der Empirie müssen die Gründe zur Entscheidung genommen werden, ob man beyde gleich setzen dürfe, oder nicht? Der intelligible Raum verträgt keine *actio in distans*. Aber die Physik hat auch schwerlich nöthig, dergleichen anzunehmen. Ihre Causalitäten hängen meistentheils offenbar ab von dem empirischen Zusammen. Müfste, oder dürfte man nun allenthalben für empirisches Zusammen auch intelligibles annehmen, und das Gegentheil: so fiele der Grund der Unterscheidung beyder Räume weg. Die allgemeine Metaphysik aber kümmert sich darum gar nicht.

Uebergang zum Idealismus.

Es hat sich gezeigt, dafs die Lehren von der Nichtigkeit des Raums, der Zeit, der Bewegung, von der Unstatthaftigkeit der Frage nach der ersten Bedingung, von unsrer Unbekanntschaft mit den [31] Dingen an sich, — der *realistischen* Metaphysik angehören. Alle diese Behauptungen

[1] Statt des folgenden Satzes: „sondern eine secundäre Bestimmung eines Wesens gegen den Raum“ . . . . hat die II. Ausgabe: sondern etwas Secundäres; eine Bestimmung eines Wesens gegen den Raum . . .

sind unzertrennlich von dem Setzen des Reellen, worauf die Erfahrung hinweist. *Aber dieser ganze Realismus* wird, geordnet wie er da ist, mit allen seinen Gegensätzen der Wesen, der, ihnen zufälligen, Störungen und Activitäten, endlich der, durchaus leeren, Vorstellungsarten von ihren Lagenveränderungen, — *die unvermeidliche Beute des Idealismus.*[1] — Dieser ist von aufsen unwiderlegbar. Aber *seine innern Widersprüche* machen ihn platzen.

[2]KANT trägt die Schuld, (wenn Irrthum eines redlichen Forschers, Schuld heifsen darf,) jene früheren Lehren von der Nichtigkeit des Raums und der Zeit u. s. w. unter dem Namen *Idealimus* angekündigt zu haben. Das mufste die ganze Philosophie verwirren. Vollends, da man sich so weit verlor, *practische* Untersuchungen mit theoretischen zu mengen! — Reinlichkeit der Forschung ist die Bedingung ihres Gelingens.

---

§ 10.

Idealismus.

Die Masse des Scheins, als zerlegt in Complexionen, sammt deren Veränderungen, hat geführt auf Störungen und Selbsterhaltungen einfacher Wesen. Aber die Selbsterhaltungen sind nur in den Wesen; in einem jeden die eigne. Für jedes[3] Element des Scheins (für jede einfache Empfindung, die zu einer Complexion gehört,) sind deren zwey[3] gefunden, die getrennt sind wie die Wesen, folglich zu der Einheit des Elements nicht passen. Und dem Schein als Masse, — als Eine grofse, umfassende Complexion — fehlt noch alles Entsprechende im Reiche des Seyn.

Folglich reicht die ganze, dem Schein zu Gefallen bisher angenommene, intelligible Natur, nicht [32] nur nicht hin, ihn zu erklären: sondern sie ist, im Einzelnen und im Ganzen, dazu völlig unfähig. Sie selbst *scheint* nur durch die Form des Scheins.

Ganz ein andres Seyn mufs diesem zwiefachen Schein zukommen. Ein einziges, für den Schein als Masse. Was da sey, mufs auf allen Fall dadurch bestimmt seyn, dafs es den Schein trage. [4]Also ein *vorstellendes* Wesen. Ihm scheinen Complexionen des Scheins, sammt deren Veränderungen; ihm[5] scheint durch diese Complexionen, eine Natur, sammt Raum, Zeit, und Bewegung.

---

[2] Der folgende Abschnitt: „KANT trägt die Schuld .... ihres Gelingens" (bis Z. 14 v. o.) fehlt in der II. Ausgabe.

[3] „jedes" und „zwey" ist in der II. Ausgabe nicht gesperrt.[a]

[4] Der folgende Satz lautet in der II. Ausgabe: Demnach, ein vorstellendes Wesen.

---

[1] „*Idealismus*" in SW nicht doppelt gesperrt.

[5] „ihm" in SW nicht gesperrt.

[a] SW u. KLSCH drucken nach II. ohne Angabe der Abweichung von I.

Wäre es möglich, sich hiebey nicht an *Sich* zu erinnern? Im Ich ist der Schein. Ich vollziehe die mannichfaltigen Auslegungen desselben; durch Physik und Metaphysik. Es verbürgt sich dafür das unmittelbarste Bewufstseyn; die eigne, offne Zugänglichkeit zu Mir selber in allem Beobachten und Denken. —

§ 11.

Widersprüche des Idealismus und des Ich.

Zweyerley findet sich in einander verwickelt: der mannigfaltige Schein; und die blofse Ichheit; (Identität des Objects und Subjects). Jedem von beyden wäre bequemer ohne das andre. Der Schein braucht wohl einen Träger, — ein — den Schein Vorstellendes; aber nicht eben ein — Sich vorstellendes; wodurch der Schein in eine unendliche Ferne aus dem Träger hinausgetrieben wird, indem das Ich sich zuvörderst als: Sich als den Schein vorstellend, oder vielmehr als: Sich als Sich als den Schein vorstellend — vorstellen wird, — welche Reihe der *Als Sich*, genau genommen, unendlich seyn sollte. Aber eigentlich leidet das Ich den Schein gar nicht; auch nicht als sein unendlich entferntes Selbst. Denn sein Object ist nur[1] sein Subject; und wenn man irgend einem A Selbstbewufstseyn beylegen, demnach annehmen wollte: es setze sich als sich .... als sich setzend [33] *als A:* so ist fühlbar, wie der letzte Zusatz das Ich zum Dinge macht; welches Ding um nichts besser wird, wenn man es für den Träger irgend eines bestimmten Scheins ausgiebt. Setzt aber etwa das Ich zuvörderst Sich, und dann den Schein daneben: so ist es ein Wunder, wie es doch aus dem Sich-Setzen herausgehn möge; und wie es bey diesem Mehr-Setzen vermeiden werde, Mehr als Ich zu seyn, — ja ein *Anderes* als Ich, sobald man das *Eine Setzende* dieser vielfachen Setzung, untersucht. —

Aber, hinweggesehn von dieser Verwickelung — weder der Träger des Scheins für sich, noch das Ich für sich, — können *für sich allein* bestehn.

Der Träger eines mannigfaltigen Scheins, — das Eine Seyn, welches den Bildern als Bildern — den vielen, ja widersprechenden Bildern der weiten Schein-Welt gemeinschaftlich angehören soll; — einer Schein-Welt, die sogar, eben indem man sie zusammenfassen und bestimmen will, schwindet und wieder wächst, und nicht als *Diese da* vestgehalten zu werden duldet: — ein solcher Träger zeigt kein einfaches Was: er zeigt auch Nichts, das nur als zufällige Ansicht von ferne erträglich wäre. Er ist[2] ein Un-Wesen: wofern nicht jedes Element seines Scheins als innerer Act der Selbsterhaltung gegen Störungen durch andre Wesen anzusehen ist.

---

[1] „nur“ in der II. Ausgabe nicht gesperrt.[a]

---

[2] SW u. KLSCH drucken: Es ist .... statt ... Er ist .... ohne die Angabe über diese Veränderung zu machen.

[a] SW u. KLSCH drucken nach der II. Ausgabe ohne die Abweichung der I. zu verzeichnen.

Das Ich, indem es sich zu einer Reihe auspinnt, kann weder irgend eines der letzten Enden dieser Reihe erreichen, noch irgend zwey Glieder derselben mit einander verknüpfen. Fasse man die Reihe in der Mitte: setzt es, so gehört diese Setzung zu ihm selbst, und will mit-gesetzt seyn durch eine höhere Setzung; — so ins Unendliche aufwärts. Fragt man, was es setze?[1] so setzt es Sich, d. h. Sein Ich, welches bedeutet Sein Sich-Setzen, nämlich Sein Sich *als Sein Ich* Setzen; — so ins Unendliche abwärts. Jede der beyden Unendlichkeiten reicht hin, uns zu hindern dafs wir nie zu Uns selbst kommen. — Aber auch die Setzung der Setzung der Setzung . . . . gleicht einer Reihe von Menschen, deren jeder *den Andern* ansieht;[2] das Setzen *Seines* Setzen bedarf also eines An-[34]knüpfungspunktes — der immer nur vorausgesetzt wird, ohne irgend angegeben werden zu können, weil er durchaus nicht mit der Setzung identisch werden kann (wäre er[3] auch ein Wollen, ein Selbstbestimmen, eine reale Thätigkeit, u. d. gl. welches alles das Ich spaltet und verunreinigt; vollends aus Ihm selber, sich nur durch die offenbarste Verwechselung der Begriffe erzwingen läfst.) Endlich: jede der höhern Setzungen, wenn sie gerade zu aus der unerschöpflichen Quelle der Ichheit genommen wird, ist ein *Zusatz* zu den vorhergehenden, [4]von welchem man vergeblich versichert, dafs er Eins sey mit den letztern, so bald diese für sich allein gedacht werden können. *Viele absolute Acte* — würden Jeder für sich, *seyn*,[5] — wenn überall eine absolute That *seyn* könnte. —

Der Begriff des Ich besitzt also aufs vollkommenste die Eigenschaft speculativer Probleme: sich selbst zu widersprechen. Und die Widersprüche müssen auflösbar seyn, da die Ichheit sich unaustilgbar im Bewufstseyn findet. Freylich gilt diese Auflösbarkeit lediglich dem gemeinen Ich, das Jeder ohne alle Mühe findet, so bald er nur seine Individualitäten hinwegdenkt, deren keine Ihm selbst wesentlich seyn wird; — hingegen ganz und gar nicht jener transscendenten Anschauung, welche in Sich zugleich die Wurzeln der Andern, die allgemeine Wurzel, sieht; einem Gemüthszustande, den mislungene Speculation vielleicht zurücklassen können.

§ 12.

Auflösung der Widersprüche im Ich.

Die Identität des Objects und Subjects mufs verneint werden. Das Subject also setzt ein *andres* Object; oder vielmehr, es setzt *mehrere* andre Objecte; und, in deren *Zusammen*, sich selbst.

---

[2] Der folgende Satz lautet in der II. Ausgabe: ansieht; also, das Setzen . . . bedarf eines.[a]

[3] Die II. Ausgabe hat „es“ statt „er“.[a]

[4] Die II. Ausgabe stellt den folgenden Satz um: von welchem man, dafs er Eins sey mit den letztern, vergeblich versichert.[a]

---

[1] „es setzte?“ drucken SW.

[5] „*seyn*“ in SW nicht cursiv gedruckt.

[a] SW u. Kirsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I.

(Um an den Punct der Methode noch einmal zu erinnern: — M kann nicht einfach seyn; denn es ist mit sich selbst in Widerspruch, da es, als denkbar, nicht Eins mit N, als gültig, Eins mit N seyn mufs: den Widerspruch heben, heifst, die Identität der Glieder verneinen; dies würde ein [35] denkbares, aber ungültiges M, und ein gültiges, aber undenkbares M geben: aber das denkbare, aufser N, erwartet, gültig zu werden durch Vereinigung mit N; das gültige setzt voraus, es sey denkbar, also aufser N; demnach sind beyde gleich, oder M ist verdoppelt. Es versteht sich, dafs damit nicht gerade Zweyheit, sondern überhaupt Mehrheit der M, ausgedrückt wird; indem hervorgeht, der Widerspruch in A liege daran, dafs man ein einzelnes M, statt eines Zusammen mehrerer M, mit N identisch geglaubt hatte.)

Inhärirten die *andern* Objecte dem Subject, etwa zufolge einer eigenthümlichen Schranke: so wäre es das Subject für diese Objecte; dadurch würde die Ichheit verunreinigt; sie sind ihm also zufällig. Wir sehn, was wir schon wissen: das Setzen dieser Objecte kann nur eine Reihe von Acten der Selbsterhaltung seyn gegen Störungen durch andre Wesen.

Aber nicht genug, dafs sie ihm nicht inhäriren; nicht genug, dafs es zufälliger Weise Subject wird für diese Objecte: ihre ganze Eigenthümlichkeit, wodurch jedes von ihnen für sich ein bestimmtes ist, hat mit der Ichheit, deren Grundlage sie machen sollen, nichts gemein; sie taugen dazu nur, so fern diese Eigenthümlichkeit[1] *aufgehoben* wird. Dies Aufheben nun dem Subject selbst beylegen, wäre um nichts besser, als, ihm ein ursprüngliches Setzen derselben auftragen. Demnach: *die Objecte selbst müssen so geartet seyn, dafs sie, eins das andere, aufheben.* In dieser *Aufhebung* aber[2] müssen sie *beharren;* wenn sie dadurch verschwänden, oder sich in ein Mittleres verwandelten, so wäre alles Vorige überflüssig. (Der bekannte Gegensatz des Roth und Blau, des Sauer und Süfs, u. s. w. — Beharren müssen sie, auch nachdem das Zusammen, also die wirkliche Störung, weggefallen ist. — Gedächtnifs versteht sich von selbst, gleich fortdauernder Bewegung; — nur wie Vorstellungen im Bewufstseyn gegenwärtig zu seyn aufhören können: dies bedarf einer Erklärung, die der folgende § giebt.)

Das Zusammen der, einander aufhebenden Objecte, soll gleich seyn dem Subjecte. Die Bestim-[36]mungen dieses Zusammen wird man finden, wenn man aufsucht, was der Negation, die in der Aufhebung liegt, gleich ist in dem Begriff des Subjects. Das Subject selbst wird positiv gedacht; aber es ist Subject für nichtige Bilder, Vorstellendes für Vorstellungen. Eben so leicht ist es, wiederum die Position, die im Begriff des Subjects liegt, zu finden in dem Begriff der Objecte. Sie sind nicht, was sie darstellen; ihr Seyn ist das Subject selbst. — Zufolge der Aufhebung also mufs das Subject die Objecte finden als Bilder

[1] „diese Eigenthümlichkeit" nicht gesperrt in II.[a]

[2] „aber" fehlt in der II. Ausgabe.[a]

[a] SW u. Klsch druckt nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I.

hinterher mufs es den Bildern als solchen das Seyn zuschreiben; ein gemeinschaftliches Seyn, dem jedes der Bilder selbst, zufällig ist: so wird es Sich setzen. Endlich Sich als Ich: wenn es dem allgemeinen Bilden des Seyenden subsumirt das besondre Bilden dieses, insofern mit den übrigen Abgebildeten in Einer Reihe liegenden, Seyenden selbst.

Das Ich findet sich demnach ursprünglich nicht ausgesponnen zu einer Reihe; es kann aber eine solche erhalten werden durch Fortsetzung der letzterwähnten Subsumtion. Auf die Frage: Was es setze? ist die Antwort: das Seyn der eignen Bilder, — welchem, eben weil es das Seyn eines Jeden dieser Bilder ist, alle einzelnen[1] zufällig sind. Der Anknüpfungspunct, vermöge dessen nicht irgend ein Ich, gesetzt wird, sondern Ich Mich setze, — sind die eignen, unmittelbar gegenwärtigen Bilder. Nirgends aber darf ein absoluter Act zu höhern Reflexionen aufspringen: — sondern das bisher entwickelte giebt eine Reihe von *psychologischen Postulaten,* wozu die Erklärungen gesucht werden müssen — nicht in vermeinten Anschauungs- und Denkgesetzen, oder ursprünglich verschiedenen Selbstbestimmungen, dergleichen in dem einfachen Was? des Wesens gar keinen Platz haben; — sondern in der nothwendig vorauszusetzenden — und eben dadurch zu erkennenden — Beschaffenheit und Folge derjenigen Aufrechthaltungen, welche uns als Vorstellungen bekannt sind. Es kann übrigens seyn, dafs, um jedes jener Postulate zu erfüllen, mehrere psychologische und physiologische Umstände concurriren; und dafs, indem so die Erfüllung mehr als vollständig geleistet wird, des Ueberflusses [37] hier mehr, dort weniger, — ein andermal vielleicht umgekehrt dort mehr, hier weniger, — eintritt; weswegen denn das Selbstbewufstseyn Verschiedener, ja auch das Selbstbewufstseyn eines Jeden zu verschiedenen Zeiten, zwar immer Ichheit bleiben, aber doch anders und anders empfunden werden wird.

Die psychologischen Postulate aber sind, nach dem obigen, folgende:

1. Gegensatz und Ausschliefsungskraft der Vorstellungen unter einander. — Dieser Begriff der Vorstellungen selbst als[2] Kräfte, (statt aller vermeinten Gemüthskräfte, welche nichts anders sind als allgemeine Namen für Gruppen ähnlicher Phänomene) mufs als die Grundlage der gesammten Psychologie angesehn werden. Es gehört dazu das Nacheinander, die Zeitfolge der Vorstellungen, (also auch der Störungen) als Bedingung der Ichheit; weil sonst nur ein stetiges Gleichgewicht aller unter einander Statt haben könnte.

2. Anheftung des Begriffs der Negation an diejenigen Vorstellungen, welche als Bilder gesetzt werden sollen. Aber der Begriff der Negation ist, so wenig, wie irgend ein andrer Begriff, ursprünglich in Bereitschaft;

---

[1] I. Ausgabe hat „einzelne“[a]

[2] „als“ gesperrt in der II. Ausgabe.[b]

---

a b SW u. KLSCH drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

er mufs erst erzeugt[1] werden. (Das *allgemeine* Negiren mufs entstehn aus den mancherley Aufhebungen der Vorstellungen untereinander.)

3. Anheftung neuer Position, oder des Seyns, an die Bilder als[2] Bilder; (als des innern Princips ihrer Regsamkeit).

4. Auffindung dieses Seyns der Bilder in der Reihe des übrigen das da sey, und abgebildet werde; zum Behuf der Subsumtion.

Jetzt nur einige Vorblicke!

§ 13.

Elemente einer künftigen Psychologie.

[*Vorerinnerung:* Wiewohl hier nur von derjenigen Art von Thätigkeiten, (d. h. von Selbsterhaltungen gestörter Wesen) die Rede ist, welche wir *Vorstellungen* nennen, und welche das Element unsres geistigen Daseyns selbst ausmachen: so gestattet doch das Nachfolgende, dafs man Anwen-[38]dungen desselben auf alle Arten von Thätigkeiten, auch welche nicht Vorstellungen sind, — demnach auf die gesammte Naturforschung, wenigstens als denkbar annehme, und hypothetisch versuche.]

Es seyen mehrere Thätigkeiten Eines und Desselben Wesens, (die *in ihm* ohne Zweifel *zusammen* sind,) so beschaffen, dafs sie einander *hemmen;* nicht aber vernichten, noch verändern; demnach, dafs das Gehemmte als ein Streben fortdaure. Ist die Hemmung vollkommen: und unter den Thätigkeiten kein Unterschied der Stärke: so würde von je zweyen Eine ganz gehemmt werden, während die andre ganz ungehemmt bliebe. Aber es ist kein Grund für eine oder die andre, die Hemmung also vertheilt sich: von zweyen wird jede halb gehemmt.

So sehn wir schon, dafs hier Gröfsenbegriffe eintreten. Die Thätigkeiten mögen denn auch von verschiedner Stärke seyn. Es mag auch der Grad der Hemmung nicht allemal jener höchste denkbare seyn; vielmehr kann jeder mögliche Bruch desselben statt haben. — Zwey, von einander unabhängige, Fragen sind hier zu beantworten; die Antworten lassen sich nachher verbinden.

Erstlich: Seyen Thätigkeiten $a, b, c, \ldots m, n$ gegeben; und n die stärkste: wie grofs ist die ganze Summe der Hemmung? Sie ist für vollkommene Hemmung $= a + b + c + \ldots + m$. Denn: sollte n ganz ungehemmt bleiben, so müfsten jene alle ganz gehemmt werden; was sie gewinnen, mufs n verlieren. Wollte man dasselbe von einer der schwächern sagen, so erschiene ohne Grund der Conflict noch gröfser. — Für unvollkommne Hemmung, so weit sie bey mehrern die nämliche ist, mufs ein gemeinschaftlicher Divisor, der Summe der Hemmung beygefügt werden. Für ein Hinderniſs, das die Thätigkeiten im allgemeinen, aber keine insbesondre, trifft, (z. E. Unaufgelegtheit aus physiologischen Ursachen) mufs der Summe eine Gröfse addirt werden.

---

[1] „erzeugt“[a] und [2] „als“ nicht gesperrt in der II. Ausgabe.[b]

---

a b SW u. Klsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

Zweytens: In welchem Verhältnifs werden die Thätigkeiten einander hemmen? Antw. Im umgekehrten Verhältnifs der Kräfte. — Jede stemmt sich auf gleiche Weise gegen alle: die schwächern wei-[39]chen am meisten; weichen aber nur indem sie wirken; wirken deswegen verhältnifsmäfsig am meisten. Wäre die Stärke dreyer Thätigkeiten auszudrücken durch die Zahlen I, II, III; so würde ausrichten

I bey II, 3.	II bey I, 6.	III bey I, 6.
I — III, 2.	II — III, 2.	III — II, 3.

Also die ganze Hemmung beträgt bey I, 12; bey II, 6; bey III, 4; die Verhältnisse sind 6, 3, 2. Welches sogleich zu finden war, wenn man von I, II, III, die umgekehrten Verhältnisse 1, $^1/_2$, $^1/_3$, auf ganze Zahlen brachte.

Wundre man sich nur nicht, wenn, bey der zufälligen Verbindung des *Erstlich* und *Zweytens,* manchmal die Forderung zu entstehen scheint, mehr zu hemmen als vorhanden ist! — Berechne man das gegebne Beyspiel für vollkommnen Gegensatz, nach der Vertheilungsregel, so hat man:

Summe der Verhältnifszahlen		Verhältnifszahlen	Summe der Hemmung
(6 + 3 + 2 =)	:	6	= (I + II = 3) : $^{18}/_{11}$
		3	$^{9}/_{11}$
		2	$^{6}/_{11}$

Es ist aber einleuchtend: dafs von I nicht $^{18}/_{11}$, sondern nur 1 zu hemmen ist, — also gerade so viel als es zur Summe der Hemmung beyträgt; daher es denn für die Rechnung ganz verschwindet, denn das Uebrige der Hemmung vertheilt sich unter die Uebrigen wie wenn jenes nicht vorhanden gewesen wäre. Dies führt auf die merkwürdige

Aufgabe: die Schwelle zu finden, jenseits[1] deren *alle* Gröfsen (wie viele ihrer auch seyn möchten) für die Hemmungs-Rechnung verschwinden; — oder, *das Gesetz zu finden, nach welchen Vorstellungen aufhören, im Bewufstseyn gegenwärtig zu seyn.* (Unter Voraussetzung vollkommner Hemmung).

Seyen die Thätigkeiten = x, a, b; b die stärkste; die Summe der Hemmung demnach x + a; die Verhältnifszahlen $\frac{1}{x}$, $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$. Wird $x = \frac{x^2}{x}$ gehemmt, so sind zugleich gehemmt $\frac{x^2}{a}$ von A; $\frac{x^2}{b}$ [40] von b. Dabei nun wird es gerade bleiben, wofern $\frac{x^2}{a} + \frac{x^2}{b} = a$, d. h. dem Rest der Summe x + a. Also $x^2 = a : \left(\frac{1}{a} + \frac{1}{b}\right)$; oder $x = \sqrt{\frac{a^2 b}{a+b}}$.

[1] „jenseits“ in der II. Ausgabe nicht gesperrt.[a]

[a] SW u. Klsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

Für $a = b = 1$ ist $x = \sqrt{\frac{1}{2}} = \frac{\sqrt{2}}{2} = 0,707\ldots$. oder für $x = 1$ und $a = b$, ist $\sqrt{2} = a = b = 1,414\ldots$.

Für vier Thätigkeiten = x, a, b, c; wo c die stärkste, erhält man die Schwelle oder $x = \sqrt{\frac{(a + b)\,abc}{bc + ac + ab}}$. Für x, a, b, c, d, wo d die stärkste: $x = \sqrt{\frac{(a + b + c)\,abcd}{bcd + acd + abd + abc}}$. Das Gesetz des Fortgangs liegt vor Augen. — Uebersteigt x diese Schwellen, so tritt es in die vorhin gezeigte Rechnung.

Wächst x, (bey fortdauerndem Gegeben-Werden): so werden die sämmtlichen vierten Glieder jener Proportionen, Functionen von x. Alsdann kann man, durch Differential-Rechnung, dem allmähligen Hervor- und Zurücktreten der Vorstellungen im Bewufstseyn, gleichsam zuschauen.

Es ist aber dabey zu bemerken: dafs, was einmal im Bewufstseyn zugleich gegenwärtig bleibt, Einen Gemüthszustand ausmacht. Dadurch verändert sich die Hemmung für die Folge; und die Rechnung kann, wenn Vorstellungen durch Verstärkungen zu verschiedenen Zeiten allmählig ihre Intension erlangt haben, nicht so einfach geführt werden, als wenn sie in diesen Intensionen gleich Anfangs gegeben gewesen wären. — Die Hemmung verändert sich immer mehr, wenn dieselben Vorstellungen vielmal wechselnd gegeben — wenn sie wiederhohlt werden.

Seyen Vorstellungen a, b, c, d, . . . in einer successiven Reihe gegeben: so verschmilzt b mit einem Theile von a; c mit einem Theile von a und b, u. s. f. Soll nun, nachdem sie alle verdunkelt waren, eine wieder hervortreten (welches durch eine, ihr gegebene Verstärkung, erhalten werden [41] wird), so ruft jede die andere mit sich hervor; aber jede nach einem eignen Gesetze. Keine ist so gechickt, sie alle nach einander hervorzurufen als a, welches zuerst nur mit b verschmolzen wurde. — Dies ist wesentlich für die Erklärung, wie wir zur Vorstellung der Succesion und der Zeit gelangen.

Aber auch im Gemüth selbst bedarf es der Zeit, damit das gehörige Gleichgewicht der Vorstellungen eintrete. Denn man mufs für das Werden dieses Gleichgewichts eine immer veränderte Geschwindigkeit annehmen, weil ihr Grund immer abnimmt, indem das Streben aller Vorstellungen geringer wird, wie es sich mehr befriedigt, hingegen das Streben derjenigen wächst, welche mehr leiden. Die Geschwindigkeit wird zuletzt unendlich klein, oder, das Gleichgewicht tritt nie vollkommen ein. Daher das beständige Flottiren der Gedanken.

Das letzte aber würde (wofern nicht neue Vorstellungen zutreten,) nur eine gleichförmige Neigung zum Gleichgewicht zeigen, und das mannigfaltige Anschwellen und Hin- und Her-Wogen der Phantasie nicht kennen: wenn nicht die Complication *mehrerer Reihen* von entgegengesetzten Vorstellungen dazu käme. Man erinnere sich der Complexionen von Merkmalen, welche wir Dinge nennen. Man nehme den mannigfaltigen Wechsel ihrer Erscheinung. — Jede Complication macht Einen Gemüths-

zustand! Werde eine solche Complication durch Verstärkung Eines ihrer Merkmale, hervorgetrieben: indem sie steigt, stöfst hier ein Merkmal gegen ein ihm widerstrebendes im Bewufstseyn, weckt dort ein andres sein Gleiches, mit dem eine andre Complication sich hebt, — neue Gegensätze bringen neue Verändrungen in das Streben zum Gleichgewicht.

Wird eine Vorstellung gegen eine Hemmung fortdauernd hervorgetrieben, so dafs sie der Hemmung nicht weicht, sondern dagegen drängt: so heifst sie *Begierde.* Denn was will doch Begierde, wenn nicht Befriedigung? Und was ist Befriedigung, als vollendetes Vorstellen des Begehrten? Giebt es einen Genufs, der nicht ein Act des Bewufstseyns wäre? — Eine lebhafte Phantasie schafft sich selbst Genufs, wenigstens so lange es gelingt, [42] der Hemmung ungeachtet, das Vorstellen zu vollenden, und nichts anders als dies Gelingen ist die Lebhaftigkeit der Phantasie. — Ist es noch eine Frage, wie *Verstand* und *Wille* eins seyn können?

Der *allgemeine Begriff*, — Vereinigung sehr vieler, in Einem Merkmale gleicher, Vorstellungen, zu Einem Gemüthszustande, wo die Intension des gleichen Merkmals weit hervorragen mufs, — ist nicht davon ausgenommen, die Zustände der Phantasie und der Begierde zu durchlaufen. Mit ihm wird sein Besonderes, wo er es antrifft, verschmelzen.

Nicht anders das *Geschmacksurtheil;* — vielleicht die gröfste aller psychologischen Aufgaben. Damit sie nicht unberührt bleibe, noch folgendes:

Man erinnere sich der verschiedenen Grade der Hemmung. Man setze nun, um den einfachsten Fall zu haben, ein Continuum von Vorstellungen so geartet, dafs, von einem beliebig angenommenen Puncte an, der Gegensatz (die Fähigkeit zu hemmen) allmählig wachse. Vorstellungen auf zwey nächsten Puncten dieser Linie werden einander fast gleich seyn, und sich nur sehr wenig hemmen; sie werden demnach[1] einander beynahe nur verstärken. Wie der Gegensatz wächst, mufs die Verstärkung abnehmen. Geht das so fort, so kommt irgend ein Punct, wo die Verstärkung ganz aufhört, und reiner Gegensatz eintritt. Von diesem zweyten Punct aus wiederhohlt sich das Vorige, bis zu einem dritten Puncte des reinen Gegensatzes. So nach beyden Seiten der Linie hin unbestimmt fort. — Jetzt werde die Distanz zwischen je zwey nächsten Puncten des reinen Gegensatzes näher betrachtet. Gerade in der Mitte, mufs Verstärkung und Gegensatz gleich seyn, — so dafs, wegen der Verstärkung, jede Vorstellung die andre eben so sehr hervortreibt, als sie wegen des Gegensatzes, dieselbe hemmt. Der Punct der gröfsten Unruhe. Es würde Begierde seyn, wenn nur das Begehrte, das keine von beyden Vorstellungen ganz ist, sich angeben liefse. — Ganz im Anfange werden die Vorstellungen nicht zu unterscheiden seyn. Wo tritt zuerst reine Unterscheidbarkeit ein? Da, wo die Vorstellungen, als reine, sich halten können im Bewufstseyn, neben [43] ihnen selbst, als modificirt

[1] „demnach" fehlt in der II. Ausgabe.[a]

[a] SW u. Klsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

durch die Verstärkung. Demnach: wo sich die reinen zu den modificirten verhalten wie 1 : $\sqrt{2}$, (nach obiger Rechnung.) Man mufs für diesen, und die folgenden Fälle bemerken: dafs die Gleichheit beyder Vorstellungen nur Eine ist, hingegen ihr conträrer Gegensatz, wegen des Eigenthümlichen einer jeden, zwey contradictorische Gegensätze in sich schliefst. Daher[1] werden wir von *Gegensätzen* in der Vielheit reden; hingegen die Gleichheit, welche[2] nicht abgesondert werden kann, als vertheilt[3] ansehn auf beyde Vorstellungen. So sind vier Gröfsen in der Rechnung: die beyden Gegensätze, und die beyden Hälften der Gleichheit. Für die Frage von der reinen Unterscheidbarkeit der Vorstellungen mufs zu jeder von diesen die halbe Gleichheit addirt werden; wenn sich die daraus entstehenden Summen zu den Vorstellungen selbst, welche der Stärke nach gleich sind) verhalten wie $\sqrt{2}$: 1, so ist die reine Unterscheidbarkeit eingetreten. *(a)* Etwas weiterhin werden die bloſsen Gegensätze gegen die Hälften der Gleichheit das Verhältnifs gewinnen, welches zum Eintritt ins Bewufstseyn nöthig ist. *(b)* Noch weiter hin werden sie der halben Gleichheit gleich. *(c)* Von hier an sinken sie gegen die[4] Hälften der Gleichheit; und es kommt ein Punct, wo die letztern unter die Schwelle fallen, oder wo das Verhältnifs der Gegensätze zu den halben Gleichheiten ist wie 1 : $\frac{\sqrt{2}}{2}$. *(d)* Hier ist die ganze Gleichheit noch $= \sqrt{2}$; es ist also die Mitte der Distanz noch nicht erreicht. — Erst jenseits der Mitte fällt der Punct, wo die ganze Gleichheit von beyden Gegensätzen überwältigt wird, oder jene zu diesen sich verhält wie $\frac{\sqrt{2}}{2}$: 1. *(e)*.

Man fragt nach Anwendungen? — Die *Tonlinie* bietet sich dar; mit ihren Octaven, welche sogleich jene sich wiederhohlenden Puncte des reinen Gegensatzes sich zueignen; — mit ihrer falschen Quinte, der Stelle der gröfsten Disharmonie gerade mitten in der Distanz der Octave. Werden auch die [44] übrigen Verhältnisse passen? — Die mathematischen Verhältnisse der Secunde, der kleinen und grofsen Terz, der Quarte, der Quinte, (welche Verhältnisse eigentlich den tönenden Werkzeugen gelten) — können wir hier unmittelbar nicht gebrauchen; das Ohr vernimmt die geometrische Reihe der Intervalle wie eine arithmetische.[5] Eben darum dividire man durch die Logarithmen der Intervalle

[1] II. Ausgabe hat „Deshalb" statt „Daher".[a]

[3] „vertheilt" ist in der II. Ausgabe nicht gesperrt.[b]

[4] Die Originale drucken „gegen sie die".

[5] Die II. Ausgabe fügt nach „arithmetische" folgende Parenthese ein: (und die Töne selbst gar nicht als Gröfsen, sondern als einfache Empfindungen). Eben darum . . . .

[2] SW u. KLSCH drucken „die" statt „welche"

[a] [b] SW u. KLSCH drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

den Logarithmen der Octave; so ergiebt sich, wie vielmal der, jedem Intervall zugehörige Gegensatz enthalten ist in dem reinen und ganzen Gegensatz, auf welchem die Octave beruht. Es findet sich für die Secunde $l2 : l^{9}/_{8} = 5{,}885$; demnach jeder der Gegensätze $= \frac{1}{5{,}885}$ von den ganzen Vorstellungen, folglich die Gleichheit $= \frac{4{,}885}{5{,}885}$. Davon die Hälfte, oder $\frac{2{,}442}{5{,}885}$, addirt zu jeder ganzen Vorstellung, giebt das Verhältnifs jeder modificirten Vorstellung zur reinen wie 8,327 : 5,885. Und es findet sich in der That das Verhältnifs $\sqrt{2}$: 1 wie 8,322 . . . zu 5,885. *(a)* — Für die kleine Terz ist $l2 : l^{6}/_{5} = 3{,}8018$; demnach jeder der Gegensätze $= \frac{1}{3{,}8018}$; also die Gleichheit $= \frac{2{,}8018}{3{,}8018}$; deren Hälfte zu jedem der Gegensätze sich verhält wie 1,4009 : 1, oder nahe wie $\sqrt{2}$: 1. *(b)* — Für die grofse Terz ist $l2 : l^{5}/_{4} = 3{,}1063$; also die halbe Gleichheit zu jedem Gegensatze wie 1,0531 : 1, nahe wie 1 : 1. *(c)* — Für die Quarte $l2 : l^{4}/_{3} = 2{,}4096$, und die halbe Gleichheit zum Gegensatze wie 0,7048 : 1, nahe wie $\sqrt{1}/_{2}$: 1. *(d)* Endlich für die Quinte $l2 : l^{3}/_{2} = 1{,}7095$; demnach die ganze Gleichheit zu jedem der Gegensätze wie 0,7095 : 1, nahe wie $\sqrt{1}/_{2}$: 1. *(e)* — — — — — — — — — — — — — — — —

[45] § 14.

Anhang.

Teleologie.

Systemen, die sich zum Idealismus neigen, oder auch nur (wie das Kritische,) die Gränze zwischen Idealismus und Realismus verkennen, mufs die Teleologie verloren gehn; sofern sie Mehr andeutet, als einen, [1]sich von selbst verstehenden, Widerschein, des Princips von Gesetzmäfsigkeit und Ordnung, welches sich in und mit dem Selbstbewufstseyn[2] unmittelbar ankündigt. Die des Idealismus spotten, sollten sich freylich schämen, die eigenthümliche Ansicht desselben, aus schwacher Nachgiebigkeit gegen das Neueste im Reiche der Meinung, zu der ihrigen zu machen.

Der strenge Realismus, [3]welcher hier dargestellt wurde, läfst für vorstellende Wesen keine besseren Erscheinungen erwarten, als welche das bunteste Gemisch von Störungen aller Art, die, den mannigfaltigsten

---

[1] Den folgenden Zwischensatz „sich von selbst verstehenden“ läfst die II. Ausgabe weg.

[2] Statt „mit dem Selbstbewufstseyn“ hat die II. Ausgabe: mit dem Bewufstseyn der eignen Vernünftigkeit.

[3] Der Satz: „welcher hier dargestellt wurde“, lautet in der II. Ausgabe: welcher, und soweit er hier dargestellt wurde . . . .

ursprünglichen und abgeleiteten Geschwindigkeiten gemäfs, auf solche Wesen zusammentreffen möchten, in ihnen würde hervorbringen können. Höchstens Zeichen von Gleichförmigkeit ähnlicher Erfolge unter ähnlichen Umständen. Und wenn schon Spuren von Leben, und von der Fähigkeit, organisirt zu werden, — doch Nichts von künstlich zusammengesetztem Bau! vor allen Dingen nichts Vestes im allgemeinen Raum; da Jedes eigentlich seinen eignen Raum haben würde!

Was daraus, dafs es anders aussieht im Reiche der Organisation und am Himmelsgewölbe, zunächst zu schliefsen ist: das hat der gemeine Verstand längst geschlossen; und die edelsten Gemüther haben es in sich bevestigt. Der *Rückschlufs*, von der waltenden Weisheit auf die Erscheinungen die sie hätte hervorbringen sollen: — wird freylich meistens so unbehutsam gemacht, als ob es weder reelle noch formelle Gesetze der *Möglichkeit* gäbe; daher es kein Wunder ist, wenn er nicht zutrifft. *Was der Mensch soll:* wird gewöhnlich[1] dabey vergessen. —

[46] Bleibe nun, was das Reich der Wesen anlangt, der Satz unangefochten, es sey der Substanz nach erschaffen. Zur Substanz gehören Accidenzen; diese aber können angesehn werden, als hervorgehoben aus der unendlich vielfachen Möglichkeit der zufälligen Ansichten durch vorbereitete Störungen und Bewegungen. — Uebrigens kann alle Metaphysik, so lange ihr nicht Bewährung zu Theil wird durch Einstimmung der Denker, jener ähnlich, der sich die Mathematik längst erfreut, — nur für einen Versuch[2] gelten; dem zwar Kühnheit wohl ansteht, so lange er nur Forschung ist und unter Forschern bleibt; der aber sich selbst verderben und entehren würde, so bald er sich drängte zum dreisten Eingriff in die Geschäftigkeit der Erfahrnen, und in die Gefühle derer, welche nur leben im Glauben.

---

[1] Statt „gewöhnlich“ hat die II. Ausgabe: nur zu oft ....

[2] „Versuch“ ist in der II. Ausgabe nicht gesperrt.[a]

---

[a] SW u. Klsch drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Abweichung der I. Ausgabe.

Beylage.[1]

Hauptpuncte der Logik.

Zur Vergleichung mit gröfseren Werken über diese Wissenschaft.

Hauptpuncte der Logik.

Die Logik beschäfftigt sich zwar mit Vorstellungen. Aber nicht mit dem Actus des Vorstellens: also weder mit der Art und Weise, wie wir dazu kommen; noch mit dem Gemüthszustande, in welchen wir dadurch versetzt sind. Sondern blofs mit dem, *Was* vorgestellt wird.

Dieses Was ist eben darum für die Logik ein Fertiges und Bestimmtes; nicht ein Noch-zu-Erzeugendes oder Aufzunehmendes, noch von dem Wechsel der Gemüthslagen Umhergetriebenes. Es ist schon gefafst, gemerkt, begriffen. Deshalb heifst es *Begriff* (notio, conceptus). (Dabey ist zunächst gar nicht zu denken ein Vieles, durch den Begriff Zusammengefafstes.)

Aber auch nicht *dieses* und *jenes*, was begriffen war, kümmert die Logik. Sie setzt voraus, dafs man dieses Was schon besitze, und kenne. Sie würde also nichts davon zu sagen haben: wenn nicht unser Begriffenes gegenseitige Verhältnisse unter sich bildete; indem es theils einander ausschliefst, in Gegensätzen steht, theils sich Eins in dem Andern wiederfindet.

Man kann jeden Begriff nur Einmal haben. Denn wenn man ihn schon auf mancherley Weise, bei mehreren Gelegenheiten erhielte: so wäre es doch immer *dasselbe, was* begriffen würde.

Findet sich also in mehrern Haufen von Vorstellungen etwas, das einerley ist: so fällt dies in Einen Begriff zusammen. Aber jeder von den Haufen giebt ebenfalls, sofern er schon gefafst ist, einen Begriff für sich. Es kann also ein und derselbe Begriff in mehrern Begriffen vorkommen. Damit sie Mehrere seyen: mufs jeder, aufser dem Gemeinschaftlichen, etwas Eigenthümliches enthalten.

[1] Diese „Beylage“ ist Zusatz der II. Ausgabe.

Aber von den mehrern Begriffen kann wiederum jeder in mehrern vorkommen. Und so fort. Von dem Gebäude, was daraus entsteht, redet die Logik in der Lehre von den Begriffen. Will man aber gewisse Zusammenfügungen, die in ein solches Gebäude passen, *erst noch vornehmen:* so gehören dazu gewisse logische Handlungen, — Acte des Denkens; die man *Urtheilen*, und *Schliefsen*, nennt. Immer werden dabey die Begriffe, aus deren Zusammenfügung neue Begriffe entstehen sollen, als vorhanden und fertig vorausgesetzt. Daher handelt die Logik erst von den Begriffen, dann von den Urtheilen, endlich von den Schlüssen.

I.

Von den Begriffen.

1. Wenn Begriffe, deren jeder für sich, unabhängig vom andern gedacht werden kann, einander ausschliefsen: so stehen sie in *conträrem* Gegensatz. Jeder conträre Gegensatz enthält zwey *contradictorische*, indem die entgegenstehenden Begriffe einer des andern Verneinung setzen. Es seyen widerstreitend die Begriffe A und B; aus ihrem conträren Gegensatz, ergeben sich die contradictorischen Gegensätze: A, nicht A; — B, nicht B. *Nicht* A kann nicht ohne A, — *Nicht* B kann nicht ohne B gedacht werden. (Keine Antithesis ohne Thesis.)

2. Wenn Ein Begriff in mehrern vorkommt: so heifst er ein *Merkmal* von Jedem der mehrern. Hat Ein Begriff mehrere Merkmale: so heifsen diese zusammengenommen, sein *Inhalt*. — Der Begriff, welcher mehrern andern zum Merkmale dient, enthält dieselben *unter* sich, oder in seinem *Umfange*. Jeder Begriff liegt in dem Umfange eines jeden seiner Merkmale.

Die Unterordnung (Subordination) eines Begriffs unter eins seiner Merkmale, kann durch mehrere Stufen fortlaufen. Je zwey nächste Stufen werden durch die Worte: *Gattung* und *Art*, bezeichnet. Man schreitet die Stufen durch *Abstraction* hinauf, durch *Determination* (vermittelst des *specifischen Merkmals*) hinab. Begriffe auf einerley Subordinations-Stufe heifsen *coordinirt*.

Inhalt und Umfang der Begriffe stehn in umgekehrtem Verhältnifs.

Die Stelle eines Begriffs unter den übrigen, sowohl durch Subordination als Coordination, angeben,[1] heifst, denselben *bestimmen;* (definire). Die Bestimmung pflegt *Erklärung* genannt zu werden, sofern sie den Begriff klar (durch Gegensatz gegen andre), deutlich (durch Angabe einzelner Merkmale), ausführlich deutlich (durch Angabe seines ganzen

---

[1] angegeben O. (Druckfehler).

Inhalts vermittelst der aufgezählten Merkmale) darstellt, und dadurch den Anfang zur völligen Analysis des Begriffs in alle diejenigen Merkmale macht, welche in ihm noch unterschieden werden können. Alsdann kann die *Eintheilung* in den Umfang des Begriffs herabsteigen. —

Anm. Ueber die möglichen Classificationen vorliegender Begriffe. — Man denke sich die Begriffe als Complexionen von Merkmalen; die Merkmale aber, sofern sie specifische Differenzen, bestimmen können, als liegend in mehreren Reihen; so, daſs die Glieder einer jeden Reihe sich unter einander ausschlieſsen. Heiſse eine Reihe p, und enthalte die Glieder A, B, C, . . . eine andre q, mit den Gliedern α, β, γ, . . . eine dritte r, mit den Gliedern a, b, c, . . . (es könnte noch eine Reihe s, u. s. w. hinzukommen); die *Variation* dieser Reihen wird die niedrigsten durch sie bestimmbaren Begriffe ergeben. Sind die Reihen in der Folge der Buchstaben p, q, r, s, zur Variation gezogen worden: so wird die Reihe s die specifischen Differenzen für Artbegriffe enthalten, deren Gattungsbegriffe durch Variation der Reihen p, q, r, — höhere Gattungsbegriffe durch p, q, — die höchsten durch p, bestimmt sind. Aber p, q, r, s, . . . lassen sich *versetzen*. Wie viele Versetzungen, so viele Classificationen sind möglich. Die ganzen Classificationen haben zum Theil ganze Reihen von niedrigern Gattungsbegriffen mit einander gemein. Die Menge der Gattungsreihen jeder Höhe in allen Classificationen zusammengenommen, findet man durch *Combination ohne Wiederhohlungen* der Buchstaben, womit die Reihen benannt sind. — Wären die 4 Reihen, p, q, r, s, gegeben: so erlauben dieselben 24 ganze Classificationen; in allen Classificationen zusammen, ist von den niedrigsten Begriffen, deren jeder 4 Merkmale erhält, natürlich nur eine Reihe; — hingegen von den nächst höhern sind 4 Reihen, von den noch höhern 6, und von den höchsten wiederum 4 Reihen möglich. —

Besonders wichtig werden diese Betrachtungen, wenn unter den möglichen Classificationen, die vorzüglichste gewählt werden soll. Der Vorzug aber besteht darin: durch eine möglichst geringe Anzahl höherer Begriffe, möglichst viele niedere zu überschauen. Demnach: enthielte die Reihe p, 5 Glieder, q ihrer 3, r gleichfalls 3, s aber nur 2: so wäre pqrs die schlechteste aller Classificationen, weil sie fünf höchste Begriffe (natürlich unter dem allgemeinen Begriff der ganzen Reihe p) oben an stellen, von da durch dreygliedrige Eintheilung zweymal herabsteigen, endlich mit einer zweygliedrigen schlieſsen würde. Hingegen gäbe es zwey beste, und gleich gute Classificationen, srqp, und sqrp.

II.

Von den Urtheilen.

Wenn Ein Begriff aus zweyen Begriffen — noch nicht zusammen gefügt ist, die Zusammenfügung aber unternommen wird: so entsteht ein Urtheil.

Dem Unternehmen der Zusammenfügung geht die Aufstellung voran. Würden beyde Begriffe aufgestellt: so könnte man jeden mit dem andern zu verknüpfen versuchen. Das gäbe zwey Urtheile. Ein einziges Urtheil bedarf nur der Aufstellung eines Begriffs (des Subjects), mit welchem man zu verknüpfen unternimmt den andern, (das Prädicat).

Zum Behuf *dieses* Unternehmens geschieht die Aufstellung; das Subject ist Subject *nur* für ein zu erwartendes Prädicat. Demnach mufs *jedes Urtheil,* als solches, *hypothetisch* ausfallen. („A ist B" heifst nicht, A Ist; — sondern, wenn A gesetzt wird, so ist[1] B mit gesetzt, zur Vereinigung in Einen Gedanken.)

Die Zusammenfügung geht nun entweder von Statten, oder nicht. Die *Copula,* und durch dieselbe das Urtheil, ist entweder bejahend oder verneinend. *Qualität* des Urtheils; welche sein, des Urtheils, Wesen ausmacht, denn Subject und Prädicat, jedes für sich, sind Begriffe.

Geht sie von Statten: so ist nun, in die Aufstellung des Subjects, als mit aufgestellt, hineingelegt das Prädicat; von einer unabhängigen Aufstellung des Prädicats aber keine Rede. Eben so wenig ist die Rede von einer Wegnehmung des Subjects; wohl aber würde die Wegnehmung des Prädicats, seine, der Aufstellung des Subjects verknüpfte, Mit-Aufstellung — demnach die ganze Aufstellung, also auch die des Subjects, hinwegnehmen. (Hierauf gründen sich *modus ponens* und *tollens* bey den Syllogismen.)

Geht die Zusammenknüpfung nicht von Statten, (vielleicht weil unter den Merkmalen des Subjects sich nichts findet, was mit dem Prädicat auf irgend eine Weise verglichen werden könnte): so heifst dies zunächst blofs, dem Subject gehöre das Prädicat nicht zu. (Wie irgend das Zugehören zu denken seyn möge? ignorirt die Logik gänzlich.) Alsdann ist das Subject vergeblich, das Prädicat aber gar nicht aufgestellt. — Es kann aber das Nicht-Zugehören auch ein Ausschliefsen seyn, (nach der Lehre von den Begriffen). Drückt das Urtheil dieses aus, so stellt es das Prädicat in conträren Gegensatz mit dem Subject.

In den Fällen, wo durch das Urtheil eine Mit-Aufstellung des Prädicats geschehen ist, wird dieses die Stelle des Subjects einzunehmen fähig seyn, demnach eine *Umkehrung*, Statt finden, (*als* unmittelbarer

[1] „ist" gesperrt in SW u. KlSch.

Schlufs, wo das Wort *Schlufs* zwar nicht Uebergang zu einem neuen Gedanken, sondern nur zu einer andern Wendung in der Aufstellung desselben Gedankens, bedeutet.) Dies läfst sich weiter entwickeln, wenn man noch auf den Umfang des, als Subject aufgestellten, Begriffs, Rücksicht nimmt; woraus die *Quantität* des Urtheils entspringt.

Eignet nämlich der Begriff des Subjects sich das Prädicat zu: so ist dies geschehn für alle Begriffe, von denen er selbst ein Theil des Inhalts ist; d. h. für seinen ganzen Umfang. Das Urtheil ist *allgemein* bejahend.

Stellt der Begriff des Subjects sich in conträren Gegensatz mit dem Prädicat: so gilt dies ebenfalls für den ganzen Umfang; und das Urtheil wird *allgemein verneinend.* Und eben darin besteht der Ausdruck für jenen Gegensatz. (Strenge Allgemeinheit kann nicht anders erhalten werden. Die Allgemeinheit vollständiger Induction ist nur verkürzter Ausdruck für zuvor gefällte partielle Urtheile.)

Weifs aber der Begriff des Subjects nichts vom Prädicat: so wird für den Umfang nichts entschieden. Die *Nebensätze:* Einige A sind B, — einige A sind nicht B, — werden als nebeneinander denkbar (logisch möglich) gestattet. (Contradictorische Aufhebung der *besondern Bejahung*, würde die allgemeine Verneinung, — ähnliche Aufhebung der *besondern Verneinung* würde die allgemeine Bejahung, logisch nothwendig machen.)

Hieraus ergeben sich die möglichen Umkehrungen von selbst.

Die allgemeine Bejahung stellt das Prädicat auf für die Sphäre des Subjects; sie stellt es nicht schlechtweg auf, nicht für seine eigne Sphäre. Da nun die eigne Sphäre des Prädicats gröfser sein kann: so mufs, auf diesen Fall, der Vorsicht wegen, die Quantität des umgekehrten Urtheils wenigstens vorläufig beschränkt ausgedrückt werden. *(conversio per accidens.)* Die allgemeine Verneinung hingegen beruht auf conträrem Gegensatze; darin stecken zwey contradictorische, deren einen das ursprüngliche, den andern also das umgekehrte Urtheil unbeschränkt ausdrücken wird. *(conversio simplex.)* Daher kann hier jedes für das ursprüngliche gelten, denn jedes würde das andere haben begründen können. (Dies merke man für die Lehre von den Schlüssen, um nicht einer Figur den Vorzug vor der andern zu geben.) Das letztere gilt auch für besondre Bejahung; welche ihr Subject beschränkt, demnach dadurch auch das Prädicat beschränkt aufstellt, und daher in der Umkehrung keine Veränderung erfordert. Allein die besondre Verneinung kann gar nicht umgekehrt werden. Denn in ihr wird gar keine Mit-Aufstellung des Prädicats durch die Aufstellung des Subjects erreicht. Aufstellung des Prädicats selbst als Subjects, wäre demnach ein ganz neuer Actus, der mit dem vorhergehenden gar nicht zusammenhinge. — Die sogenannte Contraposition ist gar keine Umkehrung. Denn sie führt einen neuen Begriff ein, den sie durch Verneinung desjenigen, der zuvor zum Prädicat diente, erzeugt. (Sie ist ein mittelbarer Schlufs in der zweyten Figur.)

[Aus dem Gesagten erhellt die *gänzliche Unstatthaftigkeit* der Kantischen Tafel von den logischen Functionen im Urtheilen. Die Qualität

des Urtheils ist sein Wesen. Die Quantität darf mit jener nicht in eine Reihe treten. Denn sie ist dem Urtheil, wenn es allgemein ist, zufällig, weil der Begriff des Subjects in seinem Inhalte, aber nicht in seinem Umfange besteht, an welchen zu denken seinetwegen gar nicht nöthig ist. In der Speculation, z. B. bey mathematischen Gleichungen, wird die Allgemeinheit der Urtheile ganz ignorirt, eben deswegen, weil man blofs mit den vorliegenden Begriffen selbst beschäfftigt ist. Aesthetische Urtheile dürfen, *als* solche, *gar keine* Quantität vorgeben. Die Allgemeinheit findet sich hinterher von selbst. (M. s. allgemeine praktische Philosophie; Einleitung.) — Der Unterschied der kategorischen, hypothetischen, disjunctiven Urtheile, gehört gänzlich der Sprach-Form. Freylich, wo der Gedanke, welcher als Subject aufgestellt wird, und eben so der, welcher zum Prädicat dient, — selbst noch die Gestalt eines Urtheils an sich trägt (jener das *antecedens*, dieser das *consequens*): da mufs die Sprache wohl den Unterschied zwischen der Aufstellung zum Behuf der Anknüpfung, und zwischen der Anknüpfung selbst, durch die Worte: *wenn*, und *so*, ausdrücklich bezeichnen. Bey kategorischen Urtheilen versteht sich dieser Unterschied von selbst. Dafs aber die Disjunction *entweder — oder* gar keinen andern Sinn hat, als diesen: *Wenn — alsdann nicht, und umgekehrt*, ist vollends offenbar; daher die disjunctiven Sätze blofs der verkürzte Ausdruck sind für mehrere, einander entgegenlaufende hypothetische Urtheile von negativer Qualität. — Uebrigens vergesse man nicht das Wort *Zuweilen*, auch wohl *Meistens*, oder *Selten*, wodurch die hypothetischen Sätze die Beschränkung ihrer Quantität ausdrücken. — Endlich die Modalität enthält wieder in einer Reihe, was gar nicht zusammen gehört. Jedes Urtheil, als solches, für sich allein, ist assertorisch. Denn es giebt wirklich dem Subject ein Prädicat. Aber es wird problematisch, wenn es mit seinem contradictorisch-entgegengesetzten unentschieden zusammengestellt ist. Es wird apodictisch, wenn man sein entgegengesetztes verneint. Gerade dieser Hinblick von Einem Urtheil auf sein entgegengesetztes ist der Sinn der Ausdrücke, welche ein problematisches oder apodictisches Urtheil bezeichnen. Und die Logik ist keine Sprachlehre, sondern eine Lehre von dem Gefüge der Gedanken.]

III.

Von den Schlüssen.

Man nehme an, dafs über die Statthaftigkeit einer Anknüpfung des Prädicats (P) an ein aufgestelltes Subject, (S), gerade hin nicht entschieden werden könne. So wird man versuchen können, die Art der

Aufstellung des Subjects so zu verändern, dafs mittelbar jene Entscheidung erreicht werden möge.

Die logischen Betrachtungen bieten zwei Hülfsmittel dar. Entweder: das Subject (S) müfste zuvor mit einem andern Prädicat (M) verknüpft werden, welches auf irgend eine Weise mit jenem Prädicat (P) zusammenhinge. Oder: das Subject (S) müfste selbst, als Prädicat in der Aufstellung eines andern Subjects (M) enthalten seyn, welches mit jenem Prädicat (P) zusammenhinge. Die erstere Wendung wird *Subsumtions-Schlüsse*, die zweite *Substitutions-Schlüsse* ergeben. Nämlich im erstern Falle tritt S in den Umfang von M; das Besondere wird dem Allgemeinen subsumirt. Im andern Falle tritt S in den Inhalt von M, als dessen Merkmal; sofern es dies ist, wird ihm das Verhältnifs, was zwischen M und P seyn mag, zu Theil: es wird in diesem Verhältnifs dem M, mit gehöriger Vorsicht, substituirt.

A) *Subsumtions-Schlüsse.* — Es gelte der Satz: SM. Soll daraus für P etwas folgen: so mufs entweder mit M, P gesetzt, oder mit M, P aufgehoben werden. (Man sehe die Lehre von den Urtheilen.) Im ersten Falle gilt der Satz: MP; im zweyten, der Satz: PM. Es sind demnach zwei Schlufsarten denkbar:

modus ponens. Erste Fig.

M P
S M
S P

modus tollens. Zweyte Fig.

P M
S M
S P

Anmerkung. Die sogenannten hypothetischen Schlüsse beruhen auf einem Obersatze, der das Verhältnifs seines Subjects zum Prädicat ausdrücklich durch wenn und so bezeichnet. Setzt alsdann der Untersatz, der etwa mit Nun, oder Hier anhebt einen bestimmten Fall, in welchem das Subject (das *antecedens*) Statt finde, oder das Prädicat (das *consequens*) nicht Statt habe: so gleicht die Conclusion, welche diesem bestimmten Falle (= S) das andre Glied des Obersatzes zueignet oder abspricht, ganz den gewöhnlichen Schlüssen. Die Sprachform wird dies am genauesten bezeichnen, wenn sie lauter hypothetische Sätze gebraucht; die Sache bleibt aber die nämliche auch bey anderm Ausdruck. Hingegen wenn der Untersatz blofs das *antecedens* behauptend hinstellt, oder das *consequens* ohne weiteres leugnet: alsdann kann auch die Conclusion nun das, was zuvor relativ, als Glied eines Urtheils, für das andre Glied aufgestellt war, unabhängig von dieser Form schlechtweg hinstellen oder leugnen. Da verändert sich blofs die Art der Setzung; und es geschieht keine neue Verknüpfung von Begriffen.

Es ist alsdann $S = x^0$. Das heifst: es ist von einem Subject blofs die leere Form der Aufstellung vorhanden, und in diese wird derjenige Gedanke eingeführt, welcher als Prädicat würde erschienen seyn, wenn es für ihn ein Subject gegeben hätte. Dasselbe kommt bey den kategorischen Urtheilen und Schlüssen vor; und sogar da noch deutlicher. Es ist nämlich dies der Fall, wo die logische

Copula sich in die Aussage des Seyn verwandelt. Der Satz: Gott ist allmächtig, oder der andre: der Allmächtige ist Gott, — keiner von beyden sagt, dafs Gott sey. Hingegen der Ausdruck: Es ist ein Gott, setzt das Seyn Gottes, indem er erklärt, sein Gegenstand werde aufgestellt ohne ein Anderes, mit welchem er aufgestellt würde. — Ist aber $S = x^0$ im Untersatz, so findet das Gleiche in der Conclusion statt.

B) *Substitutions-Schlüsse.* — Es gelte der Satz: MS. Soll daraus für P etwas folgen: so mufs, in Rücksicht auf P, die Mit-Aufstellung des S mit M, für eine wirkliche Aufstellnng gelten können. Es mufs also M selbst, für die Verknüpfung mit P, als Subject aufgestellt worden seyn; d. h. es mufs gelten der Satz MP. Dies giebt die *dritte Figur;* in welcher dem Subject M, dem das Prädicat P anhängt, substituirt wird ein andres Subject S. Natürlich in eben der Beschränkung und Bestimmung, worin M für den Satz MP gegolten hat. Wäre der Satz MP allgemein: so müfste, da in dem Satze MS vielleicht S eine weitre Sphäre hat als M, der Vorsicht wegen bey der Substitution des S für M die Quantität beschränkt werden.

Formel der 3ten Figur:

$$\begin{array}{ll} M & P \\ M & S \\ \hline S & P \end{array}$$

Beyspiel:

$$\begin{array}{c} a^2 + x\,(m + n) = b \\ n = g + h \\ \hline a^2 + x\,(m + g + h) = b \end{array}$$

Anderes Beyspiel:

Zuweilen, wenn das Barometer steigt, wird es gutes Wetter.
Allemal, wenn das Barometer steigt, wird die Luft schwerer.
Also zuweilen, wenn die Luft schwerer wird, tritt gutes Wetter ein.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Subsumtions- und Substitutionsschlüssen charakterisirt sich besonders dadurch, dafs jene einen allgemeinen Obersatz erfordern, diese hingegen einen besondern Obersatz vertragen. Die Subsumtion nämlich würde nicht zuverlässig seyn, wenn M, in dessen Umfange S einen Platz einnimmt, oder ausschlägt, nur für einen Theil seines Umfangs, und vielleicht für einen andern Theil als den des S, mit P im Verhältnifs stände. Hingegen der Substitution ist es nicht zuwider, wenn das Verhältnifs, in welches eins fürs andre eintritt, ein beschränktes Verhältnifs ist. Hieraus ergeben sich auch leicht diejenigen *modi* der Schlüsse, nach welchen in den verschiedenen Figuren wirklich geschlossen wird; und es scheiden sich davon andre, die nur durch schulmäfsige Künsteley entstehn können, und alsdann eine Reduction in Gedanken, nothwendig machen, damit vermittelst derselben das Schliefsen vollzogen werde.

Bey den Subsumtionsschlüssen wird entweder mit M, P gesetzt, oder mit M, P aufgehoben. Folglich mufs zuvörderst M selbst, bey der Aufstellung des S entweder gesetzt oder aufgehoben seyn. Im erstern Fall ist der Untersatz bejahend; und es zeigt sich die erste Figur;

wobey es nun zufällig ist, ob die Bejahung allgemein oder particulär ausfällt, ja auch, ob im Obersatz mit M, P selbst, oder die Verneinung von P gesetzt ist. (Barbara, Celarent, Darii, Ferio.) Im andern Fall soll bey dem Setzen des S, M aufgehoben werden. Das heifst, der Untersatz ist verneinend. Damit nun die Aufhebung des M auch P treffe: mufs der Obersatz nicht nur allgemein, sondern auch bejahend seyn. Zufällig bleibt die Quantität des Untersatzes. (Camestres und Baroco für die 2te Figur.) Wäre der Untersatz bejahend, und sollte doch ein verneinender Schlufssatz folgen, so müfste dem M, das in die Aufstellung des S eingefügt war, die Verneinung von P abhängen, d. h. es müfste P im Obersatze das Prädicat von M seyn, und die erste Figur wäre vorhanden. (Die modi Cesare und Festino bedürfen der Reduction.)

Für die Substitutions-Schlüsse fliefst aus der Natur der Substitution sogleich diese Regel: der Untersatz mufs bejahen; er mufs das S dem M, für welches dasselbe eintreten soll, positiv verknüpfen. Aber eben daher ergiebt sich auch noch ein zweytes Erfordernifs: die Quantität des Untersatzes darf nicht kleiner seyn als die des Obersatzes; denn man kann das Beschränkte nicht dem Unbeschränkten substituiren. Folglich giebt es keine Substitution für die modi Datisi und Ferison; und es ist nur Spiel, wenn Schlüsse der Art in der dritten Figur erscheinen. Vielmehr, der Begriff, welcher hier durch den Untersatz gebildet wird, — einiges M, durch das Merkmal S bestimmt, — kann nur vermöge der Subsumtion von Einigem M unter Alles M (im Obersatze) den Schlufs hervor bringen, welcher denn in der That durch eine in Gedanken vollzogene Reduction in der ersten Figur zu Stande kommt. Hingegen bey zwey allgemeinen Vordersätzen (in den modis Darapti und Felapton) ist in der Art zu Schliefsen ein feiner Unterschied bey übrigens gleichem Resultat, je nachdem sie durch Substitution, oder durch Subsumtion nach gehöriger Umkehrung des Untersatzes, vollführt werden. Man bemerke zuvörderst: dafs ein particulär bejahender Satz es zweifelhaft läfst, ob sein umgekehrter ebenfalls particulär, oder ob derselbe allgemein sey. Ferner: dafs allemal die Mitaufstellung des Prädicats mit seinem Subjecte, das erstere genau in der nämlichen Quantität zu denken nöthigt, welche dem letztern als Subject gegeben wird. In dem Satze: alle M sind S, wird genau ein solcher und so grofser Theil des Umfangs von S gesetzt, als M in diesem Umfange einnimmt. Dieser Theil dieses Umfangs kann nun genau in dem Obersatze: alle M sind P oder nicht P, dem M substituirt werden. Wäre der umgekehrte Untersatz: einige S sind M, angewendet worden, so wäre M in derselben unbestimmten Quantität wie S, gedacht worden, und hätte nun erst allem M subsumirt werden müssen. Jedoch am deutlichsten wird die Substitution in den modis mit particulärem Obersatz, Disamis und Bocardo, die keine Umkehrung des Untersatzes vertragen, und für welche dennoch eine Reduction zu erzwingen, offenbare Künsteley ist. Hier giebt der Untersatz den allgemeinen Begriff: M, *als* S; und dieser tritt in den Obersatz an die Stelle von M, welches dort unter was immer für Bestimmungen vorkommen mag. Seyen hundert

M, unter gewissen Bedingungen, P, oder nicht P: wofern nun M überhaupt eine Art von S ist, so sind hundert S, unter denselben Bedingungen, P, oder nicht P.

Der Grund der Unterscheidung zwischen Subsumtions- und Substitutions-Schlüssen läfst Nichts übrig für die sogenannte vierte Figur, in welcher daher nur entstellt erscheinen kann, was in Wahrheit in den vorigen Formen geschlossen wird. Analog der Substitution im Subject, könnte man eine Substitution im Prädicat versuchen; eine solche aber giebt die erste Figur zurück. Sey P, M; aber M, S: so ist darum nicht S, P; sondern P ist S; und die Prämissen waren versetzt.

III.

UEBER

PHILOSOPHISCHES STUDIUM.

[Text nach der Ausgabe, Göttingen 1807. O.]

Bereits abgedruckt:

SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. I, S. 373—478.) herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

KLSCH = J. F. HERBART's *Kleinere Schriften* (Bd. I, S. 99—198.)

Vollständiger Titel der Originalausgabe:

Ueber
philoſophiſches
Studium.
Von
Johann Friedrich Herbart.

Göttingen. 1807.
Bey Heinrich Dieterich.

Inhalt.[1]

Einleitung.

I. Ueber philosophische Ansichten.

II. Ueber Speculation.

III. Ueber Philosophie als Wissenschaft.

[1] Die Inhaltsangabe fehlt in SW u. KLSCH an dieser Stelle.

In welches Verhältnifs gedenkt die Philosophie sich zu setzen gegen die übrigen Wissenschaften, und gegen das Leben? Wäre es ihr recht, empfunden zu werden als eine Herrschaft, die aus der Ferne kam, überlegen durch fremde, unbekannte Waffen, gehässig, aber furchtbar? Oder möchte sie als einheimisch angesehen werden in ihrem Wirkungskreise, als Verwandte und Freundin gekannt seyn, und fortdauernd anerkannt, und erprobt?

Vielleicht hat sie keine Wahl. Sie fühlt sich fremd, von einem fremden Geiste erleuchtet, von höherer Hand getrieben. Es ist Inspiration, die aus ihr redet, daher die Worte des Eifers! Es ist Sphärenklang, den wir vernehmen; leider verdorben in dem Medium unsrer Sprache und unsrer Ohren; daher die häufigen Mislaute, die uns nicht wundern dürfen. Es sind die Eingriffe einer überirdischen Befugnifs, wenn sie uns stört in unserm bisherigen Denken und Schaffen. Behaupten, anmuthen, fordern, schla-[2]gen an die verstockten Gemüther — das ist ihre Bestimmung.

Sie mag wissen, was sie damit erreichen könne! Sie mag wissen, wie sie von ihrer Höhe herab gekommen ist, wie sie aus sich heraus, in uns hinein gehen könne, und wie es ihr weiter gehen werde in dieser, ihr ewig fremden Welt des menschlichen, auf sinnlicher Anschauung gegründeten Wissens und Lebens.

Wir bekümmern uns nicht darum. Hier, in diesem Buche, ist nichts zu finden von dieser übernatürlichen Weisheit. Nur gelegentlich wird von derselben die Rede seyn als von einem historischen Phänomen, das als solches in der That, eben so begreiflich ist, als merkwürdig. — Diejenige Philosophie, um die es uns zu thun ist, liegt gar nicht aufser dem übrigen Wissen, sondern sie erzeugt sich mit demselben und in demselben, als dessen unabtrennlicher Bestandtheil; sie hat zu demselben ein ganz und gar immanentes Verhältnifs, — welcher Ausdruck diejenigen orientiren mag, die schon mit der gewöhnlichen Kunstsprache bekannt sind. —

Mitten unter den Protestationen gegen die Anmaafsungen der Systeme, hört man nicht auf, philosophischen Geist zu fordern von jeder Wissen-[3]schaft, und von jedem, der sie pflegt, und der sie anwendet im Leben. Allgemeiner wie je, wird der weite Unterschied anerkannt zwischen einer Gelehrsamkeit, die aus angehäuften Massen besteht, und zwischen der Denkkraft, welche die von eben diesen Massen dargebotenen Veranlassungen zum Denken, aufnimmt und verfolgt. Man sieht ein, dafs es ein geringes Lob ist, wenn jemand allenfalls die archivarische Fertigkeit be-

sitzt, aufzustellen, was er sammelte; man fühlt, um wie wenig sich dieses Lob erhöhet, wenn eine dienstbare Redekunst hinzukommt, die etwa die aufgestellten Stückchen zierlich genug aus ihrem Fache zu heben, und zu präsentiren weifs; man bleibt unbefriedigt, selbst wenn eine genialische Phantasie, und ein weiches Herz, bey Gelegenheit jener Gegenstände manches Interessante, manches Schöne und Rührende herbeybringt: — man will nicht gelegentlich irgend Etwas denken und fühlen, — sondern der Sache selbst will man inne werden!

Der Mathematiker fühlt den Beruf, uns den Geist seiner geistreichen Formeln zu enthüllen. Der Historiker beeifert sich, aus dem Geschehenen sprechende Physiognomieen zu bilden, in deren Mienen wir klare Gedanken lesen. Der Ju-[4]rist will nicht mehr das rauhe Organ seyn für die zerstückelte Weisheit einer alten Zeit, er will, dafs wir den Zusammenhang durchdringen, welcher den geretteten Fragmenten gehört, und den Gegensatz einer Gesetzgebung gegen die andere, und die weite Möglichkeit, in welcher sie alle schweben, und das Bedürfnifs nach Principien der Wahl, dessen, was recht, was anständig, was wohlthätig, und was räthlich ist. Der Sprachkenner wendet alle Hülfsmittel an, um das Vergangene und Entfernte für uns in das Licht der Gegenwart zu stellen, uns mit Anschauung und Urtheil hineinzuversetzen; — doch wozu hier fortfahren? Soll man bis zu den Aerzten kommen, die in den mangelhaftesten Theorien sich umherzuwerfen nicht scheuen, um vielleicht irgendwo feste Begriffe zu finden, auf welche die sichere Wissenschaft möge erbauet werden können?

Noch schweigen wir ganz von Philosophie. Wir sprechen blofs vom philosophischen Studium — gleichviel welches Gegenstandes. Daraus, oder vielmehr darin, mufs jene sich von selbst entwickeln; oder sie kann nie eine Stäte finden in unserm weltlichen Wissen. Was ist nun das characteristische alles philosophischen Studiums, [5] so wie jeder es kennt in seinen eignen Studien? Ohne Zweifel diefs: dafs man der Zerstreuung entgegenarbeite, dafs man der Sache ganz inne zu werden suche. Aber hier ist nicht die Rede von äufsern Zerstreuungen, — dafs ein philosophischer Kopf sich diesen zu entwinden wisse, versteht sich ohnehin. Darauf kommt es an, dafs in dem Gegenstande selbst alles Zerstreuende, — alles was uns drückt, hemmt, betäubt, was unsre Besinnung spaltet, was uns die freyen Uebergänge im Denken erschwert, oder unmöglich macht, — überwunden, und fortgeschafft werde.

Dem gemäfs ist es die erste Aeufserung des philosophischen Geistes: allenthalben Einheit zu suchen. Denn was ohne Noth als Vieles gedacht wird, da es doch hätte in Einen Gedanken gefafst werden können: das raubt dem Gemüth einen Grad von Concentration, und Innigkeit, und Lebendigkeit des Bewufstseyns; das versperrt einen Weg, den man in den Uebergängen des Denkens hätte nehmen können.

Daher das Streben zur Vergleichung und Unterscheidung. Festgehaltene, und gehörig abgestufte Vergleichungen geben uns jene ordnenden Begriffe, welche wir Titel und Rubriken nennen, und Gattungen und Arten, — mit ei-[6]nem Wort, alles, was zur Classification gehört. Wie sehr dadurch die Uebersicht, und mit ihr unsre freye

Disposition über unsre Kenntnisse erleichtert wird, ist bekannt. Aber auch alles Aufsuchen von Aehnlichkeiten und Contrasten, alles Streben nach lichtvollen Parallelen, hat den nämlichen Grund. Die allgemeinen Reflexionen, die Rück- und Vorblicke, welche die unentbehrliche Würze jedes nicht geistlosen Vortrags ausmachen, werden eben dadurch die Kennzeichen des philosophischen Kopfes sowohl als seines Gegentheiles: daſs der erste sie antrifft wo die Sache sie darreicht, und sie hinstellt, wo sie als Ruhepuncte und Sammlungspuncte willkommen sind; während der andre sie verfehlt, wo sie am Platz wären, und sie erkünsteln will, wo sie nicht möglich sind und wo sie den Fluſs der Auffassungen nur unterbrechen. —

Hier nun ist für Manche schon der Anfang der Philosophie. Sie machen sich nämlich eine Menge solcher allgemeinen Betrachtungen, und eine Menge jener Rubriken, geläufig; sie benennen dergleichen mit Kunstnamen, bringen es unter höhere Rubriken, und stellen es wie eine Naturalien-Sammlung auf, losgerissen von dem Boden der Erfahrungsgegenstände, gleich als ob [7] es für sich selbst etwas wirkliches wäre, das man verwahren, auch nach Gelegenheit dem Wirklichen wieder beymischen, und mitunter laufen lassen könnte. Daher die Gemeinplätze und frostigen Sentenzen, und manches andre lästige! Es ist schlimm, daſs aus solchen Sammlungen zuweilen auch diejenigen sich versorgen, welche mitten in dem Wirklichen drin stehen, und das Bedürfniſs der Einheit in der Auffassung desselben fühlen, aber, anstatt nun selbst diese Einheit mit eignem philosophischen Geiste hervorzubringen, — vielleicht zu früh ungeduldig werden, und sich helfen lassen von jenen Allgemeinheiten. Noch ist die Kantische Categorientafel, dies Muster arger Unordnung in scheinbarer Ordnung, unter uns nicht völlig veraltet! Sie war so bequem, wenn jemand etwas untersuchen wollte, und um Gesichtspuncte verlegen war, aus denen es mochte betrachtet werden können!

Es lieſse sich denken, daſs eine solche Sammlung von Allgemeinheiten, — eine geordnete Aufstellung derjenigen allgemeinen Begriffe und Urtheile, auf die man, in der Mitte der übrigen Studien, sich geführt findet, — gehörig geläutert und gesäubert, nützlich gebraucht werden könnte als Disciplin für zerstreute Köpfe, auch [8] zum Theil als Probe- und Verwahrungs-Mittel gegen falsches Räsonnement; ungefähr so wie eine Grammatik denen nützlich wird, die in einer Sprache nicht fest sind. Aber, in der Muttersprache wenigstens, kann man sehr gut bewandert seyn, auch sich ihrer feinern Wendungen, die auf keine Regel gebracht sind, glücklich bedienen, ohne ihre Grammatik, als solche, im Gedächtniſs zu haben. So auch würde eine Philosophie, die nur Grammatik des Denkens wäre, in demselben Maaſse entbehrlicher seyn, wie jemand ein besserer, geübterer, reicherer Kopf wäre; nimmermehr aber könnte sich ein Mann von Verstande entschlieſsen, sie zum Beruf seines Lebens zu wählen, und gar die edelste aller Berufsarbeiten in ihr zu finden meinen.

Es wäre dann kein groſser Schade, wenn einmal die Philosophie ganz verloren ginge. Sich selbst genug, bliebe die Empirie zurück; fähig,

sich mit leichter Mühe jenes Verlorne auf der Stelle neu zu schaffen, wenn sie etwa wollte.

Das lächerlichste Phänomen wäre alsdann der Stolz, womit zuweilen Männer, die nicht Leerköpfe, nicht ungebildet sind, denen man den Maafsstab für das Würdige nicht leichthin absprechen mag — von der Philosophie als dem [9] Würdigsten und Höchsten reden. Das Unbegreiflichste wäre der Streit, der unter Denkern, die sonst nicht feindseliger Gemüthsart sind, der sogar unter Freunden, trotz aller persönlichen Hochschätzung und Liebe, beym philosophischen Dispüt entbrennt, und fortbrennt in der Tiefe, nachdem die Worte längst kalt geworden sind.

Man bedenkt sich vielleicht noch, in Rücksicht auf diese bekannten Erscheinungen, eine höhere Bestimmung der Philosophie als wahrscheinlich zuzugeben. Es bedarf auch dessen nicht. Die Höhe und Würde der Philosophie fände sich wohl, für den, der nur sie selbst erst besäfse. —

Versetzen wir uns in das heitere Element jener penetrirenden Köpfe, denen die gröfsten empirischen Massen nach allen Richtungen durchsichtig sind, und denen, indem sie zu immer neuen Kenntnissen fortschreiten, aus den früher gesammelten Schätzen sich jede Analogie und jeder Contrast sogleich unwillkührlich hervorhebt, durch welche sie das Neue dem Alten anschliefsen, und Eins vermöge des Andern erleuchten können. — Ist es denn wahr, dafs sie in einem so ganz heitern Element sich befinden? Sind denn wirklich die empirischen Massen dadurch, dafs gleichsam ihre Textur erforscht wurde, nun durchsichtig [10] geworden? Merkt man denn, in der Freude, die sich kreuzenden Fäden weithin verfolgen zu können, etwa gar nicht, dafs eben in diesen Fäden selbst die wunderlichsten Knoten liegen, welche sich weder auflösen noch durchschauen lassen wollen? So dafs der Blick zwar wol neben diesen Fäden hinzulaufen, aber nicht sie zu schneiden im Stande war —?

Vielmehr, unaufhörlich dringt es sich allen geistvollen Beobachtern auf, dafs eben die Begriffe, welchen wir alle Ordnung und alle Analogien in unsern Studien verdanken, auf welche wir alles beziehen, die sich als Voraussetzungen *allenthalben* vorfinden, — um nur die gewöhnlichsten zu nennen, die Begriffe vom Seyn, vom Thun und Leiden, von Verwandtschaft und Abstofsung, vom Todten und Lebenden und Beseelten und Vernünftigen, — vom Continuirlichen und Discreten, vom Ewigen und Successiven, von Causalität und Organismus und von Freyheit und Genie: — dafs diese Begriffe, mit ihren Dunkelheiten, die alte, und nimmer alternde Plage aller Wissenschaften ausmachen; welche man, durch noch so lange angehäufte Erfahrungen, nie los geworden ist, — von welchen nicht weiter zu reden end-[11]lich Ton werden kann, an welche nicht weiter zu denken aber das Ende alles Denkens seyn würde.

Und, indem man diefs fühlt und weifs, streitet man doch noch über Empirismus und Rationalismus? Welchem von beyden der Vorzug gebühre? Welcher von beyden Wahrheit gebe?

Man hat also, scheint es, nicht gefühlt, dafs die Erfahrung *zugleich* — uns unaufhörlich nöthigt, jene vorhin erwähnten Begriffe zu erzeugen;

zugleich — uns mit ihnen allein und im Stiche läfst, von unserm Denken erwartend,[1] dafs wir diese Halb-Gedanken vollenden werden; — voraussetzend, dafs wir es thun werden, wenn wir von Allem, was sie noch ferner zu sagen hat, irgend etwas wahrhaft verstehen wollen.

Viel zu früh in Furcht gesetzt, haben Einige, sobald sie merkten, dafs sie ins Dunkel geriethen, den Fufs zurückgezogen, und sich fernerhin nur damit abgegeben, Wahrnehmungen zu registriren und zusammenzureimen so gut es sich thun liefs. So der Empirismus, der da glaubt, für sich allein bestehen zu können.

Viel zu rasch, sind Andre gelaufen Licht aus der Ferne zu hohlen, — es mufs sie wohl geblen-[12]det haben, denn beym Zurückkehren konnten sie die dunkeln Stellen nicht wiederfinden, sondern erfreuten sich auf andre Weise an ihrem Licht. — Daher der Rationalismus, der für sich allein etwas gelten möchte.

Der Rationalismus ist leer ohne den Empirismus, — und nicht blofs leer, sondern auch bodenlos, sobald er etwas anderes seyn will, als Entwickelung der von jenem aufgegebenen Probleme. Der Empirismus bleibt unverständlich ohne den ihn ergänzenden Rationalismus, und nicht blofs unverständlich, sondern vielfach widersprechend und in Feindschaft mit sich selbst. Dieses mufs man gefühlt haben, um sich zur Philosophie zu erheben; jenes, um sich nicht unter Hirngespinnsten zu verlieren.

Wäre die menschliche Kraft stark genug, um sich zugleich in die Weite und in die Tiefe hinaus zu dehnen: so sollten alle Wissenschaften, jede für sich, und alle vereint, die Philosophie, als ihre nothwendige Ergänzung, aus innerem Triebe produciren; und niemals von sich lassen. Aber dieselbe Beschränktheit, welche allenthalben die Arbeit zu theilen nöthigt, welche das Wissen [13] in Wissenschaften spaltete, hat von ihnen allen die Philosophie getrennt.

Man sieht sich genöthigt: jene Begriffe, die allen Wissenschaften, Ordnung, Zusammenhang, Einheit ertheilen, *herauszuheben*, — nicht blofs um auch sie zusammen geordnet aufzustellen, sondern um die innern Schwierigkeiten, die ein Jeder von ihnen in sich trägt und durch die Wissenschaften verbreitet, — einzeln zu betrachten, und, wo möglich, zu lösen. So führt philosophisches Studium zur Philosophie, die nun als eine eigne, abgesonderte Wissenschaft erscheint, eben weil es an Kraft fehlt, die Begriffe, noch während man in den Sphären ihres Gebrauchs beschäftigt ist, rein auszuarbeiten.

Schlimm! wenn Jemanden das philosophische Bedürfnifs zu spät — schlimm wenn es ihn zu früh lebhaft ergreift. Könnte man diesem Bedürfnifs gebieten: so müfste es sich zwar schon in der Knabenzeit, aber nur ganz allmählig erheben, immer wachsend, aber nur durch den Trieb der übrigen Studien, und der mannigfaltigsten Auffassungen von Welt und Menschheit. Zur Ausarbeitung vordrängen müfste es sich am aller-

[1] O hat „erwarten“ (Druckfehler) statt „erwartend“.

letzten, nachdem die allgemeine Bildung in je-[14]dem ihrer Theile gesichert wäre; nur voranschreitend der traurigen Sorge für Amt und Brod, gegen welche die innern Wurzeln des geistigen Lebens zu schützen, ihm vorzugsweise zukommt. Nie müfste es tyrannisch das Gemüth verfinstern, nie darin allein leben wollen.

Aber wie weit entfernt ist noch die Kunst, den Gang menschlicher Gemüther zu lenken! Wie verkannt selbst die Idee dieser Kunst! Jeder übt, wie er kann, die rohe Kraft, und ergreift, so stark er kann, alle die, welche nicht mit einem Uebermaafs von Kraft, — oder von Trägheit, sich entgegenstemmen. Durch die heftigsten Reizmittel sucht man, wie es sich treffe, die Einen ins Philosophiren hineinzuzwingen, die Andern davon zurückzuscheuchen; — unbekümmert, welche Ermattung, — welches Mifstrauen diese Reizmittel zurücklassen werden.

So viel mehr Aufforderung, einige Bemerkungen herzusetzen für junge Männer, die ihres Eintritts in das Studium der Philosophie noch mächtig sind.

Der gewöhnliche Fehler ist: dafs sie die ersten Regungen des Forschungsgeistes nicht früh genug gespürt und gepflegt haben; und dafs sie in den academischen Jahren zu rasch hinein und her-[15]durchdringen wollen. Daraus folgt ein zweyter Fehler: dafs sie die Fragen und Zweifel, die sich in ihnen unwillkührlich geregt haben und noch regen, nicht vest genug zu halten wissen, und sie sich selbst nicht deutlich genug aussprechen; dafs sie eben deshalb viel zu weich, viel zu nachgiebig sind, um es nicht gern zu sehn, wenn man sich nur hergeben will, ihnen das Ohr mit grofsen Phrasen zu füllen, — dahingegen sie ungeduldig werden, und abspringen, wenn man sie festhalten möchte bey den Schwierigkeiten und Problemen. Was sie sich längst hätten selbst sagen sollen, nämlich, dafs es sich gehöre, selbst zu denken: das lernen sie auf mündlichem und schriftlichem Wege. In der That: sie lernen es gern, — denn es ist schmeichelhaft, seine Ueberzeugungen nur sich selbst zu verdanken, und Niemanden darüber Rede stehn zu müssen; — es ist leicht, es ist sehr verführerisch, die eignen Einfälle unter dem Namen von erfundenen Wahrheiten, die eignen Neigungen unter dem Namen von Grundsätzen zu verkündigen! — Aber auch diejenigen, welche sich frey erhalten von solchem Misverstande der Arroganz, woher werden sie den Schwung gewinnen zum Selbstdenken? Um ihn mitgetheilt zu empfangen, lassen sie sich [16] die erste beste Lectüre gefallen, welche der Zufall darreicht. Sie lesen weiter und weiter; so oft ihnen die Gedanken ausgehn, mufs das Buch für sie denken. Am Ende fassen sie Meinungen von dem was sie gelesen haben, und vergleichen diese Meinungen mit den Meinungen Andrer, die etwas anderes gelesen haben. Es entsteht Gespräch, oder Wortwechsel, aber keine Mittheilung der Gedanken, denn die Aufmerksamkeit und die Sprache eines Jeden ist in seinen Kreis gebannt. Dieser Kreis ist desto enger, je früher vielleicht eine ungewöhnlich starke Denkkraft die erste zufällige Lectüre abbrach, um ein zunächst aufgerafftes Problem sogleich für sich zu verarbeiten. Im entgegengesetzten Falle, je mehr der zusammengelesenen Masse angehäuft war, die nun zur Anordnung

strebt, desto mehr wird das Denken ein bloſses Meinen. Aber was Wunder, wenn das, auf so zufällige Impulse hin erfolgte, Denken, sich mit dem Leben, mit dem Herzen, mit den Bedingungen äuſserer Wirksamkeit nicht vertragen will?

Vielseitige Kenntniſs der Probleme, unmittelbar geschöpft aus dem Leben und den Wissenschaften: das ist die rechte Quelle des Philosophirens. Jünglinge, welche in der Mitte der [17] Studien, und der wissenschaftlichen Schätze sich finden, werden sich von allen Seiten zum Forschen aufgeregt fühlen, sobald sie darauf merken mögen. Für sie haben sich die Fächer noch nicht so sehr vereinzelt, daſs ihnen die Philosophie eine besondre Wissenschaft seyn dürfte, der ein eigner, abgemarkter Winkel ihres Gemüths gehörte. Für sie ist die Zeit der Resultate noch fern, die Periode des Suchens noch lang; sie dürfen die mancherley Quellen des Forschens noch reichlich in sich einströmen lassen; und haben alle Ursache, einer späten Ueberzeugung von einer frühen Beruhigung den Vorzug zu geben. In den Jahren des Muthes ziemt es sich, Muth zu fassen gegen das innere Schicksal, denn das Leben in der inneren Welt ist den Schicksalen ausgesetzt wie das in der äuſseren.

Mehr nicht läſst sich hier sagen, wo keine Bekanntschaft mit einem planmäſsig eingerichteten Lehr-Cursus vorausgesetzt werden kann.

Wir nehmen nun an, es sey dem philosophischen Studium, gleichviel welches Gegenstandes, gelungen, eben diesem seinen Gegenstande irgend einen Hauptbegriff — abzugewinnen, der ihn [18] beherrscht; gleichsam eine der Axen, um die er sich drehen läſst. — Die Axe herauszuziehen, und abgesondert zu betrachten, ist, nach dem obigen, der erste wesentliche Schritt, wodurch eigentliche Philosophie vorbereitet wird. Zwar nicht für solche, die nichts merken von den innern Schwierigkeiten des herausgehobenen Begriffs. Sondern nur für diejenigen, welchen es fühlbar wird, auch diesen Begriff[1] erwarte noch eine Bearbeitung, eine Auflösung; er müsse noch irgend ein Wunder, irgend ein Geheimniſs in sich verbergen. Alsdann läſst sich erwarten, daſs es nun die erste Angelegenheit seyn werde, das Geheimniſs aufzudecken. Jedoch es ist gar sehr die Frage, ob sich dasselbe dem bloſsen Grübeln, ohne Uebung, und ohne Methode, — werde hingeben wollen.

Die Menschen lieben die Geheimnisse; aber nur weil sie ihnen zu rathen und zu deuten geben. Das Forschen ist eine andre Arbeit. Der Grübler wird sich wol an jener Axe auf irgend eine Weise versuchen; er wird daran drücken, schrauben, biegen; dann sie wieder an ihren Ort stecken, und zusehn, wie sich nun das Ding, dem sie gehört, anders darum drehen werde als vorhin, — wenn es überall sich noch drehen läſst.

[19] Mit andern Worten; er wird sich den gefundenen Begriff auf irgend eine Weise bestimmen, nach Einfall, Ahndung, Neigung, oder vielleicht nach dem Antriebe irgend einer halb verstandnen philo-

[1] Auch dieser Begriff SW.

sophischen Nothwendigkeit. Dem gemäfs wird er den *Gegenstand,* welchem der Begriff gehört, *weiter* bestimmen; und sich nun des Schöpfungsactes erfreuen, durch welchen er den Gegenstand dahin gebracht hat, jetzt anders zu erscheinen als vorhin.

Kommt ein wenig Phantasie dazu; so werden alle ähnliche Gegenstände sich der nämlichen Operation unterwerfen, alle benachbarte sich der neuen Einrichtung gemäfs rücken und fügen müssen.

Etwas sehr Vornehmes wird dadurch gewonnen seyn, nämlich eine *philosophische Ansicht.* Davon tiefer unten weiter!

Wo lag hier der Fehler? Ohne Zweifel darin, dafs es an Ruhe, Geduld, Sorgfalt, und Regel gebrach, die wahre Construction des Problems auseinanderzulegen, und alsdann die Forderungen zur Auflösung genau so zu vollziehen, wie es selbst sie angiebt.

Fehler dieser Art haben die gröfsten Denker nicht ganz vermieden; und zuweilen machen diese [20] Fehler ihrem Herzen Ehre. Ja, sie haben es wol laut heraus gesagt: dafs, nachdem sie nun so tief schon eingedrungen waren in die Natur der Aufgabe, sie gewisse Puncte nicht weiter im Räsonnement zu verfolgen gesonnen seyen, — lediglich darum, weil sie nicht wollten. Sie wollten nämlich nicht, weil sie sich vor einem unheiligen Beginnen fürchteten. Aber hätten sie immerhin diejenige Dreistigkeit behaupten mögen, welche dem Wahrheitsforscher wesentlich ist. Das Heilige verändert darum seine Natur nicht. Auch kann es nicht fehlen, dafs, nachdem eine Forschung unrichtig vollendet ist, der dadurch entstellte Begriff auch den Gegenstand entstellt, dem er angehört, welche Entstellung immer weiter um sich greift, und sich endlich aller Orten verräth — wenigstens den unbefangenen Zuschauern.

Vermeidung jener Fehler — folglich: reine Hingebung an die Natur der Probleme, ist der Anfang der *Speculation.* Diese wird wol irgend einmal auch eine philosophische Ansicht geben. Diese Ansicht wird weder von dem Heiligen verurtheilt, — noch von der Phantasie verlassen seyn, welche letztre wenigstens nur ihre eigne Armuth anklagt, wenn sie die Geschicklich-[21]keit preis't, womit sie der alten Fabel zu dienen, nun einmal gelernt hat.

Aber, hinweggesehn vom zufälligen Schmuck: was will die Speculation, als ihr eigenthümliches Product, erzeugen? Es ist die *Wissenschaft.* Wissenschaft aber ist die Heerstrafse durch den Wald des überall wild aufschiefsenden Räsonnements.

Wissenschaft ist Sache des Bedürfnisses. Sie ist das nothwendige Mittel der Communication unter Geistern.

Bis jetzt mufs das irrdische Gastmahl die Menschen versammeln, wenn sie mit einander einträchtig froh seyn sollen. Giebt es etwas mehr beschämendes? Man sieht sie sich erheben über den Sinnengenufs, um — entweder zu streiten, oder sich zu isoliren! —

Wenn irgend eine geistige Angelegenheit, als nahe liegende Forderung, Anspruch hat an unsre erste Arbeit, und unsre frischesten Kräfte; wenn nicht Alles, was wir besitzen und vermögen, hinabgestürzt werden mufs als Opfer in den Schlund der äufsern Drangsale; wenn noch ein freyes Werk uns beschäftigen darf, — wenn, vielmehr, das

höhere Ziel nie vergessen werden soll, wenn die Entwürdigung, die in diesem Vergessen läge, [22] selbst die Versicherung des Ruins wäre: so mufs Verständigung das Erste seyn wornach wir zu ringen haben; Verständigung, nicht der Worte und Ausdrücke, sondern der Denkungsarten; Verständigung, nicht durch willkührliche Aussöhnungen, die bey der ersten Anwandlung neuer Willkühr wieder zerfallen, sondern durch Verdeutlichung derjenigen Begriffe, welche den Streit fortdauernd ernähren, und die Wohlmeinendsten, die Vortrefflichsten, getrennt erhalten. Diese Verdeutlichung ist nicht die Sache einer durchdringenden Rede, sondern der ruhigen Entwickelung; nicht zu erwarten vom Genie, oder, was dasselbe heifst, vom Glück, sondern vom Fleifs und von der strengsten Besinnung. Oder auf welches gröfsere Genie wollen wir warten, nachdem die Jahrhunderte, und unsre eigne Zeit, vergebens die eminenteste geistige Energie, und Phantasie, und Gelehrsamkeit aufgeboten haben, — nur, wie es scheint, um den alten Streit zu mehren? Aber das mufs jedem offenbar seyn, der mit eignen Augen in die dunkeln Tiefen hinabgeblickt hat, dafs hier noch viele Wege unbeschritten, viele Versuche unversucht geblieben sind. Zwar auch dies möchten einige leugnen. Es giebt ja Systeme, die da untrüglich seyn [23] wollen, die sich ewig gleich zu bleiben behaupten, während sie vor unsern Augen sich hin und her ziehen, und in immer neuer Gestalt aufzutreten nöthig finden. — Wir erinnern uns, worüber wir zu sprechen haben! Zuerst nämlich über philosophische Ansichten. Dann über Speculation; und endlich über Philosophie als Wissenschaft.

I.

Ueber philosophische Ansichten.

[24] Reicher ist die Ansicht, als Speculation und Wissenschaft; darum beliebter. Erfüllt seyn will das menschliche Gemüth; ergriffen, entzückt, bestürmt, überwältigt. Die Gröfse eines Gemüths wird geschätzt nach seiner Capacität für das Ueberschwengliche.

Wie ein ächter Schwimmer von der Höhe hinunter springt über Kopf ins Meer; so lieben unsre jungen Denker sich zu versenken mit Einem Absturz ins Universum. In dem Grunde seiner Tiefen schauen sie bey verschlossenen Sinnen mit Geisteraugen die schwarze Nacht des ewigen Todes, und die grimmigen Gluten der Hölle, welches beydes Eins ist mit dem Einen Feuerbande des unendlich zerspaltenen Lebens, und dem Einen Licht der alldurchstrahlenden Liebe. Dort erstarken sie an der Urkraft, welche das Recht ist, weil sie den Zwang nicht kennt; und welche das Heilige ist, schlechthin darum weil sie Ist!

Diese Weisheit beweis't sich ohne Beweis, denn das Räsonirvermögen ist unverständig vor der schauenden Vernunft.

[25] Blöder jedoch und matter werden allgemach die geistigen Augen; man setzt sich zur Ruhe, zu singen das Lob der göttlichen Faulheit in abgebrochenen Lauten. —

Natürlich ganz anders geht alles zu bey denen, welchen philosophische Ansichten nur zu Theil werden durch Begriffe.

Je mehr diesen letztern das Stehen lieb ist auf ihren vesten Füfsen; je entschiedener sie das Reine vorziehn dem Starken, und je wirksamer in ihnen der Trieb ist, alles Verfälschte zu entfälschen, dafs es sich scheide in seine lautern Elemente: desto bestimmender wird für sie ein jeder Begriff, in der Sphäre, worin er gilt; desto sicherer entfernt er durchaus alles, was ihm zuwider seyn könnte; desto unfehlbarer also auch mufs jede Veränderung, die er selbst, im fortgesetzten Nachdenken, erleiden möchte, — sey es zum Beybehalten, oder nur zum Versuch, — ihren Einfluſs erstrecken durch die ganze Region, worin es Anwendungen dieses Begriffs geben kann.

Unterschieden haben wir hier den Begriff, als das Bestimmende, das gleichsam Active, — von der Sphäre des Begriffs, als dem, durch ihn, Zu-Bestimmenden, dem Passiven.

[26] Und hier mufs vorausgesetzt werden, dafs man die Activität der Begriffe kenne, und in sich gespürt habe. Wer denn auch hätte

wol sich niemals versucht, — von Einem Haupt-Begriff auszugehn, im Denken, und alsdann so weit als möglich fortzuschreiten, um wahrzunehmen, was Alles sich nach demselben richten müsse, und wie es ihm Folge leiste, — welche Folgerungen, nach gewöhnlichem Ausdruck, sich aus ihm ergeben?

Es ist zu bemerken, dafs diese Wendung im Denken nicht völlig die nämliche ist, wie jene, oben erwähnte erste Aeufserung des philosophischen Geistes, das Streben nach Einheit im Mannigfaltigen. Dort steht man mitten in dem Mannigfaltigen, und sucht es zusammenzufassen; hier liegt der Standpunct, auf den man sich zuerst stellt, aufser dem Mannigfaltigen, in welches man jetzt eben hinein schreitet, sich seiner zu bemächtigen durch die schon mitgebrachte, vereinigende Gewalt. Dort also ist die Einheit das letzte was man gewinnt, hier das erste was man hat. Daher pflegt nun dort die Einheit mangelhaft zu seyn; sie wird nur so gut, wie man sie eben gewinnen kann aus dem vorhandenen Mannigfaltigen; — und so pflegen denn [27] die allgemeinen Reflexionen, die guten Lehren, welche sich abstrahirende Köpfe, bey Gelegenheit andrer Studien, aus denselben nehmen und merken, gar sehr an Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit zu leiden, und den Philosophen schlecht zu befriedigen. Hinwiederum hier, bey dem Ausgehn von einem festgesetzten Begriff, pflegt wol ein Theil desjenigen Mannigfaltigen, das man durch ihn zu beherrschen unternahm, sich dawider aufzulehnen, es pflegt Streit zu entstehn zwischen der Erfahrung und dem Begriff; — und die Erfahrnen erklären sich alsdann gegen die philosophische Ansicht, und gegen die Autorität, die sie zu erlangen gemeint hatte.

Ueber dergleichen Streitigkeiten haben wir an diesem Orte noch nichts zu sagen. Einer philosophischen Ansicht, als einer solchen, ist es nicht einmal wesentlich, ob der Hauptbegriff, von dem sie abhängt, Werth habe, und welchen Werth er haben oder nicht haben möge. Davon unten, wo von der Speculation die Rede seyn wird. Für jetzt beschäftigt uns blofs das Verhältnifs zwischen einem möglichen, angenommenen, Hauptbegriff, und der Region dessen, was durch ihn zu denken und zu bestimmen seyn wird.

[28] Soll die philosophische Ansicht zu Stande kommen: so mufs das Mannigfaltige dem Begriff gehorchen, — und immer anders und anders gehorchen, wofern etwa in ihm selbst Veränderungen Statt finden möchten. Das aber erfordert eine grofse Gewandtheit und Biegsamkeit unsrer Gedanken. Gemüthsbewegungen mancherley Art werden dabey vorgehen; wechselnd zwischen Lust und Unlust. Es wird Zeit kosten, ehe sie sich vollenden. Ueberlegen wir das verweilender!

Die beyden ersten Bedingungen der Erzeugung einer philosophischen Ansicht ergeben sich unmittelbar aus dem Vorhergehenden. Zuvörderst: der Hauptbegriff mufs verstanden seyn, — tief und innig verstanden, denn er soll wirken als eine Kraft durch das ganze Feld des durch ihn zu bestimmenden Mannigfaltigen. Demnächst: man mufs dies Mannigfaltige besitzen; man mufs es kennen, durch Erfahrung, durch Unterricht, durch Lectüre, vielleicht durch Empfindung; — man mufs es reichlich besitzen, oder die Ansicht wird ärmlich ausfallen; man mufs dessen

fortdauernd erwerben, wenn die Ansicht sich fortdauernd soll erweitern können; wieviel aber desselben nöthig sey, läfst sich gar nicht fest-[29] setzen, denn immer neue und neue Gegenstände können in die Sphäre eines Begriffs fallen.

Die Wirksamkeit des Begriffs nun wird nicht auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, sich durch das gesammte Mannigfaltige verbreiten. Vielmehr dürfte es gerechtes Mistrauen erwecken, wenn Jemand sich eines plötzlichen, Alles erhellenden Lichts rühmte, — ohne Zweifel einer Ueberraschung, welche auch nicht einmal Vieles zugleich zu betrachten gestatten würde. Sondern eine successive Besinnung wird dem Begriff das Mannigfaltige vorführen, und zwar nach den Gesetzen der Association, und genau gemäfs denjenigen Associationen, welche dieses bestimmte Mannigfaltige schon zuvor im Gemüthe erlangt hatte. Aber nicht unfreywillig, und von selbst, bleiben die Associationen in der Sphäre eines bestimmten Begriffs, sondern darum eben geht das Denken nie ohne einige absichtliche Bemühung von Statten, weil die Phantasie von ihren Abschweifungen immer zurückgeführt werden mufs in das vorgezeichnete Feld. Selbstthätiger Sorgfalt also wird es bedürfen; vielleicht eines anhaltenden Fleifse,[1] einer angestrengten Arbeit, welche mit Erhohlungen wechselt, und dennoch die Ermüdungen nicht vermeidet.

[30] Sucht bey denjenigen keine Consequenz, welche den mühelosen Lauf ihres Denkens preisen! Consequenz ist etwas so wünschenswerthes, dafs sie gemein seyn müfste, wäre sie leicht zu erhalten; sie wird aber viel öfter gefordert, als gefunden, viel öfter versprochen als geleistet. Wollt ihr den Beweis? Durchgeht die Geschichte der Philosophie, ja aller Wissenschaften, oder, wenn ihr lieber wollt, betrachtet das menschliche Handeln.

Vielmehr ist zu erwarten, dafs eine gewissenhafte Wachsamkeit die wilden Einfälle oft werde zurückweisen, dafs der Sporn des Vorsatzes, — das strenge Wollen: Licht soll aufgehn in meinem Denken! — häufigen Anstofs werde ausüben müssen gegen die Trägheit, die das unvollendete Bild so viel leichtsinniger bey Seite legen würde, da es ja nur ein Gedankenbild ist, durch dessen Halbheiten das sinnliche Auge nicht beleidigt werden kann. —

Aber nicht immer nur Mühe und Pein ist die Empfindung dessen, der eine Ansicht in sich rein auszuarbeiten bemüht ist. Nichts weniger, Ihn begleitet die Hoffnung, ihn erfreut das Gelungene; es ahnden ihn baldige Aufschlüsse. Und werden ihm denn[2] die Resultate, welche sich [31] ergeben, gleichgültig seyn? Jenes Mannigfaltige selbst, welches er durch den Begriff bearbeitet, war ihm doch hoffentlich schon an sich interessant. Er hatte es sich doch hoffentlich angeeignet, schon indem er es erwarb; er hatte sich assimilirt, was er las, lernte, beobachtete, empfand. Wie sollte er jetzt unbekümmert seyn, was daraus werden möge, indem es den mächtigen Einflüssen des bestimmenden Begriffs Preis gegeben ist? — Er hatte ohne Zweifel schon früher den Trieb empfunden, Einheit in diesem Mannigfaltigen von innen heraus zu schaffen;

[1] anhaltenden Fleifses SW. KLSCH. — [2] dann SW. KLSCH.

es waren ihm schon diese und jene allgemeine Reflexionen daraus aufgestiegen. Solchen Reflexionen wird der jetzt hinzutretende Begriff theils zusagen, theils sie verschmähen und ausstoſsen. Davon wird unfehlbar das Gemüth afficirt. Möge es nur nicht allzuweich seyn, — sich verschlieſsen vor unwillkommnen Consequenzen, und angenehme Resultate den wahren unterschieben. Das ist auf keinen Fall erlaubt; hingegen vollkommen gestattet bleibt es, den Hauptbegriff selbst in Anspruch zu nehmen, und seine eigne Gültigkeit neuen Prüfungen zu unterwerfen. Aber auch dies behagt zuweilen nicht. Vielleicht hatte er schon einige freundliche Winke [32] gegeben, diese würden, wie sich versteht, wegfallen, wenn man ihn aufgäbe. Jedoch, die Hauptsache ist, daſs man ihn gar nicht aufgeben kann und darf, wenn seine eignen speculativen Gründe ihn sicher tragen; eben so, wie man, gegen ihre Entscheidung, ihn nicht würde beybehalten dürfen.

Gesetzt indessen, man nehme in ihm selbst, sey es auch nur zum Versuch, irgend eine Veränderung, irgend eine neue Bestimmung vor: so fängt alsdenn[2] die ganze frühere Arbeit wieder von vorn an. Wieder von neuem muſs nun das Mannigfaltige in successiver Besinnung dem Begriff dargeboten werden, um zu sehn, wohin der Einfluſs seiner Veränderung reiche, wohin nicht. Vielleicht wendet man ein: dies werde wenigstens jetzt sehr wenig Mühe machen, indem man ja schon im Allgemeinen das Mannigfaltige dem Begriff anzupassen gelernt habe; die Hauptpuncte, die aus jenem hervorgehoben werden müssen, schon kenne; daher für die neue Vergleichung das Meiste bereit liege. Aber es fehlt viel, daſs eine solche Annahme allgemein zutreffen sollte. Sehr oft findet es sich, daſs ganze Parthien des Mannigfaltigen in Schatten gestellt wurden durch den Begriff, — daſs er durch eine einzige, in ihm [33] liegende Verneinung, die Aufmerksamkeit abgewendet hatte von dem, was doch sogleich sichtbar zu werden anfängt, sobald eine anscheinend geringfügige Veränderung seiner Bestimmungen jene Verneinung hinweg hebt, und den Schatten — anders wohin wirft. Was vorhin gar nicht nöthig war in Betracht zu ziehn, was für die erstere Ansicht ganz ignorirt werden konnte, das tritt vielleicht nun mit einer ganzen Reihe von Consequenzen hervor, und es entsteht die Aufgabe, dieselben einzeln zu mustern. So fordert die zweyte Ansicht eine Ausbildung für sich; woraus zufälliger Weise wieder ein Gewinn für die erstere hervorgehn kann.

Bedenkt man, daſs neben der zweyten eine dritte Statt finden möchte, neben der dritten eine vierte, und so ferner; wenn nämlich immer neue Bestimmungen in dem Hauptbegriff gemacht würden: so muſs man wol schon hier aufmerksam drauf werden, wie nothwendig es ist, der Ausarbeitung dieser Ansichten die speculative Kritik des Hauptbegriffs selbst vorangehen zu lassen, um vorher zu wissen, bey welcher Ansicht es bleiben werde, und nicht einem endlosen Gedankenspiegel sein innerstes Interesse Preis zu geben, wobey dasselbe doch nothwendig seine natür-[34]liche Energie würde einbüſsen müssen. Es ist groſs, das Liebste der Wahrheit zu opfern, sobald die Kennzeichen der Wahrheit

[2] alsdann SW. KlSch.

hervortreten; aber es ist verderblich, sich an seiner Liebe unnütz zu schaden. — Sollte nun, aus andern Gründen, der Speculation selbst eine Vorübung vorangehen müssen, welche durch verschiedene Ansichten führte: so würde es Gesetz für eine solche Vorübung seyn, durch jede der Ansichten das Gemüth nur leicht zu berühren, und durchaus zu verhüten, dafs keine derselben in der Empfindung tiefe Spuren zurücklassen könne. —

Möchte es aber bleiben bey einer einzigen Ansicht: so erhellet, dafs dieselbe auf die Auffassung des Mannigfaltigen in so fern unvortheilhaft wirkt, wiefern sie die Aufmerksamkeit darauf sehr ungleichförmig vertheilt. Dies um so mehr, da ohne Zweifel, was dem Hauptbegriff sich zunächst anschliefst, am meisten durch seine Kraft hervorgehoben wird, die entfernteren Folgerungen hingegen, je entlegener sie sind, mit desto zerstreuterem Bewufstseyn aufgenommen werden. — Ist die Kraft des Begriffs recht grofs: so kann er die schönste, noch so vielseitig begonnene Bildung, in Einseitigkeit verwandeln! Seiner Ten-[35]denz dahin ist die Schwüle zuzuschreiben, welche allgemein gefühlt wird, wenn eine einzelne Ansicht sich vorzugsweise geltend macht im Publicum. —

„Schlimme Folgen! Warnende Bemerkungen!"

Vielleicht; aber mufs denn unvermeidlich Alles den eben beschriebenen Gang nehmen?

Nicht einmal pflegt es so einfach herzugehen mit der Bildung philosophischer Ansichten. Gewöhnlich geschieht entweder mehr, oder weniger.

Mehr leisten diejenigen, welche wirklich eines kräftigen Begriffs mächtig geworden sind, den sie innig verstanden, deutlich gedacht, rein herausgehoben haben, aus allen anhängenden Nebengedanken, welche ihn stören und um die scharfe Bestimmtheit seiner Wirksamkeit hätten bringen können. Solche Köpfe nämlich erzeugen etwas, das man herabsetzt, wenn man es eine Ansicht nennt; sie erzeugen ein System: und das Auszeichnende des Systems liegt in der gröfsern Freyheit des Geistes, welche in der Zusammenfügung desselben kenntlich wird. Ist die bloſse Ansicht voll von den Spuren zufälliger Associationen, hat der Fleifs, der gute Vorsatz, der sie [36] hervorbringen half, genug zu thun gehabt, nur gegen das Eindringen heterogener Einfälle sich zu stemmen, und widerstrebende Empfindungen zur Resignation zu bewegen: so äufsert sich dagegen im System die Kraft irgend einer Methode, als positive Kraft, Gedanken zu schaffen, für den Platz, wohin sie gehören; es zeigt sich darin etwas von nothwendigem Zusammenhange; oder was wenigstens dafür gelten will, und die Schätzung desselben und das Streben darnach verräth. — Wer nur in sich selbst systematischen Geist besitzt, und also fähig ist, darüber zu urtheilen: der wird einsehen, dafs in der Cultur der Methode, das Gegenmittel [1] enthalten seyn mufs, gegen die Verkehrtheiten der Systeme, indem eine vollkommene Methode weder gestatten würde, auf einem unsichern Grunde zu bauen, noch über dem

[1] das Gegentheil SW.

Grunde ein Gebäude von unsicherer Construction aufzuführen. Das systematische Streben also darf nur fortschreiten, um sich selbst zurechtzuweisen; und wenn dies Einzelnen nicht gelingen will, so haben sie theils ihre Vernachlässigung der Methode anzuklagen, theils können ihre Bemühungen als ein Opfer angesehen werden, das sie dem Ganzen bringen, und das auf keinen Fall verloren seyn wird, indem geistreiche [37] Irrthümer immer durch den Antagonismus, den sie erzeugen, der Wahrheit näher führen.

Weniger hingegen, als was vorhin für die Bildung philosophischer Ansichten gefordert wurde, leisten gar Viele, schon allein deshalb, weil überall kein deutlicher, rein von allen Nebengedanken gesäuberter Begriff, in ihren Besitz gekommen ist. So ist es dann auch nicht Ein Hauptbegriff, was ihre Ansichten bestimmt: sondern eine verworrene Menge von Halb-Begriffen treibt sie hierhin, und dorthin. Je schwankender aber das herrschende Princip: desto mächtiger werden die Kräfte, die sich unterordnen sollten. Es erheben sich, aus diesem und jenem Puncte des Mannigfaltigen, wirksame Reize; es sprechen die Empfindungen mit, die frommen Wünsche bekommen eine Stimme, — und das Resultat, wenn man anders diesen Namen brauchen darf, schimmert und schillert von einem so vielfarbigen Glanze, wie es gerade recht und dienlich ist zur Ergötzung eines ungebildeten Auges. — Solche sind demnach sicher genug durch ihre eigne Schwäche vor jener gefürchteten Einseitigkeit.

Es ist hier der Ort, zu erinnern, dafs gerade dasselbe, was, zufälliger Weise, die eben bezeich-[38]nete Schwäche, als Schwäche, Gutes leistet, auch gewonnen werden könne, und zwar vollkommner, auf eine tadellose Weise. Nämlich, es verstand sich doch wol von selbst, dafs, als wir vorhin von Einem Hauptbegriff redeten, darunter nicht dieser oder jener bestimmte Begriff gedacht werden sollte; — wie wenn es überall nur ein einziges Princip für philosophische Ansichten geben könnte, welches eine speculative Behauptung wäre, die wir, beyläufig gesagt, läugnen, die aber auch hierher gar nicht gehören würde. — Es blieb also unbenommen, einen Begriff als Princip für eine, dagegen einen andern für eine andre philosophische Ansicht anzunehmen, einen dritten für eine dritte, und so fort. Eben so könnte eine Parthie unseres gesammten Gedankenkreises das Mannigfaltige hergeben für eine, irgend eine andre Parthie für eine andre, eine dritte für eine dritte Ansicht, u. s. w. Es würde alsdann unser ganzer Gedankenkreis die Summe in sich fassen von allen den so gewonnenen Ansichten; deren jede, sowohl aus eignem Stoff, als auch durch ein eignes bildendes Princip entstanden wäre. Möchte nun immerhin jede von ihnen, für sich, einseitig seyn, so wären wir wenigstens wegen der Vielheit der-[39]selben, vielseitig zu nennen. Freylich eine traurige Vielseitigkeit; deren Vieles wol nie zur Allheit sich vereinigen dürfte! Aber ein wenig logische Aufmerksamkeit, zu der es kaum einer gelernten Logik bedarf, kann uns entdecken: dafs jede Parthie unseres Gedankenkreises ein *Geflecht* von Begriffen ist, die sich darin aufs mannigfaltigste kreuzen, verknüpfen, bestimmen, dergestalt, dafs eine solche Parthie nicht blofs von Einem, sondern

Dieselbe Parthie von Mehrern Begriffen werde beherrscht werden können, nach deren Bestimmungen sich richtend, sie immer[1] von andern und andern Seiten her philosophische Ansichten darbieten wird. Daraus nun entspringt die ächte philosophische Vielseitigkeit; ohne Zweifel einer der köstlichsten Vorzüge eines gebildeten Geistes.

Es war vorhin schon von mehrern Ansichten des nämlichen Mannigfaltigen die Rede; aber von mehrern entgegengesetzten; welche erfolgen, wenn man den Hauptbegriff in einigen seiner Merkmale verändert. Solche können, als Uebungsversuche, oder um sich einzulassen in die Denkungsart anderer Personen, einen zufälligen Werth haben; allein die wahre Ansicht kann unter entgegengesetzten nur Eine seyn. Hinge-[40]gen jene mehrern Ansichten von mehrern Seiten, — das heifst, durch mehrere Begriffe, — können alle zugleich richtig seyn, und sie gehören alsdann zusammen zur vollständigen Wahrheit.

Diejenigen hingegen, welche von irgend einer Region des menschlichen Wissens nur aus Einem Begriff Eine Ansicht gewonnen haben, sind zweyen Fragen blofsgestellt: erstlich der, warum sie gerade diesen und keinen andern Hauptbegriff wählten, zweytens der nach der richtigen oder unrichtigen Bestimmung des gewählten Begriffs. Sie mögen sich hüten, nicht, durch vornehme Kundmachung Ihrer Ansicht, die zwar wol eine sehr besondre Ansicht seyn mag, — kleinlich zu erscheinen.

Der Punct ist erreicht, wo wir die Frage auffassen können: was es seyn möge an der Philosophie, das die Erfahrnen so allgemein und so heftig abstöfst?

Oder ist etwa diese Frage gar keiner gemeinschaftlichen Erörterung fähig? Eckelt es die Philosophen so sehr vor der Seichtigkeit des Empirismus, — dringen ihre schneidenden Behauptungen so widrig an das Ohr der Erfahrnen, [41] dafs beyde sogleich zurückzuspringen nicht umhin können, so bald man sie bittet, etwas mit einander zu überlegen? — Es sind so viel harte Worte von beyden Seiten gegeben, und die gegebenen mit solchem Ingrimm in die tiefe Seele zurückgelegt und aufbewahrt: dafs man hätte denken sollen, beyde Partheyen gedächten nächstens nach entgegengesetzten Seiten hin auszuwandern, und den Boden zu meiden, den ihnen die böse Nachbarschaft verleidet hat. Aber vielleicht hoffen sie, dafs der Fluss ablaufe! — Wahrlich, Deutscher Geist, so lange er noch eigne Bewegung hat, wird das Denken nicht aufgeben; er kann darin nur fortzuschreiten, und sich selbst zu berichtigen streben. Und die Erfahrung — ehe müssen die Menschen vergehen, ehe sie ihre sichere Wirkung verliert. Für jetzt neckt sie beyde Theile, indem sie herbeyführt, was weder die einen in den Büchern der Zukunft, noch die andern in den Büchern der Vergangenheit gelesen hatten.

Das Anstöfsige der Philosophie kann nicht liegen in ihr, so fern sie Wissenschaft ist oder auch nur Speculation. Denn da sind die Philosophen allein; und die Erfahrnen kommen gar nicht so weit in deren Sphäre. Sie bilden sich [42] auch nicht etwa ein, so weit hin zu reichen

[1] „immer" cursiv gedruckt SW. KLSCH.

mit ihrem Urtheil. Man muſs die ächten Erfahrnen nicht kennen, um ihnen Unbescheidenheit zur Last zu legen; dieser Fehler bleibt den Philosophen, die ihn kaum vermeiden können. —

Auch da kann der Anstoſs nicht liegen, daſs etwa, wenn es zum Handeln käme, die Philosophie Vorschriften aufzudringen sich unterstünde, nach denen man, auch ohne eigne Ueberzeugung, verfahren sollte. Oder, käme je etwas dem ähnliches zum Vorschein: so müſste man hier die Philosophie unterscheiden von dem Menschen, der aus Uebereilung ganz von ihrem Geiste abgewichen wäre, indem er ohne Gründe anzunehmen verlangte, was ihm nur durch Gründe Wahrheit geworden ist. Die Uebereilung wäre so viel gröſser, da es dem Denker in den Fällen, wo er wirklich Recht hat, selten unmöglich ist, dem ruhigen Beobachter durch empirische Mittel, als durch Hinweisung auf Thatsachen, oder durch Kritik derselben, oder durch Proben im Kleinen, den Grad und die Art von unmittelbar practischer Ueberzeugung, welche dieser sucht, zu verschaffen; — ungerechnet noch das Zutrauen, was dem denkenden, [43] nur nicht ungestümen Kopfe, allmählig entgegenzukommen pflegt.

Aber da liegt der Anstoſs: wenn beyde auf dieselbe Stelle hinschauen, so sieht der Eine tiefer, der Andre Mehr. Der eine sieht durch den Begriff, — und was dadurch zu sehn ist, viel vollkommner, und bis ins Innere; aber es kann ihm begegnen, nicht zu sehn, was eben so sichtbar dicht daneben liegt. Daſs er nun dies nicht Wort haben will, sondern sich ereifert, wenn man ihn dessen zu zeihen unternimmt: ist ganz natürlich. Er müſste eben sehen, um zuzugeben, daſs man recht habe. Er wird aber nicht eher sehen, als bis es ihm möglich wird, nach seiner Art zu sehn, das heiſst, durch neue Begriffe, die ihm fehlten, und die er um so weniger vermiſste, je mehr er mit denen beschäftigt war die er besitzt. — Nicht besser geht es dem Andern! Ihm ist die Tiefe verborgen, wie jenem die Breite. Und muthet man ihm an, das Tiefere zu sehn, so würde er, wenn er ja sich einlieſse, fordern, daſs es auf der Fläche erscheine; welches unmöglich ist.

So gerathen sie in Dispüt. Der Eine verachtet, der Andere lacht; beydes bringt Aerger. [44] Und der unbefangene Dritte muſs trauern über den Zwiespalt und seine Folgen.

Wie könnte der Streit gehoben werden? Derjenige, welcher sich reicher fühlt an Hülfsmitteln, mag diese Frage gegen sich selbst wenden.

Ohne Zweifel hat der Philosoph sein natürliches Auge nicht verloren; er würde sonst, auch durch den Begriff, gar Nichts sehen. Er braucht es nur nicht, weil eine einzelne Vertiefung seine Aufmerksamkeit gefangen hält. Diese Spannung des Geistes muſs nachlassen, muſs wechseln mit einer andern, — es muſs endlich das Resultat der Mehrern zusammengefaſst werden in Ein Bewuſstseyn. Die philosophischen Ansichten müssen vielseitig; — die wissenschaftliche Basis, auf der wir stehn, muſs breiter werden.

Stellt um dieselbe Fläche, welche der Erfahrne mit Einem Blicke ganz, und zwanglos, aber auch nur als Oberfläche faſst, mehrere einseitige Philosophen. Sie werden sie durchbohren mit ihren Blicken; aber jeder in eigenthümlicher Richtung.

Eben deswegen werden sie lauter, und vielleicht widriger unter einander disputiren, wie-[45]wohl minder schädlich, als mit jedem von ihnen der Erfahrne.

Ob sie, denen speculative Hülfsmittel gemeinschaftlich zu Gebote stehn, sich dadurch werden vereinigen können? Vielleicht, wenn sie dieselben gebrauchen wollen; aber gewiſs nicht, wenn es dahin kommt, daſs sie selbst — *Ansichten* statt der *Gründe* einander entgegenzustellen, sich nicht erblöden![1]

Dies Unheil ist noch zu neu unter uns, als daſs man nicht hoffen sollte, es werde vorübergehend seyn. So lange es jedoch anhält, muſs man seine Maaſsregeln darnach nehmen.

Weigerung des Eintretens auf den Dispüt, ist die erste dieser Maaſsregeln.

Die zweyte: der Gebrauch einer Art von Polemik, welche den Gegner ganz ruhig seinen Anschauungen überläſst; nur aber den Contrast hinreichend hervorhebt zwischen seinen Gesichten, und dem Character einer Philosophie, die, von allgemein geltenden Gründen anhebend, im Räsonnement auf der Bahn der Nothwendigkeit fortschreitet, und nicht mehr noch weniger zu wissen wünscht, als was auf solche Weise gewuſst werden kann. — Entsagte man auch dieser Polemik: so könnte man nichts vorbringen, das nicht [46] sogleich im Gemüth des Hörers entstellt würde durch Reminiscenzen von jenen Ansichten, die mit so viel angenommener Autorität sich der Köpfe, der Herzen und der Sinne zu bemeistern gesucht haben.

Um nun, ehe wir höher aufsteigen, mit kurzen Worten von philosophischen Ansichten unsere Ansichten auszudrücken: so gehören dieselben eigentlich gar nicht zu der Philosophie, (der Wissenschaft;) noch auch nur zum Philosophiren im strengern Sinne, (der Speculation;) sondern die Philosophie umgiebt sich mit ihnen zu beyden Seiten. Theils gehen sie ihr voran, als Vorübungen. In so fern besteht ihr Werth hauptsächlich darin, daſs sie zur Forschung wecken, das Bedürfniſs erregen; der wissenschaftlichen Phantasie die erste Gelenkigkeit geben. Dieser Werth steigt, je mehr sie die Probleme der Speculation hervortreten machen; er sinkt, ja er verschwindet, wenn sie diese Probleme verhüllen, verdunkeln, und sich selbst an die Stelle der Forschung setzen, als ob es ihnen gebührte, zu entscheiden. — Theils hingegen folgen sie der Philosophie nach, als practische Resultate. Hier [47] beruhet ihr Werth nicht bloſs auf ihrer Wahrheit — wiewohl der ersten Bedingung dieses Werths, — sondern auch, und sehr wesentlich, auf ihrer

[1] sich nicht entblöden SW, KLSCH.

Vielseitigkeit; durch welche allein sie im Stande sind, sich der Erfahrung anzuschliefsen, und menschliches Handeln zu leiten. Denn nicht blofs unrechtes, sondern auch einseitiges, die Umstände vernachlässigendes, Verfahren, pflegt durch verkehrte Erfolge gestraft zu werden.

II.

Ueber Speculation.

Wir treten hinein in die Werkstäte eigentlicher Wissenschaft. Sie ward eröffnet, ehe es eine Gelehrsamkeit gab. In ihr wird die Arbeit nicht ruhen, so lange das Selbstgefühl des Geistes dauert.

Ihr fragt nach dem Werk dieser Werkstäte? Schadenfroh vielleicht, wenn, eilig, jeder der Arbeiter sein Product vorwiese, und dann der Tadel aller übrigen auf jeden zusammenträfe? — Nicht also! Unser gemeinschaftliches Werk ist das Wachsen in der Erkenntnifs der Probleme, welche Natur und Bewufstseyn, Euch, wie Uns, seit allen Zeiten vorlegten, und erneuert und vermehrt vorzulegen nimmer ermüden.

Dies den Spöttern. Aber wenn nun die Feyerlichen herankommen — welche den Enthusiasmus nicht erwarten, sondern mitbringen, — heischend, würdiges Lob zu vernehmen der hohen Weisheitsforschung: werden wir, mit Schonung ihres reizbaren Ohrs, doch gemäfs der Wahrheit (unserer Wahrheit nämlich) ihnen wenige, nicht [49] gar zu profane, Worte, sagen können? Es sey versucht!

„Die Speculation suchet das Höchste. Es winken ihr, wie mit Einem Wink, das Erste, das Schönste, das Liebste. Das Winkende mit Einem Namen zu nennen, spricht sie es an, als das Heilige."

„Gehorchend dem Wink, ihm ganz ergeben, und los von den dreisten Sinne, der da fordert und setzt: — erkennt sie allgemach, statt des geahndeten Einen, die Dreyheit. Eine reine Form; denn insgesammt wohnen die Drey aufser dem Seyn."

„Als Basis, unermefslich, doch nicht starr, schwebt die Ferne zwischen dem Ersten und dem Schönsten; mit solchem Verhängnifs, dafs, wem sie schwände in Einen Punct, diesem auch das Liebste, als die Spitze, sich senken würde, zusammenfallend mit jenen in Eins."

„Das Erste läfst sich finden in der Zeit. Es führt zum Seyn; und hierdurch, wieder in die Zeit; und hin zum ewigen Widerspruch, welcher, ein leeres Nichts, der nichtige Schlüssel ist zu den nichtigen Räthseln der Welt."

„Das Schönste kennt nicht die Zeit; es kennt auch nicht das Seyn. Nicht sträubend, [50] aber unwissend, würde es dem Meister folgen zu beydem. Es leidet sogar, sanft wie es ist, verkündet zu werden in harten Orakeln. Sie tönen fort, die rauhen Sprüche! fort durch die Zeit, und hinab ins Herz."

„Sprecht nicht von dem Liebsten. Sucht es nicht bey dem Schönsten. Sucht es nicht bey dem Ersten. Sucht es gar nicht."

„Ueber Allem, und mitten im Seyn, ist Er, der Wahre! Durch ihn, leuchtet das Dreygestirn in die Zeit, und in die Seelen der Menschen." — —

Wenn es gegründet ist, was einige Philosophen behaupten, dafs der Mensch nicht denke, noch denken könnte, ohne innerlich zu sprechen: so müfste man, wahrlich! die Sprache der Mystik cultiviren. Keine pafst sich besser zum Monolog; versteht sich, zu dem wahren Monolog, bey welchem der Redner, die Bühne, und das Parterre, im Ich zusammenfallen. Sollte es aber umgekehrt wahr seyn, dafs, um rein zu denken, man alles Schauspielwesen, und alle Symbolik, aus seinem Inwendigen rein verbannen müsse: so ist nicht wohl abzusehn, wozu eine Sprache dienen könnte, die doch eigentlich [51] Niemand recht versteht, als nur wir selbst — Es möchte zwar leicht einen Leser geben, der so gewöhnt wäre an erhabene Schriften, dafs ihm das Vorstehende ganz plan vorkäme, nur hie und da etwas schief ausgedrückt. Vielleicht übernähme ein solcher aus Gutmüthigkeit, den Ausdruck ein wenig zu verbessern. Aber es ist darauf zu wetten, dafs dadurch für den Schreiber aller Sinn verloren gehen würde. —

Da nun Einiges liegt in dem Gesagten, auf dessen Verständlichkeit für den Zweck dieser Schrift viel ankommt: so werden wir uns bequemen müssen, das Nöthigste in gewöhnlicher Sprache zu wiederhohlen. — —

Es ist, früherhin, die niedere Sphäre der Aeufserungen des philosophischen Geistes, als des Triebes nach Einheit, durchlaufen worden. Gesetzt, dieser Trieb fühle das Vergnügen des Gelingens; es sey hier, und da, und dort, Einheit aus dem Mannigfaltigen, gewonnen, und Einheit in das Mannigfaltige getragen: wird der Trieb sich beruhigen? Wird er stille stehen bey dieser Einheit hier, und abermals still bey jener Einheit dort, und wiederum still bey der dritten, vierten, fünften, da, und da, und da? Wird er nicht merken, dafs die vielen Einhei-[52]ten, (Reflexionen, Ansichten, u. s. w.), als Viele, getrennt, und wie es scheint, auf neue Vereinigung wartend, vorliegen? — Wird er zaudern, Einheit der Einheiten zu suchen: — so lange aufwärts steigend, bis Alles Eins wird —?

Er wird sie fordern, wenn sie sich nicht darbeut. Er wird sie nehmen, wenn sie säumt, sich zu stellen; er wird sie setzen, und selbstthätig constituiren.

Zwar, das ist seltsam! Man verlangte nicht irgend eine beliebige, und lediglich ersonnene, gehaltlose Einheit; sondern Vereinigung jener, schon gefundenen, Sammlungspuncte des Mannigfaltigen des menschlichen Gedankenkreises. Diesen bestimmten Puncten also müfste die Einheit, welche ihre Einheit seyn soll, doch ohne Zweifel entsprechen. Demnach müfste sie entweder aus ihnen hervorgehen, oder es müfste sich irgend ein Höheres zeigen, das mit rechtlichen Ansprüchen, die keinem Zweifel unterlägen, jene als seine Untergeordneten sich zueignete. Wenn beydes ausbleibt: wer könnte so thöricht seyn, aus leerer Luft ein Band weben, und damit das Getrennte umschlingen zu wollen? Es bliebe ja getrennt, wie zuvor!

[53] Diejenigen, welche unsern neuern Philosophen eine solche, leere und baare Thorheit, zur Last legen: kennen in der That, weder die Natur der Probleme, noch den Gang der neuern philosophischen Geschichte. Philosophisches Streben ist nicht Unbesonnenheit, es ist nur, wie alles menschliche Streben, Misgriffen unterworfen, die zu neuen Misgriffen antreiben. Willkommne Irrthümer zu lieben, und festzuhalten, und auszubilden, — dies kann ihm begegnen. Haben also gewisse Forschungen einmal eine falsche Richtung genommen, so sucht der Einheitstrieb den, in Umlauf gesetzten, verworrenen Vorstellungsarten die[1] Seite abzugewinnen, welche ihm recht ist; er sucht die Stelle, und wäre sie die schwächste, wo möglich zu vertheidigen, wo er sich anbauen kann. Von der Kantischen Einheit der Apperception bis zum Ich, und von da zum Absoluten, ist ein gerader Fortgang; er ward sogar nothwendig, — sobald einmal der Eifer entbrannte, der die Nachfolger auf der Spur ihrer Vorgänger so rasch forttrieb, und Niemandem Zeit liess, an die ursprünglichen Probleme zurückzudenken. —

Tiefer in die Geschichte einzutreten, ist hier nicht der Ort. Kundige können sich selbst orien-[54]tiren, — wenn anders ihnen die Bäume den Wald nicht verstecken.

Für jetzt haben wir zu erwägen: wie wol die höchste Einheit beschaffen seyn müfste, um dem Einheitstriebe scheinbar zu genügen?

Zuvörderst: Soll es Einheit der Gedanken seyn? oder Einheit der Dinge?

Gehen wir zurück auf die Veranlassungen des Strebens nach Einheit, und auf das Bedürfnifs derselben: so sind wir leicht erinnert, dafs beydes, — sowohl Vielheit der Dinge, der Erscheinungen und Ereignisse und Stoffe und Kräfte, — als auch Vielheit der Gedanken, der Begriffe und Sätze und Meinungen und Ueberzeugungen, — uns zerstreut vorschwebt, uns zur Sammlung auffordert, uns als Masse belästigen würde, wenn wir es nicht in den Schatz einer reichen Besinnung zu concentriren verstünden. Es ist auch schon vielfach gelungen, sowohl im Reich der Dinge als im Reich der Gedanken hier und dort Manches auf Einheit zu bringen; niedere Einheiten beyderley Gattung sind schon gewonnen, und streben zur höchsten Vereinigung. Wir bedürften also gewifs eben so wohl einer höchsten Einheit für unser Denken, als für

[1]) „die“ nicht gesperrt SW, Klsch.

die Dinge; wir bedürften eines ersten Princips aller Wissen-[55]schaft, und eines obersten Hauptes der gesammten Natur.

Eine Frage, die hier ganz nahe vor uns liegt, können wir nicht umhin zu berühren; diese Frage nämlich: sind denn das Reich der Gedanken, und das Reich der Dinge zwey, ganz gesonderte, Reiche; und ist es ein völlig zwiefaches Bedürfniſs, welches in jenem, und welches in diesem, nach Einheit verlangt?

Es sey gefunden Eins, in welchem alle Erscheinungen, Ereignisse, Stoffe, Kräfte, soviel man deren mag annehmen müssen — zusammen hängen. Es sey gefunden Noch-Eins, in welchem alle Begriffe, Sätze, Meinungen, Ueberzeugungen, concentrirt sind: werden diese beyden vollkommen Zwey seyn?

Gesetzt, sie wären Zwey: so werden wir uns doch nicht verbergen können, daſs diese beyden höchsten Einheiten von Einem und demselben Einheitstriebe gesucht wurden; — daſs wir selbst es waren, welche darnach fragten, und dahin arbeiteten; daſs wir selbst sie in unser Bewuſstseyn, — und Jedermann hat nur Ein Bewuſstseyn, welches Er Sich zuschreibt, — aufnehmen und zusammenfassen werden. Sollen wir sie nun [56] da einander gegenüber stellen? Oder sollen wir auch sie wieder vereinigen?

Daſs der Einheitstrieb für das letztere ist, versteht sich von selbst. Er hat alsdann, wie es scheint, nicht nöthig, beym *Ableiten aus*[1] der Einheit — sich sorgfältig an den Unterschied der Ideal-Gründe und der Real-Gründe zu erinnern, — die Kette der Folgerungen im Denken, rein zu trennen von der Kette der Ereignisse in der Natur; es werden ihm wol die Fragen nach der Möglichkeit des Räsonnements, und die Fragen nach dem Uebergange von Ursache zur Wirkung, zusammenfallen in Einen Satz des Grundes; Schluſsreihen, und Causalitäten, werden sich auf gleiche Weise begreiflich finden. Wenn hingegen etwa Principien des Wissens, sammt den Ableitungen des abhängigen Wissens aus seinen Principien, verschieden wären von den reellen Ur-Sachen der Natur, sammt den reellen Wirkungen dieser Ur-Sachen: so könnte es begegnen, dass man zuweilen die Ursachen erkennen müſste aus den Wirkungen, daſs also die Erkenntniſs der Wirkungen voranginge der Erkenntniſs der Ursachen; und, wenn die vorangehende Erkenntniſs Ideal-Grund heiſst, die aus ihr folgende Erkenntniſs [57] aber Ideal-Folge, diesem gemäſs die Reihe der Ideal-Gründe und Folgen oft gerade entgegen laufen würde, der Reihe der Real-Gründe und Folgen; welches verwechseln, alsdann so viel hieſse als sich geradezu den gröſsten Irrthümern Preis geben. Da möchten denn auch zwey ganz verschiedene Untersuchungen nöthig werden, — eine: über das Ineinandergreifen nothwendig verbundener Gedanken, — eine andre: über das Hervortreten dessen was da Ist, zur Aeuſserung und That; welche beyde Untersuchungen kaum etwas mit einander gemein haben dürften, als nur die gleich groſse, und bisher beynah gleich unzulänglich durchforschte, Schwierigkeit.

[1] „*aus*“ nicht cursiv gedruckt SW.

Sich so viel Mühe, und — was für feurige Köpfe schlimmer ist als Mühe, — soviel Verzug und Aufenthalt, zu ersparen, — ist ein reizender Gewinn; zu welchem ohnehin die einfache (zwar nur oberflächlich erwogene) idealistische Bemerkung einladet, dafs es doch am Ende Alles Unser Gedachtes ist, was wir zusammenknüpfen, mögen wir nun reden von unsern Gedanken, oder reden von Dingen als wären sie aufser unserer Rede; — dafs es am Ende Alles Unser Folgern ist, mögen wir nun ausdrück-[58]lich bekennen dafs Wir Unsre Prämissen zu Unsern Schlüssen verarbeiten, — oder aber vorgeben, wir vollzögen in unserer Physik das Wirken und Wachsen der innersten Keime der Natur.

Endlich, wo soll denn das Erkannte liegen, wenn nicht in der Erkenntnifs selbst? Wie sollte zu ihr der Erkennende gelangen, müfste er erst sich[1] selbst verlassen, um ein gänzlich Anderes und Aeufseres zu gewinnen? Eine Wahrheit für ihn ist eine Wahrheit in ihm; und sollen sich Wahrheiten in ihm entwickeln, so mufs der Keim derselben in ihm liegen.

So unläugbar richtige Sätze, wie diese letztern, zusammentreffend mit dem Einheitstriebe, welcher in allem ächten Philosophiren wirksam ist, — könnten bey einem mehr rüstigen, als umsichtigen Forschen, wol kaum umhin, die muthige Vestsetzung Eines Princips zu bewirken, in welchem Erkanntes und Erkennendes sich innigst durchdringen, und die Wahrheit verschmolzen liegt zugleich in dem Wahren und dem Wahrnehmenden. Hütet Euch, einzuwenden, die Wahrnehmung gebe nur ein Bild, das aber sey der Character des Bildes: nicht zu seyn, was es bilde. Die alten Begriffe gelten jetzt nicht mehr; alles mufs neu werden; die Gedan-[59]ken leben, und das Gedachte ist reell in dem Gedachtseyn. Seyd nicht verzagt; springt gerade hinein in die Wirbel des Ich, oder der causa sui, oder des Absoluten; Ihr könnt alles mitnehmen was Ihr bey Euch habt, denn die Drehung läfst nichts verloren gehn; vielmehr, sie verdaut es, — sie nimmt es in sich, als Bedingungen ihrer selbst, wiewohl sie von Anfang sich unbedingt drehte. Fragt nicht, was es denn sey mit dieser Drehung aus sich heraus, und in sich zurück, und was das Heraus und Zurück bedeute für die All-Einheit, welcher Alles innerlich seyn müfste. Wenn das Absolute sich nicht äufsern sollte — versteht sich, für sich, — so stünden ja Leben und Liebe still, und Ihr hättet die Einheit des Todes! Dankt es seiner[2] Turgescenz, dafs für Euch und Eure Freunde Raum darin ist, denn wäre in ihm kein Raum, so wäre er nirgends. Da es nun gar etwas Treffliches ist um diesen Punct von unendlicher Weite; und um diese Ruhe mit unendlichem Umtriebe: so mufs es ja wahr seyn, und die Wahrheit selber! Denn so stumpf werdet Ihr doch nicht seyn, auszulassen aus der Einheit die Liebe, und das Leben, und die Kunst, und welche Namen sonst noch das Schöne und Heilige führt —? Wo [60] wolltet Ihr denn diese lassen? Vielheit, Spaltung, Gegensatz wolltet Ihr dulden zwischen jener Einheit, die da ist Einheit des Wissens und des Seyn,[3] und zwischen

[1] er sich SW („erst" ist weggelassen.) — [2] Denkt es es seiner. O (Druckfehler). — [3] des Seins SW, KLSCH.

dem was das Beste ist und das Herrlichste? Faſst Muth, Alles auf einmal zu setzen; darnach könnt Ihr es einzeln betrachten. Der Reiche findet immer die Zeit, sein Vermögen zu überzählen!

Wem möchte man diesen Reichthum rauben? zudem wenn es lauter eigne Production ist? Nur die Münzen nicht zuviel geschüttelt, daſs der Beutel nicht reiſse, und alles umherrolle! Denn, stächen auch die ungleichen Maschen weniger ins Auge: so müſste schon das zwiefache Netz, aus theoretischen und aus ästhetischen Fäden gestrickt, verrathen, wie wenig jedem von beyden zu trauen sey.

Wir lassen für jetzt das Aesthetische. Wir lassen die All-Einer. Mögen sie endlich noch in einer Ekstase das reine Seyn so tief in sich schlürfen, daſs sie selbst in sich selbst keinen Platz mehr haben. Mögen sie Sich verbannen aus Sich, mögen sie sich einbilden, das Wahre zu wissen[1] ohne zu wissen; es zu Ergreifen ohne zu greifen. Oder mag die Furcht, sich selbst über dem Denken zu betreffen, ihnen endlich [61] das Denken verleiden; — und vollends das laute Denken! „Es giebt eine Philosophie, aber sie verträgt keine Sprache.“ — Zuletzt wird ihnen das ewig und unvermeidlich spaltende Denken noch gar die Sünde selbst werden, und die Unseligkeit, und der Quell alles Elends. Alsdann werden sie Alles aufgeben, um in dem Einem unterzugehn.

Diejenigen, welche etwa wünschen sich zu erhohlen von diesem Taumel, bitten wir, sich vor allen Dingen zu besinnen, ob sie denn wirklich wollten, daſs das Viele, das reine und streng gesonderte Viele, aufgeopfert werde der Einheit? Nun — so muſste ja wol das Viele in einander schwinden, und sich gegenseitig verschlingen, und verschrumpfen in ein widersprechendes Unwesen, das nun weder wirklich Vieles ist noch auch wirklich Eins. So muſste ja wol das mannigfaltige Leben der Welt sich verschrauben in Einen Wirbel,[2] in welchem Zeit und Raum und Bewegung weder wahrhaft zugegen, noch wahrhaft abwesend ist. Wollet ihr jenes? so seyd nun zufrieden mit diesem! — Es bewundert jemand die harmonien-reiche Orgel; er begehrt, einmal recht voll zu werden, von der Fülle ihrer Accorde. Lege er sich denn mit bey[62]den Armen auf die Tasten; in dem Einen Mislaut stecken alle möglichen Accorde. — Solche Strafe ist demjenigen recht, der nicht versteht sich zu mäſsigen in seiner Einheits-*Begierde!*

Wählt Ihr aber reine Vielheit: so habt Ihr nun freylich damit zunächst alle Ansprüche auf Einheit — vollkommen aufgegeben! Dies muſs recht deutlich anerkannt werden. Da ziemt sichs denn zu fragen: woher nun auch nur die geringste der Einheiten, die kleinste Spur von Zusammenhang, wieder zu gewinnen seyn werde? Was man denn denken solle von denjenigen Einheiten, die schon gefunden sind, und in allen Wissenschaften gelten, und herrschen? Wo denn die Natur bleibe, die doch mehr sey als ein Aggregat von Atomen; was denn das Bewuſstseyn wolle mit seiner Neigung zum Folgern und Verknüpfen,

[1] Wahre wissen SW („zu“ fehlt). — [2] in Einem Wirbel SW. KLSCH.

und mit seiner unaustilgbaren Ichheit, die da ist Identität des Denkenden und des Gedachten?

So recht! Bewundert nur diese vorhandenen Einheiten! Nehmt sie nicht ferner so unbegriffen hin, wie wenn sie sich von selbst verstünden! Gesteht es nur, dafs sie alle, und jede besonders, uns längst im höchsten Grade befremden mufsten. So nähern wir uns der Auflösung al-[63]ler Schwierigkeiten viel sicherer, als wenn wir der Schwierigkeit das Auge verschliefsen, und z. B. das Ich erst absolut hinstellen, und dann es bearbeiten; als ob es mit seinen Widersprüchen überall nur geduldet werden dürfte, bevor dieselben rein werden hinweggehoben seyn.

Sehr gelegen käme nun hier, wenn sie etwa jemandem geläufig wäre, die Besinnung: dafs doch Alles nur Unser Gedanke ist! Alle jene räthselhaften Einheiten nur in unserm Bewufstseyn erwachsen! — Aufser mancher andern guten Erinnerung, die wir dadurch erhielten, würden wir uns auch zurückgeleitet finden auf die Frage: ob wir denn auch wirklich einer Einheit der Dinge und des Wissens zugleich bedürfen?

Einheit fordert der Denker als Denker im Denken für das Denken. Sofern er nun das Reelle — denkt, bedarf er auch hier der Einheit; in seinen Natur-Betrachtungen, wenn sie ihm genügen sollen, mufs allgemein durchgreifender Zusammenhang herrschen. Sofern er aber auf die Frage: was er denke, sich die Antwort giebt: das Reelle: fällt jenes Bedürfnifs ganz weg, darum, weil es überall nicht liegt in dem Was, sondern in dem Denken. Das [64] Reelle als reell kommt dabey so wenig in Betracht, wie etwa das Formelle als formell. Es wäre eben so unnütz für das philosophische Bedürfnifs, wenn alle Naturkräfte auf Ein Princip zurückgeführt würden, als gleichgültig für die Arithmetik, wenn jemand alle Zahlen aus einer einzigen Ur-Zahl ableitete.

Also, noch hinweggesehen davon, dass es nichts helfen würde eine Einheit zu erdichten wo keine zu finden wäre, so muss auch nicht einmal gefragt werden nach einer andern Einheit, als nach einer solchen, wodurch das Wissen, eben nur in so fern es ein Wissen ist, kann zusammengehalten werden. Lediglich zum Behuf unserer Fortschreitungen im Räsonnement, und unserer Zusammenfassung aller Resultate, — auch nicht für uns, so fern wir leben und empfinden, sondern nur für uns, so fern wir das wissenschaftliche Gebiet gehörig beherrschen wollen, ist es wünschenswerth, ein Erstes zu haben von dem wir ausgehen und hinübergehen können zu allem andern.

Fände nun die Schule was sie braucht: was würde es seyn? Ein erster Gedanke, welcher triebe zu einem Zweyten, welcher wieder triebe zu einem Dritten, u. s. w., dergestalt, dafs die [65] Uebergänge nicht willkührlich sondern nothwendig wären, und dass das Gefühl dieser Nothwendigkeit das Beysammenbleiben aller dieser Gedanken sicherte, und, nachdem sie einmal begriffen wäre, keine Zerstreuung mehr zuliefse. — Wie viel Werth und Gewicht, wie viel Interesse und Hoheit, der Erste Gedanke, für sich allein, haben oder nicht haben möchte, darauf käme gar nichts an, denn er sollte und könnte ja nicht allein bleiben, er sollte und könnte ja nur gedacht

werden[1] als der Erste für die Folgenden. Wer, um den Grundstein seines wissenschaftlichen Cebäudes zu legen, einen Edelstein wählt, weifs nicht was er thut. Der Grundstein soll bedeckt werden von dem Gebäude; und in dem Gebäude wollen wir wohnen; damit es aber fest stehe, dazu bedarf es des Grundes und des Gefüges. Was nun das wissenschaftliche Gefüge anlangt: so ist schon mehr als einmal des nothwendigen Zusammenhangs erwähnt, und der treibenden Kraft, die in den Principien liegen mufs. Was aber das heifsen möge: ein Gedanke welcher treibt zu andern Gedanken, — dies zu erwägen, können wir unsern Lesern noch etwas Zeit lassen.

---

[66] *Zweytens:* soll die gesuchte Einheit eine theoretische seyn, oder eine practische? Einheit des Wissens, oder Einheit der Entschliefsungen?

Es ist unser Vorsatz, das wild verwachsene Gestrüpp hinwegzuräumen, welches zwischen den theoretischen und practischen Principien in allen Systemen aufgeschossen, und dergestalt in einander geklettert[2] ist, dafs man das vermeinte Wissen mehrerer berühmter Philosophen in ihrer Ethik aufsuchen mufs. — Als Vorarbeit folgende Betrachtungen!

Für wen giebt es practische *Ueberlegung?* — die doch ohne Zweifel der Entschliefsung vorangehen mufs, wenn Philosophie dabey soll eingreifen können.

Nicht für den, welcher schon vollkommen weifs, was er will. Dieser erwägt nur noch, was dienlich sey zu seinen Zwecken; und, ist er ein fester Character, so bietet er der Sittenlehre keinen Punct dar, wo sie ihn zu fassen vermöchte.

Also nur für diejenigen, deren Wollen noch wandelbar ist, und bey denen noch, zwischen den Begierden und Leidenschaften, Momente der Indifferenz in die Mitte fallen, wo sie gleichsam auf sich warten, was sie nun zunächst wieder wollen werden.

[67] Wie macht man es, diesen den richtigen Willen beyzubringen?

Vielleicht beginnt man mit theoretischen Principien; man stellt auf, was da Ist, und schliefst daraus, was da seyn soll, und was der richtig wollende will. — Aber wo ist die Stelle, an welcher ein theoretisches Räsonnement in ein practisches sich verwandelt? Erkenntnifssätze in Entschliefsungen übergehen? — Aus der Wahrheit des Satzes A folge die Wahrheit von B; aus dieser die Wahrheit von C; — wo folgt denn nun aus der Wahrheit des Satzes M, der Wille N? Wahrscheinlich da, wo irgend ein schon vorhandner Wille[3] X die Wahrheit M ergreift; als einen Aufschlufs nämlich über das was zu thun sey, um sicher und bald zu dem eigenen, längst gefafsten Zweck Y, zu gelangen, der

---

[1] könnte ja nur gedacht werden SW, KLSCH (die vorhergehenden Worte: „ja nicht allein bleiben, er sollte und könnte“ fehlen).

[2] in einander gekettet SW, KLSCH.

[3] „Wille“ gesperrt SW.

mit der ganzen Schlufsreihe von A bis M nichts gemein hat. Der Wille N also ist wieder ein Entschluſs: das Mittel nicht zu verachten weil man den Zweck wollte. So etwas ist begreiflich; nur aber nichts, was zur Grundlage, — nichts was überall zum Wesen der practischen Philosophie gehörte. Welche neue Logik will man denn erfinden, die aus lauter theoretischen [68] Prämissen eine Conclusion hervorzaubere, worin ein ursprünglicher Entschluſs enthalten sey?

„Eben deswegen erheben wir, an der Spitze von Allem, ein Erstes, das da ist zugleich ein theoretisch und practisch Erstes, Seyn und Wille, Wahrheit und That, Hirn und Hand, Alles in Einem."

Wie bringt man denn dieses Erste an die anders wollenden Menschen? Was macht man mit ihren Neigungen und Begierden, die das Kreuz aller Sittenlehre von jeher waren?

„Wir lehren sie in sich selbst unterscheiden — die Rinde und das Mark. Aus der Rinde — dem Aeuſserlichen, das zwar an Ihnen, aber nicht ihr wahres Selbst ist, sprossen bald diese bald jene wetterwendischen Launen hervor, die man für Willen hält, die aber eigentlich diesen hohen Namen gar nicht verdienen. Aus dem Mark hingegen quillt — jetzt schon bey einigen Seltnen, dereinst aber — wir dürfen es hoffen — bey Allen, das wahre und reine Selber-Wollen hervor, welches, wie es in sich festiglich ruht, so auſser sich kräftigst wirkt, indem sein Wirken kein Anderes ist als das des Einen und Ersten, von welchem alle Wirkung ausgeht und in welchem alle Wirkung bleibt. Auch wird dereinst [69] das Mark die Rinde verzehren, — das Individuum wird seine Besonderheit vernichten, und nur die Selbstheit behalten."

Wenn aber nun in den jetzigen Individuen das Mark nicht durchbricht, was thut die Sittenlehre für sie?

„Sie thut gar nichts. Es ist ihr Verhängniſs; und eben dieses, in seiner Abkunft vom absoluten Verhängniſs zu erkennen, ist die Sache der practischen Philosophie."

So ist denn also die practische Weisheit wiederum theoretische Weisheit! So hat sie es denn aufgegeben, in den Menschen, wie wir sie finden, unschlüssig und halb willenlos, — neue Selbstbestimmungen zu erzeugen! So bekennt sie denn,[1] in sich kein besserndes Princip zu besitzen! — Aber vor allen Dingen, — damit wir doch das Bessere vom Schlimmern unterscheiden lernen, — Warum denn, ich bitte, *warum*, und *worin*, ist das Wollen aus dem Mark, *besser*, als das aus der Rinde? Denn die Unterschiede, innerlich, und äuſserlich, — aus der Tiefe, oder von der Fläche, — sind bloſs theoretische Prädicate, in denen nichts liegt vom Sollen, nichts vom Sich-Gebühren. *Droht* das Innere dem Aeuſsern, so sehen wir ein feindseliges, kein [70] würdiges Verhältniſs. *Erfüllt* sich die Drohung: so sehen wir Sieg, und Macht; kein Recht noch Fug. *Herrscht* endlich das Innere mit unbestrittenem Ansehn: — so erkennen wir eben nur ein einfaches Wollen, eine *völlige Ungebundenheit;* — nichts, was Lob oder Tadel von ferne veranlassen

[1] So bekennt sie es denn SW.

könnte! Den Unterschied der Festigkeit und Wandelbarkeit werdet ihr doch nicht eher gelten machen wollen, als bis zuvor gezeigt ist, das Festere habe einen *Werth*, um dessentwillen man sich seiner Stärke erfreuen dürfe, das Wandelbare hingegen sey von der Art, dafs gröfsere Festigkeit es nur schlimmer machen könnte.

„Höchst thörichte, ja lästernde Fragen! Ist denn das Mark nicht das Mark, die Rinde aber die Rinde? Stammt nicht das Mark unmittelbar von dem Einen, dem Ewigen, dem Absoluten, dem reinen Ich, der Ursache ihrer selbst? Was ist würdig, wenn nicht diese Verwandtschaft? Was ist hoch und trefflich, wenn nicht die erhabene Rückkehr des Einen von seinem Ausgange aus sich selbst? Was darf man wollen, als nur, Theil zu haben an — inbegriffen zu seyn in dieser Rückkehr?"

[71] Freylich mag es gut seyn, dafs das Eine wieder in sich geht, nachdem es vielleicht nie ein Aufser-sich hätte suchen, nie hätte Mehr seyn sollen als Eins! — Könntet Ihr aber, — um die Einheit bey Seite zu lassen, — von dem ewigen Wesen uns die höchste Trefflichkeit *sichtbar* machen, — könntet ihr uns inne werden lassen des Beyfalls der ihm gebührt, — verstündet ihr, ohne Rednerey, so wie ohne theoretische Begriffe, das Urbild hervortreten zu machen, welches, *selbst wenn es Nimmer Wäre*, dennoch jedes geistige Auge gewinnen müfste: gelänge es Euch, so Euer Höchstes zu preisen, so würden wir, bey allem, noch unerledigten Streit in Sachen des Wissens, das Urbild *als Bild* sogleich zum *Muster*[1] unseres Wollens und Thuns erwählen; — darnach aber, wenn nun die Ueberzeugung dazu träte: das Ur-Bild sey nicht blofs Bild, sondern reell, dann würden wir mit Euch, willig und froh, in Einen Preisgesang einstimmen, — selbst, wenn Eure Formen uns minder gefielen. So aber — hütet Euch, nicht selbst den Lästerungen Thür und Thor zu öffnen! Hütet Euch, dafs man nicht frage, ob, wenn der Baum Früchte erzeugte, es die Bestimmung der Früchte sey, ihre Säfte [72] in ihn zurücktreten zu lassen? — Weshalb denn, was einmal, vom Absoluten aus, eine Richtung abwärts und vorwärts erhielt, diese Richtung nicht durch alle Zeit hin verfolgen dürfte, um sich in immer gröfsere und gröfsere Fernen hin auszubreiten? Hütet Euch vor den Consequenzen, die Euch treiben werden anzunehmen: *alles* Wollen der Individuen enthalte in sich die Ur-That des Absoluten; alles solle seyn, darum weil es sey, solle geschehen, darum weil es geschehe, und Jedermann thue wohl und recht an dem was ihm beliebe.*) Tragt Scheu

*) Man vergleiche *Spinoza* im *tract. polit. cap. II.* §. 3. *Hinc. igitur, quod scilicet rerum naturalium potentia, qua existunt et operantur, ipsissima Dei sit potentia, facile intelligimus, quid Ius naturae sit. Nam quoniam Deus ius ad omnia habet, et ius Dei nihil aliud est, quam ipsa Dei potentia, quatenus haec absolute libera consideratur, hinc sequitur, unamquamque rem naturalem tantum iuris ex natura habere, quantum potentiae habet ad existendum et operandum: quandoquidem uniuscuiusque rei naturalis potentia, qua existit et operatur, nulla alia est, quam ipsa Dei potentia, quae absolute libera est. — Consequenter quicquid unusquisque homo ex legibus suae*

[1] „Muster" nicht cursiv gedruckt SW.

vor dem sittlichen [73] Gefühl, was uns allen gemein ist; was in der Gesellschaft Achtung fordert; und, um auch im [74] Gebiet des Denkens hervorzutreten, des wissenschaftlichen Kleides nicht ermangelt.

Kant durfte nie nöthig haben zu sagen, daſs man das Sollen aus dem Seyn nicht lernen könne, indem jenes eine Kritik bezeichnet, der alles, was Ist, (so hoch man das Seyn auch steigere) sich unterwerfen muss. Er hätte nie nöthig haben sollen, zu erinnern, daſs keinerley Wollen, als Wollen, sein Gegenstand liege hoch oder tief, irgend einen Werth zu bestimmen fähig sey. Es hätte von selbst einleuchten müssen, daſs die Gottheit aus theoretischen Begriffen nicht *verstanden* werden könne (vom Beweisen ist hier keine Rede); daſs, um ein Auge zu haben für die höchste Güte, man *zuvor* das Gute klar sehen muſs, — nicht als ein[1] *Ding*, sondern als ein *Muster!*

Er hat es gesagt, hat es eingeschärft, und man hat es vergessen. Vergessen über der kleinlichen Correctur an der imperativen Form seines Sittengesetzes, deren unbe-[75]quemen Druck man nicht Lust hatte, zu tragen. —

Es gilt: sich zu besinnen, daſs, so lange man irgend einem Wollen vor einem andern Wollen den Vorzug giebt darum, weil man will: kein Schritt über das Gebiet der Willkühr hinaus geschehn, und keine Spur von irgend einem Princip des Werths erreicht ist, welchen man für ein gewisses Wollen nothwendig anders woher hohlen muſs als wieder aus einem Wollen.

Es gilt: daſs man sich das: Ich will wollen, oder ich will mein Wollen des Wollens, oder — wie weit es belieben mag aufwärts zu steigen, — gänzlich versage, fest überzeugt, daſs immer das letzte: Ich will, der Frage bloſs gestellt seyn wird, ob es denn gut und schön sey, so zu wollen? Eine Frage, die auf eine durchaus willenlose Antwort wartet.

---

naturae agit, id summo [73] *naturae iure agit, tantumque in naturam habet iuris, quantum potentia valet.* Man wähne nicht, diese Stelle sey hier deshalb angeführt, um aus der Verderblichkeit der Consequenz gegen das System zu argumentiren. Spinoza's System ist seiner Natur nach rein theoretisch; zu einer Ethik, deren Titel er misbraucht, fehlten ihm die Hauptideen. Das theoretische System nun, so falsch es an sich ist, kann eben so wenig von der practischen Seite her bestritten werden als practische Philosophie sich auf theoretische Grundsätze bauen läſst. Aber das Angeführte kann als Beyspiel gelten was daraus werde, wenn man die practische Philosophie sucht wo sie nicht zu finden ist. — Auch dürfte ein unbefangener heller Kopf, dem die Verwechselung der Begriffe: *potentia Dei, ius Dei*, — zwischen denen nicht die geringste Verwandtschaft ist, — lebhaft auffiele, von hieraus wol auf Betrachtungen über den widersinnigen Ausdruck: *ius naturae*, der jenem andern, *ius Dei*, untergeschoben ist, geleitet werden; — Betrachtungen, die in ein steigendes Erstaunen über das vergebliche Unternehmen der Neuern übergehn möchten, aus dem *ius naturae* irgend etwas Vernünftiges zu machen. Dazu konnte viel eher, als unsre Naturrechtslehrer, Spinoza versucht seyn; eben durch den theoretischen Charakter seiner ganzen Philosophie.

---

[1] „ein“ fehlt in SW, KLSCH.

Rein los lassen muſs man von allem Wollen, wie tief im Kern des Seyenden, und auf was immer für Art und Weise es darin gegründet scheinen möchte: — denn allenthalben wird es gefunden von jener kritischen Frage! — Rein dem bloſsen *Urtheil* muſs man sich in die Arme werfen, um den Boden der practischen Philosophie zu finden.

[76] Nicht hier kann es unser Zweck seyn, diesem Urtheil Sprache zu geben. Ohnehin, wiewohl seit geraumer Zeit verstummt unter den Philosophen, als solchen, wird es fortdauernd vernommen unter der Menge; freylich, vermischt mit den heterogensten Dingen, nach Art der Menge, und verwirrt durch die verkehrtesten Meinungen der Zeit. Nur soviel sey hier gesagt: Die Voraussetzung Eines Urtheils, — eines einzigen obersten practischen Princips, bedarf, wie manches Aehnliche, gar sehr derjenigen Nachsicht, welche man dem systematischen Streben nicht verweigern wird, das, je lebhafter es ist, desto leichter für richtig hält was ihm frommt.

Es war im Vorstehenden unser Blick gerichtet auf die theoretische sowohl als auf die practische Philosophie. Wer auch in beyden sich noch gar nicht versucht hätte: auch dieser müſste schon einsehen können, durch eine ganz einfache Besinnung, daſs jede von beiden in ihren Principien gänzlich unabhängig seyn werde von der andern.

Wer da spricht: ich will Wahrheit! der setzt wol in Gedanken — oder auch mündlich und in [77] seinen Schriften, wie so oft geschehn ist, — hinzu: Wahrheit um der Wahrheit willen, Wahrheit mit Aufopferung aller geliebten Meinung. Wenn nun gleichwohl noch ein Liebstes und Bestes und Theuerstes übrig bleibt, welchem der Einfluſs vorbehalten wird auf die Bestimmung dessen was Wahrheit sey, so — mag man ein recht guter Mensch, ja auch wol ein erhabener Character sein, — aber die Wahrheit hat man nicht gewollt.

Wer da unternimmt, auszusprechen was seyn solle? ist der noch so schüchtern, das Sollen beym Seyn zu erfragen? So daſs am Ende das tröstliche Resultat herauskommt: es soll alles seyn was ist? — Jedermann gesteht zu, daſs Manches nicht ist, wie es seyn sollte; und einer vielfältigen Kritik unterliegt. Wenn nun der Philosoph, dem das Seyn sich tiefer und tiefer hinter das Sinnliche zurückzieht, — uns endlich zuruft: ich habe es gefunden! — so werden wir fragen: Was denn? Das was ist; oder den Maſsstab der Kritik? — Verwechselt er beydes: so sehn wir sogleich, daſs die Entdecker-Freude ihn blendet, und daſs es ihm geht wie den Reisenden, die alles was sie auswärts sahen, schön nennen, darum weil sie mit Mühe und [78] Kosten zum Sehen gelangten. — Damit es uns nicht so gehe, damit das Seyn uns nicht imponire, damit das Urtheil frey bleibe: werden wir, wenn es uns um practische Philosophie zu thun seyn wird, absichtlich nur Luftbilder entwerfen, auf nichtige Schatten unsern Blick heften, an leeren Begriffen unsre Kritik üben; und so wahrhaft inne werden, was uns zum Beyfall

oder Misfallen bestimmen müfste, wenn es ähnlich wäre diesen Schatten, wenn es realisirte diese Begriffe, — und dem gemäfs festsetzen was seyn soll oder nicht soll, nicht darum weil es ist, sondern weil es ein solches und kein andres ist. —

Fassen wir nun beydes zusammen! Das Wahre mufs man nehmen, wie es, nach gehöriger Untersuchung, sich ergiebt. Hingegen was sich gebühre, und seyn solle, das ist zu bestimmen durch ein absolutes Aussprechen des Beyfalls oder des Misfallens.

Für jeden dieser Sätze, einzeln genommen, bedarf es einer gewissen Geistesstärke, um ihn zu ertragen. Es bedarf noch mehr Stärke, sie beyde zusammenzuhalten. Denn wie, wenn wir auf eine misfällige Wahrheit stiefsen? Wie, wenn das Sollen Unmöglichkeiten forderte? — [79] Zwar, an beydes, möchte man meinen, könnten wir längst gewöhnt seyn. Jeder Tag macht Begebenheiten wahr, die nimmer geschehn sollten. Was will man nun aufgeben, die Kritik dieser Begebenheit, oder ihre Wahrheit? Welchem von beyden die Augen verschliefsen? Die Philosophie öffnet sie für Beydes. Sie ist nicht eine Trösterin für die Schwachen; sondern zuvörderst ein aufrichtiges Geständnifs, das der Starke sich selbst ablegt. — Daraus nun folgt noch nicht, dafs sie den Schwachen ihren Trost rauben müfste. Sind die Principien der theoretischen und der practischen Philosophie von einander unabhängig: so fehlt es darum noch nicht an Verbindung, und inniger Verbindung, der Resultate! Eben der Umstand, dafs es uns nicht leicht wird, jene getrennt zu denken, läfst ahnden, dafs es wohl Ursachen einer freundlichen Gewohnheit geben müsse, die, wie sie das Philosophiren erschwert, so das Leben erheitert.

Nur — für den Eintritt in unser Studium, ist es unerlafslich, sich loszumachen von dieser Gewohnheit. Und schon darum ist es zweckmäfsig, die Ursachen aufzusuchen, von denen sie begünstigt wird. Wir schweigen hier von dem Einheits-Triebe, der ein Gefühl des Verlustes [80] an systematischer Volkommenheit hervorbringen kann, wenn von zweyen, gegenseitig unabhängigen, Theilen, der Philosophie die Rede ist. Es versteht sich, dafs dieses Gefühl nichts entscheiden könne. Andre, und mächtigere Ursachen haben wir in Betracht zu ziehn, — die Erscheinungen der Natur; und das Bewufstseyn der Freyheit.

Natur und Freyheit sind häufig einander entgegengesetzt worden; fast als die Mittelpuncte, jene, der theoretischen, diese, der practischen Philosophie. In der That, die Natur, die ohne unser Zuthun vorhanden ist, steht da, als Gegenstand der Erkenntnifs; durch das Wort Freyheit aber kündigen wir an, dafs auch unserm Thun etwas überlassen sey, das von uns ausgehe, so wie wir es wollen, und zu wollen beschliefsen, und zu beschliefsen uns selbst bestimmen. Legt die Natur uns die Nothwendigkeit auf, sie zu erkennen wie sie sich giebt, und ist diese Nothwendigkeit so viel fester und fühlbarer, je consequenter jene sich zeigt in der Gesetzmäfsigkeit alles ihres Wirkens: so finden wir dagegen im Wollen uns nur an das Gesetz der eignen Wahl gebunden, welche wir vorbereiten durch Ueberlegung und Urtheil, und vollenden durch den Ent-[81]schlufs; — dergestalt, dafs dies Gesetz entweder kein Gesetz,

oder ein selbstgegebnes ist. So wären denn die Gesetze der Natur, Gegenstand der theoretischen, die Gesetze der eignen Wahl hingegen, oder die der Freyheit, Gegenstand der practischen Philosophie.

Aber es ist nicht möglich, den Gegensatz zwischen Natur und Freyheit lange festzuhalten, ohne inne zu werden, wie viel daran fehlt, dafs er ein reiner Gegensatz seyn sollte. Die Natur neigt sich zur Freyheit, die Freyheit zur Natur. Endlich fallen beyde in Eins, — wofür, aus Mangel an Sprache, das Wort Organismus gelegen kommt.

In der That, die Natur scheint es darauf anzulegen, den Forscher zu verwirren. Erinnern wir uns nur gleich, wie viele Beynamen sie erhalten hat, um alle die Eindrücke zu bezeichnen, die sie macht! Sie heifst die rohe, die todte, und es wird geklagt über die unabänderliche Nothwendigkeit ihres Mechanismus, — aber sie wird auch gepriesen als die gütige, die schöne, die süfse und heilige, — und sie wird dem Leben und der Menschenbildung als Norm und Muster aufgestellt, dafs am Ende gar die Formel: der Natur folgen, sich als das ächte Gesetz der Freyheit [82] darstellen möchte. — Fassen wir sie mit festem Blick, wie sie sich giebt: so tritt, als ihr Hauptcharacter, zuerst der Mechanismus hervor, dieses, nach allen Richtungen sich durchkreuzende Netz von gegenseitiger Bestimmtheit der Dinge durch einander; welchem gemäfs, es unmöglich ist, irgend ein Ding zu finden, dessen Zustand nicht erklärt werden müfste aus andern Zuständen andrer Dinge, ins unabsehliche fort; und dem nicht Veränderungen seines jetzigen Zustandes geboten würden, oder doch geboten werden könnten, durch das Uebrige umher. Schon die Betrachtung dieser Abhängigkeit jedes Einzelnen von Allem, erweckt leicht ein peinliches und dadurch verführerisches, Gefühl, von allgemeiner Passivität; — welchem ungereimten Gedanken zu entgehn, die Forscher oft seltsame Sprünge wagen. — Aber auch die nüchterne Betrachtung der Natur erlaubt nicht, bei diesem Misverstande des Mechanismus zu beharren. Jedes Ding macht Anspruch an seine eigne Natur; es will selbst etwas seyn; und der gemeine Verstand ist folgsam genug, um häufig zu sprechen von dem was die Natur eines jeden Dinges mit sich bringe. Bleiben nun dadurch die Dinge scheinbar hinter dem Mechanismus zurück: so erhebt [83] sich über ihn, eben so scheinbar, alles Organische, welches kaum gestattet, eine Construction aus ursprünglich verschiedenen Elementen, die nur für jetzt in zufällige Abhängigkeit von einander gerathen wären, anzunehmen. Im Gegentheil, sichtbar scheint hier das Viele von Einem auszugehn; das Leben des Ganzen scheint sich die Theile geschaffen zu haben, solche Theile, wie sie gerade ihm dienen konnten und mufsten. Und wenn nun doch die Theile von aufsen herbeykommen, wenn jedes Thier, jede Pflanze, sich ernährt von dem was zuvor nicht dieses Thier und nicht diese Pflanze war, — was könnte einladender seyn, als, eben dieses Nicht — gerade zu verneinen; das Universum für einen einzigen Organismus zu erklären, der sich die untergeordneten Gegenstände, welche sämmtlich in ihm Eins und dasselbe sind, als seine Glieder anbilde, und sie auf ähnliche Art durch einander erhalte, wie der einzelne Organismus es uns im Kleinen zeigt? Diese Idee, gerade aufhebend die (vermeinte)

Passivität des Mechanismus, erfüllt uns mit einem Gefühl des Lebens, welches nur That ist, denn das Leiden ist mit dem leidenden Vielen und Einzelnen, hinweggeschwunden. Aber diese That des Lebens fassen zu wollen ohne [84] That des Gedankens — Leben ohne Seele: — hiefse zum wenigsten, das Würdige und Hohe berauben wollen seines Preises, den nur das Denkende ihm widmen kann. Und so sind wir denn — zwar nicht bey der Freyheit selbst angelangt, aber ihr doch nahe genug gekommen, um ihr zu begegnen, wenn sie auch von ihrer Seite einige Schritte machen will.

Wer, dem Philosophie nicht fremd ist, hätte wol nicht von Jugend auf über Freyheit gedacht, gegrübelt, — die Systeme und das Bewufstseyn befragt? — Wir meinen nicht die Freyheit im Staate; welche vielmehr ein Sporn der Leidenschaften, als des Denkens zu seyn scheint; — sondern, wie schon aus dem obigen hervorgeht, die Freyheit des Willens. Wer hätte sich wol nicht befangen gefühlt zwischen dem anscheinenden Widerspruch, dafs er, auf der einen Seite, sein Wollen von seinem Denken, sein Denken von dem empfangenen Vorstellungskreise ableiten konnte, und, wo die Ableitung lückenhaft wurde, doch dies nur seiner mangelnden Erkenntnifs glaubte zuschreiben zu müssen, auf der andern Seite hingegen sein Wollen keinesweges als Effect von aufsen, sondern als seine eigne That, sein eigenstes Selbst, lebhaft empfand, und die-[85]ser Empfindung bedurfte, um sich vor dem innern Richterstuhl zur Rechenschaft ziehen zu können? — Das so gewöhnliche Gleichnifs vom Richterstuhl, führt sogleich alle Analogien mit dem Staate herbey. Wer würde es leiden, wenn der Richter nach Gesetzen spräche, die zu befolgen man unmöglich fände? Es scheint also die Anerkennung des Urtheils abzuhängen von dem Satze: der Urtheilende habe es, in und mit diesem Urtheil, in seiner Gewalt, ihm zu genügen. Dies vorausgesetzt, ist die Freyheit — als das Eine und gleiche Vermögen des Urtheils und der vollkommen entsprechenden Entschliefsung — über die fernere Untersuchung hinweggehoben; sie wird vielmehr Princip — und ein recht kräftiges! — aller weitern Speculationen. Das Widersinnige, ein Urtheil erst noch anerkennen zu wollen, welches man sich als höchste Richtschnur alles Wollens denkt, welches überdies, selbst willenlos, und keinem Willen unterthänig, in der That innerlich ergeht, und, oft sehr unwillkommen, sich aufdringt, — dies Widersinnige wird übersehen; und nachdem einmal das Urtheil in die Sphäre des Willens herab, der Wille in die Sphäre des Urtheils hinaufgezogen, endlich beydes in ein Gebot, oder noch besser, in ein Ge-[86]fühl (der Seligkeit oder Unseligkeit) verschmolzen ist: verbirgt sich vollends der Unterschied zwischen dem blofs gedachten, dem innerlich abgebildeten Willen, welcher das Object des Urtheils ausmacht, und auch füglich ein blofses Bild seyn könnte, — und dem wirklichen, in irgend einem bestimmten Falle realisirten Willen, welcher dem Urtheil, worauf er trifft, eben so zufällig ist wie dem Gesetzbuch der Fall, der so eben aus dem Reiche der Möglichkeiten hervortritt. — Dieser Unterschied verbirgt sich; und er mufs sich wohl verbergen, wenn Platz werden soll für die herrlichen Lehren von den ursprünglichen Rechten, und von unsrer

grofsen Sicherheit vor Collisionen der Pflichten. — — Nach so viel übersprungenen Gränzen ist es nun ganz leicht, die Freyheit, welche selbst das Gesetz, zugleich auch selbst die That nach demselben, oder wider dasselbe, geworden ist, der Natur anzunähern; indem wir sie auf jenen allgemeinen, ebendigen Organismus zurückführen. Legt nur das Negative auf eine Seite, das Positive auf die andre! Jenes, wohin alle Misgriffe der Freyheit gehören, sammt aller unsrer scheinbaren Abhängigkeit von äufsern Dingen, ist zurück zu führen auf die, zum Theil nicht gehobenen, Spaltungen, wo-[87]durch das Princip des Organismus den Schein der Vielheit gewinnt. Hingegen das Positive der Freyheit, die Harmonie zwischen That und Gesetz, — diese Harmonie ist ein Laut aus dem unendlichen Accorde der Eintracht des Einen mit sich selbst.

Genug! um zu ahnden, mit welchem Glanze das Meteor der All-Einheit in unsern Tagen sich hätte zeigen können, wenn die beyden grofsen Männer, denen es sein neues Licht vorzüglich verdankt, — Ein Mann gewesen wären. Ein einziger, gleich bewandert im Gebiet der Natur, und in dem der Freyheit. —

Jene beyden haben zugleich, doch jeder auf eigne Art, das *Band* gefunden, — das Band, das mit seinen Verbundenen identisch ist: — uns hingegen zergeht und verschwindet, nachdem wir einmal die practische von der theoretischen Philosophie rein gesondert erblicken, auch dasjenige Band, oder vielmehr die zwey Bänder, welche die gewöhnliche Denkart vielleicht ungern missen möchte, — das Eine, welches sie um die Dinge umher, unter dem Namen Natur, geschlungen hat; das andre, die Freyheit, welches die Entschliefsung mit dem innern Urtheil zusammenfassen soll.

[88] Vor allem werden wir sondern, in jedem von beyden, das, was reiner Gegenstand der Erkenntnifs ist, von dem, was ohne jene Beurtheilung mit Beyfall oder Misfallen, die wir jetzt gleich mit ihrem rechten Namen ästhetische Beurtheilung nennen wollen, nicht verstanden werden kann. So soll uns denn in der Natur gewifs nicht Mechanismus, und Kunst, dasselbe werden; wie sehr auch die Kunst, welche dem Mechanismus eingeimpft ist, theils denselben voraussetzt, und eben deshalb in allen ihren Werken ihn beybehält, theils, sich selbst abstufend, da, wo sie verschwindet, sich in ihn zu verlieren scheint. — Eben so werden wir von der Freyheit dasjenige, wodurch sie Natur zu seyn scheint, nämlich ihr Handeln, Beschliefsen, Wollen, — der Natur, oder besser dem theoretischen Erkenntnifs-Gebiete zurückgeben; und es mit blofs theoretischem Auge untersuchen, gar nicht anders, als wie wir, ganz allgemein, alles Wirken aus innerm Wesen, dergleichen auch der Mechanismus durchaus nicht entbehren kann, zu untersuchen haben. Hingegen die Verschiedenheiten der practischen Bedeutung dieses Handelns, — gut, oder schlecht, — welche Verschiedenheiten für die theoretische Betrachtungs-[89]art überall nicht vorhanden sind, — diese werden wir dem Gechmack anheim geben, der ihren Werth, ganz unbekümmert um das was geleistet wird und werden kann oder nicht wird noch kann, — in den einfachsten Formeln ursprünglich festzusetzen hat.

Sollte es uns nun begegnen bey diesem Verfahren, auf Wahrheiten zu kommen, die man veraltet, und gemein, nennen möchte, — dergleichen vielleicht mancher schon in dem Vorstehenden durchschimmern sieht: — so kennen wir, zuvörderst, keine neuen Wahrheiten, — als ob dieselben Werke der Zeit wären; was aber die gemeinen, und längst bekannten Wahrheiten anlangt, so sind uns diese, weil sie uns in Gemeinschaft mit den Menschen und deren eingewurzelten Gefühlen setzen, in dieser practischen Hinsicht sehr viel theurer, als die, welche der Eigenliebe des Entdeckers schmeicheln könnten.

Eine andre Unbequemlichkeit, daſs nämlich weder die bloſse Erkenntniſs, noch die einfachen Geschmacksurtheile, in einer erhabenen Sprache verkündet seyn wollen, ist für uns ebenfalls keine. Sehr gern überlassen wir den Dithyramben-Styl, der neuerlich in die Deutsche Prosa eingeführt [90] ist, denjenigen, welche dafür einen würdigen Gegenstand besitzen.

Haben wir uns nun einmal so weit entfernt von der Einheit, daſs Natur und Freyheit nicht nur Zwey geblieben, sondern jede für sich, zerlegt worden sind: so kann es uns nicht mehr allzuviel kosten, die Zerlegung, sollte es nöthig seyn, auch noch weiter fortzuführen.

Wer es dahin gebracht hat, sich zu hüten, daſs ihm nicht die Verwunderung über den Krystall, das Infusions-Thier, und den Menschen, in eine einzige Verwunderung zusammen falle, — indem der Krystall auf die geometrische Möglichkeit einer beynah gleichförmigen Verdichtung, das Infusions-Thier auf das Causal-Verhältniſs zwischen dem Lebenden und Todten, (welches, ohne eigenthümliche Schwierigkeit, nur Vertrautheit mit dem Causal-Begriff überhaupt voraussetzt,) der Mensch aber auf den Künstler zurückweis't, welchen der Idealist in sich und seiner productiven Phantasie, der Realist hingegen auſser sich, und unermesslich weit über sich sucht; — wer also diese Unterschiede sich gestanden hat: der wird sich ohne Zweifel willig fühlen, [91] auch noch auf alle fernere Mannigfaltigkeit einzugehn, welche die gesammte Physik und Physiologie ihm darbieten; und sichs keinesweges mehr gestatten, geringe Differenzen um überwiegender Aehnlichkeiten willen zu überblicken, nahe stehende Glieder durch voreilige Analogien zu verknüpfen; und, was unabhängig eins neben dem andern sich darstellt, in den, in der That erdichteten Begriff einer schlechterdings allgemeinen Verkettung hineinzwingen zu wollen. Er wird dem Magnet seine Polarität, dem Raum seine drey Dimensionen, der Zahl ihre Potenzen lassen, nimmermehr aber, durch vielgeschäftiges Hin- und Her-Tragen der Begriffe, die Physik mit Allegorien bereichern. Jede Stelle der Natur muſs sich selbst erleuchten; hinterher kann man, nach Aehnlichkeiten, das Inventarium der Natur verfertigen. So gerade, wie jedes philosophische System aus sich selbst verstanden seyn will, Vergleichungen aber, wenn sie der Erklärung vorgreifen wollen, fast immer zum Vermengen und Verderben des einen durch das andre führen. Ein andres ist, früher gewonnene Kenntnisse

da zu Hülfe nehmen, wo eine genaue Identität vollkommne Substitution gestattet; wie es in der Mathema-[92]tik, aber mit strenger Präcision, jeden Augenblick geschieht.

Wunder nehmen, ferner, wird es uns nicht, wenn in der practischen Philosophie, oder besser, in der Aesthetik — denn die erstgenannte enthält nur diejenigen Geschmacksurtheile, welche den Willen betreffen, nebst ihrer Anwendung aufs Leben, — sich die Gegenstände des Urtheils nicht alle nach Einer Formel richten wollen; sondern, ein jeder, eine besondre Aufmerksamkeit für sich verlangen. Nicht von fern wird es uns einfallen: unter den Künsten, eine für die Nachahmerin der andern zu halten; sondern, wenn sie auch, wie Poesie und Malerey, oder Poesie und Musik, sich zu einander gesellen, werden wir leicht die Veranlassung des Hervortretens, welche eine der andern bereitet, unterscheiden von dem eigenthümlichen Schönen, das nun wirklich hervortritt; — und das in andern Fällen unveranlafst, und selbstständig sich offenbart. Wie wir nun für jede Kunst insbesondre, den Geschmack auffordern: so darf auch das Leben, mit den mannigfaltigen Verhältnissen, in die es uns setzt, — es dürfen die verschiedenen Charactere der Menschen, die uns begegnen, darauf rechnen, dafs wir nicht in dem [93] Gegenwärtigen nur die Wiederhohlung eines früher Beurtheilten sehen, sondern jedem gleichsam ein neues Auge mitbringen werden. Dies um so mehr: da wir gar nicht erwarten, in einer menschlichen Handlung, die auf einmal in so viele und verschiedene Verbindungen tritt, oder vollends in einer menschlichen Gemüthslage, die sich so selten im Handeln ganz ausspricht, den einfachen Abdruck anzutreffen von den Formen, die etwa zuvor durch ein bestimmtes Urtheil des Beyfalls oder Misfallens möchten bezeichnet worden seyn. Wie können doch Männer, die ihr Leben nicht blofs auf dem Studierzimmer zubrachten, und es eben so wenig achtlos verfliefsen, oder von der Willkühr beherrschen liefsen, — wie können sie es übernehmen, eine Sittenlehre aufzustellen, die über alle Handlungen einen sichern und unfehlbaren Spruch ergehn lassen solle? Das ist kaum anders zu erklären, als durch das Mislingen der Bemühung, auch nur die einfachsten Bestimmungen, welche sich wirklich finden lassen, in ihrer wahren Gestalt und in ihrer ganzen Schärfe zu gewinnen. —

Anstatt des gesuchten Einen also lagert sich, immer weiter und bunter, vor uns hin das Viele, welches mit dem Flufs des Lebens und [94] der Erfahrung sich fortwährend anhäuft. Der Blick auf dies Viele hat eine zerstreuende, betäubende Kraft; diese darf nicht mächtig werden wider den philosophischen Geist! Die formelle Einheit mufs gerettet werden, die Einheit des Ueberblicks, der Anordnung, — und des nothwendigen Zusammenhangs der Begriffe.

Man hat von einem logischen Enthusiasmus geredet; nicht, um ihn zu loben. Genau genommen, wäre man vor einem solchen ziemlich sicher; möchten wir eben so sicher seyn vor der logischen

Reue! Die bloſse Subordination der Begriffe, macht sich nur kostbar, wo sie mangelt; und zu einem Urtheil ein zweytes finden mit gleichem Mittelbegriff, daſs ein Syllogismus daraus werde, ein solcher Fund kann allenfalls die Freude eines guten Einfalls gewähren, wenn das Resultat bedeutend genug ist. Die Triebfeder der Speculation ist eine ganz andre. Fühlbar macht sie sich wol einem jeden, wenigstens um die Zeit, da zuerst Natur, und Freyheit, und welche andre Probleme es giebt, — ihn lebhaft beschäftigen. Aber es auszusprechen, was da treibe und dränge, — [95] noch auſser dem eigenthümlichen Interesse jeder einzelnen Aufgabe, — es deutlich anzugeben, was die Speculation, als solche, reizendes habe: — wenn dies nicht gelingen will, so ist vielleicht eben die Logik daran Schuld. Denn Kraft der Logik, meint man, — wo nicht der künstlichen, so der natürlichen, gehe das Denken von Statten. Und, wenn gefragt wird, warum denn, nachdem längst die Logik auf allen Kathedern wohnt, durch sie keine haltbare Metaphysik hat zu Stande kommen wollen, wohl aber die Mathematik sich unaufhörlich fortbildet: so deckt ein Irrthum den andern, — die Zeichen und Zeichnungen sollen es seyn, welche das mathematische Denken so rühmlich besorgen! „Mathematik ist Wissenschaft durch Construction der Begriffe.“ Dem gemäſs sind ohne Zweifel Euklids Elemente, die Mathematik selbst; die neuere Analysis aber ein kleiner Appendix zu diesen Elementen, worin die x und y an die Stelle der Euklidischen Hülfslinien treten! Kein Wunder, daſs dieser Apparat, — zwar ohne die zugehörigen Gröſsenbegriffe, — allmählig auch die philosophischen Werke zu verzieren beginnt. —

Die, mehr als heitere, und doch nichts weniger als ausgelassene Stimmung, das Eigen-[96]thum der gelingenden Speculation, was ist sie anders, als das Gefühl der erhöhten Intension des Denkens? Und jene andre, peinliche Lage des Suchens, woher rührt sie, als aus der Bedürftigkeit eines Gedankens, dem seine Ergänzung fehlt? Natur und Freyheit, wodurch spornen sie die Speculation, als eben durch diese bedürftigen Gedanken, diese Räthsel, welche zur Auflösung streben? — Aber was ist nun die Intension, die aus dem Zutreten der Ergänzung entsteht, und deren Mangel als ein Bedürfniſs gefühlt wird? Weiſs die Logik etwas von dieser Durchdringung der Gedanken? Sie, die dem niedern Begriffe bloſs erlaubt, Platz zu nehmen in dem Umfang des höhern, — der übrigens auch ohne die niedern, durch seinen bloſsen Inhalt, konnte gedacht werden —? Sie, welche die Prämissen, die einander glücklich begegnen, zu Conclusionen verarbeitet, ohne ein Mittel zu wissen, wie man die rechten Prämissen zusammenfinde? Und ohne angeben zu können, wie eigentlich in den Prämissen selbst die Begriffe zusammenhängen? — Vielleicht will hier jemand antworten durch das Wort: Copula. Man könnte ihm ein andres bekanntes Wort ins Ohr sagen: *Synthesis a priori.*

[97] Es ist kein Wunder, wenn geistreiche Männer, wiewohl Freunde der Philosophie, nichts destoweniger von Speculation, — die sie ansehn als einen Handgriff des Philosophirens, welchen eine übermüthige Neigung gar oft antreibe, über seine Sphäre hinaus ins Leere zu greifen — nicht

gern hören mögen. Ist es solchen Männern einmal begegnet, ein wenig zu gläubig die gleichsam atomistische Ansicht anzunehmen, über welche die Logik, mit ihren Regeln, Gedanken aneinander oder für einander zu setzen, uns nicht erheben kann: so folgt von selbst, daſs dieser falsche Begriff dem ursprünglichen speculativen Interesse, das in ihnen rege ist, fortdauernd schaden müsse; indem er die Arbeit nicht nur auf einen unrechten Weg leitet, sondern sie noch obenein als eine kleinliche Beschäftigung darstellt. Unter diesen Umständen können die Schwierigkeiten der höhern Naturbetrachtung, da sie sonst Reiz und Anweisung zugleich würden gewesen seyn, den einmal empfangenen abschreckenden Eindruck nur verstärken. So geschieht es, daſs die Logik, wiewohl unschuldig, der Metaphysik mehr schadet als nützt; darum, weil man zuviel von ihr erwartet.

[98] Der Beyfall, welchen in neuern Zeiten die dynamische Natur-Ansicht gefunden hat, zeugt durch alle seine Phänomene von einer natürlichen Vorliebe der Denker; mit welcher zu sympathisiren selbst demjenigen leicht seyn müſste, der entgegengesetzter Ueberzeugung wäre. Es ist die Innigkeit des Denkens, welche die Richtigkeit desselben zu verbürgen übernimmt. Die Begünstigungen der Natur kommen hinzu, — und die Untersuchung scheint geendigt, ehe sie nur anfing.

Würdiger wäre es wol der Philosophie gewesen, mit reiner Selbst-Besinnung jene wohlthätige Innigkeit in dem eignen Gedanken-Gebiete zu suchen. Dafür hat Niemand soviel geleistet, als *Fichte*, in seinen streng wissenschaftlichen Werken; deren bloſse Form, (wovon man den Umriſs, wie den Inhalt, zu unterscheiden wissen wird,) einen Schatz von Belehrung enthält,[1] welchen leider bis jetzt gar wenige sich scheinen zugeeignet zu haben. Die Logik kann diesem groſsen Forscher Misgriffe nachweisen; seine wissenschaftliche Würde zu schätzen, ist nicht ihre Sache.

„Was ist denn endlich die Speculation? Gebt eine Definition, eine Regel, ein Beyspiel!

[99] Speculation ist das Streben zur Auflösung der Probleme.

„Und was ist ein Problem?

In der That, was ist ein Problem? Die Antwort möchte nicht gleich bereit liegen. Und, würde sie auch auf der Stelle hergesetzt, und daneben die Formel der Speculation; ja, wollten wir sogar Beyspiele aus der Metaphysik herausreiſsen: der bequeme Zuschauer würde alsdann vielleicht Kunststücke zu sehen glauben, — die ihn jedoch kaum unterhalten könnten, denn zum Ansehn ist dies alles gar nicht geeignet, sondern zum Mitmachen.

Triebe aber zum Mitmachen etwa Jemanden, der schon hie und da philosophische Ansichten gewonnen hätte, ein innerer Stachel: mit einem solchen lieſse sich weiter reden.

---

[1] „erhält“ statt . . „enthält“ SW, KLSCH.

Er würde vor allem die Begriffe aufzusuchen haben, von denen seine Ansichten abhingen. Er würde das Interesse zu erforschen haben, welches ihn im Denken bis dahin geleitet hatte, und noch ferner leiten möchte. Er würde die Gränzen seines Gedankenkreises sich gestehen müssen, und nicht erwarten dürfen, daſs es jenseits derselben für ihn eine kräftige Speculation geben könne. Denn die Kraft des Denkens liegt in [100] den vorhandenen Kenntnissen, Interessen, Hauptbegriffen; und nach der Kraft richtet sich die Wirkung. Sofern aber jemand noch in fortschreitender Bildung begriffen ist, kann eben diese Bemerkung ihn veranlassen, sich um Vielseitigkeit der Fortschritte zu bemühen.

Leicht möchte jedem, der, beym Anfange des Speculirens, auf seinen Gedanken- und Meinungskreis ein prüfendes Auge würfe, das Ganze desselben in zwey Hauptparthien getheilt erscheinen, — eine hintere, wenn man will, und eine vordere, so, daſs er jene im Begriff wäre zu verlassen, diese aber, wie eine einladende Flur, seine Schritte beschleunigte, damit er bald ihre Mitte erreichen möge. Die erstere würde wol das Resultat seyn von einem früheren Lernen, und gläubigen Annehmen, das nicht hatte fortwachsen können mit dem Wachsthum der Jahre und Kenntnisse; und das eben darum, weil es in Stockung gerathen war, jetzt einen Reiz verursacht, es herauszuschaffen, — jedoch nicht sowohl es zu vergessen, als zu widerlegen, und lächerlich zu machen; dergestalt, daſs die Thätigkeit, der es keine Nahrung giebt, sich wenigstens dagegen wirksam erweisen könne. Die vordere, erst im Entstehen begriffene, Parthie, möch-[101]te sich herschreiben von einer Notiz von neuen Entdeckungen und höhern Ideen der jetzigen Zeit, hinter welchen zurückzubleiben, beschämend, welche fördern zu helfen, verdienstlich seyn werde. Welches Zeitalter ist so schlecht, daſs es den eben sich entwickelnden jungen Männern nicht schiene vorwärts zu schreiten? Und welcher Glaube empfiehlt sich leichter, wie unhistorisch er seyn mag, — als der von dem einfachen Gerad-aus-Gehn der menschlichen Gattung? — In spätern Jahren können beyde Parthien des Gedankenkreises gar leicht die umgekehrte Lage annehmen. Die, Anfangs herzhaft ergriffene, Entwickelung der neuen Ideen, geräth an ihrer Seite ins Stocken, sie stöſst an den Tadel der ältern Zeitgenossen, sie versucht sich vergebens in allerley Wendungen des Widerspruchs und der Accommodation, — ihre eignen, innern Fehler bleiben ihr verborgen — oder entdecken sich zu spät, indem schon die productive Kraft erschöpft ist; — was kann bequemer, was beruhigender seyn, als allmählig wieder einzulenken, um wenigstens die alten Beschäftigungen, wenn auch nicht die alte Liebe, zu erneuern?

Es braucht nicht gesagt zu werden, wie wenig dieser natürliche Gang der menschlichen Mei-[102]nung mit der Wahrheit gemein habe. Aber es dürfte nicht übel seyn, früh genug Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Allgemeine Warnungen, nicht dem neuesten Lichte zuzueilen — möchten nicht viel helfen. Würde ihnen Gehorsam geleistet: so könnten sie in der That ein Zurückbleiben hinter der Zeit zur Folge haben. Dem Hauptübel, der Stockung der ältern Gedankenentwickelung, vermögen sie

keine Heilung zu bringen; dies bleibt ein Vorwurf für die Erziehung. Der junge Mann aber, welcher seinen eignen Weg begonnen hat, steht in der Mitte der Genossen; und schon der Aufruf:

Αιεν αριστευειν, και ὑπειροχον εμμεναι αλλων,

treibt ihn in die vorderste der Reihen, deren Führerin die Zeit ist. Ein Schwächling müfste er seyn, um lieber in der Schwäche, als in der Kraft, seine Sicherheit zu suchen. Nicht die Ohren soll er verschliefsen vor dem, vielleicht gefährlichen, Gesange, sondern hören — und vernehmen. Vernehmen! und Zustimmung sowohl als Tadel sich versagen, so lange, bis eins oder das andre mit völliger Ruhe, unwillkührlich in ihm hervortritt.

Und — woher nun eben diese Ruhe? Diese Versagung? Diese Kraft der Selbstbeherrschung? Woher, wenn gerade das [1] der Character der Zeit [103] ist, die Gemüther im Sturm zu erobern, und mit sich fortzuwirbeln?

Wir dürfen hier zurückkommen auf das Vorhergehende.

Wenn es stürmt auf dem Gebiete des Denkens: so ist dies allemal ein Zeichen von Verwirrung der practischen und theoretischen Forschung. Den Character einer blofs theoretischen Speculation kennt man aus der Mathematik! Und die sinnige Stimmung des Künstlers — wenn ja die Untersuchung, welche von den einfachen Geschmacksurtheilen ausgeht, bis in die Nähe der Künstlerproduction vordringen sollte — diese wird niemand verwechseln mit dem Toben der Stümper, welche die Kunst äffen, weil ihnen der Geschmack gänzlich fehlt. — Aber freylich, wenn die Theorie sich anstrengt, aufgegebene Arbeit zu vollführen, — wahr zu machen, und schleunig zu erhärten, was das practische Interesse verlangt; wenn für den Kampf sich Kampfpreise zeigen, und Gegner sich stellen: dann geräth die Speculation in Feuer, dann verlieren die Begriffe ihre Gränzen, die Worte ihren Sinn, die Sitte entweicht, und die Leidenschaft regiert. — Metaphysik, und Aesthetik, eine wie die andre, wissen nichts von dem Au-[104]genblick worin wir leben; die eine erhebt uns über die ganze Zeit, die andre hat kaum hie und da derselben zu erwähnen. Aber wo sie zusammentreffen, in der Religion, in den Lehren von Freyheit und Staat, hier, wo die Frage nach dem was eben [2] jetzt wirklich ist, so nahe liegt: hier gilt es, vorhergewonnene Ruhe mitzubringen, hier thut es wohl, ebene Bahn zu finden; nachdem die Schwierigkeiten, welche das Gemüth aufreizen könnten, durch die frühere Untersuchung überwunden sind.

Das geht zwar hinaus über die Speculation; es liegen darin Vorblicke auf die Wissenschaft. Aber auch wer die Wissenschaft nicht besitzt, sondern sucht: kann eine Sichtung und Sonderung seiner schon vorhandenen Begriffe und Interessen vornehmen, wodurch ihm klar wird, in welchen Fällen seine Absicht rein auf das Wissen und die Wahrheit gerichtet sey, — in welchen andern Puncten ihm dasjenige am Herzen liege, dem er, nicht wie durch eine geometrische Nothwendigkeit gezwungen, sondern durch Beyfall zuzustimmen sich bewogen finden werde. Er kann diese Sichtung fortsetzen bey allem Neuen, was ihm dargeboten

[1] „das" fehlt in SW, KlSch. [2] „eben" fehlt in SW, KlSch.

wird. Und er wird sie fortsetzen müssen; denn nicht anders wird sich ihm [105] die Seele irgend eines philosophischen Systems offenbaren, als nur wenn er, aufser den theoretischen Grundsätzen, die etwa der Urheber voran stellt, auch die Triebfeder des praktischen Interesse ausgefunden [1] hat, welche, mit jenen zusammenwirkend, oder, so gut es gehn will, mit ihnen sich vergleichend, und auseinandersetzend, — das System hatte hervorbringen helfen. — Schlimm genug, wenn etwa diese Sonderung manchen Systemen gerade durchs Herz fahren, — und bey andern, grofse Einseitigkeiten, sowohl von practischer, als theoretischer Art enthüllen sollte. Demjenigen aber, der sie mit Kraft und Strenge vollzieht, wird sie die Ruhe des Gemüths sichern, welche nicht sowohl eine Frucht der Philosophie, als vielmehr schon die Bedingung derselben ist.

Sey nun diese Bedingung vorhanden; sey die geforderte Sichtung, wo nicht vollzogen, so doch mit Erfolg angefangen; alsdann mufs sich ihr ein logisch-ordnender Blick verbinden; um die allgemeinen Fragen von den mehr bestimmten, die einfacheren von den mehr zusammengesetzten zu unterscheiden. Aber hier wird die Abstraction vorarbeiten müssen, damit zuerst aus den niedern Begriffen die höheren gewonnen [106] werden. Als Vorübung könnte man in dieser Rücksicht die veraltete Sitte der Wolfischen Philosophie, die Anhäufung der Definitionen und Divisionen zurückwünschen, wenn nur die Uebungs-Versuche bescheiden genug blieben, um vorläufige Gränz-Bestimmungen von Begriffen, soweit dieselben bekannt sind, nicht zu verwechseln mit dem, noch künftigen Geschäfte, zu dem Bekannten das Unbekannte zu suchen. Jedoch, wo sich die Speculation mit Kraft erhebt, da ist diese Gattung von Vorübungen vielleicht weniger nöthig, als die Maxime selbst: Ordnung unter den eignen Gedanken zu schaffen. Schwer kann dies einem hellen Kopfe kaum werden; und ein nicht allzuenger Gedankenkreis strebt von selbst zur Ordnung. Nur, eben weil das Geschäft leicht, und weil es deshalb die Liebhaberey oder gar der Stolz der schwächern Köpfe zu seyn pflegt: wird es zuweilen da, wo es am fruchtbarsten werden könnte, aus Geringschätzung versäumt, und von einer schweifenden Genialität gehemmt. Daraus ensteht aufs neue die Gefahr: von der Zeit fortgerissen zu werden. Denn jede Zeit hat ihre Lieblingsprobleme, und im Eifer für deren Bearbeitung pflegen es die rüstigen Lehrer und Schriftsteller so ziemlich zu [107] vergessen, dafs für junge Männer, die in mancher andern Rücksicht bald auf der Höhe der Zeit stehen mögen, der Lauf der speculativen Meinungen oft noch nicht die erste Bewegung gewonnen hat. Weit entfernt also, dafs dem Studium seine richtigen Anfangspuncte gesichert wären: zersplittert sich vielmehr häufig die erste, frischeste Kraft und Lust, an den unüberwindlichen Schwierigkeiten irgend eines verwickelten, mit Particularitäten überladenen Problems, dem so eben das philosophische Publicum die Ehre erweist, es zum Standpunct zu wählen, um einmal von da die umliegende Gegend zu überschauen. So geht zum wenigsten eine kostbare Mufse verloren; eine Mufse, welche das spätere, mehr geschäftige Leben selten zurückbringt. Schon dieser

[1] „aufgefunden“ SW.

Umstand, dafs sich das philosophische Studium so oft wie in einem engen Raume behelfen mufs: sollte die Aufmerksamkeit auf die sorgfältigste Anordnung desselben hinlenken. Vielen Menschen kann die Philosophie wohlthätig werden; aber nur wenige können sich ihr auf lange widmen. — Es ist nun hier nicht von der Anordnung des Lehrens, sondern des Selbstdenkens die Rede. Also von dem Zurechtstellen der Begriffe und Fragen, welches, nach logischer Art, die allge-[108]meineren, und eben darum leichteren, auf die vordern Plätze hinweis't, damit weiterhin alles Specielle sich der Hülfe erfreuen könne, die ihm das, vorher ins Reine Gebrachte, nach dem Verhältnisse der Unterordnung — zu leisten schuldig ist. Es fehlt in der neuern Geschichte der Philosophie nicht an Beyspielen der übeln Folgen, die aus Vernachlässigung dieser Sorgfalt entsprungen sind. Insbesondre gehören dahin die Versuche: zur Wissenschaft, — dem Inbegriff dessen was gewufst werden soll, — den Eingang zu bahnen durch Hülfe des Begriffs vom Wissen. Soll dieser, für sich unfruchtbare, Begriff, der Untersuchung Stoff geben, so werden entweder Formen des Wissens (Formen der Sinnlichkeit, des Verstandes, der Vernunft), nicht ohne einen Seitenblick auf die wissenden Erkenntnifsvermögen, und deren Verbindung in der Erkenntnifsfabrik — als bekannt vorausgesetzt, und dadurch der frühern Untersuchung, der sie selbst noch bedurft hätten, entzogen. Oder es wird das wissende Subject näher bestimmt, das Wissen wird als That, als Zustand, als Wesenheit einer Intelligenz angesehen — man hat die Wahl, wenn auch nur durch einen Machtspruch; — der Begriff des [109] Ich tritt hervor, der zwar trefflich taugt, eine Untersuchung von gröfster Wichtigkeit herbeyzuführen, nur aber eine Untersuchung, welche alle Schwierigkeiten der Metaphysik in sich vereinigt, und eben deswegen sich nicht wohl dazu schickt, an die Spitze der Wissenschaft zu treten. Angenommen einmal, es falle das auf sich selbst treffende Vorstellen des Ich, in den, logisch höhern, Begriff der in sich zurückgehenden Thätigkeit: so steht wiederum dieser als eine Species unter dem allgemeinen Begriff der That überhaupt, — und wem noch der letztere nicht klar ist, der wird Mühe haben, der vorigen mächtig zu werden. Von einem Absoluten, das aus dem Einen der Eleaten, der Substanz des Spinoza, dem Ich des Fichte, den Ideen des Plato componirt — oder sublimirt ist, um der neueren Physik und Kunst, und der Indischen Würze, nicht zu erwähnen, — von einem solchen — Resultate — kann freylich da nicht die Rede seyn, wo von wissenschaftlichen Principien gesprochen wird. Es ist viel zu erhaben, um zu den Anfängen gehören zu können. — Die allzukünstlichen Mischungen werden sich übrigens mit der Zeit ohne Zweifel wieder zerlegen; und die Begriffe, der logischen Statik gemäfs, jeder nach [110] seiner specifischen Schwere, sich heben oder senken, um ihren rechten Platz wieder einzunehmen. Hoffentlich wird unterdefs die Speculation Uebung genug erlangt haben, um nicht noch einmal das für Metaphysik zu halten, was die Kantischen Kritiken erst dafür ausgegeben, und dann hinwegkritisirt haben.

Wie wesentliche Beyträge zur speculativen Geistesentwickelung nun auch die Uebung im Abstrahiren und Determiniren, im Definiren und

Dividiren, zu leisten hat; wie sehr auch die Logik selbst noch manchen Verbesserungen, unter andern durch Rücksicht auf ihre Verwandtschaft mit der Combinationslehre, zugänglich sein möchte: nichts destoweniger ist es gewifs, dafs da der speculative Geist erlöschen mufs, wo ein blindes Behagen sich erzeugt, mit den höchsten möglichsten Allgemeinheiten zu spielen, ohne sich um ihren Zusammenhang mit dem Gegebenen zu bekümmern; oder alle möglichen Unterordnungen und Verflechtungen der Begriffe zu versuchen, ohne Frage ob sie dem Sinn derselben entsprechen oder nicht. Wir wollen hier nicht schärfer untersuchen, wie grofsen Antheil solche Spielerey an den neuesten Erscheinungen einer vermeinten [111] philosophischen Genialität haben möge. Aber es gehört hierher, zu warnen vor dem so leicht sich einschleichenden Fehler: im Bemühen, ein Problem allgemein genug zu fassen, über den eigenthümlichen Sinn desselben hinaus zu abstrahiren; und in eine leere Allgemeinheit sich zu verlieren, welche nicht mehr die *wesentlichen Charactere* des Problems an sich trägt, daher denn nur ein unfruchtbares Räsonniren über sie möglich ist. So wird wohl über der Frage: was ist der Staat? vergessen die Hauptfrage, nach einem solchen geselligen Verein, wie ihn die Bestimmung der Menschen erfordert; und die, lediglich theoretische, Entwickelung eines möglichen Allgemein-Begriffs, nimmt sich am Ende heraus, die Autorität einer, durch practische Gebote bestimmten Idee zu usurpiren. So Rousseau's *Contract social;* welchem practische Bedeutung beygelegt zu haben, dem Scharfsinn derer welchen dies begegnete, — nicht ausgenommen den Urheber selbst, — eben keine Ehre macht. Ein ähnliches Räsonniren, das den Sinn der Frage vergessen hat, findet sich in den Logiken da, wo die möglichen *modi* der Schlufsfiguren aus den, im Allgemeinen denkbaren, Stellungen des Mit-[114]telbegriffs abgeleitet werden; statt dafs man fragen sollte, auf wie vielerley Weise der Mittelbegriff das, warum[1] es zu thun ist, nämlich die Verbindung zwischen Subject und Prädicat der Conclusion, möge hervorbringen können. Nicht minder verdirbt es die Untersuchung über das Ich, aus dem, durchs Bewufstseyn legitimirten Begriff der Identität des Subjects und Objects, herauszuheben die leere Allgemeinheit einer Identität des Handelnden und des Behandelten; — welcher die Bedeutung, die sie erhalten soll, nur zu leicht anderswoher erschlichen wird. — Abgesehen von den Fehlern, welchen, nachdem der Hauptpunct vergessen ist, Thür und Thor offen steht, — abgesehen von dem Mislingen der Auflösung dieses und jenes Problems, welches Mislingen sich schädlich genug erweisen wird, indem es, wie ein Rechnungsversehen durch die ganze fernere Rechnung, sich verbreitet: — entsteht auch aus den Grübeln über leere Allgemeinheiten die traurige Gewohnheit des speculativen Müfsiggangs, mit der Einbildung einer grofsen und ruhmwürdigen Geschäftigkeit; von wo die Misverhältnisse anfangen zwischen dem Grübler und den übrigen Menschen, ein eben so bekannter als widriger Gegenstand. —

[1] „worum“ SW.

[113] Fassen wir nun ein Problem bestimmt ins Auge: so wird sich dasselbe allemal darstellen in Form einer Frage, wie Ein Begriff verbunden seyn möge mit einem andern? Jedes Problem mufs angeben irgend ein A, worüber Auskunft verlangt wird; aber dieses A, so fern es angegeben wird, ist eben dadurch bekannt; um nun, was in Rücksicht des A noch unbekannt sey, und erforscht werden solle, nur bezeichnen zu können, mufs nothwendig noch irgend ein B angegeben werden; dessen Verhältnifs zu A der Bestimmung entgegensieht. Es versteht sich dafs A sowohl als B, wie immer zusammengesetzt seyn können.

Sind nun diese beyden Begriffe einander blofs fremd, ragen sie aus den Veranlassungen des Problems wie die beyden Enden eines zerrissenen Fadens hervor, — lautet die Frage so: wie läfst sich dies an jenes bringen? Wie dies auf jenes zurückführen? dies aus jenem entwickeln? u. s. w.: so wird es darauf ankommen, das Getrennte durch Vermittelung zu verknüpfen; ein drittes wird gefunden werden müssen, das schon mit jedem der Getrennten verbunden war, und nun sie beyde verbindet. Frage man jetzt nicht weiter: wie ist dies Dritte zu finden? denn die Ant-[114]wort möchte ein Viertes fordern, das schon stehn müsse zwischen dem ersten und dritten, — und so ferner ohne Ende. Hier also kommt es[1] auf Kenntnifs, glückliches Bemerken und Associiren; — auf reiche und rasche wissenschaftliche Phantasie an. Man wird sich in dem Umfange, in dem Inhalte der Begriffe umzusehen haben, um wahrzunehmen, welche Berührungen sich zwischen ihnen stiften lassen. — Einen ganz andern Character aber wird das Problem zeigen, sobald es fühlen läfst, was man im eigentlichen Verstande eine Schwierigkeit nennen kann. Wol nicht das sollte eine Schwierigkeit heifsen, wenn es blofs an Mitteln fehlt, A mit B in Zusammenhang zu bringen. Die Schwierigkeit widersteht vielmehr diesem Zusammenhange. Und da sie in dem Problem drin liegen soll, — die Begriffe widerstehen einander. Nämlich so, wie Begriffe widerstehn können, — durch *Widerspruch.* Man wird hoffentlich nicht glauben, dafs es an dergleichen Problemen fehle. Die unüberwundenen Schwierigkeiten der Metaphysik, welche allen Künsten des associirenden Nachsinnens, allen Versuchen des glücklichen Errathens der Auflösung, seit Jahrtausenden Trotz bieten: wo anders könnten sie ihren Sitz haben, als in Be-[115]griffen, die auf Verbindung Anspruch machen, eben indem sie einander widersprechen? — Dafs nun, so lange die Widersprüche nicht aufgedeckt, wohl gar nicht aufgesucht sind, die Lösung auch noch nicht könne angefangen haben: ist wol von selbst klar. Wie aber die gefundenen Widersprüche zu behandeln seyen? auch das sollte man nicht lange fragen. Sie müssen gerade verneint werden. Warum? Weil sie sonst in dem Probleme stecken bleiben, das heifst, die Probleme ewig Probleme bleiben. —

Wir sind hier an der Gränze der gegenwärtigen Abhandlung über Speculation; welche einer wissenschaftlichen Methodik nicht vorgreifen kann.

[1] „es“ fehlt in . . . SW.

116] III.

Ueber Philosophie als Wissenschaft.

Wenn das Streben nach Einheit — nach Concentration der Gedanken, nach ungetheilter Besinnung, — von Anfang an mit Recht als der Character aller philosophischen Studien ist angesehen worden: so können die seitdem angewachsenen Betrachtungen, der Philosophie den Verdacht zuziehn, als ob sie, die ohne Zweifel die Lenkerin jener Studien seyn soll, selbst Mangel leide an dem was von ihr erwartet wird. Zwey Wissenschaften statt Einer, haben sich angekündigt; eine theoretische, die Metaphysik, eine practische, die Aesthetik. Wie es um die innere Einheit jeder von beyden stehn werde? das liegt noch im Dunkeln; schwerlich aber dürfte von irgend einer unter ihnen diejenige Art der Einheit realisirt werden, welche den Philosophen damals vorschwebte, als sie die ganze Wissenschaft auf Ein Princip zu bauen gedachten. Wiewohl, was sie eigentlich wollten, ihnen kaum recht klar gewesen ist, sonst würden sie sich weit sorgfältiger um die Regeln, ja um die Möglichkeit eines solchen Baues bekümmert [117] haben. Denn so sehr waren, und sind sie mit dem Materiale des Werks beschäftigt, dafs, um diesem Beyfall zu verschaffen, Versuche über Versuche in den mannigfaltigsten Wendungen über den gleichen Gegenstand hinzuschütten sich keiner gescheut hat; wie gewifs auch durch den bunten Bücher-Haufen, alle Züge geordneter Gestalt, die sich zu bilden etwa anfingen, mufsten unkenntlich gemacht werden. — Wahrscheinlich ist der Gegenstand mächtiger gewesen, wie seine Bearbeiter; er hat sich in den Formen nicht halten wollen, denen man ihn anzupassen versuchte. Gestehen wir uns vor allen Dingen: der Philosoph ist nicht, wie der Künstler, Schöpfer der Form, und Herr des Stoffs; sondern in seiner Hand formt der Gegenstand sich selbst; und wann derselbe fertig ist, mufs man ihn lassen, wie er sich darstellt.

Verlangen also Metaphysik und Aesthetik, jede für sich zu bestehen, — nur verbunden durch den, zum Theil wenigstens, gemeinschaftlichen, Vorhof, die Methodik, — verlangen auch in der Metaphysik selbst, einzelne Probleme eine Parthie für sich zu bilden, und mit andern Parthien blofs in Verhältnisse logischer Unter- und Neben-Ordnung zu treten; verlangen, eben so, [118] verschiedene Künste eigenthümliche Antheile an der Aesthetik zu haben, und sondern selbst für jede einzelne Kunst sich mehrere einfache Geschmacksurtheile von einander: so kann die höchste Vereinigung für dies Alles zunächst nur gesucht werden in der Einheit des Ueberblicks, und des, wenn schon vielgliedrigen, doch durch Einen Act des Denkens vollzogenen, Gegensatzes aller Theile gegeneinander. Auch hierin liegt Einheit der Besinnung; und, sollte überall ein Vieles gedacht werden, so mufsten irgendwo die Spaltungen an-

fangen, absolut einzutreten; genug, wenn sie nur nicht zerstörend, verfälschend, auf ein vorausgesetztes Eins trafen, dergleichen die neuern Systeme zu ihrer eigenen systematischen Verderbnifs anzunehmen pflegen.

Was der Stolz der Speculation ist, und was im strengen Sinne vielleicht allein Speculation heifsen sollte: Nachweisung eines nothwendigen Zusammenhangs unter Begriffen: dies kann nur in dem Inneren der kleineren Parthien erwartet werden; besonders in der Metaphysik, wo die Widersprüche in den Problemen, zur Auflösung treiben und zwingen. Rechnen wir aber jedes Bedürfnifs der Mittelglieder zwischen getrennten Begriffen, die eine Verbindung gestat-[119]ten, mit zu den Problemen; und gilt uns, dem gemäfs, alle Bemühung, zwischen den Begriffen die gehörigen Uebergänge zu bahnen, für Speculation: so hat die letztre nicht nur in der Metaphysik, sondern auch in der Aesthetik allenthalben zu thun, um nämlich zuvörderst die einfachsten Verhältnisse aufzuspüren, welche dem Geschmack zur Beurtheilung müssen vorgelegt werden, und alsdann die Construction und Anwendung der gefällten Urtheile zu besorgen. — Insofern ist es demnach ein allgemeiner Character der gesammten Philosophie, dafs sie durch Speculation zu Stande kommt.

Diesem Character nahe verwandt ist ein andrer, der nicht nur die verschiedenen Theile der Philosophie, — die Methodik mit eingerechnet, — als einander ähnlich bezeichnet, sondern auch diese Wissenschaft von allen andern unterscheidet, — und, was nicht das geringste ist, alles unbedachte Räsonniren — und alle Mystik — von der Philosophie ausstöfst. — Es ist nämlich die Eigenthümlichkeit dieser unsrer Wissenschaft: dafs sie Begriffe zu ihrem Gegenstande macht. Dagegen sind die übrigen Disciplinen vertieft im Auffassen dessen, was entweder gegeben ist, oder doch gegeben werden könnte. Selbst die Mathe-[120]matik, (denn von dem historischen Wissen ist nicht nöthig zu reden) so wie sie pflegt behandelt zu werden, denkt sich ihre abstractesten Formeln immer als Formeln für mögliche Fälle, und symbolisirt sehr gern ihre Functionen durch die Gestalt von Curven, wie sie überhaupt den Raum nur verläfst, um reicher an Mitteln zur Herrschaft, in ihn zurückzukehren. Auch kann sie nur in dieser formellen Hinsicht von der Philosophie geschieden werden. Philosophisch behandelt, wird sie selbst ein Theil der Philosophie, die sich für ihr eignes Bedürfnifs eine Gröfsenlehre würde schaffen müssen, wenn noch keine vorhanden wäre. — Es giebt ein inneres Gefühl, welches den Moment kennbar macht, wo man aus was immer für andern Betrachtungsarten, oft unwillkührlich, ins Philosophiren übertritt. Das Los-Lassen des betrachteten Gegenstandes, an dessen Stelle ein blofses Was, — unabhängig von der Existenz, die ihm der Gegenstand leihen möge, unabhängig von den verborgenen Eigenschaften desselben, und von den Umständen der bisherigen, oder noch künftigen Auffassung, — vor die Seele tritt, — die Vertiefung in den ergriffenen Gedanken, die Ausbildung dieses Gedankens, das Nachspüren, ob er durch seine [121] Merkmale sich selbst genüge, oder ob er zu den Bedürftigen gehöre, welche die Hülfe der eigentlichen Speculation erwarten, — ob er endlich vom Geschmack ein reines Ge-

präge zu erhalten entweder nicht fähig, oder noch bestimmt sey: dieses Sinnen und Dichten, lediglich in der Gedankenwelt, ist es, welches wir nur um so vollkommner überzeugt, für das wahre und ächte Philosophiren anerkennen, je länger wir einigen verehrungswürdigen Männern zusehn, welche, bey dem entschiedensten Talent, sich ins Philosophiren zu erheben, gleichwohl lange genug darin auszuharren sich nicht entschliefsen wollen. So eifrig trachten sie nach dem Wahren, nach dem *Seyn*, — dafs man in Versuchung geräth sie zu erinnern, wie gewifs das Seyn ihrer warten, und immer noch da seyn werde, wenn sie auch noch so lange mit uns im Gebiete des Denkens verweilten. Aber nicht an dem Seyn ist ihnen gelegen, sondern an Ihrem — baldigsten Ergreifen dieses Seyn! Ja es giebt deren, die uns den Glückwunsch anzumuthen scheinen, zu dem Griff, den ihr Genie schon vollbracht habe. Unglücklicherweise finden wir diese befangen in so vielen Begriffen, die, als Begriffe, der schulmäfsigen Bearbeitung bedürfen, um erst denkbar [122] zu werden, und nicht den Verstand zu zerrütten: dafs es leicht wird, ihr Genie unbeneidet zu lassen. —

Vielleicht ist es nicht überflüssig, zu zeigen, wie mit der Vertiefung in Begriffe, als dem Character der Philosophie, jenes so oft erwähnte Streben nach Einheit zusammentrifft, und im Grunde damit Eins und dasselbe ist. Die Begriffe nämlich, sind schon vermöge ihrer logischen Allgemeinheit, Sammlungspuncte des Denkens; erfüllen aber diese ihre Bestimmung nur in dem Maafse wohl, wie sie von innern Dunkelheiten befreyt werden. Sie sind auch Stemmungs-Puncte der Gegensätze, wo dergleichen vorkommen. Stehn vollends mehrere, sehr allgemeine Begriffe in nothwendigem, weit umhergreifendem Zusammenhange, — wie die meisten Begriffe der Metaphysik, — und ist dieser Zusammenhang noch nicht gehörig entwickelt: so wird in der Region des Mannigfaltigen, das, parthienweise, den Begriffen untergeordnet ist, ein allgemeiner Drang gefühlt wie gegen ein unbekanntes Centrum, welches, gleichsam mit verbundenen Augen vielfältig umlaufen, doch nie getroffen; sich zum Gegenstande des peinlichen Suchens, des Eifers, der Ungeduld, end-[123]lich des Wortwechsels macht zwischen Gläubigen und Ungläubigen, und zwischen den verschiedenen Partheyen, die es erreicht zu haben vermeinen. Behauptet nun Jemand, in der Mitte des Mannigfaltigen stehend, sich schon in diesem Centrum zu befinden: so mufs er natürlich die Anschauung preisen über dem Denken. Denn er hat das Gefühl des Sehens vielmehr als des Begreifens, indem eben dies der Vorzug des Auges ist, mit Einem Blick die buntesten, reichsten Fluren so zu fassen, dafs eine unendliche Möglichkeit, zergliedernd ins Einzelne hinabzusteigen, ohne eine Nothwendigkeit der Zusammensetzung aus dem Einzelnen, zugleich mit dem Anblick empfunden wird. Preisen wird er gewifs solch' eine reiche Anschauung, die auf einmal dem allgemeinen Drange Befriedigung giebt; eine Concentration aller der Befriedigungen, welche von Andern einzeln, und bey einzelnen Gelegenheiten gesucht wurden. Und die Befriedigung wird so vollkommen seyn, dafs sie gar bald das Gefühl des Bedürfnisses, dem sie entspricht, rein auslöschen, eben dadurch aber freylich sich selbst, als Befriedigung, aufheben müfste,

— indem alle Anschauung unfähig ist, nothwendigen Zusammenhang kennbar zu ma-[124]chen, der nur durch *Unmöglichkeit der Trennung* also nach vorgängiger Auffassung der getrennten Glieder, *gedacht* werden kann, — wenn nicht die Natur es verstünde, den, über dem All gleichförmig ruhenden Blick durch ihre wundersamen Erscheinungen hier und dort hin zu ziehn, durch diese Beschäftigung die „unendliche Langeweile", welche sonst nahe bevorstand, zu verhüten, — den eben eingeschlummerten Verstand wieder zu wecken, und das Denken, gleichsam wider Willen des Anschauens, im Gange zu erhalten. Aber so werden denn auch bald die Begriffe mit ihren Schwierigkeiten, mit ihrem Gefolge von Zweifeln und Streitigkeiten, wieder hervortreten: bis man endlich einsehn wird, dafs das gesuchte Centrum einem, lediglich in der Form des Gegebenen begründeten Bedürfnisse, zu entsprechen hat, als eine formale Gedanken-Einheit, worin die nothwendig verbundenen Begriffe, als Begriffe, verschmelzen müssen; ohne dafs diese Verschmelzung, in der sich Vielheit und Einheit durchdringen, im mindesten dem Reellen sich mittheilen könnte, wo auch, ob in dem Subjectiven oder Objectiven oder zwischen beyden oder in beyden zugleich, man das Reelle suchen möge. [125] Allerdings wird es unsrer Zeit noch Zeit kosten, von ihren vornehmen, ein solches Resultat gerade ausstofsenden, Täuschungen, abzulassen; ist es aber geschehen, alsdann werden die philosophischen Begriffe nicht verfehlen, sich eben so wohl wie die mathematischen, den Erscheinungen und dem Leben mit Leichtigkeit anzuschliefsen.

Es ist nicht angenehm, von einer Wissenschaft, deren Erscheinung in der Zukunft liegt, im Voraus zu sprechen. Um gekannt zu werden, mufs sie dastehn; um sich zu empfehlen, mufs sie lange gekannt seyn; um sie zu bewähren, müssen nicht blofs Menschen, sondern Zeitalter sie erproben. Denn wir werden uns wohl hüten, für eine individuelle Ueberzeugung die Kraftworte aufzusuchen, welche von einer, neuerlich in dieser Hinsicht nur allzuwohl ausgebildeten Sprache, könnten dargeboten werden. Einer Philosophie, die unter andern in der Dreistigkeit ihres psychologischen Blicks ihre Ehre sucht, kann es nicht einfallen, sich durch ihre Evidenz — denjenigen die diese Evidenz noch nicht haben, für die sie also noch blofses Phänomen von dem Zustande eines Andern ist, und seyn soll, — anrühmen zu wollen.

[126] Auch wäre es nicht zweckmäfsig, weitläufig zu werden über die Vorurtheile einer gröfsern Menge sonst gebildeter Personen, welche nicht gern der Untersuchung Preis geben, was sie lieber im Dunkeln ans Herz drücken, nicht gern wachend prüfen[1] mögen, was den Gegenstand ihrer seligen Träume antasten könnte. Man mufs es sich schon gefallen lassen, von manchen Seiten her gescholten zu werden, sobald man das Reich der Ahndungen zu beunruhigen Miene macht. Es ist uns nichts Neues, Wehe und Entsetzen rufen zu hören über die Be-

[1] prüfend O (Druckfehler). —

griffs-Menschen, und über die „gräfsliche Klarheit," womit heutiges Tages Jung und Alt von Seiten der speculativen Wissenschaften bedroht werde. So rufen wohl selbst die, welche sonst darin einstimmen, nicht vor dem Verstande, vielmehr vor der Dummheit habe man sich zu fürchten. — Wir verhehlen nicht, dafs jener Wehe-Ruf uns eine süfse Musik seyn würde, sobald derselbe durch unzweydeutig vollführte That verdient wäre. Für jetzt aber dürften die Allzubesorgten sich wohl sicher genug damit trösten: dafs diejenige, ächte Klarheit, welche durch eine gesetzmäfsige und durchaus ruhige Speculation gewonnen werden mag, gar nicht, wie [127] die Werke des Enthusiasmus, in raschen Sprüngen vorzudringen im Stande ist, sondern aus Anstrengungen und Zweifeln sich schwerfällig hervorhebt, aus den einzelnen, geringen Erzeugnissen seltner Momente des Gelingens sich spät zu einem eng umschriebenen Ganzen abrundet, unaufhörlich zu neuen Prüfungen auffordernd, neuen Aufenthalt verursacht, — bey jeder Mittheilung zahllose Hindernisse findet, die Meisten abschreckt, unter den Verständigen nur die sehr Geduldigen gewinnt, die Gewonnenen endlich zum Theil in furchtbare Richter verwandelt zu sehn sich gefafst halten mufs. — Dieser Trost nun könnte schon für seine Aufrichtigkeit verdienen, dafs dagegen auch diejenigen sich ein kleines Lächeln gefallen liefsen, welche mit lautem Räsonnement herzhaft fechtend für eine verlorne Naivität, ganz vergessen, wie wenig die Naivität es verträgt, dafs man von ihr spreche; — wie nahe, leider! dasjenige Zeitalter daran ist, sich zu verkünsteln, welches die Ahndung in Büchern abhandelt, die Anschauung zu Lehrsätzen ausmünzt, und sich wol gar die Furcht vor den Fortschritten des Begreifens als eine Kraft und Stärke der Seele anrechnen möchte. — Innigkeit des Mannes ist ein ungesuchter Naturerfolg der [128] strengen Selbstbeherrschung; Selbstbeherrschung aber geht aus von der Festigkeit des *Gedankens:* Die *Basis* nun der festesten Gedanken, diese, und nichts anders, wollen wir, wo wir reden von der *Wissenschaft.*

Ueberdas — die scharfe Speculation erleuchtet immer nur einzelne Stellen. Dicht daneben ists desto dunkler. Und wie hell der ganze Kreis, den ihr Licht treffen kann, auch werden möchte: nur desto schwärzer würde die Nacht rings um, nothwendig abstechen müssen. Seyd unbesorgt wegen des Raums für die Ahndung. Sie wird ihn schon finden, ist nur ihr Princip im Menschen unverdorben erhalten.

Eine feste Wissenschaft — die sich fest erhielte in dem Gemüth des Wissenden, — eine solche zu gewinnen, möchten wir uns übrigens nicht schmeicheln, wenn wir dieselbe glaubten gründen zu müssen auf Principien, die nur in einer besondern Exaltation ergriffen werden könnten; so dafs es noch in Frage käme, ob auch dieser und jener fähig sey zu solcher Erhebung, und dafs man wol gar an einen Unterschied denken dürfte zwischen Auserwählten und Gemeinen, Sehenden und Blinden, — dafs endlich, bey fortdauerndem Streit unter den Auserwähl-[129]ten, jeder den andern auf eine niedere Stufe herab zu drücken sich genöthigt fände, indem, kraft seiner Evidenz, seine Behauptungen allein zur höchsten Stufe berechtigen könnten. — Viel-

mehr würden wir einen Jeden bitten, alsdann, wann es ihm um das Anfangen des philosophischen Denkens zu thun sey, sich tiefer und immer tiefer herabzulassen von jeder Höhe, die er etwa schon erreicht haben möchte; abzustreifen Alles, was ihm von früher studirten philosophischen Systemen ankleben könnte, sich erst wieder zu versetzen in die gemeine Auffassung der gemeinen Erfahrung; jetzt aber die nämliche Aufmerksamkeit, welche in dieser Auffassung liegen kann, gleichsam anschwellen zu lassen, und, indem er ganz nahe zu einem kindlichen Zustande zurückgetreten wäre, sich doch dadurch recht kräftig vom Kinde zu unterscheiden, dafs er die Fragen, die ihm entstünden, nicht los liefse, die Fragepuncte aufs schärfste ins Auge faſste, durchs Wegwerfen aller Nebenumstände und Nebenbestimmungen schnell wieder aufstiege ins Reich der Begriffe, und fernerhin sich in völliger Ergebung führen liefse von der innern Nothwendigkeit der aufgefafsten Probleme. Wie nun zu diesen Bewegungen des Geistes zwar eine gewisse [130] Herrschaft über die eignen Gedanken gehört, zu welcher freylich nicht alle Menschen zu gelangen pflegen; aber doch nicht irgend ein Heraustreten aus der gewöhnlichen Denkart, oder gar irgend ein Umkehren der gemeinen Ansicht, — wozu nur der Verlauf der Forschung selbst würde berechtigen können; — wie demnach hier kein Anlafs zum Wettstreit, wer am weitesten heraustreten, wer am übermüthigsten umkehren könne, zu finden seyn dürfte: so mufs es auch dem Denker selbst niemals Mühe kosten, sich auf seinem, nichts weniger als künstlichen, Standpuncte zu *halten*, der ja die breite Basis der Erfahrung selbst ist; es mufs ihm so wenig schwer seyn, aus der Mitte der Beschäftigungen und Betrachtungen des täglichen Lebens hinüberzugehen in die einmal gebahnten Wege seiner Wissenschaft, dafs vielmehr jede Erscheinung ihm dazu ein Fingerzeig wird, und das stets umherwandelnde Auge allenthalben nur die Erneuerung des willkührlosen Antriebs vorfindet, so und nicht anders fortschreitend im Denken, solche und keine andre Ueberzeugungen immer fester und weiter in sich wurzeln zu lassen.

Gewifs giebt es kaum eine andre, gleich undankbare Virtuosität, als die so oft geforderte, [131] sich durch Acte reiner Selbstthätigkeit theoretische Principien zu schaffen, welche aufser allem Zusammenhange mit dem Gegebenen stehen. Das System, was daraus erwächst, entbehrt nicht nur der beständigen Ernährung durch die fortgehenden Auffassungen des Lebens, es erschöpft sich nicht nur in vergeblichen Bemühungen, die Ansichten, wodurch es die Erscheinungen sich zueignen und beherrschen möchte, fest zu bestimmen, rein auszuführen, und den sämmtlichen Umständen, der ganzen Eigenthümlichkeit der Erscheinungen anzupassen: sondern es wird in seiner Ausbildung unaufhörlich gestört durch den Fortgang der Erfahrungen und Meinungen; es verunstaltet sich durch Auswüchse, eben indem es sich gegen die Anfechtung zu behaupten sucht; und, während es in seinen Darstellungen auf grofse Nachsicht wegen des Ausdrucks rechnet, vermeidet es nicht den Verdacht, die Schwankung der Begriffe unter der noch gröfsern Schwankung in der Wahl der Worte und Wendungen zu verbergen.

Sich zu retten gegen die Macht der Erfahrung, hätte zwar der,

selbstständig seyn wollende, Rationalismus, ein kräftiges Mittel. Die alten Eleaten haben es gebraucht. Die Neuern würden [132] es kennen, wenn sie aufgelegt wären sich desselben zu bedienen; — aber, wie weit entfernt sind sie von der Resignation, welche die Anwendung desselben voraussetzt! Es ist kein anderes als dies: die Gültigkeit der Erfahrung rein wegzuläugnen. Alsdann steht es frey, das Eine, das reine, ungetrübte, in sich geschlossne, Seyn, dem Endlichkeit und Unendlichkeit gleich *fremd* sind, das mit der Erkenntnifs seiner selbst zusammenfällt, mit einem Glanze zu behaupten, an den kein Bruno noch Spinoza denken darf. Alsdann ist es gestattet, die ganze Natur wie eine Feerey zum Gegenstand poetischer Scherze zu wählen, — versteht sich, nach vorangestellter Warnung, es wolle ja Niemand den Scherz für Ernst nehmen. — Hätte wohl ein heutiger Denker Lust dazu, seine Naturphilosophie nach Art des alten Parmenides mit diesen Worten anzukündigen:

— — — δοξας — βροτειας
Μανθανε, κοσμιον εμων επεων απατηλον ακουων:

Hat Jemand den Muth? so vergesse er nicht, dafs er jetzt unerbittlich seyn mufs, nicht nur gegen das Schöne der Natur, sondern auch gegen das practische Interesse der Geschichte; dafs er fühllos seyn mufs gegen die Liebe, und gleichgül-[133]tig gegen die Seligkeit. Erhaben über aller Sehnsucht, ruhet das Seyn; das Sehnende ist Nichts!

— — — επει γενεσις και ολεθρος
Τηλε μαλ' επλαγχθησαν, απωσε δε πιστις αληθης.

Es giebt keine practische Philosophie, denn was ihrer bedürfen könnte, das ist hinabgeschwunden ins Reich der Mährchen. — Die Ihr vom Absoluten redet, und noch umher irrt, suchend nach Versöhnungsmitteln des Endlichen mit dem Ewigen, — hier, wo der Abfall zur Fabel wird, hier ist der Gipfel, der Euer wartet!

Wir, die wir im Thal der Erfahrung geblieben sind, uns nur so weit erhebend, als sie selbst uns hinaufwiefs, — wir erfreuen uns[1] dieser, wenn man will, geringen Erhebung, unter andern darum, weil der Standpunct unsrer Wissenschaft gerade hoch genug liegt, um das Feld der möglichen Erfahrung einigermaafsen im Voraus zu überschauen. Unsrer Philosophie kann am wenigsten der Vorwurf gemacht werden, dafs sie die Unerfahrnen in goldne Träume wiege, aus welchen die rauhe Wirklichkeit sie einst erwecken werde. Vielmehr eben der Eindruck, welchen eine lange Erfahrung, ein langer Umgang mit der Welt wie sie ist, eine vollkommne Kennt-[134]nifs der Schwierigkeiten die sich aller Verbesserung in den Weg zu stellen pflegen, bey Männern welche viel gehandelt haben, in den spätern Jahren zurückzulassen pflegt; eben dieser Eindruck, (wiewohl freylich nicht diese specielle Kenntnifs), mufs gleich Anfangs aus einer Wissenschaft entstehn, die in ihrem theoretischen Theile nur den Schoofs des Wirklichen durchsucht, und sich auf Nichts einläfst, als auf die Begriffe, zu welchen das Gegebene eben dadurch

[1] „uns" gesperrt SW. —

berechtigt, daſs es zu ihnen hintreibt. Die Wissenschaft also bereitet eine Empfänglichkeit für die Lehren fernerer Erfahrung, deren gerades Gegentheil man sonst den Schülern der Philosophie nicht mit Unrecht zur Last zu legen pflegt. — „Und der Gewinn dieser Empfänglichkeit?“ — Sollen wir hier etwa wiederum die Ahndenden, die Hoffenden, — oder vielmehr die Zärtlinge unter ihnen, reden lassen, welche es recht gern sähen, wenn im Menschen ein Princip wäre, das ihm nie gestattete, klug zu werden? Ja, es giebt deren, die nie klug werden; gefährliche Menschen für sich und andre! Es giebt ihrer viel mehrere, die wider ihren eigenen Willen klug geworden sind, weil sie muſsten, und die sich noch heute läugnen möchten, daſs sie es sind, wenn sie nur könnten. [135] Für sie ist die Klugheit eine Krankheit. Sie drückt sie nieder, weil die eben so unerwarteten als ungelegenen Erfahrungen, deren erzwungenes Product sie ist, ihnen in den frühern Jahren das Reich der Wünsche angriffen, den Plan des Lebens zerrütteten, genommene Maaſsregeln vereitelten, und des Muthes und der Kraft zu spotten schienen, mit deren sicheren Erfolgen sie sich geschmeichelt hatten. Welche Klugheit so entsteht, die ist muthlos bey jedem Schritt, den nicht ein Andrer zuvor versuchte, — ein Verwegener ohne Zweifel, denn wer soll denn sonst versuchen, wenn es keine leitende Wissenschaft giebt? — Und nicht nur muthlos, sie ist auch lau und kleinlich gesinnt, wo eine practische Idee den Versuch verlangt; sie möchte gern die Autorität der Idee läugnen, weil sie nur weiſs was nicht geht, aber keinen Vorblick hat für das noch unausgeführte Ausführbare. — Endlich ist sie unvorsichtig noch im Alter mit wahrhaft jugendlichem Leichtsinn in der Sphäre, wo der Mensch es ungestraft seyn kann, nämlich in dem Felde der Meinungen von dem Uebersinnlichen. Hart an der Gränze, wo die Gefahr aufhört, verwandelt sich solche Klugheit in einen Glauben, der ohne weitere Unterscheidung annimmt [136] was ihm lieb ist, und sich gar nicht anfechten läſst von der Frage, ob es auch wahr sey. Gleichwohl bleibt die Frage nicht aus. Sie fällt einem von denjenigen ein, welchen der Glaubende sich[1] mittheilte. Alsdann beginnen die Zweifel mit ihrer Pein und ihren neuen Gefahren. —

Um hinweggesetzt zu werden über solche drückende Klugheit, — deren Stelle bey mindcr gutgesinnten Menschen gar die List und die Falschheit einzunehmen pflegt; — um durch keine, noch so widrige Erfahrungen irre zu werden an practischen Gesetzen, und an der allgemeinen Möglichkeit des Bessern; dafür gerade ist es Wohlthat, das Practische vom Theoretischen in Begriffen rein getrennt zu haben, und geübt zu seyn, es getrennt zu erhalten, damit nie eins im Namen des andern zu reden, oder gar zwischen beyden eine Feindschaft auf übermäſsige Freundschaft, nach menschlicher Art, zu folgen scheine.

Allzunahe liegt hier die gewöhnliche Annahme eines *Weltplans*, um dieselbe ganz mit Stillschweigen zu übergehn. Es werde also über diesen Gegenstand, der zwar viel zu tiefe Wurzeln hat in dem Ganzen

[1] Glaubende sich sich. O (Druckfehler).

der Philosophie, um hier genau darauf einzutreten, — soviel wenig-[137]stens bemerkt: daſs die bekannten Behauptungen, welche weit hinausgehn über alle Empirie, in unmittelbarem Zusammenhange stehn mit der oft gerügten Vermengung theoretischer und practischer Principien. Ferner scheint es, als sollte die Gegenwart durch die bessere Zukunft ausgelöscht werden, und als gehörte eine nachfolgende Zeit dem Ewigen näher an wie eine vorhergehende. Oder soll man die Analogie zweyer unmöglichen Wurzeln herbeyziehn, die, mit einander multiplicirt, ein mögliches Product geben; in welche auch, wenn man lieber will, eine mögliche Gröſse kann zerlegt werden? Dann wäre nicht zu vergessen, daſs die Wurzeln beyde unmöglich seyn müssen; das heiſst, daſs jede von beyden, derjenigen Gröſse, als deren Evolution sie anzusehen sind, im höchsten Grade unähnlich seyn muſs. — Mischt sich vollends der Verdruſs über die Gegenwart in die Begeisterung für die Zukunft; ein Verdruſs, den der ungeordnete Zusammenstoſs menschlicher Verhältnisse so leicht erzeugt, und von dem uns ein wenig mehr Ausarbeitung menschlicher Wissenschaft und Kunst allerdings möchte befreyen können: so ist zu besorgen, daſs über dem Verdrieſslichen, das was uns nicht verdrieſst, sey vergessen worden; und [138[daſs Eindrücke, gegen die unsre Empfindlichkeit sich freylich nicht leicht abhärtet, und auch nicht abhärten soll, aus ihrer practischen Sphäre wiederum in die theoretische hinübergesprungen sind, und auf Sätze gewirkt haben, welche, sofern sie in die Philosophie aufgenommen werden, erhaben seyn sollten über den Einfluſs der Unzufriedenheit mit zeitlichen und örtlichen Phänomenen. Endlich: unter der Voraussetzung eines Weltplans zu handeln, ist ein ziemlich sicheres Mittel, sich um die richtige Auffassung dessen zu bringen, was beym Handeln zu beobachten ist. Daſs es unzeitig sey, eben in dem Augenblick in religiöse Contemplation zu versinken, wo man wirken soll, ist bekannt. Nicht weniger unzeitig ist es, sich alsdann an die Voraussetzung eines höhern Plans zu halten, wann es gerade darauf ankommt, selbst Pläne zu machen. Durch die schönsten Gesinnungen wird die Unvorsichtigkeit nicht verbessert, welche die Ergänzung der eignen, mangelhaften Pläne, anstatt darnach fortdauernd zu suchen, getrost von oben erwartet. Daſs demjenigen der Muth gehoben wird, der sich als Werkzeug in höherer Hand betrachtet, ist nicht zu bezweifeln. Er wird also nicht fehlen wie die Muthlosen; aber er kann fehlen wie [139] die Uebermüthigen. Wohin sein Muth ihn treibt, wohin sein Sinn eben steht, das ist ihm angedeutet durch die höhere Hand; und dem angemessen ist der Weltplan den Er voraussetzt. Wir sehn wohl, das Individium gewinnt dadurch an Kraft, es wird mehr, was es schon war; wir werden auch von der gröſsern Kraft einen gröſseren Effect erwarten. Aber ob einen richtigen Effect? Die Fähigkeit, das eigne Urtheil zu berichtigen, ist um eben so viel kleiner, als der Muth gröſser geworden. So treten vielleicht Phänomene in die Geschichte ein, — Phänomene, welche der Strom der nachfolgenden Zeit bald genug wieder auslöscht, weil die Frage von dem was dauern könne, so schlecht überlegt war. Und möchten sie dauern: wie weit noch von da bis zu solchen Monumenten, die den Urbeber wahrhaft ehren, und welchen die Nach-

welt einen reinen Dank wird widmen können! — Endlich, welcher heilsamen Unvorsichtigkeiten die Geschichte mit Ruhm erwähnt, eben diese sind verführerisch; indem sie vergessen machen, wie weit mehrere andre gerade darum mit ewigem Schweigen bedeckt sind, weil die Gunst eines seltnen Glücks ihnen versagt war. —

[140] Nicht vermischt, aber wohl *verbunden*, und zu gleichen Graden der Klarheit und Geläufigkeit erhoben, geben die theoretische und practische Forschung dem Handeln die richtige Leitung! Das practische Urtheil ist die innerste Seele der Entschliefsungen des sittlichen Menschen. Man könnte hier von Begeisterung reden, wenn nicht Begeisterung so nahe zusammenfiele mit Anwandlung eines fremden Geistes auf kurze Zeit. Ohnedies fehlt unter den Tugenden des Begeisterten die Wachsamkeit, welche das practische Urtheil unaufhörlich auszuüben hat, während die hinzutretende theoretische Ueberlegung beschäftigt ist, die Wege und Mittel aufzuspüren, wie jene Seele der Entschliefsungen sich in äufserer That offenbaren könne. Wie viele der Mittel, die sich darbieten, müssen verworfen werden, weil sie schlechte Mittel sind bey aller Zweckmäfsigkeit! Wie oft hinwiederum mufs nach neuen Mitteln gesucht werden, weil der Zweck doch erreicht werden soll! — Dies Zusammenarbeiten der practischen und theoretischen Ueberlegung, — glaubt man wirklich es zu ordnen, zu dirigiren, indem man die Principien beyder durch einanderwirft? Soviel ist sicher, dafs eine Wissenschaft, welche wohlthätig darauf wirken will, es auf [141] keiner von beyden Seiten darf fehlen lassen; — und dafs ein Studium, welches sich solcher Wissenschaft in solcher Absicht bemächtigen will, gleiche Sorgfalt für jeden von ihren beyden Theilen verwenden mufs.

Unstreitig jedoch nähert sich die Verbindung der beyden Theile einem Zusammenfliefsen, wenn die Rede ist von der Gesinnung des vollendeten Menschen. Von derjenigen Gesinnung, in welcher er durchaus *ruhet;* und eben so wenig fortarbeitet an der systematischen Aufstellung der Wissenschaft, als in den Geschäften seines weltlichen Lebens. Es ist natürlich, dafs, sobald jeder Anreiz aufhört, der das Gemüth, nach dieser oder jener Seite vorzugsweise hinlenken könnte, ein Gleichgewicht eintritt, in welchem die verschiedenen Elemente unsrer Denkungsart, gerade bey dem am richtigsten Gebildeten sich am gleichmäfsigsten vereinigt vorfinden. Nach Gleichmuth strebt überdas jeder philosophische Charakter, weil nur dadurch eine feste Besinnung, nur dadurch Einheit mit uns[1] selbst, möglich wird. Und es ist kein Wunder, wenn gerade dieses nämliche Streben selbst, die Angelegenheiten der Philosophie als Wissenschaft verwirrt. Die Bedürfnisse des Systems sind nicht [142] die höchsten Bedürfnisse des Menschen. Jene befriedigen, kann nur eine vorbereitende Hülfe seyn, um diesen soviel leichter und besser zu entsprechen. Und wem die Natur eines Systems, als eines solchen, nicht klar vorschwebt, wie sollte er sich nicht getrieben fühlen, den scheinbar kürzesten Weg, um sich selbst zu genügen, einzuschlagen, in der Voraussetzung, eben dieser Weg müsse zugleich der richtige seyn zu dem

[1] Statt „uns“ hat SW „sich“; also: „mit sich selbst“.

einzig richtigen Systeme? Wer hat nicht irgend einmal sich ertappt über solchen Täuschungen!

Die Einheit des ausgebildeten Gleichmuths, möchte sie ein nach allen Seiten vollendetes System in sich fassen, würde doch sicherlich durch dasselbe bey weitem noch nicht vollständig beschrieben seyn. Der Gewifsheit des Systems schliefsen sich Wahrscheinlichkeiten an: menschliches Gefühl fügt zur Wahrscheinlichkeit die Erwartung, die Hoffnung, endlich die Ahndung, in allen Abstufungen, und mit allem Wechsel der Formen, welche dafür die freye Phantasie nur empfinden mag. Was nun dem vollendeten Menschen das Theuerste sey? ob das Wissen? oder was sonst? — möchtet Ihr im Ernst eine solche Frage an ihn richten? Vielleicht eine ganz einfache Gegenfrage würde er erwiedern. „Seht, [143] dort steht ein Haus, in edelm Styl gebaut, und getragen von einem soliden Fundament. Was mag doch das trefflichste seyn an dem Hause? das Fundament? Oder die Wohlgestalt und die bequeme Einrichtung? —

Wer der reichen Einheit des ausgebildeten Gleichmuths tiefer nachdenkt, findet sich gewifs erinnert an Religion. Werden wir näher hinzutreten zu diesem grofsen Gegenstande? — Es gab eine Zeit, wo die Philosophen es schwerer, als billig, fanden, hierüber zu reden: — ohne Zweifel, weil sie, noch früherhin, zuviel hatten davon wissen wollen. Jetzt auf einmal ist eine wunderbare Leichtigkeit eingetreten, von Religion zu sprechen. Darum ziehn wir es vor, davon zu schweigen.

Aber nichts verhindert, auszusagen von der Philosophie, dafs sie die Macht hat, hinweg zu setzen über die Zeit, und felsenfeste Standpuncte zu geben, von welchen zwar nicht ohne Teilnahme, aber in der tiefsten Seele unangefochten, hinabzuschauen erlaubt ist in den anspülenden Strom der Erscheinungen, der die Umstände des menschlichen Erdenlebens im steten Wandel vorbeyführt. Zu erkennen, was wahrhaft Ist, und ruht, und nicht aus sich heraus und nicht [144] in sich zurück geht: schon dies blofse Erkennen, ohne noch ein höheres Interesse daran zu nehmen, läfst den Geist haften in der übersinnlichen Welt; und hilft ihm los von dem Warten in Einer Zeit auf eine Andre Zeit, als ob irgend eine Zeit das Ewige seyn könnte. — Von dorther gesehen, wie schwindet alles zusammen, was den Menschen drückt, dem unter Menschen nicht wohl ist! Von dorther gesehen, wie hebt sich der Schmuck hervor, welchen dem erhabensten Künstler die Wesen verdanken, die nur dadurch erst einen Werth erlangen, dafs ihnen beschieden ward, abzubilden das Würdige und Schöne, bestehend zugleich und wechselnd, in den wundervollen Kreisen, deren Umschwung Natur heifst. Mit diesem Blick betrachtet, werden die Gaben und Kräfte des leiblichen Lebens ein Anreiz, mitzuwirken in dem allumfassenden und alles erregenden Kunstwerk, um auch in der staubgebohrnen Hülle etwas mehr zu seyn, als das Blatt, das den Baum kleidet, dann welkt, und abfällt. — Die heilige Stirne der Pflicht scheint entwölkt, bey allem Ernst, der ihr kommt von den ewigen Ideen; in deren Namen sie eingesetzt ist zu richten über die innern Erscheinungen der zur Vernunft gebildeten Wesen. Mit [145] der Kenntnifs der Ideen, dieser reinen Musterbilder, welche einzuführen ins Daseyn, alles Geistes Bestimmung ist, und mit der Einsicht in das Reich

der Wesen, als dem Fundament der Natur, — fühlt der Sterbliche sich ausgerüstet für mehr als Ein Leben; er fühlt das jetzige neu beginnen, indem es neu geordnet wird; und es ahndet ihn, jenseits der Gränze, eine zweyte Jugend, deren Blüthe, noch besser gepflegt, auch noch glänzender die Vollkommenheit des Keimes offenbaren solle. Indes ergreift er die Jugend, die eben jetzt ihn umgiebt, ihren Frohsinn zu mehren und ihren Wachsthum zu schützen, und zu sorgen, dafs die Vermächtnisse der Vorwelt, veredelt durch weise Verwaltung, den Dank der Söhne einer späteren Zeit verdienen und gewinnen mögen. Dadurch wird der Erdenzeit eine Bestimmung gegeben.

Sollen wir es noch sagen, wie weit wir, ungeachtet der Anknüpfung an die Frfahrung, entfernt sind, das anzuerkennen, was man sich gegenwärtig unter Empirismus denkt? Sollen wir uns stemmen gegen diejenigen, welche genug gethan glauben, wenn sie den alles widerlegen-[146]den Namen: Empiriker! ausgesprochen haben? Sollen wir untersuchen, ob sie wohl je einen speculativen Blick auf die Natur warfen, der nicht schon getrübt gewesen wäre durch vorgefafste, in die Natur hineinzutragende Ideen? Sollen wir versichern, dafs eben dies Hineintragen die Ursache des Miskennens der eigentlichen Probleme geworden ist, welche die Erfahrung selbst aufgiebt? Sollen wir klagen über den Mangel an Achtsamkeit auf die Frage, wie der Substanz Attribute einwohnen können, und wie sie durch Accidenzen sich herdurchwälzen möge? Ueber den Mangel an Achtsamkeit auf die Gröfsenbegriffe, welche, durch alle Erscheinungen hervorgerufen, mathematischen Blick zur unerlafslichen Bedingung aller Forschung machen? Ueber die unendliche Nachgiebigkeit gegen Kantische Vorstellungsarten, die auf alle neuern Systeme bey ihrem Entstehen so mächtig einwirkten, im Fortgange, sogar unbewufst, verlassen, aber niemals von Grund aus hinweggehoben, und in ihrer Unrichtigkeit dargestellt wurden? Ueber den Leichtsinn, der, in den neuesten Zeiten alle Systeme durch einandergeworfen hat, schlechterdings ohne Respect gegen die Mauern, womit frühere Denker das Ihrige zu schützen gesucht hatten? — [147] Wo wäre hier das Ende? Auch diese Phänomene der Zeit sind ja zu ertragen; sie werden, von dem höhern Standpuncte gesehen, klein, und zeigen leicht genug den Stempel der Vergänglichkeit.

Wir haben es nicht gescheut, Ansichten einigermafsen zu verrathen, deren Principien hier nicht aufgestellt werden konnten. Unbefangenen Lesern konnten diese Ansichten willkommen seyn, um damit zu vergleichen, was zuvor über die Nothwendigkeit gesagt war, theoretisches und practisches Forschen, den Principien nach, von einander zu sondern, hingegen in den Resultaten wieder zu verknüpfen. Wer aber mit der Unbefangenheit auch noch Aufmerksamkeit verbindet: der wird sich hüten, die Beleuchtung nicht mit dem beleuchteten Gegenstande zu verwechseln. Er wird sich erinnern: dafs die Scheidung der Frage nach dem was sey, und was man für wahr, und richtig, anerkennen müsse, — von jener

andern Frage nach dem, was, wiewohl es nicht wäre, dennoch seyn sollte, oder sich geziemte, sich gebührte, und zur Beurtheilung dessen was sey, den Maafsstab hergebe, — dafs diese Scheidung, welche schlechterdings jedes Vereinigungs-*Princip* ausschlägt, gefordert wurde von einer [148] unmittelbaren Besinnung, und von einer Rechenschaft, die sich ein Jeder, während er nachdenkt, zu geben hat über das was er sucht. Soll nun diese Besinnung eine wissenschaftliche Unterstützung und Erleichterung erhalten; so mufs man in die Mitte der Wissenschaft selbst hineintreten. Entweder polemisch; indem man zeigt, wie diejenigen, welche vor der Vermengung der Principien sich nicht hüten, gerade da, wo sie das Schönste und Herrlichste nachzuweisen gedenken, auf den nackten, harten Felsen lediglich theoretischer Begriffe, (z. B. vom Seyn und Werden und deren vorgeblicher, aber widersprechender, und eben darum angestaunter, Vereinigung) zu stofsen pflegen; wo ihnen denn das Licht des Geschmacks, wie von einem giftigen Dunste angehaucht, verlöschen mufs, so, dafs sie im Dunkeln stehn bleiben, und, bey vollem Verstande, in den Unsinn der Mystik sich zu werfen gezwungen sind. Diese polemische Unterstützung der geforderten Besinnung kann ein Jeder, der einige Lectüre hat, sich selbst geben; man muthe uns nicht an — für jetzt wenigstens nicht, — das unangenehme Geschäft, auf Verirrungen sehr schätzbarer Männer hinzuweisen, vollends auszuführen. Oder die wissenschaftliche Unterstützung [149] mufs durch die Wifsenschaft selbst gegeben werden; durch eigne Principien, Lehrsätze und Resultate; welche in zweyen, durchaus von einander unabhängigen Reihen hervortreten werden. Was nun diese Wissenschaft betrifft: so versteht es sich, dafs derselben die sämmtlichen Anhänger der jetzt geltenden Systeme, Principien und Methoden ohne alle Ausnahme gänzlich ableugnen müssen; gerade so, wie man ihnen die Principien geleugnet, und, was Methode betrifft, zugleich mit derselben, den Meisten auch sogar das ernste und durchgeführte Streben darnach, abgesprochen hat. Das einzige werden die Gegner anerkennen müssen: dafs die Principien, welche in den zwey gesonderten Reihen einander gegenüber stehen, schlechterdings keine Aehnlichkeit mit einander haben; und dafs es unmöglich sey, dem offenbaren Contraste die Augen zu verschliefsen. Einen Lehrsatz aber, und wohl gar einen Beweis, man müsse die zwey Reihen einander entgegensetzen, darf niemand erwarten. In welcher von beyden sollte er doch vorkommen? da keine über die andre zu bestimmen hat; selbst in denjenigen spätern Theilen nicht, wo die eine das Object der andern wird, — die Acte des Geschmacks unter den Versuch[1] theoretischer Erklärung fallen, [150] und rückwärts die theoretische Wahrheit in den Dienst practischer Anwendung genommen wird. —

Etwas Anderes, nun, als vorlegen, hinstellen, ins Licht setzen, die Vergleichung möglich machen, und — die Wahl einem Jedem[2] anheim stellen: ein andres philosophisches Mittel wenigstens, um ein philosophisches Lehrgebäude zu empfehlen, wird schwerlich angewendet werden können. Es kommt alsdann auf die Sinnesart an, die ein Jeder mitbringt.

[1] unter der Versuch . . . O (Druckfehler). — [2] Jeden SW.

Verblendete von ihren Gewöhnungen zu heilen, eine angenommene Vorliebe auszulöschen, ist nicht die Sache eines Systems. Es kann seyn, dafs manche, die zwar den Unterschied zwischen Erkenntnifs und Geschmacksurtheil, zwischen den Fragen nach dem Seyn und dem Sollen, gar wohl zu verstehen, und in sich zu finden, sich nicht verhehlen können, nichts desto weniger der Meinung sind, dieser Unterschied solle sich nicht finden, und es gebühre sich, ihn zu verwerfen; — es kann seyn, dafs, indem sie nun eben darum gleichsam Hand anlegen, ihn hinauszuwerfen aus ihrem Gemüthe, sie über dem Eifer gar nicht merken, wie gerade hier ihr Geschmack mit ihrer Erkenntnifs entzweyt ist, und das Beyspiel dessen was sie verwerfen, in diesem [151] Verwerfen selbst sich unaufhörlich aufdringt. Es kann seyn, dafs ein Princip, welches sie nun nach ihrem Geschmack, sich gewählt haben, unter der Hand — wie sichs der Geschmack in menschlichen Gemüthern auch wohl sonst pflegt gefallen zu lassen, wenn ihm die Speculation nicht den Gegenstand fest hält — für allerley Bequemlichkeiten theoretischer Forschung, und wohl auch noch für andre Bequemlichkeiten, eine gefällige Aufmerksamkeit bezeugt; und sich allmählig so anfüllt mit allem was man von ihm verlangen könnte, dafs zwar von ihm selbst kein deutlicher Begriff mehr möglich ist, dagegen aber alle Begriffe bey ihm zu haben sind, und die Unkundigen ins höchste Erstaunen gerathen müssen über das unerschöpfliche Füllhorn, welches, was sie nur wollen, ausschüttet, nachdem ihnen selbst die Erlaubnifs gegeben war, was immer ihnen einfallen möchte, als enthalten in demselben vorauszusetzen. Es kann seyn, dafs Lehren, welche ein ungezügeltes Spiel der Phantasie begünstigen, in diesem Vortheil eine Kraft besitzen, der eben so wenig die Aufforderung zur ruhigen Besinnung, als die Darlegung dessen, was einer solchen Besinnung sich offenbaren mufs, das Gegengewicht zu halten vermöchte.

[152] Es kann, nichts desto weniger, auch Individuen geben, — oder vielmehr — es giebt Individuen, welchen nicht nur die geforderte Unterscheidung ganz leicht wird, — und in der That, dem blofsen Nachdenken ist es beynahe unmöglich, eine Schwierigkeit darin zu entdecken, — sondern welche auch nicht abgeneigt sind, sich dieselbe zu gestehen. Da fragt es sich dann zunächst weiter, ob es ihnen gelinge, der eigenthümlichen Aufgaben inne zu werden, aus denen der theoretische, aus denen der practische Theil der Philosophie hervorgeht. Es ist möglich, ja es hat sich gezeigt, dafs einigen die Aufgaben des einen, andern die des andern Theils zugänglicher sind; wie es sich denn auch namentlich in Rücksicht der practischen Philosophie wiederum offenbart, dafs fast Jeder, der von ihr Kunde nimmt, eine sehr merkliche, aber bey Verschiedenen verschiedene Einseitigkeit mitbringt, vermöge welcher sich einige unter den Grundideen der Wissenschaft, klärer, andre dunkler und schwieriger im Gemüthe erzeugen; eine Einseitigkeit, die sich genau nach den Beschäftigungen und Studien eines Jeden zu richten pflegt; und die nicht ermangelt, sich auch bey den Schriftstellern über practische Gegenstände, nur sehr vergröfsert und [153] ausgearbeitet, vor zu finden. Demnach läfst es sich eben nicht erwarten, dafs Jemandem darum, weil einzelne Lehren der Wissenschaft bey ihm Eingang erhielten, das Ganze

desselben durchweg in gleichem Maafse willkommen seyn werde. Jedoch betrifft dies nur die erste Aufnahme, welche der Wissenschaft zu Theil wird; denn eine beharrliche, und den schwächer aufgefafsten Puncten vorzugsweise gewidmete Aufmerksamkeit, ist im Stande, der Einseitigkeit abzuhelfen, besonders bey zunehmender allgemeiner Uebung in den mannigfaltigen Bewegungen der Speculation. Dagegen aber ist eben diese Einseitigkeit, — welche nicht eher überwunden werden kann, als bis sie sich durch ihre Aeufserungen verrathen hat, — ein starker Grund, die Aufmunterungen zum Selbstdenken, unabhängig von aller Anleitung, minder unbedingt auszusprechen. Denn das eigne Denken, wenn es nicht eine lange Reihe von Jahren hindurch fortdauert, und während derselben eine Menge ganz verschiedener Antriebe erhalten und befolgt hat, vertieft sich, eben je mehr Energie es besitzt, desto vollkommner und dauernder in irgend eine einzelne Aufgabe, nicht ohne Gewinn an Erkenntnifs und Methode, aber zum grofsen Nachtheil vieler andern, eben so un-[154] mittelbar vorliegenden Gegenstände, welche sichs gefallen lassen müssen, als untergeordnet, mit schwächerem, und sehr oft falschem Lichte beleuchtet zu werden. — Es diene also das Studium fremder, und mehrerer Systeme, und die von verschiedenem Ursprunge seyen nach Zeit und Ort, zum leichteren Auffinden dessen, was Natur und Bewufstseyn von verschiedenen Seiten her zu denken geben. Aber durchaus versagt, und verwehrt durch einen kräftigen inneren Machtspruch, sey die verkehrte und schädliche Einbildung, als heifse das, Prüfung eines Systems, wenn man sich fragt und in sich nachfühlt, ob man *Gefallen* finde an den Lehren desselben? ob es behagliche *Ansichten* gebe von der Welt und dem Leben? — Da wo wirklich der ursprüngliche Beyfall zu sprechen hat, mufs das System schweigen; nachdem es den Gegenstand des Beyfalls vorgelegt hatte. Aber da, wo das System redet, fragt es nicht, was uns gefalle, sondern es setzt voraus, dafs wir nicht umhin können ihm zu folgen, dafs seine Methoden die Folgerung[1] mit sich bringen. Wer nun gleichwohl nicht nach der Methode sich erkundigen, sondern mit lüsternem Auge nur Ansichten zu erhaschen suchen würde, [155] um der Bestechung, die ohnehin von daher droht, noch gar entgegenzugehn: der wäre sicherlich weit entfernt von der so oft geforderten Besinnung, dafs die blofse Wahrheit sich nicht richtet nach Forderungen des Geschmacks.

Leidlicher noch, als die Begierde nach denjenigen Ansichten, die das System, hinzeigend auf die Welt, eröffnen und darstellen möge, wäre das Bemühen, von dem System selbst eine Ansicht zu gewinnen, so dafs es, seiner Gestalt und Bewegung nach, das Object derselben würde. Wer schon speculativen Blick besitzt, der unterscheidet die Systeme an ihrem Gange; ob es ein fester Schritt sey, oder ob er ins Springen, ins Taumeln, ins Hinken zu gerathen pflege, vielleicht auch ganz fehle, und alle Glieder gelähmt und starr hingestreckt da liegen. Sicher ist dies ein Gegenstand des Geschmacks; und es setzt den Urheber des Systems einer Kritik aus, wenn ihm Aufschlüsse entgingen, worauf schon der

[1] Folgerungen SW.

speculative Tact ihn leiten konnte. Verwandelt sich jedoch eben dieser Tact in Liebhaberey, so ist für den Urheber, und für den Prüfer, die Gefahr gleich grofs, zu verfehlen was gesucht wurde, nämlich die Wahrheit. Nicht aller Boden verstattet einerley Gang; und wenn die Me-[156]thode sich von der Sache entfernt, verfällt sie in Kunststücke ohne Werth und ohne Würde.

Ob nun das Prüfen und Durcharbeiten eines oder mehrerer Systeme, zur Erzeugung einer festen, lautern, und schon dadurch heitern Ueberzeugung, wirklich vorbereitet werde? — Ob gegen treue Befolgung und Benutzung der, hier gegebenen, Weisungen und Winke, ein gelingendes philosophisches Studium, in jedem Sinne, versprochen und verbürgt werden dürfte? — Sollte jemand so fragen, sey es nun, um Zweifel, oder um Vertrauen dadurch auszudrücken; so würden wir, mit Vorbeygehung der Gegenfrage, was überhaupt eine Bürgschaft, dem Einem vom Andern in Sachen der eignen Ueberzeugung geleistet, möchte bedeuten können — daran vorzüglich erinnern, dafs von Anfang an das philosophische Studium nicht auf Philosophie als Wissenschaft allein ist beschränkt worden. Gesetzt, man dürfte ein richtiges System einem guten Seherohr vergleichen: so würde gewifs das Seherohr nichts nützen, wenn nicht eine Menge von Gegenständen bekannt wären und bereit lägen, deren Betrachtung dadurch erleichtert würde. [157] Nun ist zwar die tägliche Erfahrung und das tägliche Leben gar sehr reich an Gegenständen; und es kommt nur darauf an, ob die Art des Philosophirens sich denselben anzupassen geschickt ist. Es fallen aber bekanntlich die nämlichen Gegenstände parthienweise in das Gebiet andrer Wissenschaften, welche theils darüber mannigfaltigen Aufschlufs geben, theils wenigstens geordnete Uebersichten dafür anzubieten haben. Darf es noch gesagt werden, dafs eben diese Wissenschaften es sind, welche die philosophischen Ansichten vermitteln, und es übernehmen müssen, den Stoff gleichsam vorzubereiten und zurechtzulegen für das Werkzeug, womit das geistige Auge sich bewaffnet hat? — Wie wenig nun auch hier der Ort ist, die Vermittelung selbst, für specielle Fälle, genauer zu bestimmen; — mufs wohl das Werkzeug den natürlichen Blick verdrängen? mufs man aufhören das blofse Auge zu üben, nachdem die Kunst ihm erweiternde Hülfsmittel geschafft hat? Erschöpft sich der philosophische Geist in seinen Lehrsätzen? Gleicht er dem Gesetzgeber, der, nach Abfassung eines positiven Rechts, sich einem heroischen Tode weiht? — oder kennt man eben diesen Geist, wie gleich im Eingange bemerkt ist, in allen Wissenschaften [158] unabhängig von den Eigenheiten der Systeme? — In dem unmittelbaren, und allgemeinen Gebrauch derselben Kraft, welche, wenn man es fordert, Systeme erzeugt; — in ihrer stets fortgesetzten Anwendung auch während der Auffassung und Verarbeitung gegebener Materialien, hierin mufs nicht blofs Verwahrung gegen das Einreifsen und Wuchern der Irrthümer, die aus den Schulen kommen, sondern auch

Gewandtheit in der richtigen Benutzung richtiger Lehrsätze, gesucht werden. Niemand soll dergestalt Philosoph von Profession seyn wollen, dafs ihm das unmittelbare Interesse des übrigen Wissens und Fühlens darüber matt würde; niemand soll sich dergestalt verlieben in den Syllogismus, dafs es für ihn keine andre Wahrheit noch Wahrscheinlichkeit, geben könnte, als die der Conclusionen zufolge der Subsumtionen unter die Obersätze der schulmäfsigen Weisheit. Der Augenblick des blofsen Rechnens ist ein verlorner Augenblick für das Denken. So sagen wir von dem Rechnen nach der Formel; nicht aber von dem Kopfrechnen, welches seine arithmetische Regel in jedem Augenblick vielmehr neu erzeugt als ihr nachfolgt. Es hat freylich keine Gefahr, dafs dies Kopfrechnen die Mathematik verdrängen werde; [159] — und so würde auch die Philosophie als Wissenschaft, selbst bey dem richtigsten Philosophiren, immer noch Bedürfnifs bleiben, wenn schon ein eignes System nicht zur Aufrechthaltung nöthig wäre im Drange der fremden Systeme.

„Man mufs eine Metaphysik haben, wie man ein Haus haben mufs." Dieser scherzhafte Ausdruck, der irgendwo zu lesen steht, enthält etwas wahres. Gewifs es kann nichts unbequemer seyn für den, welcher nicht ganz darauf Verzicht thut, in der Gedankenwelt zu leben, — als dies, keine Wohnung darin zu besitzen, nicht Dach und Fach zu haben für die angesammelten Kenntnisse, die geordnet und aufbewahrt seyn wollen, und für die angenommenen Meinungen, die nach Schutz verlangen gegen andre, widersprechende und widerstrebende Meinungen. Ohne fest zusammen gestellte Grundsätze, wie leicht könnte man aufser Fassung gerathen bey der ersten besten überraschenden Keckheit, womit jemand den gewohnten Vorstellungen Trotz zu bieten unternähme? Ohne alle Werkzeuge des Denkens, woher erhielte man die Geläufigkeit, urtheilen und seine Stimme abgeben zu können über alle die[1] Dinge, über welche schon das tägliche Gespräch einem Jeden sein Wort abfordert? Im vollen [160] Ernst, der beste Kopf, ohne ein ausgearbeitetes System, wird sich gefallen lassen müssen, dafs man ihm Stille gebietet in sehr wichtigen Angelegenheiten, über welche zu schweigen oft eben so wenig räthlich als angenehm ist. Denn unmöglich kann er auf der Stelle alle die Resultate langer Meditationen gleichsam aus freyer Hand verfertigen, welche nöthig wären, der Ueberlegenheit der Vorbereiteten ein Gegengewicht zu geben. — Folgt aber daraus, dafs man sich die erste beste Hütte aus den eben vorräthigen Materialien zusammenzimmern, und ein Aushängeschild mit der Inschrift: mein System! daran fügen müsse? — Wenn es Niemand so machte, so wäre es nicht nöthig, davon zu reden. Aber es finden sich deren genug, die geurtheilt haben wollen, wenn sie etwas aussagen, das einer Folgerung aus den von ihnen beliebten Vordersätzen ähnlich sieht, und die es übel nehmen, wenn man ihnen zeigt, dafs diese Vordersätze nur lose Einfälle sind, oder höchstens geliehene Formeln, über die sie keine weitere Rechenschaft geben können, als dafs sie dieselben

[1] „die" fehlt in SW.

zu ihren Grundsätzen nun einmal erwählt haben. — Es ist klar, dafs eine Metaphysik, die ihre Wohnlichkeit rühmt, nur gelten kann für das Princip [161] einer leidlichen Ansicht; es ist zu vermuthen, dafs sie aus zusammengereiheten Sätzen bestehn werde, deren Verbindung keine Speculation untersucht, sondern eine tastende Association, so gut es gehn wollte, eingerichtet hat; es ist nicht daran zu denken, dafs eine wissenschaftliche Vertiefung in die innern Schwierigkeiten der Begriffe sich da ansgearbeitet habe, wo man es auf die Bequemlichkeit der Folgerungen und Nutzanwendungen anlegte. Es ist aber zu loben, wenn eine selten gewordne Aufrichtigkeit sich der höhern Ansprüche begiebt, welche neuerdings zuweilen selbst von denen gemacht werden, deren Hütte noch nicht einmal fertig ist.

Nach dem, was hier über den Aufbau eines Systems gesagt worden, kann hoffentlich nicht die Meinung entstehn, als dürfte eine solche Arbeit ohne grofse Ueberlegung begonnen, ohne strenge Gewissenhaftigkeit vollführt werden. Aber auch das ist eine Kunst: ein vorhandenes System gut zu bewohnen. Und eben auf sie mufs vorzüglich verwiesen werden, wenn gefragt wird nach den Bedingungen eines vollständig gelingenden philosophischen Studiums. Denn sie am wenigsten kann durch irgend eine Art von Tradition aus einer Hand in die andre übergehen. [162] Möchte man sich verbürgen können für die Richtigkeit eines dargebotenen Systems: wer wird es übernehmen, auch noch eine Anleitung zum Gebrauche hinzuzufügen, — und wer, der eigne Kraft in sich fühlt, würde eine solche Anleitung annehmen wollen? — Wiederhohlt sey es gesagt: ein System zu benutzen, dazu gehören mannigfaltige Kenntnisse: es gehört dazu jene allgemeine Regsamkeit des philosophischen Geistes, welcher es geziemt, sich in allen Wissenschaften mit ursprünglicher Thätigkeit wirksam zu erweisen. Von allen Seiten zugleich vordringend, mufs das philosophische Studium jede Parthie der Erkenntnisse auf eigenthümlichem Wege zur Wissenschaft emporheben, so weit, bis sie selbst, die Philosophie als Wissenschaft, welche nach allen Seiten hin ins Specielle herabsteigt, entgegen kommt, und, zugleich prüfend und geprüft, in Empfang nimmt, was wohl vorgerüstet, — und ausarbeitet, was noch roh von ihr vorgefunden wird. In ungeschwächter Kraft also, mufs, bey aller Arbeit an dem System der Begriffe, zugleich jedes andre Werk von Statten gehen, wozu das gegebene Mannigfaltige, von selbst zur Einheit strebend, Antrieb und Gelegenheit giebt. Wo immer sich Lässigkeit an die [163] Stelle der Arbeitsamkeit setzt, da entsteht Gefahr für das Zusammenwirken; und es bereitet sich die Klage über geistlose Gelehrsamkeit sowohl als über bodenlose Philosophie.

Wohin sind wir plötzlich gerathen? Offenbar zu dem Ideal einer Gelehrten-Republik! Denn die gröfste wissenschaftliche Forderung, welche im Namen des Einheits-Triebes kann gemacht werden, haben wir so eben

gemacht, nicht etwa an Einen Menschen, — wie könnte Einer sich zugleich in der Philosophie und in allen übrigen Disciplinen so ausbilden, um diese und jene zum allgemeinen und vollständigen Begegnen zusammenzuführen? — sondern an die Vielen allzumal, welche die Cultur der verschiedenen Zweige des Wissens unter sich getheilt haben. — Fragen wir aber, wie denn diese sich zu einem solchen Geschäfte zusammen verbinden müfsten: so scheint es, als würden wir auch hier wieder zurückgewiesen; und zwar nicht durch die Willkühr der Vielen, sondern durch die Natur der Sache. Denn wo sollte wol der Vereinigungspunct seyn, wenn einige zwar die Philosophie besäfsen, und andre die positiven Studien, Niemand hingegen [164] beydes in hinreichendem Grade inne hätte, um die Verschmelzung vollziehen zu können?

Giebt es nun, der Schwierigkeit ungeachtet, gleichwohl einige Seltene, welche mit tiefer philosophischer Ausbildung zugleich gründliche Kenntnifs irgend eines andern wissenschaftlichen Faches verbinden: so leuchtet ein, dafs zwar dadurch schon, bey ihnen eine Ueberlegenheit entsteht, welche drückend genug werden kann für die übrigen Bearbeiter sowohl der Philosophie, als auch des positiven Wissens; indem die ersteren eine viel vollständigere Wirkung auf menschliche Gemüther zu machen im Stande sind, wie es diesen Letzteren leicht gelingen möchte. Nichtsdestoweniger wird das Ganze der Wissenschaften von der gesuchten Concentration eher entfernt, als derselben angenähert erscheinen müssen, so lange die Mehrern, bey welchen sich Vereinigung der Philosophie — hier mit diesem, dort mit jenem andern und wieder andern positiven Fache vorfindet, — nicht eine und dieselbe philosophische Denkart gemein haben; und so lange nicht ein Jeder von ihnen seine Anwendung der Philosophie auf ein bestimmtes Positives, den übrigen Pflegern des Letztern annehmlich zu machen im Stande ist. Hätte aber vollends ein [165] falsches philosophisches System sich geltend gemacht unter den Meisten der universellen Köpfe: so würden die härtesten Stöfse im Laufe der Zeit erfolgen müssen, wenn nun das trügende Eis bräche, und der Ruin scheinbar auch das übrige darauf gebauete Wissen verschlänge.

Diese Betrachtungen können keinem Einzelnen gleichgültig seyn, der sich nicht geradezu in irgend eine positive Masse vergraben hat. Nicht nur trifft das allgemeine Ereignifs Alle, sondern es ziemt auch einem Jeden, das Allgemeine als zum Theil von sich abhängig zu denken. Um so mehr, da im Reiche der Wissenschaften, wie jeder Tag zeigt, eigentlich keine Herrschaft erworben werden kann. Die Autoritäten scheinen nur zu steigen, um wieder zu sinken; und die literarischen Verbrüderungen zersplittern an dem kleinsten Stein des Anstofses. Wie viele Triumphlieder auch vor dem Siege gesungen werden, — denen zuweilen die ganz Unkundigen Glauben beymessen, — so bleibt es doch Keinem auf lange verborgen, dafs der Gegner, der Anstandshalber den Wettstreit der lautesten Stimme nicht mehr mitmachen will, darum weder selbst in seinem Innern besiegt, d. h. eines Bessern belehrt, ist, noch auch nur den verständigen Zuschauern [166] besiegt scheint, da er

vielmehr von ihnen gelobt wird, wenn er den unnützen Wortwechsel abbricht, wodurch nur die zum eignen Forschen so willkommene Ruhe und Muſse noch ferner würde gestört werden. Diese letztern Maaſsregeln nun sind zwar gut für die einzelnen reiferen Denker: aber eben so klar ist es auch, daſs im Allgemeinen das philosophische Studium in allen seinen Zweigen und Gestalten beträchtlich darunter leiden muſs, wenn die Mehrern sich schweigend in sich zurückziehen, die mindere Zahl einen Wechsel von lebhaften Auftritten bereitet, und statt einer vom öffentlichen Interesse ermunterten Untersuchung, nur einige tumultuarische Behauptungen vernommen, — oder vielmehr groſsentheils nicht vernommen, sondern geringschätzig überhört werden, wie ein Wind, den man rauschen läſst so lange er dauert. Eine solche Gleichgültigkeit kann so wenig gleichgültig seyn für das Ganze der Wissenschaften, als nützlich die Aufregung, welche den Taumel statt der Besinnung in die Gemüther bringt. Die Wissenschaften müssen auf der einen Seite auseinanderzufallen, auf der andern wunderbar zusammenzuschrumpfen scheinen, wenn dort die vereinigende Kraft der Philosophie aufhört zu wirken, hier ein ungestümes Streben, [167] Alles unter Eine oder wenige dominirende Ideen zu bringen, die Unterschiede nicht wahrnimmt, oder sie gar ihrer Principien beraubt. Und jede Wissenschaft selbst, so gewiſs sie die allgemeine Achtung sucht, soll eingedenk seyn, daſs dafür keins von beyden: weder, sich zu isoliren, noch, mit sich machen zu lassen, — das rechte Mittel ist.

Auch damit wird es nicht besser, wenn hie und da eine Wissenschaft sich an dies oder jenes philosophische System wendet, um von demselben Principien zu leihen, und denen gemäſs sich selbst einzurichten. Angenommen, sie verstehe sich des Entlehnten richtig zu bedienen, sie unterwerfe sich allen Consequenzen, die sie sich nun gefallen lassen muſs: so erhalten wir eine Ansicht ihres eigenthümlichen Stoffes durch die Begriffe eines bestimmten Systemes. Vollends angenommen, das System sey richtig, und mit ihm die gewonnene Ansicht: so ist auf allen Fall damit die Wissenschaft aus ihrer *natürlichen Form* gewichen. Daſs ihr aber eine solche zugehöre, folgt daraus, weil ihre Bearbeitung unabhängig von philosophischen Lehrsätzen hatte unternommen werden können. Was, und wie viel, diese selbstständige Arbeit zu leisten vermöge: das, vor allem andern, wünschen wir zu ver-[168]nehmen, wenn wir zu der Wissenschaft hinzutreten, um uns mit ihr bekannt zu machen. — Es kann sich nun gar wohl finden, daſs eben das Resultat der selbstständigen Bearbeitung an innern Schwierigkeiten leide, die ihm nicht gestatten, für ein letztes Resultat zu gelten. Hebe man denn diese Schwierigkeiten hervor, stelle man sie ins klärste Licht, entwickele man die Fragepuncte aufs allergenaueste, sey man ganz aufrichtig in Rücksicht der Bedürftigkeit, welche der Gegenstand fühlen läſst, sobald man ihn in Begriffe zu fassen versucht. Oder, was mit andern Worten gerade dasselbe heiſst: man cultivire jede besondre Wissenschaft unter Voraussetzung der Philosophie *überhaupt*, als einer möglichen künftigen Aufklärung über das was jetzt in den Begriffen noch dunkel bleibt. So wird man den Gewinn, welchen wahr-

hafte[1] philosophische Entdeckungen bringen können, nicht nur nicht verfehlen, sondern die Zueignung desselben erleichtern; man wird eben dadurch zugleich sich in Sicherheit setzen gegen unvorsichtiges Aufnehmen solcher Vorstellungsarten, welche nur oberflächliche Befriedigung gewähren können ohne in das Innere der Schwierigkeiten mit reeller Hülfe hineinzudringen. —

[169] Betrachtungen dieser Art konnten hier nicht ganz vermieden werden, wo von dem Erfolge des philosophischen Studiums die Rede seyn sollte. Denn derselbe hängt nicht lediglich ab von philosophischen Forschungen, Vorträgen, und Schriften; es haben darauf alle Studien Einfluſs, und eben daher auch die Art der Behandlung und Aufnahme, die ihnen zu Theil wird.

Indessen, wenn schon die Mängel der Zeit es mit sich bringen, daſs nicht immer von allen Seiten her alle Eindrücke, einander gehörig entsprechend, genau zusammenwirken: wer ist so abhängig von dem was von Auſsen kommt, daſs jeder Misklang der Buchstaben, die er hört und lies't, auch eine Mishelligkeit in seinem Innern erzeugen müſste? Es giebt eine Kraft, verschiedenen Meinungen ruhig zuzuhören; eine Stärke, abzuwehren, was mit zudringlicher Keckheit herannaht; eine Kunst, in die Ferne zu stellen, was, dicht vors Auge tretend, mit dem Anschein imponirender Gröſse die weitere Aussicht versperren möchte. Es giebt einen Prüfungsgeist, der sich auf Vorstellungsarten einläſst, ohne sie anzunehmen; der sich die Mühe nimmt, die zum Verstehen nötig ist, und gleichwohl sichs gefallen läſst, wenn schon die Mühe [170] nicht auf der Stelle durch Evidenz belohnt wird. Dieser Prüfungsgeist bedarf der Uebung; und zuweilen der Ermunterung: — möge er in den vorliegenden Blättern, von beydem[2] Etwas finden!

Im Begriff zu schlieſsen, werfen wir noch einen Blick auf das, womit alle Philosophie zu schlieſsen denkt, worin sie sich gleichsam aufzulösen strebt — die vollendete Gemüthsruhe. Nichts scheint natürlicher, als die Erwartung, ein so köstlicher Besitz werde demjenigen, und keinem andern, gefunden seyn, welchem es gelang, die Wahrheit und das höchste Gut zu erkennen. So kann denn wohl nichts befremdender seyn, als die Thatsache, daſs eben in diesen Besitz die Urheber der verschiedensten Systeme ihren Stolz setzen. Ruhe ist ein gemeinschaftlicher Zug in den Physionomieen des Plato und des Spinoza; und vielleicht ist es zum Theil dadurch erklärbar, daſs diese beyden so höchst verschiedenen Menschen, bey der gänzlichen Heterogeneität ihrer Principien, in neuern Darstellungen doch ganz nahe haben zusammengerückt werden können. Aber nicht bloſs Realisten verschiedener Classen treffen sich in dem angegebenen Puncte, auch der Idealist, und der Kritiker, läſst sich die

---

[1] wahrhaft SW.
[2] von beyden SW.

Gemüthsruhe nicht absprechen; ja der Skeptiker preis't seine Unverwirrbarkeit, die ihm aus der Einsicht hervorgeht, dafs es mit allen dogmatischen Behauptungen nichts sey; und der Epicuräer rühmt, seit der Befreyung von aller Furcht vor unsichtbaren Mächten vermöge nichts mehr seine Heiterkeit zu trüben. Meint man, es sey damit nur leeres Vorgeben bey diesen entgegengesetzten Sinnesarten? Eine von allen könne nur allein zur [171] eigentlichen Stille des Gemüths gelangen? Die andern müfsten nothwendig von einem innern Stachel fortdauernd gequält und gepeinigt werden? — Wir wollen nicht von Ueberresten wankender Menschlichkeit reden, diese möchten sich wohl allenthalben vorfinden. Soviel ist in der That gewifs: verschiedener Art müssen nothwendig die letzten Zustände seyn, welche durch die Ausbildung verschiedener Principien in den Menschen erzeugt werden. Auch Verschiedenheit des Werthes denken wir gar nicht zu leugnen! Aber darin mögen sie leicht zu einer allgemeinen Aehnlichkeit gelangen: dafs Jeder von ihnen sich der Einheit mit sich selbst erfreut; dafs es Jedem zuletzt gelingt, die Saiten seiner Seele alle so ziemlich auf Einen Ton zu spannen. Und den monotonsten Menschen kann diese innere Reinheit am leichtesten zu Theil werden. Ja, den zügellosesten Phantasten, die gar kein Festhalten irgend eines Gedankens kennen, denen von einer Bearbeitung der Begriffe der Begriff gänzlich mangelt, — eben diesen bläs't der Wind zuweilen in das Gemüth wie in eine Aeolusharfe, zur Verwunderung, wohl gar zur Erbauung solcher Hörer, welche weder Melodie noch Rhythmus noch kunstmäfsig fortschreitende Harmonie zu verlangen im Stande sind. So scheinen nicht nur Meinungen aller Art, es scheint die Narrheit selbst zuweilen den Gipfel der Weisheit zu ersteigen!

Nichts anderes ist so täuschend, so verführerisch, als das Gefühl solcher Zustände, worin die innere Disharmonie aufhört vernommen zu werden. Kein andrer Reiz kann die Eigenliebe zu einer so monströsen Gröfse hervorwachsen machen, als die Spiegelung der eignen Gedanken in den eignen Launen und Phantasien. Es ist [172] schwer zu sagen, was dadurch früher getödtet werde, die Selbstkritik, oder der Untersuchungsgeist? Wenn Ihr die Wahrheit nach Eurem Gefühl beurtheilt, wie könnten[1] Eure Gefühle sich nach der Wahrheit bilden?

So finden wir uns denn noch einmal getrieben, statt der Einheits-Begierde die Zwietracht zu loben. Nicht um eines Paradoxon's willen, — es ist nicht die Rede von einer innern Zwietracht welche bleiben solle. Wohl aber davon, dafs der kürzeste Weg, sich von ihr zu befreyen, nicht immer der beste ist. Nichts kann dafür bürgen, dafs diejenige Stimme, welche am lautesten im Innern ertönt, auch die richtigste, — und die richtigste auch die lauteste seyn werde. Diese einfache Wahrheit gehört ganz hierher, wo die Rede ist — nicht vom vollendeten Weisen, sondern vom philosophischen Studium. Wie es leicht begegnen möchte, dafs der Unruhige, ja der Reuige, besser wäre denn der Selbstzufriedene: so dürfte auch der, welchen noch die Mishelligkeiten der Be-

[1] konnten SW.

griffe quälen, gar oft von der Wahrheit nicht so fern seyn, als der Seher, dem das Universum wie eine Flur vor Augen liegt. Viel Standhaftigkeit gehört dazu, jene Qual zu ertragen. Viel Stärke und Geduld, durchs Denken die Gedanken, durch die Gedanken sich selbst zu berichtigen. Der Irrthum aber, den der Zweifel verläßt, ist ein bergabrollend Rad, das mühelos verwüstet, und bald Ruhe findet unter den Trümmern.

IV.

ENTWURF ZU VORLESUNGEN

ÜBER DIE

EINLEITUNG IN DIE PHILOSOPHIE.

1807.

[Text nach SW XII, S. 99—136.]

Vorläufige Beschreibung der Philosophie nach ihrem Wesen und ihren Wirkungen.

Mit dem Namen der Weisheit bezeichnen wir die Idee eines Systems von *Gesinnungen*, das seinem Inhalte nach unveränderlich sei: — ein solches System wird zugleich richtig und gut sein müssen. Die ganze Veränderlichkeit der menschlichen Gesinnungen steht demnach der Weisheit entgegen, als dasjenige, was zur Festigkeit erhoben werden soll.

Die *unmittelbare Wahrnehmung* aber liegt ganz aufser diesem Gegensatz; — und rückwärts: was nicht aufser diesem Gegensatz liegt, ist nicht unmittelbare Wahrnehmung.

So weit in der Beurteilung des Wahrgenommenen sich *Zweifel* und *Widersprüche* über die Natur der Dinge, über das Nützliche und Gute ergeben können, eben so weit herrscht das Bestreben, *Vorstellungsarten* zu ändern, um sie zu bessern.

In dem Aufsteigen zur Weisheit liegt auf der einen Seite ein Losreifsen von der Wahrnehmung; auf der andern Seite ist aber die Weisheit auch nicht *blofses Denken*; vielmehr mufs in ihren Begriffen das Unmittelbare des Wissens sich *dargestellt* wiederfinden. Dies führt auf den Unterschied der *Materie* und der *Form* der Weisheit; sie ist *Kenntnis* in der ersten, *System* in der zweiten Rücksicht. Ist eine unvollkommene Weisheit mehr Kenntnis als System, so kann sie *Lebensweisheit*, ist sie mehr System als Kenntnis, so kann sie *Schulweisheit* genannt werden, ohne dafs sich jedoch eine feste Grenze bestimmen liefse.

Es können alle Köpfe, in denen ein *eigener Sinn* lebt, auf ihre Weise ins Philosophieren geraten. Die einen werden sich sagen, welche Art des Glücks, nach einem eingebildeten Vorgenufs ausgewählt, sie sich zu bereiten denken; andere werden den unbestimmten Reiz, den Natur und Kunst sie fühlen lassen, auf deutliche Umrisse und Verhältnisse des Schönen zu bringen suchen; noch andere werden Gesetze auszusprechen wagen, um [100] darnach die Verwirrung im Menschen und in der Gesellschaft zu schlichten; noch andere werden zu einer Mannigfaltigkeit von Sachen, Geschäften und Kenntnissen Begriffe der Ordnung und Namen für Rubriken aufsuchen; endlich wieder andere in das Wesen von Naturdingen und Naturwirkungen, vielleicht in das Wesen der Gottheit selbst hineinzuschauen sich vermessen.

Vielseitige Kultur und *Philosophie* bedürfen einander gegenseitig, sowohl im einzelnen Menschen als in der Gesellschaft. Es schickt sich

für eine Einleitung in die Philosophie auf die Mannigfaltigkeit der Interessen, welche sie eigentlich voraussetzen mufs, wenigstens durch einige allgemeine Benennungen hinzuweisen.

Alle Arten von Gegenständen können in der *Beschauung* interessieren; der Mensch aber und sein Schicksal ist uns überdies noch der *Teilnahme* wert. Die Beschauung erfreut sich entweder an der Vielheit, an den Kontrasten, an dem unterhaltenden Wechsel der Dinge; — oder sie sucht in den anscheinenden Spielen des Zufalls Gesetze des Zusammenhangs und des Fortschritts zu entdecken, oder sie wird von dem Unterschiede der Verhältnisse getroffen, sie hebt das Schöne hervor aus der Masse des Häfslichen und des Unbedeutenden. *(Empirisches, spekulatives, ästhetisches Interesse.)*

Die Teilnahme liegt ursprünglich in der Nachbildung fremder Gemütszustände; entweder überläfst sie sich denselben — *sympathetisch;* oder sie erhebt sich über deren Gegensätze, — *gesellschaftlich;* oder sie stöfst an die Abhängigkeit der Menschen überhaupt, und wird des *religiösen* Bedürfnisses inne.

Ist in dem einzelnen Menschen nicht Vielseitigkeit, Philosophie und sittlicher Charakter vereinigt, so wird er immer mangelhaft erscheinen. Im vielseitigen Interesse gewinnt er die Ausdehnung des Bodens, der zur Erweckung geistiger Kräfte bereitet ist. Durch Philosophie mufs er seine Persönlichkeit üben, dafs sie sich in dieser Weite nicht zerstreue, durch sie mufs er den Gewinn sich zueignen und für sich *formen.* Endlich die Form darf nur von der sittlichen Güte selbst entlehnt sein, sowie auch nur dieser reiche und bildsame Vorrat im Stande ist, diese Form mit Gröfse und Schönheit darzustellen. Die Fülle geordneter Gedanken ist das Element, worin ein reiner Wille sich stets regen und üben mufs, wenn er nicht [101] Gefahr laufen soll, Vorurteilen und endlich Leidenschaften seine Kraft zu leihen.*

Ist in der Gesellschaft die vielseitige Kultur *zerstreut,* so kann die richtige Zusammenwirkung der verschieden Gebildeten nur dadurch gesichert werden, wenn in der höhern leitenden Klasse viele Einzelne sind, deren jeder diese Mannigfaltigkeit und Bildung in sich selbst besitzt, überschaut, beherrscht und in der Gesellschaft zu beherrschen weifs. Aber das innere Beherrschen der eigenen Vielseitigkeit, die letzte Besinnung und Temperatur kann nur durch *Philosophie* bewirkt werden.

In der Gesellschaft gehört die Philosophie nicht zu den *unmittelbar* thätigen Kräften; sie dämpft ungleich mehr äufsere Wirksamkeit, als sie giebt, indem sie den Leidenschaften Ruhe gebietet und auf Überlegung vor dem Handeln dringt; besonders aber dadurch, dafs sie den Flufs der sinnlichen Auffassung unterbricht, den Gang der Zeit vergessen macht, die Aufmerksamkeit zu sehr auf Allgemeinheit, zu wenig auf die scharfen Eigenheiten der jedesmaligen Umstände richtet. Geschäftsmänner müssen sich *dieser* Wirkung durch ausdrücklich festgesetzte Grundsätze *erwehren.*

---

* Es versteht sich, dafs keine der genannten Arten von Interessen die andern vertreten, gleichsam ihr Amt übernehmen könne. Es ist allemal Einseitigkeit vorhanden; wo eins das Übergewicht über das andere hat.

Mittelbar wirkt die Philosophie desto stärker auf die Gesellschaft als ein Centrum von Meinungen, welche sich unter die handelnden Personen verbreiten, teils als *Triebfedern*, teils als *Vorwände*. Schon dafs die stets rege Untersuchung den angenommenen Meinungen das Gewicht der Autorität benimmt, nötigt zu fortdauernden Anstrengungen mancherlei Art, um aufrecht zu halten, was sonst von der Meinung ruhig wäre getragen worden, jetzt von Gründen, nicht mehr von der Autorität getragen werden soll.

Neue Behauptungen, die sich verbreiten, wirken nach ihrer Eigentümlichkeit und nach den Umständen. Im allgemeinen läfst sich nur sagen, dafs man von neuen Wahrheiten nicht stets vorteilhafte Wirkungen erwarten dürfe; denn das Prinzip der Veränderung im Handeln der Menschen ist die Veränderung der *Gemütslage*, welche die neue Meinung in ihnen hervorbringt, nicht aber das *Materielle* dieser Meinung selbst.

[102] Die rechte Wirkung der Philosophie auf die Gesellschaft ist diejenige, welche durch andere Wissenschaften, die den Berufsgeschäften näher stehen, hindurchgeht. Die Philosophie, der im Grunde kein Stoff eigentümlich zugehört, hat eben darum eine Art von wissenschaftlicher Allgegenwart. Teils fordert man von ihr die Entwickelung der allgemeinsten Hauptbegriffe in allen Wissenschaften und die Nachweisung der allgemeinsten Formen aller Untersuchungen in wissenschaftlicher Anordnung; teils sollte eigentlich, wenn man die Philosophie ins Unendliche fortschreitend denkt, ihre Art die Dinge zu beleuchten, auf alles übertragen werden, was der Kenntnis wert ist. Indem sie zufolge dieses Verhältnisses in die übrigen Studien eingeht, findet sie teils Gelegenheit, in ihr selbst die eingeschlichenen Fehler zu entdecken, teils kömmt es auch denen, welche mitten im Geschäftskreise stehen, ganz eigentlich zu, eine schon auf die Regeln des Geschäfts bezogene Philosophie mit genauer Beobachtung von Zeit und Lokalität ins Leben zweckmäfsig einzuführen. Am wichtigsten ist deshalb für die Gesellschaft der Zusammenhang der Philosophie mit der Religions- und Rechtslehre.

Alle Zweifel, welche man über die gesellschaftliche Wirkung der Philosophie versuchen könnte, werden von der einen Betrachtung überwogen, dafs der Mensch, um seinen gegenwärtigen Übeln sich zu entwinden, — wenn er nicht etwa die ihm von der Natur dargebotenen Mittel verschmähen und noch Wunder erwarten will, — nichts anderes thun kann, als seine *Vernunft* gebrauchen und erwarten, wohin ihn sein Nachdenken führen werde. Die Geschichte der Bemühungen, welche die Vernunft *bisher* anwandte, warnt freilich sehr nachdrücklich vor jeder vorschnellen Ausführung dessen, was etwa irgend ein Individuum mit vollkommener *Evidenz* zu wissen sich rühmen möchte. Wäre aber auch eine solche vorgebliche Evidenz nichts weiter als eine psychologisch merkwürdige und für die Gesellschaft folgenreiche Erscheinung, so müfsten schon darum alle diejenigen, welche die Menschen kennen oder irgend einmal Lenker der Gesellschaft werden wollen, jene Erscheinung des Studiums wert achten, die sich immer erneuern werden, so lange die Menschheit nicht auf Geistesordnung Verzicht leistet.

[103] Blicke auf die Welt und erstes Finden der philosophischen Probleme.

Das ganze Gegebene, *als Ganzes* so genommen, wie es der gemeine Verstand auffafst, heifst die Welt. Sie stellt sich dar als eine Summe von Dingen aufser einander und nach einander, die unter sich und mit uns auf mancherlei Art zusammenhängen. Gleich dieser erste Blick auf die Welt veranlafst folgende Fragen:

1. Was ist in der Welt?
2. Was war in der Welt?
3. Wie ist alles zugegangen?
4. Wie kann es uns interessieren?
5. Was wird daraus werden?

Alle diese Fragen zielen auf das *Gegebene.* Würde es, oder wäre es nun so gegeben, wie es verlangt wird, so gäbe es nichts zu philosophieren; aber gleich bei der ersten Frage mufs der gemeine Verstand einräumen, dafs ihm die Dinge, welche sind, nur durch ihre *Eigenschaften,* die Eigenschaften nur in vereinzelten Wahrnehmungen gegeben seien; dafs ihm jedes Ding nur so weit bekannt sei, als er dessen Eigenschaften bisher bemerkt hatte; dafs in Rücksicht der künftig vielleicht noch zu entdeckenden jedes Ding Rätsel ohne Ende für ihn enthalte. Sofern aber die Dinge *bekannt* sind, zeigen sie Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten und zwar so, dafs man nicht blofs eine Anzahl ganz gleicher und völlig ungleicher, sondern auch eine Nähe oder Entfernung verschiedener Eigenschaften nach *Graden* in ihnen zu bestimmen findet.

Die *Klassenordnung* nach den Ähnlichkeiten, wiewohl ganz und gar *durch die Beschaffenheiten* gegeben, verrät doch auch wieder, dafs sie nicht *gegeben,* sondern *gemacht* ist, indem sie die Dinge ganz anders zusammenstellt, als sie beisammen gefunden werden. (Man versetze sich in ein Naturalienkabinet; was da der Naturforscher zusammenordnete, wurde teils auf Bergen, teils im Grunde des Meeres u. s. w. gefunden; man verwechsele nicht die Nähe oder Entfernung im Reiche der *Begriffe* mit der Nähe oder Entfernung im *Raume.)*

Denn auch die *Lage* der Dinge ist gegeben, und nicht blofs eine Menge von Arten, sondern auch eine Menge von Dingen [104] jeder Art; genau genommen läfst sich jedoch diese Menge selten oder nie bestimmt angeben. Die Welt scheint sowohl der Teilung als der Ausdehnung nach *unendlich.*

Wie die erste Frage die Weite der Welt nach Raum und Beschaffenheit auszumessen strebt, so will die zweite: was war in der Welt? die Zeiten rückwärts durchlaufen.

Hier fällt ins Auge, teils dafs die Beschaffenheiten der Dinge sich ändern, teils dafs die Dinge selbst zum Teil entstehen und vergehen. Es hat jedes Ding seine *Geschichte,* es haben auch ganze Gattungen die

ihrige. (Geschichte eines Staats, der Menschheit u. s. w.) Reihenweise laufen diese Geschichten *neben einander* fort; sie scheinen aber auch *in einander* einzugreifen. Die Geschichte der Stoffe durchkreuzt die Geschichte der Gattungen; der Anfang ist nirgends zu finden, und in dem was durch *Nachrichten* gegeben heifsen mag, sind allenthalben Lücken.

Dies verursacht die gröfsten Schwierigkeiten bei der dritten Frage: wie ist alles zugegangen? Zwar dem rohen Menschen genügt auf diese Frage eine bloſse Ergänzung der Geschichte; doch mengt er auch da hinein schon die Begriffe vom *Thun* und *Leiden*. Demnach müssen einige Dinge, welche *Thun*, *Kraft*, und ehe sie thun, *Vermögen*, andere aber, oder dieselben in anderer Rücksicht, eine Wandelbarkeit haben, welche das *Leiden* möglich macht.

Das wirkliche Wandeln, *Anderswerden*, ist es wohl immer ein Leiden? — So müfste ihm immer ein Thun vorausgehen. Aber das *Vermögen*, welches dabei zur Kraftäufserung übergeht, leidet es nicht selbst, indem es aufhört zu ruhen? *Dieses* Leiden würde selbst ein früheres Thun voraussetzen; das frühere ebenso ein noch früheres, und weil dies ins Unendliche geht, so würde nichts geschehen, wenn keines anfinge.

Also ist vielleicht das Vermögen ein *freies* Vermögen d. h. es tritt ohne weiteres aus der Ruhe hervor.

Ein solches Ding aber, das unendlich viele Vermögen haben müfste für *jede* freie Thätigkeit, sieht einer Ungereimtheit so ähnlich, dafs man es vielleicht vorläufig bei einem absoluten Werden bewenden lassen wird. Ein solches Werden könnte auch füglich das Werden einer Thätigkeit sein, und diese könnte weiter ein abhängiges Vermögen so leiden machen, dafs es sich als Kraft äufserte, ja es könnte dies der erste Anstofs [105] sein für eine ganze Reihe solcher abhängiger Vermögen. So denken wir uns in der That ein ursprüngliches Werden unseres Wollens, (denn ein Wollen des Wollens u. s. w. wird man doch nicht annehmen;) und von da aus leiten wir unbesorgt vor Widersprüchen die Veränderungen ab, die wir in der Welt bewirken.

Auf ähnliche Art erklären wir uns die Thätigkeit anderer lebender Wesen. Aber sind denn *alle* Veränderungen in der Welt von einem *Wollen* ursprünglich ausgegangen? oder giebt es auch für das *Tote* ein absolutes Werden, und ist das Tote vielleicht nicht so ganz in sich ruhend, wie es uns meistens vorkommt? (Könnten wohl einmal die Berge den Einfall bekommen, auseinanderzufallen und sich aufzulösen, wie jedes andere zusammengefügte Ding; die verschlossenen Dinge könnten den Einfall haben, die Riegel zu verschieben und herauszugehen u. s. w.?)

Diese Fragen müfsten nicht bloſs im allgemeinen beantwortet werden, sondern für jedes Ding und jedes Ereignis in der Geschichte desselben müfste darüber bestimmte Auskunft zu finden sein, wenn der Forschung: wie alles zugegangen sei, entsprochen werden sollte.

Was die vierte Frage betrifft: wie uns die Dinge und Ereignisse in der Welt interessieren können, so liegt schon in den früheren Fragen als Fragen, unmittelbar das Interesse ausgedrückt, welches in ihnen spricht; denn warum frage ich doch?

Dies bloſse Interesse des Erkennens steigt noch, wenn wir uns erinnern, daſs wir selbst zu den Dingen in der Welt gehören, und daſs wir in groſser Ungewiſsheit stehen über den Anfang unseres Daseins sowohl, als über die Reihe des Leidens und Wirkens, durch welche wir auf den gegenwärtigen Punkt gekommen sind.

So viel ist leicht zu bemerken, daſs wir mit den einzelnen Dingen in der Welt in Gegenwirkung stehen bis ins Unabsehliche; ebenso, daſs wir von gewissen allgemeinen Einrichtungen der Natur abhängen, daher wir denn auch um der Selbsterkenntnis willen die Natur studieren müssen. Für unsere Gefühle und für unser thätiges Streben, für unsre Hoffnungen und Entschlieſsungen müssen wir wissen, was wir zu erwarten und wornach wir uns zu richten haben.

Jedoch für unsere *Selbstthätigkeit*, die da von uns ausgeht, [106] könnte vielleicht auch die Richtung ursprünglich in uns selbst liegen. In diesem Falle würde eine ganz eigene Art von Besinnung auf uns selbst notwendig werden, in der wir bloſs unsern ursprünglichen Willen zu studieren und denselben von allen dem zu sondern hätten, was als Leiden und als Hemmung von auſsen etwa mit demselben vermischt werden könnte. Immer könnten wir am Ende, nachdem wir erst wuſsten, was *wir selbst wollen*, uns auch noch wegen des Einflusses entschlieſsen, den wir der äuſsern Welt auf unsern eigenen Willen geben und lassen wollen.

(Diesem Zurückgehen in sich selbst verdankt die praktische Philosophie ihren Ursprung; sie veranlaſst den Menschen und verhilft ihm dazu, zu wissen was er wolle; sie bietet sich jedem dar, weil er Mensch ist, weil er als Mensch ein vernünftiges Wesen, ein gottähnliches Wesen ist. Nicht die Natur, nicht das Äuſsere beschäftigt uns dann; bloſs unser Wille; die Menschen wissen aber selten oder nie, was sie wollen, weil jenes Zurückgehen ihnen Mühe macht. Man gehe nur in sich selbst tief zurück; man wird sich wahrhaftig losmachen können von allem äuſsern Einflusse; man wird *wollen* können, unbekümmert um das, was daraus werde, ob man es durchsetzen könne. So glückte es groſsen Männern, die die Menge der schwach Wollenden beherrschten, und vor denen sich, wie man sagt, das Schicksal selbst beugte; die alles konnten, was sie wollten, weil sie es immer wollten und ernstlich wollten. Fichte's „Bestimmung des Menschen" ist vorzüglich geeignet, solchen starren, eigensinnigen Willen hervorzutreiben; er ist die Ursache, daſs wir groſse Männer besessen haben und noch besitzen.)

Vielleicht auch gäbe es noch eine höhere Art von Besinnungen an uns selbst, welche von der einfachen Bemerkung ausgehen, daſs die Welt, soweit wir sie auch nur immer gegeben oder erforscht nennen mögen, daſs jeder ihrer Teile, den wir zu kennen meinen, eben in dieser Erkenntnis, dieser Erforschung oder diesem Gegebensein, von uns selbst vorgestellt wird und daſs wir nie aus diesem allumfassenden Vorstellungskreise heraus können. Es fragt sich dann, ob, indem wir diesen unsern Vorstellungskreis, mit allem jetzigen und künftigen Zubehör, selbst wiederum vorstellen, wir denselben noch ableiten müssen von einer Wechselwirkung zwischen uns und [107] der übrigen Welt, oder ob er

nicht vielmehr ganz und gar, so wie wir ihn in Raum und Zeit, durch Begriffe und nach Zwecken geordnet besitzen, als *aus uns* hervorgehend zu betrachten sei, da ja doch *alles Äufsere*, woraus man ihn erklären will, selbst wieder *in ihn hineinfällt*.

(Wahre praktische Philosophie sucht sich loszureifsen, stemmt sich gegen die äufsere Natur. Aber der Idealismus sucht wo möglich noch einen höhern Schwung zu nehmen; nämlich die äufsere Natur als unser Werk, als von uns abhängig anzusehen. Hat man es dahin gebracht, so ist an Dienstbarkeit im mindesten nicht mehr zu denken; wir werden die höchste Selbständigkeit haben. Wie wenn wir die äufsere Welt verwandeln könnten in blofsen Schein? Dies ist das Grofse und Erhebliche in diesem System, welches Fichte mit einiger Ausführlichkeit und Konsequenz ausgeführt hat. Es predigt: dafs so etwas, als der Mensch sich einbildet und aus ihm selbst hervorgeht, sich auch notwendig nach ihm richten mufs. Es ist alles reine Selbständigkeit.)

Mifslich ist dabei nur, dafs immer *gerade auch das Ich*, welches den Schein zu tragen scheint, ebensowohl als jedes Äufsere in ihn hineinfällt. Unser Interesse an der Welt scheint auf den ersten Blick sich sehr zu ändern, wenn wir annehmen, sie sei nur durch uns; ohne Zweifel wird sie ja dann in allen ihren Gefahren unseren näheren Bestimmungen zugänglich sein und wenn wir bisher von ihr litten, so lag es ohne Zweifel nur daran, dafs wir jener höhern Besinnung noch nicht mächtig waren. Allein sie *dauert auch jetzt*, und geht ihren Gang auch *nach* dieser Besinnung; und die Tiefe unserer selbst, welche in ihrer *Einheit* das Mannigfaltige der Erscheinung bereitet, bleibt für uns *eine ebenso weite und verschlossene Welt*, als diejenige war, welche wir in ihrem Schofse zu erkennen meinten. Ja der Knoten zieht sich bis zur Unauflöslichkeit zusammen, indem wir jetzt aus dem *Einen* das Viele *ableiten*, also in dem Einen das Viele, gerade soviel als nötig ist, *voraussetzen* müssen, wobei zu fürchten steht, der blofse Begriff der Einheit möchte ein schlechtes Band sein, um das ursprünglich Viele zusammen zu halten. — —

Es ist nicht nötig für die fünfte Frage: was wird daraus werden? noch einige Betrachtungen hinzuzufügen. *Unmittelbar* gegeben ist für sie nichts. Das *mittelbare* Wissen von der Zu-[108]kunft aber mufs ein Teil sein von demjenigen Wissen, zu dem das Gegebene mag veranlassen können.

Zu dem *Gegebenen* werden wir auf alle Weise zurückgetrieben. Um nun die Fragen zu vereinfachen, bleibe jede Beziehung der Dinge auf uns fürs erste ganz aus dem Spiele. Haben wir unsere Vorstellungen von den Dingen selbst nur erst geordnet, so wird sich nachher nur desto besser einsehen lassen, wie die Besinnung: *es seien unsere Vorstellungen*, alles ändern müsse, auch unser Interesse wird sich finden, wenn der Gegenstand erst bestimmt gefafst ist.

Was aus einem Andern geworden oder gemacht ist, kann man von dem wohl eigentlich sagen: *es sei?* Für etwas ganz Neues, das nur

geradezu angefangen habe zu sein, will man es nicht gelten lassen; man führt vielmehr seine Existenz zurück auf die Existenz dessen, woraus es geworden ist. Die eine und die andere Existenz soll dieselbe sein; das Alte soll unter einer neuen Gestalt noch fortdauern. Also das Neue ist nur die Gestalt; die Gestalt ist aber eigentlich nichts; das was eigentlich ist, war schon irgend etwas, ehe es diese Gestalt annahm, und was es damals war, müfste man wissen, um es seiner wahren Natur nach zu kennen.

Vielleicht ist es aber durch verschiedene Umgestaltungen gelaufen; dann müfste man ihm alle diese fremden Verhüllungen eine nach der andern ausziehen, um es endlich, wie es wirklich ist, nackend zu erblicken.

Diese Betrachtungen liegen der Unterscheidung zwischen *Dingen* und *Stoffen* oder *Elementen* zugrunde; vielleicht müfsten die Elemente noch weiter auf einen Urstoff zurückgeführt werden; das Wasser freilich wird wohl jetzt von Niemand mehr dafür gehalten werden.

Indessen was sichert uns, dafs der angenommenen Urgestalt unseres Stoffs nicht doch noch wieder eine frühere Zeit und frühere Gestalten vorausgingen; jede Verwandlung läfst sich ebenso leicht rückwärts, als vorwärts denken. Genau besehen macht jedoch die Zeit hier gar keinen Unterschied; war der *gleiche* Stoff ehemals Wasser und ist jetzt Feuer, so sind ihm beide Gestalten gleich zufällig; die jetzige könnte ebensowohl für die rechte gelten, als jene; sie wäre wenigstens für jetzt die wahre. Aber eben weil dies den Stoff mit sich selbst in Wi-[109]derstreit setzen würde, mufs man das Streitende ganz von ihm sondern; *gestaltlos* bleibt er zurück, schwebend, wenn man will, in der Mitte zwischen allen Umwandlungen, in denen er sich schon zeigte und noch zeigen wird. (Das ἄπειρον des Anaximander, *reiner*, unbestimmbarer *Stoff*; wenn eine Bestimmung hinzukäme, so würde auch durch die kleinste der Begriff desselben aufgehoben.)

Bis jetzt war alles anschaulich; jetzt ist es Zeit, uns aus dem Sinnlichen zu Begriffen zu erheben; dazu gehört ein höherer Grad von Aufmerksamkeit; von der Notwendigkeit des Denkens getrieben mufs man durch alle die mannigfaltigen Schwierigkeiten hindurch.

System des absoluten Werdens.

Wie kam der gestaltlose Stoff zur Gestalt? und wie von einer Gestalt zur andern? Diese Frage bedrängt uns jetzt, indem wir die Welt aus dem Stoffe zu erklären haben. Das Bequemste wäre eine Gottheit eingreifen zu lassen, und sich das weitere Nachforschen, wie die Gottheit zu diesem Eingreifen kam, ganz zu verbieten; allein dies würde den *Versuch der Forschung* verderben, der sich rein halten mufs von allen willkürlichen Annahmen.

(Die Philosophie hat nichts mit Willkürlichem zu thun; ihr mufs etwas Notwendigkeit sein. Das Gegebene kann ihr nur die Veranlassung sein zum Reden; was der Philosoph sagt, mufs eins aus dem andern notwendig herbeigeführt sein. So zu denken ist schwierig; aber bei der Philosophie und besonders bei der Metaphysik kommt alles darauf an.)

Überhaupt also dem ersten Werden ein *Thun* vorauszusetzen, ist, wie schon bemerkt, undenkbar; es scheint also: *das Werden sei ursprünglich.*

Ist aber das *Werden*, so würde ein zweites entgegengesetztes Werden dazu gehören, um jenes wieder *abzubrechen.* Der Stoff, der ein solches sich selbst zerstörendes Wesen in sich hätte, wäre ein ärger widersprechendes Unding, als jenes Ding, das ebensowohl Feuer als Wasser sein sollte. Also das ursprüngliche Wesen läuft fort; es ist beharrlich in der Veränderung; es gleicht dem bewegten Körper, der nie seine Richtung [110] und Geschwindigkeit verliert. Der Urstoff (das Urwesen) hat eine *qualitative* Bewegung mit bestimmter Richtung durch die Weite der Beschaffenheiten und bestimmter Abmessung der Zeit, in denen er seine Umwandlungen vollbringt.

Zur Welterklärung bedarf es noch eines einzigen Zusatzes. Hätte die ganze Masse des Grundstoffs dieselbe qualitative Bewegung, so könnte das Ganze in einerlei Zeitpunkt auch nur einerlei Gestalt zeigen. Aber eine solche Einförmigkeit ist nicht in der Natur; der Wechsel mufs fortgehen nach verschiedenen Richtungen. Es ist also notwendig, ursprünglich *Gegensätze* (ἐναντιότητας) anzunehmen; zwar nicht in einerlei Teilen des Grundstoffs, welches sich widerspräche, aber in verschiedenen Portionen, entweder in *verschiedener* qualitativer *Richtung*, oder *verschiedener Geschwindigkeit*, oder eine Verschiedenheit der *Zeitpunkte des Durchgangs* durch dieselbe Veränderung, oder endlich *alles dieses verbunden.*

Jetzt können die scheinbar verschiedenen Stoffe sich mischen, sich in ihren qualitativen Bewegungen hemmen, stören, anders richten, und den Schein des Wirkens und Leidens hervorbringen, den wir in der Welt finden. (Heraklit, dessen System wir nicht zu subtil entwickeln dürfen, wenn es nicht vor der Zeit uns auseinanderfallen soll, braucht nur im allgemeinen das Bild der Freundschaft und Feindschaft, die einen Weg gehen und sich vertragen, oder durch Zank hemmen und zerstören u. s. w. Nur, dafs das Urgesetz in allen diesen Verwickelungen immer der eine und gleiche ewige Impetus des Werdens bleibe, aus welchem *ohne Kausalität und Wille* eine *Gemessenheit der Zeiten* folgt, die sich notwendig entwickelt, weil die Geschwindigkeit ursprünglich ist. Εἱμαρμένη.)

(Die Alten und ihre Dichter setzten das Schicksal über die Götter; warum wohl machten sie es nicht selbst zu einer Gottheit? Dies lag in dem Begriff selbst, den sie vom Schicksal hatten. Das Schicksal ist Vorherbestimmtheit ohne allen Sinn und Verstand; es hat weder Willen noch Kraft; denn sonst liefse sich die letztere geteilt oder vervielfältigt denken; bei jenem wäre die Frage, ob nicht ein anderer Wille, bei Verstand und Klugheit, entgegenwirken könne. Solche Vorherbestimmtheit

nehmen die Alten als vorhanden an; aber Zeus und die andern Götter konnten sich selbst nicht widersetzen, obgleich sie wufsten, was werden würde; diese Einsicht wird [111] *ihnen* zugeschrieben; das Schicksal selbst wufste nichts. Es ist *erhaben* über alles, weil es nichts Höheres giebt, weil alles in diesem Punkt mitbegriffen ist. — Eine Notwendigkeit in sich selbst befestigt ist für uns *niederschlagend.* Steht es bei uns, ob wir sie annehmen, biegen oder verwerfen? Ein grofses, wichtiges Verhältnis! Wie *eine* Veränderung im Kabinett eines grofsen Staats auf Millionen wirkt, so kann *ein* philosophischer Irrtum die gröfste Verwirrung im ganzen Thun und Leben veranlassen, und für alle Teile des Studiums die Richtung verderben oder fördern. Hier wollen wir uns durcharbeiten; ohne geirrt zu haben, werden wir keine Wahrheit finden.)

Scheint aber in der Welt irgend etwas zu ruhen und in seiner Beschaffenheit zu dauern, so müssen wir voraussetzen, es sei dennoch innerlich in Arbeit begriffen, als deren wahrscheinliche Folge wir gewisse unmerkliche Ein- und Ausströmungen (ἀναθυμιάσεις) annehmen können, durch welche es sich in dem Wirbel der allgemeinen Bewegung erhält. (Mehreres von diesem gehört nicht notwendig zum System; es ist Ausschmückung.) Überhaupt versteht sich, dafs die qualitative Bewegung nicht etwa die räumliche ausschliefst; denn woher wollte man diese sonst erklären? sondern dafs vielmehr die eine mit der andern in einem und demselben ursprünglichen Werden von Ewigkeit zu Ewigkeit vorbestimmt sei.

Werfen wir von hier aus einen Blick auf die sinnlich bekannte Welt, so finden wir zweierlei, das durch seine unaufhaltsame Beweglichkeit und Wandelbarkeit dem angenommenen Grundstoffe ähnlich sieht: den *denkenden Geist* und das *Feuer.*

Wiewohl dem Grundstoff eigentlich gar keine Beschaffenheit bleibend zukommt, so würden wir doch denselben mit mehrerem Rechte Feuer nennen, als ihn irgend ein anderes bekanntes Wort bezeichnen könnte.* Da ferner alle Naturkörper zu erglühen fähig sind, alle der Gewalt des Feuers sich unterwerfen müssen und sich ihm alsdann verähnlichen, so läfst sich [112] wohl denken, dafs es Perioden geben könnte, wo der sämtliche Stoff die Gestalt des Feuers annimmt und dafs zwischen diesen Perioden eben die Verwickelungen liegen, welche aus den entgegengesetzten Richtungen, die jede Portion der Masse für sich nimmt, hervorgehen; also in den Zwischenzeiten wird aus den Gegensätzen eine Welt; aber die Welt eilt jedesmal durch ihre Umwandlungen einer Verähnlichung aller Gestalten, einer neuen Feuerperiode unaufhaltsam entgegen.

Will man dieser Darstellung der Weltordnung auch die Rücksicht auf das Geistige mit einflechten, so ist dies sehr leicht, so lange man von der rohen Vorstellung ausgeht, als sei das Denken überhaupt eine

* Man denke sich ein recht loderndes Feuer, eine recht glühende Masse, verzehrend, ausstrahlend, wohin nur Öffnung und freie Bewegung ist. Wollte man sie mit dem Sturme vergleichen? Die stille Luft ruht ja. Mit dem Wasser? Aber das Meer ist ja oft spiegelglatt. Wasser und Erde sind viel zu träge dazu; die Erde ist das Symbol der Beständigkeit. Also Feuer!

Art von Gestaltung jenes Grundstoffs, und der Wechsel der verschiedenen Gedanken die Umwandlung jener Art von Gestalt, das *Gedachte* aber immer der *unmittelbare gegenwärtige Zustand des denkenden Stoffs selbst.* (Feuer denkt an Feuer u. s. w.) Hier mufs man nur nicht gar zu genau die Elemente des Stoffs als für sich bestehende Wesen unterscheiden, da dann jedes unmittelbar nur von sich und seinen Zuständen wissen würde, sondern alles in einander fliefsen lassen, so kommt ganz leicht ein allgemeines, sich selbst denkendes Ganze, eine Weltseele heraus (*κοινὸς λόγος*). Sofern es aber einzelne denkende Wesen giebt, z. B. Menschen, welche das Ganze erkennen, mufs ihnen diese Erkenntnis mitgeteilt werden, als ein Teil jenes allgemeinen Denkens, der in sie einströmt; sie werden dann desto richtiger denken und *wachen*, je offener die Zugänge für jene Einströmungen sind. — —

Gar sehr verändert sich aber dies alles, sobald man sich selbst das Verhältnis zwischen dem Gedachten und dem Denkenden oder ganz einfach: zwischen dem *Vorgestellten* und dem *Vorstellenden* genauer bestimmt. In dem Begriff des Vorstellens, der beide verknüpft und beiden ihre Bedeutung bestimmt, liegt gar nichts, was eine Ähnlichkeit vorauszusetzen berechtigt zwischen dem Wesen des Vorstellenden (Abbildenden) und dem Inhalte des Vorgestellten (Abgebildeten). Damit fällt jenes unmittelbare Wissen in der Welt von sich selbst, wobei die Frage: *wie das Sein zu seinem eigenen Bilde kommen möge?* ganz vergessen war, sogleich weg. Es giebt keine Weltseele, und es tritt nicht etwa eine Gottheit an ihre Stelle. Soll es irgend wo eine Erkenntnis geben, wie denn die Menschen sich selbst und allenfalls den Tieren eine solche zu[113]schreiben, so mufs hier dem Erkennenden das Erkannte durch seinen Gegenstand bestimmt sein. Also: das Erkennende ist *leidend*, der Gegenstand *thätig*. Wird in dieser Thätigkeit der Gegenstand sich so geben, wie er ist? wird er ein treues Bild in die Seele mahlen?

Wie sollte man das von ihm erwarten? Er wird nach seiner Art irgend ein Vorstellen wirken; aber die Ähnlichkeit zwischen dem Vorgestellten und dem das Vorgestellte bestimmenden Gegenstande wäre auch hier eine ganz grundlose Annahme. Also: wir glauben zwar, zufolge äufserer Einwirkungen, etwas zu erkennen; für sich allein aber ist dies alles gar nichts von dem, was es zu sein scheint; es ist höchstens ein Verhältnis zu uns. Es ist demnach etwas anderes im Verhältnis zu anderem, und insofern darf jeder sich das Mafs der Dinge nennen. (*Protagoras: πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος.*)

In der letzten Betrachtung ist das System des absoluten Werden aus den Augen gesetzt; allein es tritt wieder hervor, sobald man sich erinnert, dafs bei einem festen Verhältnis zwischen den Gegenständen und dem Vorstellenden sich die Erscheinungen nicht ändern würden; also wie vorhin zur Umwandlung der Dinge, so wird hier zur Umwandlung der Erscheinungen das absolute Werden erfordert, nur dafs man jetzt nicht wagen darf, von dem Gange dieses Werdens so zu reden, als ob man ihn mit anschaute; der allgemeine Wechsel reifst *uns und die Dinge zugleich* fort: das Verhältnis zwischen uns und ihm ändert sich auf beiden Seiten; demnach auch die Erscheinungen durch beides, ohne

dafs wir die beiderseitigen Anteile zu scheiden wüfsten, und so können wir denn, aufser für uns, gar nichts mehr über die Welt bestimmen.

Das Resultat aller dieser Betrachtungen ist demnach folgendes. Es giebt eine Masse, die in keinem Augenblicke etwas Bestimmtes ist, aber in jedem Augenblicke zugleich aufhört, Bestimmtes zu sein, und wieder anfängt ein anderes zu werden. In diesem Werden und Wandeln sind verschiedene Richtungen zu unterscheiden. Es giebt ferner Wesen in der Masse, deren Eigenheit es ist, dafs in ihnen Bilder entstehen, die man Vorstellungen nennt, welche Bilder anders und anders beschaffen sind, je nachdem sie, in ihrem eigenen Werden begriffen, dem Werden anderer Teile der Masse begegnen. Fragt man aber: was ist und was wird die Masse, oder was sind und was wer-[114]den die vorstellenden Wesen? so ist die Antwort: Beides bleibt völlig unbekannt; denn die Bilder in den vorstellenden Wesen sind nur Resultate des Verhältnisses im Begegnen, keineswegs aber Abbildungen eines oder des andern Teils unter denen, die sich begegnen.

Jetzt ist das System zur Widerlegung reif; denn *erstlich* sollte nach der Behauptung ewig fliefsender Bilder *es selbst keine feste Behauptung sein; zweitens* ist sein Grundgedanke: Werden ohne festes Sein, ein innerer Widerspruch. Man soll nämlich hier nicht etwa verschiedene Wesen annehmen, die in verschiedenen Momenten für und in einander eintreten, sondern man soll *Eins und Dasselbe* zugleich zweierlei sein lassen, indem es eine Beschaffenheit verliert und eine andere annimmt.

Demnach: *was ist,* das kann nichts werden, was es nicht war; es kann auch nichts mehr und nichts anderes erzeugen als was es ist. Das *Sein* ruht in seiner Beschaffenheit, man kann nur fragen, ob es sei oder nicht sei; ist es, so bleibt es sich gleich, ist es nicht, so wird es nie. *(Xenophanes.)*

System des absoluten Seins.

Um das veränderliche Gegebene zu erklären, wurde zuerst ein unbestimmter Stoff zum Grunde gelegt, als bestimmbar zu mancherlei künftigen Gestalten. Was derselbe an sich sein und bleiben möge, davon war keine Rede. Aber es fand sich nichts, ihn zu bestimmen; deshalb wurde er wieder aufgegeben; das Werdende trat an seine Stelle, stets gestaltet, aber immer anders und anders, als Eins und Dasselbe nur zu denken durch die Kontinuitäten in der Umwandlung. Aber in dieser Kontinuität selbst lag der unheilbare Widerspruch, der die Forschung zu einer ganz neuen Richtung nötigte.

Ist nämlich die Veränderlichkeit nicht zu erklären, weder als zufällig wechselnd am beharrlichen Stoff noch als inwohnende eigene Natur dessen, was ist, so mufs sie ganz aufgegeben, sie mufs als Täuschung verworfen werden. Es ziemt der Vernunft, das Undenkbare als einen

Trug der Sinne zu verschmähen und zu suchen, ob sie selber Wahrheit finden könne.

(Wenn man in einer bedrängten Lage ist, wie wir jetzt, so ist selbst ein neuer Versuch zu wagen, wobei wir in der That [115] wenig riskieren; denn gefiele uns das Feld des reinen Denkens nicht, so steht uns ja der Weg wieder offen über die Brücke zurückzukehren, über welche wir gehen wollen. Hier teilt sich das Feld der Philosophie in Empirismus und Rationalismus. Der Charakter des letztern verträgt sich nicht mit der blofs sinnlichen Welt; wenn er auch ein Zug von Einseitigkeit wäre, so zog doch jeder ernste Denker, wenn er sich auch im Sinnenreich versuchte, die Vernunfterkenntnis vor, die fest und frei von Widersprüchen jenseits des Reichs der Sinne liegt. Gleichwohl offenbart sich die intelligible Welt nur *in* der sinnlichen.)

Da alles in der Welt, was wir zu kennen glaubten, entweder als veränderlich sich schon gezeigt hat, oder doch so geartet ist, dafs seine Beschaffenheiten in die Reihe des Wechsels fallen und daher wenigstens die Möglichkeit der Veränderung fürchten lassen, so könnte jetzt, indem die Nichtigkeit dieses sämtlichen Scheins einleuchtet, gefragt werden: ob denn überall etwas sei? — Aber woher auch nur diese *Frage* nach dem Sein, wenn nichts wäre? — Der Versuch sich nichts zu denken, hebt sich selbst auf. Nichts denken hiefse gar nicht denken. Nichts vernichtet sich selbst. Nichts ist nicht (*οὐκ ἔστι μὴ εἶναι*), hingegen das Sein ist (*ἔστι γὰρ εἶναι*).

Was ist denn nun? — Es selbst, das Sein; — nicht irgend etwas anderes, sondern es selbst ist durch sich selbst begründet; dies mufs man finden in der blofsen erhöhten Besinnung an das Sein. Alle nähern Bestimmungen dürfen nur Ausschliefsungen sein.

1. Das Sein ist nicht Vieles; *wären* Viele, so wäre jedes der Vielen; alles Übrige wäre nicht. Aber das Nichtsein *ist* nicht; das Sein mufs frei bleiben von dem Nichtsein, welches die Gegensätze in dem Vielen herbeiführen würden. Nach dieser Erklärung mag man sagen: das Sein sei *Eins;* aber dabei denke man nicht Eins aus einer Reihe, etwas, auch nicht einmal das Erste in der Reihe, das Oberste und Höchste; sondern *Eins ohne Gegensatz.*

2. Dies Eine ist seinem Wesen nach *unvergleichbar*, folglich *unbestimmbar*. Höbe man um anzugeben, was es sei, aus mehreren möglichen Bestimmungen eine oder einige heraus, so würden ihm die übrigen mangeln. Aber im Sein ist kein Mangel.

3. Es umfafst *in sich* keine Gegensätze. Es als dauernd und unendlich ausgedehnt zu denken, wäre schon unrecht; vielmehr liegt es ganz in sich selbst.

[116] 4. Auch die Erkenntnis, das Bild des Seins fällt mit ihm selbst zusammen; denn es giebt keinen Träger des Bildes mehr aufser dem Sein (*ταὐτὸν ἔστι νοεῖν τε καὶ οὕνεκέν ἐστι νόημα*).

Weit entfernt, dafs im Geist dieses Systems irgend eine Erklärung des Gegebenen versucht werden dürfte, mufs dasselbe anfangs allgemeinen Zweifel *(Xenophanes),* dann ein entschiedenes Verwerfen der Erfahrung hervorbringen *(Parmenides),* die man nur etwa noch zum Spiel in eine

geordnete Darstellung bringen kann, wie der Dichter einen mythologischen Stoff ausschmückt.

Endlich wird man, um der Anfechtung der Erfahrung los zu werden, zeigen müssen, sie sei ungereimt und undenkbar und verrate sich ganz offenbar als leere Täuschung. Der Hauptgedanke ist hier, die scheinbare Vielheit der Dinge, welche jenem Einem gerade entgegensteht, sei widersprechend.

Der Begriff des Vielen führt auf die Frage nach seinen einfachen Bestandteilen; diese kann in dem ausgedehnten Gegebenen Niemand nachweisen; darf man denn annehmen, sie seien dennoch vorhanden und entgingen nur der Schwäche unserer Sinne? — Was einfach ist, hat keine Gröfse; was keine Gröfse hat, kann auch einem andern hinzugefügt demselben keine Gröfse geben; es kann es nicht gröfser machen; was aber, zugesetzt und weggenommen, das Andere nicht gröfser noch kleiner macht, das ist *Nichts;* also das Einfache, woraus das Viele bestehen sollte, Nichts.

Hätte es, um diesem Schlusse zu entfliehen, eine Gröfse, so hätte es Teile, diese Teile hätten wieder eine Gröfse, folglich wieder Teile und so ins Unendliche. Wie demnach vorhin Alles zu Nichts werden musste, wenn es aus nichtigen Bestandteilen zusammengesetzt war, so mufs hier jedes Kleinste unendlich grofs werden, welches sich ebenfalls widerspricht. Auch steht dieser Unendlichkeit das entgegen, dafs unleugbar, wenn ein Vieles ist, es so viel sein mufs, wie viel es ist, und nicht mehr noch weniger, dafs es demnach als Summe gewifs endlich ist.

Die Undenkbarkeit der Erfahrung scheint noch zu wachsen, wenn man die Bewegung deutlich zu denken sucht. Ein bewegter Punkt mufs, ehe er einen bestimmten Weg zurücklegen kann, von ihm die Hälfte zurücklegen, von dieser Hälfte aber wieder zuerst die Hälfte u. s. w., also kann er, wie es scheint, [117] nie anfangen sich zu bewegen. — Auf gleicher Bahn kann ein nachfolgender, wiewohl schnellerer Körper den langsameren, der vorangeht, nie einholen, denn immer ist dieser voraus, während jener in dessen früherer Stelle erst eintrifft. Überdies ruht das Bewegte jeden Augenblick da, wo es ist; also ruht es immer. Endlich fragt sich noch, wenn der Raum ist: wo ist er? in einem neuen Raume? Dies würde ins Unendliche laufen.

Nimmt man aus dem bisher im Geist der Eleaten dargestellten System die einzelnen falschen Schlüsse heraus, so bleibt immer noch ein *unbestimmtes ruhendes Sein* übrig; denn alles für Schein zu erklären, ist unmöglich. Läfst sich nun das Werden nicht denken, so hat man eine tote Masse, der man *Vielheit* und *Vielartigkeit* zwar nicht gerade absprechen wird, sobald man sich bestimmt, dafs die Gegensätze und negativen Prädikate nur in der Einheit des das Viele zusammenfassenden Denkens entspringen; aber wieviel und wie das beschaffen sein möge, was an sich ist, darüber mufs man sich hier jede Vermutung verbieten.

Indessen in dieser Nacktheit würde das System des absoluten Seins nie Anhänger finden. Man sieht gar zu leicht, dafs ein System, welches das Gegebene nicht erklären kann, auch vom Gegebenen nicht unterstützt wird, also wie ein nichtiges Hirngespinst verschwinden mufs,

das zunächst nur dadurch merkwürdig ist, weil es die philosophische Verlegenheit bezeichnet, aus der es entsprang.

Schlufsanmerkung (über die Systeme der Neuern, zunächst Bruno, nach den Beilagen der *Briefe Jakobi's über die Lehre des Spinoza*, nur etwas ordentlicher aufgestellt als in jenen tumultuarischen und begeisterten Aufsätzen). Sucht man die Natur recht gerade ins Auge zu fassen, so findet man, dafs sie die bisher entwickelten Begriffe *alle zugleich* aufdringen möchte. Nicht nur mufs in jeder Veränderung das Veränderte sein und beharren, sondern in vielen Naturprodukten, ja wie es scheint, im allgemeinen Weltbau verrät sich auch bei allem Wechsel eine *Einheit der Form (des Begriffs)*, welcher eine Vielheit des Stoffes gemeinschaftlich unterworfen ist. (Hauptcharakter eines *organischen* Körpers, als eines Wesens, in welchem ein beständiges Werden umläuft, das nicht gedacht werden kann in einem Teile, sondern in einer gegenseitigen Bedingtheit eines Teils gegen alle übrigen steht.)

[118] War dem Vielen die Form zufällig, so mufste sie in ihm doch wenigstens der Möglichkeit nach gegründet sein, und schon die Prädisposition für die *eine* Form giebt auch dem Vielen eine Art von Einheit. Bestimmt aber führt die Menge von Thätigkeiten, welche in den verschiedenen Teilen des Vielen die *eine* Möglichkeit zur Wirklichkeit zu erheben kontinuierlich neben und nach einander geschäftig sind, auf den Begriff von *Vielem in Einem*, welches *ursprünglich* Eins sei; aber auch ebenso ursprünglich im Bilden des Stoffs sich vervielfältige, wie die Seele in dem Leibe, dessen verschiedene Glieder sie zugleich für einen Zweck bewegt.

Dies Bilden ist kein Werden, aber ein *Werden machend;* wobei das Machende eins und dasselbe bleibt. Dabei wird auch dem Leidenden, eben weil es von einem *Andern* leidet, indem es wird, die Einheit des beharrlichen Sein gerettet, welche im System des absoluten Werden verschwinden.

Soweit ist dieses System Dualismus. Und jeder Blick auf die Natur im kleinen und im grofsen scheint denselben zu bestätigen. Allenthalben zeigt sich der Gegensatz zwischen dem rohen und dem gebildeten Stoff und der gebildete führt allenthalben auf die Idee von einem bildenden Prinzip, welches teils die allgemeinen Formen der Bildungen aus seiner Urform hervorgehen macht, teils in jeder Art von Organismen sich besonders darstellt und die unterscheidenden Kennzeichen der Gattungen aufrecht erhält.

Wird dieser Dualismus recht scharf gedacht, so findet man, dafs er das genaueste Zutreffen und Ineinandergreifen des Wirkenden und Leidenden erfordert. Denn indem er die Welt in Geformtes und Formendes zerlegt, hat die Zerlegung gerade nur insofern Grund, wie die realisierten Formen selbst aus beiden erklärt werden müssen. Mehr Vermögen in dem Leidenden, mehr Antrieb oder Unvermögen in dem Bildenden wäre ein unvollkommenes Sein in jedem von beiden, und wollte man dies mit dem realisierten Triebe und Vermögen auf beiden Seiten zusammenfassen, so bekäme man keine wahre Einheit des Sein. Man soll vom Bildenden nur reden, sofern es bildet; vom Stoffe nur, insofern

er diese und jene Gestalten annimmt; keines von beiden soll man mit erdichteten Substraten, als Quelle überflüssiger Kräfte und Vermögen begaben. Es bezieht sich nun die ganze Empfänglichkeit des Stoffs auf den [119] ganzen Bildungstrieb des thätigen Prinzips. Auch die Zeitfolge und die Anordnung im Raume mufs als in beiden harmonisch prästabiliert angesehen werden.

Allein eben darum, weil sich in dieser *Beziehung* jedes von beiden allein *denken* läfst, hat es nun auch gar keinen Sinn, jedem ein gesondertes Sein zuzuschreiben. Das Bildende ist in und mit dem Gebildeten, das Gebildete in und mit dem Bildenden; beide sind *Eins*. In diesem Wirken und Leiden also geht keins aus seinem Wesen heraus und damit fällt die gröfste Schwierigkeit des Mechanismus weg. Nämlich es fragt sich hier nicht: was trennt das Wirkende von sich ab? was nimmt das Leidende in sich auf? und wie können beide noch unversehrt bleiben, was sie waren, nach dieser Zerrüttung ihrer innern Natur? Denn hier ist keine Abtrennung; hier ist nicht Eins und ein Anderes, welches gäbe und welches nähme, sondern der Erfolg der Wirkung bleibt *in* dem Wirkenden; es verändert sich nur für sich und ist nach der Veränderung noch dasselbe, was es war.

Es verändert sich *für sich;* — wäre gar keine Veränderung, so hätte das System nichts erklärt; — und es selbst, jenes Eine, worin Bilden und Gebildetwerden zusammenfällt, ist das *Veränderte* und zugleich auch genau auch in demselben Ereignis das *Verändernde*. Hier verschwinden die Begriffe von Thun und Leiden, und es verrät sich, dafs ein *absolutes Werden*, bei Zusammenschmelzung des Thätigen und Leidenden an die Stelle gesetzt ist. Dies *Werdende* soll nun ungeachtet der Veränderung auch genau *Eins und Dasselbe* bleiben, eine stehende Folge, eine einfache Vielheit. Es ist also der *absolute Widerspruch des absoluten Sein mit dem absoluten Werden* in seiner ganzen Härte der *Grundgedanke dieses Systems*. Nichtsdestoweniger täuscht es durch einen Schein von Unangreifbarkeit, weil es die Elemente seiner Widersprüche gar nicht zu sondern erlaubt; weil nun doch die Elemente das einzige Denkbare in diesem System sind, diese aber (als einzelne) nicht gedacht werden sollen, so kann man es mit Recht das System des absoluten Nichts nennen.

Atomistik.

[120] Vieles ist gegeben, aber „aus dem wahrhaft Einem wird nie Vieles, aus dem wahrhaft Vielen nie Eins“ *(Leukipp);* also mufs man ursprünglich Vieles annehmen. Da aber die veränderlichen Beschaffenheiten nicht das Wesen der Dinge angeben, so mufs man sich hüten, den Dingen Eigenschaften beizulegen. Vielleicht läfst sich die scheinbare Mannigfaltigkeit aus der bloſsen Veränderung in der *Kombination* der

ersten Bestandteile erklären; denn für einfach dürfen wir doch keins der angegebenen Dinge ansehen.

Die Kombination mufs also *mannigfaltig* und *veränderlich* sein. Dazu gehört, dafs nicht alles eine einzige, eine tote Masse sei. Wäre eine solche je gewesen, so sieht man nicht, wie je etwas anderes hätte aus ihr werden können. Vielmehr mufste das Viele ursprünglich getrennt und in mannigfaltiger Bewegung sein. Die Bedingung der Trennung und Bewegung, im Raume, darf man daher nicht ableugnen; man darf nicht sagen, es giebt keinen Raum, also mufs man zugestehen, er sei; wiewohl er nicht etwa zur Masse dessen gehört, was sich in ihm bewegt, trennt und vereinigt.

Von dem Raume mufs man dann auch die nähern Bestimmungen dessen entlehnen, was ist; denn man wollte die innern Bestimmungen eigentümlicher Beschaffenheiten vermeiden. Es mufs aber doch ursprüngliche Verschiedenheiten geben, sonst bekäme man durch alle Kombinationen nur gröfsere und kleinere Massen. So müssen die ersten Elemente der Dinge, wiewohl unendlich klein für jeden Mafsstab unserer Sinne, dennoch endlicher Gröfse sein von bestimmter und verschiedener *Gestalt: Atomen.*

Es versteht sich, dafs die ersten Elemente sich nicht teilen lassen; es gebe sonst Elemente der Elemente; bestimmen läfst sich keine dieser Gestalten; nur vermuten kann man, dafs das Beweglichste, das Feuer, auch durch die Form der Elemente zum Beweglichsten geeignet sein werde; diese Elemente mögen also Kugeln sein. Ebenso wenig läfst sich ohne Erdichtung etwas sagen über die ursprüngliche Bewegung der Elemente; nur dafs sie ursprünglich und ewig und die Urheberin alles Geschehens ist. Dies giebt den Begriff der *Notwendigkeit* aller [121] Ereignisse (ἀνάγκη). Dieser Begriff ist von dem des Schicksals noch verschieden. Von einem *innerlichen* Werden könnte man nicht sagen, dafs es mit Zwang geschehe; denn eine Natur, welche selbst wird, setzt dem Werden keinen Widerstand entgegen. Hingegen die bewegten Atome *stofsen* und *widerstofsen* einander. Den Erfolg dieses Zusammentreffens mufs ein jedes sich gefallen lassen.

Soll in diesem System die *Erkenntnis* erklärt werden, so mufs zuerst die Seele selbst aus Atomen erbaut, alsdann müssen ihr die Vorstellungen als Bilderchen (εἴδωλα),[1] die von den Dingen ausfliefsen, gegeben werden. Hier verrät sich die schwache Seite des Systems, *Anhäufung von Masse* ist für dasselbe Erkenntnis. Aber das Vorstellen ist nichts Räumliches, kein Stofs weder von aufsen, noch nach aufsen. Es müfste demnach das Erkennen in diesem System ganz wegbleiben. Das Selbstbewufstsein hebt den Materialismus unmittelbar auf.

Aber auch schon der Grundgedanke: *einfache* Wesen, die eine *Ausdehnung* haben, widerspricht sich selbst. Ausdehnung ist Vielheit, und wenn etwa das Sein des Vielen in jedem Elemente ein gegenseitig bedingtes Sein wäre, so erhielte man überall nichts Erstes und kein Sein. Überdies häuft das System immer nur Masse zu Masse. Die Welt

[1] (εἰδῶλα) O.

ist aber keine Sandwüste, in der durch den Wind Sandhaufen sich häufen ohne alle Kohärenz; sie ist mehr als ein Aneinanderliegen von Teilen; diese müssen auf einander wirken und davon weifs das System nichts.

Da sich nun von hier aus die Verschiedenheit der Beschaffenheiten nicht erklären läfst, so wird es soviel notwendiger, zu den Beschaffenheiten selbst die Aufmerksamkeit zurückzulenken. Es ist demnach eine Verbesserung des Systems, wenn man den einfachen Körperchen mannigfaltige Eigenschaften gestattet, so dafs die Weltmasse ein Allerlei, ein Chaos gewesen sei und zum Teil noch sei, in dem sich kein völlig reiner gleichartiger Stoff nachweisen lasse. Bei der Freiheit einer solchen Annahme unbegrenzter ursprünglicher Mannigfaltigkeit kann man sich denn auch gestatten, zum Behuf der Erkenntnis sowohl, als der zweckmäfsigen Weltordnung, ja schon zum Behuf der Bewegung und der Sonderung der Stoffe eine höhere Art von Wesen, Geister, vorauszusetzen und unter ihnen einen höchsten Geist, ohne dessen Einwirkung die Masse tot [122] und chaotisch geblieben sein würde *(Anaxagoras)*. *Mischung* und Entmischung bleibt hier die einzige Art der Veränderung, des Entstehens und Vergehens, jedes einzelne Grundwesen beharrt unveränderlich in seiner Eigenheit. Von verschiedenen *Gestalten* der Atome ist hier weiter nicht die Rede, weil man derselben zur Erklärung des Mannigfaltigen nicht mehr bedarf.

Es fragt sich aber hier vor allem, ob wir die Materie als eine so *durchaus träge Masse* kennen, wie sie nach dieser Vorstellungsart sein müfste, unfähig jedes eigentlichen Wirkens und Leidens. Die Verbindung zwischen Materie und Geist müfste hier ganz von dem Geist ausgehen, ganz von ihm unterhalten werden. In ihm läge das Princip eines ewigen Werdens und obendrein eines aus sich heraus und in die Materie Hineindringens. Es fehlt demnach zwar diesem System gar nicht an der Masse, aber der Masse durchaus *an Gemeinschaft*. Könnte man aus der toten Kombination ein gegenseitiges Eingreifen machen, und dabei das absolute Werden sowohl, als die unendliche Reihe des Mechanismus und der Freiheit vermeiden, so möchte dieses System zur Wahrheit führen; dazu aber öffnet sich hier noch keine Aussicht.

Eingang in die praktische Philosophie. Systeme des Nützlichen und Angenehmen.

Wiewohl nicht notwendig und nicht ehrenvoll, ist es doch natürlich und dem Gange der Geschichte gemäfs, dafs nach einer Reihe vergeblicher Versuche die Spekulation ermüdet, und die Menschen, wie sie es nennen, ins Leben zurückkehren.

Immer gleich unbegreiflich blieb bei allen vorhergehenden Ansichten sowohl das Werden, als auch das im Werden beharrende und begriffene Sein. Hingegen, *was* die Dinge werden und selbst eine Zeitlang bleiben, welche Beschaffenheiten es seien, die an ihnen entstehen und vergehen, dies ist teils unmittelbar gegeben, teils entdeckt sich davon immer mehr bei fortgesetzter Erfahrung und Beobachtung. Nicht das *Denken* also, sondern das *Lernen* scheint zur Weisheit zu führen, zu derjenigen Weisheit nämlich, die wir erreichen können und [123] deren wir auch allein bedürfen. Denn es ist die *Beschaffenheit der Dinge*, die sich uns widrig oder wohlthätig fühlbar macht, und es kümmert uns weder ihre innere unfühlbare Grundlage, noch auch der Übergang in ihrer Umwandlung, wofern nur das, was nach geschehener Umwandlung hervorgeht, uns recht ist.

Es ist nun ziemlich leicht durch Erfahrung und Übung in irgend einer einzelnen Kunst eine erwünschte Fertigkeit zu erreichen; aber das Leben bedarf vieler Künste, auch ist mitten unter den Menschen Erwerb und Genufs nicht sicher vor Eingriffen und die Folgen unserer Handlungen zu berechnen äufserst schwierig. Das alles erfordert wieder eine Art von *Überlegung*, die schon höher ist als blofses Lernen und Beobachten. Wir müssen unsere Zwecke und die gesamte Sphäre der Dinge, in welche uns das Handeln für diese Zwecke hinausführen wird, mit *einem* Blicke umfassen. Wir müssen Gewinn und Verlust, Gefahr und Hoffnung gegen einander abwägen und demgemäfs unser Handeln auf einen einzigen Plan zurückführen.

Der Plan wird hauptsächlich darauf beruhen, dafs um dem Mifsverhältnis zwischen Verlangen und Befriedigung abzuhelfen, es zwei Wege giebt: entweder *das Verlangen zu beschränken*, oder die *Mittel der Befriedigung zu vermehren.* Die erste Betrachtung predigt *Enthaltsamkeit*, die zweite *Mut* und beständige *Übung und Stärkung unserer Kräfte.*

Die Kraft aber darf nicht vergeblich verschleudert, sondern nur da, wo sie wirken kann, gebraucht werden. Das lehrt *Klugheit*, deren ersten und wesentlichen Teil die Ökonomie ausmacht *(Xenophon, Memor.* III; 9, 4 *ff.).* —

Zu den genannten drei Haupttugenden kommt in der menschlichen Gesellschaft noch die *Gerechtigkeit*, welche den bestehenden Gesetzen folgt (ebendas. IV, 4, 12). Die Gesetze aber sind eine Frucht der Klugheit; denn wo unter Menschen keine Ordnung herrscht, da ist überall kein planmäfsiges Leben möglich; da reiben die Kräfte einander auf. In der Einigkeit liegt Stärke und Sicherheit, in der Gerechtigkeit Ehre und Schutz (ebendas. II, 1, 14. IV, 4, 16 *ff.*).

Da aber die *Schicksale* sich ändern und mit ihnen die Kräfte; so kann man auf nichts als gewifs zählen. Man mufs also im voraus die Enthaltsamkeit so sehr als möglich in Anspruch [124] nehmen; man darf sich keinem Genufs so hingeben, als ob man ihn für immer gewifs besäfse; man darf auch über dem Genusse nie der Überlegung vergessen, was das Vermögen mehren oder mindern werde. Man mufs unaufhörlich zu entsagen und zu rechnen bereit sein.

An alles Neue, was begegnet, geht die Frage: was wird es nützen oder schaden? Wozu es nützt, dazu ist es gut und schön. Aber was in einer Rücksicht nützt, kann in einer andern schaden. Daher mufs man die Gottheit, die allein den Ausgang der Dinge weifs, blofs um das Gute überhaupt, ohne nähere Bestimmung, bitten. Etwas an sich Gutes und Schönes giebt es gar nicht *(Xenophon. memor.* I, 3, 2. III, 8, 3 *ff.)*.

In der Welt unter Menschen mufs man herrschen, um nicht zu dienen; Hammer oder Ambos sein. Der Bruder ist der nächste Freund, der Freund der beste Gehilfe; den Gehilfen sich zu verbinden mufs man zur rechten Zeit freigebig und zuvorkommend sein. Der höchste Ruhm ist nützlich zu sein; Tauglichkeit in Geschäften ist das, was uns der Gottheit wert machen mufs (ebendas. II, 3 *ff.*, III, 9).

Dieses System des Nützlichen begeht die einzige Übereilung, dafs es über den Mitteln die Zwecke vergifst. Denn es entsagt, spart und arbeitet doch am Ende um der Stillung des Verlangens willen; um aber hier recht konsequent zu sein, übernimmt es so viel Beschwerden, dafs ihm der Genufs verschwindet, dem kaum ein seltener Augenblick ganz frei bleibt. Diesem Fehler zu entgehen, hat man die Wahl zwischen zwei Grundsätzen: *entsagen, ohne viel zu rechnen;* und *geniefsen, ohne viel zu rechnen.* Der erste Grundsatz strebt nach Rohheit *(Antisthenes)*, der zweite nach Verfeinerung *(Aristipp)*. Jenem ist eben darum keine Auseinandersetzung und keine Widerlegung zugedacht; der zweite aber läfst sich mehr entwickeln.

Wer nach Genufs strebt, dem mufs zwar alles, was erheitert, willkommen sein, also neben dem sinnlich Angenehmen auch das geistig Unterhaltende. Um aber aufrichtig zu sein, mufs man sich doch gestehen, dafs diejenigen Freuden, welche die Sinne kitzeln, weit mehr imstande sind, den Menschen in den Genufs zu versenken als das Geistige; sie wirken mit einer sichern Naturgewalt, was alle Kunst der geistigen Reizung nur mühsam und selten, höchstens einmal durch Neuheit überraschend, in einem ähnlichen Grade vermag. Man kann also [125] nur klagen, dafs die Natur so schadenfroh zu sein scheint, dem Menschen Genüsse bekannt zu machen, deren er nicht unaufhörlich empfänglich ist, weil sie zugleich die Sinne abstumpfen und verzehren. Unter diesen Umständen bedarf man der *Mäfsigung* und der *Klugheit;* man bedarf des Wechsels der Genüsse. So gehört zum Vergnügen die Kultur; zur Kultur gehört Geist und Studium. Dabei mufs aber die *wissenschaftliche Schwerfälligkeit* weit vermieden bleiben, sowie die *ökonomische Ängstlichkeit* bei der Mäfsigung. Man mufs *alles leicht nehmen.* Die leichtesten Mittel zu Vermögen und Ansehen zu gelangen sind die besten; man hüte sich vor Wohlwollen und Freundschaft auf Kosten des Vergnügens u. s. w. Diese Grundsätze eines durchgeführten Egoismus mufs ein hoher Grad von Leichtsinn und äufserem Wohlsein unterstützen; sonst ist ihnen ein allgemeiner Ekel am Leben ganz nahe *(Hegesias in Cyrene)*.

Übergang zur Ideeenlehre.

Alle praktischen Systeme suchen das *Gute,* als den Gegenstand, worauf sie den Willen hinzuweisen haben. Das System des Nützlichen lehrt uns nachsehen, zu welchem Gebrauche und Dienste die Dinge gut seien. Das des Angenehmen heifst uns, das Gute *unmittelbar auf unser Verlangen* beziehen; demnach lautet sein Grundsatz: gut ist, was vergnügt. So gewifs nun ohne diese Beziehung auf das Verlangen der Begriff des Guten verschwinden würde, (denn das Gleichgültige kann nicht in die Klasse des Guten gehören,) so fragt sich doch, welches denn der feste Punkt in der Beziehung sei, ob nach dem Verlangen der Gegenstand, oder ob *nach dem Gegenstande das Verlangen* sich richten müsse. Und ebenso gewifs ist es, dafs man für praktische Systeme überhaupt nur soviel Empfänglichkeit hat, wieviel dem Verlangen noch fehlt, um entschiedener Wille zu sein; (das Verlangen mufs sich noch beugen lassen.)

Das System des Genusses ist daher eigentlich *kein System;* vielmehr schlägt es das Bedürfnis nach systematischer Besinnung nur nieder, indem es lehrt über das Verlangen hinaus keine festern Motive mehr zu suchen. Und wo kein Verlangen, da kein Gut; also das Gute ist nicht mehr und nicht länger gut, [126] als es verlangt wird. (Innere Verwandtschaft der Genufslehre und der Lehre vom absoluten Werden; wem nichts fixiert ist, der giebt sich auch dem Strome hin.) Um beständig zu geniefsen, müfste man beständig im Zustande der Sehnsucht bleiben; mit jeder Befriedigung müfste ein neues Entbehren erwachen; daher auch die Gröfse der Kunst der Genufslehre in unaufhörlich neuer Reizung bestehen. — Wer aber zufrieden ist, wirft sich dem Sehnen nicht hin! Daher vermag dieses System über jeden nur so viel, als die Leere beträgt, die er in sich spürt; und schon darum wirkt das System nachteilig auf den, der sich ihm hingiebt, weil es ihn dahin bringt, auf sein inneres Unbehagen mehr, als nötig, zu achten.

Der geschäftige Mann vergifst sich in seinem Gegenstande; er will nicht *für sich eine Empfindung,* sondern *für den Gegenstand eine Verbesserung.*

Es ist ferner ein unleugbares Faktum, dafs sehr oft Menschen auch *sich selbst,* gleich andern Gegenständen, betrachten, tadeln, bearbeiten und verbessern. Sie nennen sich und andere gut oder schlecht; sie suchen einander zu lehren und zu bilden, nur weil sie einander so, wie sie sind, mifsfallen.

Die Ideeenlehre dargestellt von der praktischen Seite. Müfste die Beziehung, welche im Begriff des Guten liegt, nach dem Verlangen bestimmt werden, so würde das Gute durch das Schlechte, Befriedigung durch Entbehrung erkauft, und in der völlig *ruhigen* Lage des Gemüts gäbe es kein Gut. Ist hingegen das Gute selbst als Gegenstand des

Verlangens das Feste in der Beziehung, ist es an sich bestimmt als der Punkt, wohin das schwankende Begehren sich zu richten habe, so entspricht dieser innerlich ruhenden Bestimmtheit die ruhigste Gemütslage am besten, diese aber ist eigentlich nicht mehr ein Begehren, sondern ein *Schauen.* Ein gewaltsames Umfassen, wie mit brünstiger Liebe, wäre einem Gegenstande angemessen, der zu entfliehen strebte, der gewonnen, zugeeignet und verwahrt werden mufste. Das reine selbstständige Gute wird nicht besser durch Zueignung. Als in sich gut ist es niemandes eigenes Gut, sondern *Gemeingut.* Die Vernunft hat es erreicht, indem sie sich *seiner Betrachtung* widmet.

Es ist die letzte Spur des Systems der Lust, wenn man dieses Erreichen mit dem Erreichten selbst verwechselt und demnach [127] das Gute durch die Einsicht erklärt, — als ob die Güte im Empfangen läge. Vielmehr: seiner Natur nach mufs das Gute jene Eigenschaft besitzen der rechte Beziehungspunkt alles Strebens zu sein. Daher kann es auch nicht, gleich andern Gegenständen der Erkenntnis, die Vernunft kalt und gleichgültig lassen, es mufs der Betrachtung seinen Wert zeigen, der alle Begierden stillt, ohne neue aufzureizen; durch den höchsten Beifall mufs es genügen. Als Gegenstand des Beifalls ist es *schön;* aber was wir schön zu nennen pflegen, das erwirbt sich diesen Ruhm meistens nur durch die erste *Erscheinung,* der eine tiefere Kenntnis des Dinges nachfolgt, wobei es sich verrät, dafs es innerlich etwas ganz anderes ist als schön. Nun ist es aber ganz wider den Begriff des Guten, *zu scheinen;* es ist das, was wir im Ernste wollen, es mufs uns in Wahrheit genügen; die Schönheit mufs seine *Wahrheit* sein.

Jedoch durch diese innere Schönheit könnte es nur bloſs, wenn wir es etwa *erkennten,* Gegenstand unseres Beifalls werden; es wäre in der That schön, aber nur in *der Möglichkeit* gut. Es *ist* aber das Gute. Es mufs also jene Beziehung auf die erkennende Vernunft *realisieren;* der Beifall darf ihm nicht zufällig sein, nicht äufserlich beigefügt werden; es mufs wohlgefallen durch seine eigene Wohlthat. So entdeckt es sich: das Gute, die höchste selbständige Ursache, ist Ursache alles Erkennens mit Beifall, also Ursache des Erkannten und des erkennenden Wesens, Ursache der Schönheit, Ursache ihrer Wahrheit, und der Erkennbarkeit aller Ideeen durch die anschauenden Geister; mit einem Worte: die Sonne im Reiche der geistigen Erkenntnis; ein thätiges Wesen, von dessen That die Anerkennung seiner innerlichen Schönheit abhängt. Das *an sich Gute* ist die Gottheit selbst.

Aber die Erwägung des Guten, sofern es Ursache ist, führt offenbar zur theoretischen Spekulation zurück. Hier liegt uns zunächst das Praktische, die Berichtigung unseres eigenen Strebens am Herzen.

Was *gut für uns* sei, ist schon klar, Beschauung nämlich des höchsten Guten. Aber diese Beschauung ist gar nicht sinnlich; vielmehr fühlt der Geist sich *gehemmt* durch die sinnliche Wahrnehmung und *zerstreut* durch das Weite und Bunte der Welt. Es bedarf also einer Rückkehr zu uns selbst; einer Bearbeitung, ja zuvor noch einer Erforschung unseres Innern.

[128] Dieses ist voll einer ungestümen Thätigkeit, die ungezügelt sich als Gehilfin der mancherlei Begierden wegzuwerfen pflegt, welche

teils unser Leib, teils die äufseren Gegenstände unserer Sinne in uns aufreizen. Soll nun der Geist des höchsten Guten inne werden und in der Innigkeit verharren, so müssen die Begierden schweigen lernen, und jene ungestüme Thätigkeit mufs in den Dienst der Vernunft treten, um die Begierden zu bewachen und nötigenfalls zu bändigen; dann wird in uns jedes das *Seine* thun (*τὰ αὑτοῦ πράττειν*); uns selbst gerecht und mit uns einig, werden wir innerlich gesund sein und der köstliche Besitz dieser Gesundheit wird mit keinem Wert äufserer Güter verglichen werden können.

Aber wir bringen es nie ganz dahin; wir arbeiten hier an uns selbst nach einem reinen *Urbilde*, dem Rechten, das jede Thätigkeit in ihre Sphäre einschliefst. Die Vernunft schaut das Rechte, wie das Gute und alles Schöne; dem aber, was in der Zeit wird, ist nur eine Teilnahme an jenen ewigen Ideeen durch schwache Nachahmung verstattet. Wir als Menschen sind dem Werden unterworfen und sind ausgerüstet zum Wirken; hier offenbart sich unser *Glück* und unsere *Bestimmung*. Es ist unser Glück, die Ideeen teils unmittelbar geistig anzuschauen, teils dieselben in sinnlichen Nachbildern möglichst vervielfältigt in und aufser uns wiederzufinden. Es ist unsere Bestimmung unserer äufseren Geschäftigkeit und Kunst, alles in und aufser uns, was dem Werden unterworfen ist, was die Ideeen nachbilden kann, den Weg der Verähnlichung mit jenen höchsten Mustern zu führen.

Sofern wir in der Sinnenwelt die Gegenstände unserer Wirksamkeit finden, gilt es die Vielheit als Allheit zu umfassen, und, von uns selbst anfangend, durch die Verhältnisse der Liebe, der Erziehung, der Gesetzgebung, ja endlich durch unsere Ansicht des Weltalls die Ideeen allgemeiner durchzuführen.

Die *Gesetzgebung* bemächtigt sich, um ihrer inneren Vollendung willen, aller übrigen Verhältnisse und steht mit ihnen in wechselseitiger Beförderung. Ihre Richtschnur ist dieselbe Idee des Rechten (*δικαιοσύνη*) oder der innern Gesundheit, die in dem einzelnen Menschen die verschiedenen Thätigkeiten beschränkt und ordnet. Die Thatsache, welche in der Gesellschaft ihrer Anwendung den Stoff giebt, ist die Verschiedenheit der Anlagen bei den Individuen. Die *Verlangenden*, die [129] *Rüstigen* und die *Denkenden* sind hier ebenso von einander ausgezeichnet, wie die analogen Thätigkeiten im einzelnen Menschen. Daher ist auch ihre Bestimmung hier die dortige. Alles kommt darauf an, dafs die verschiedenen Naturen diese eigentümliche Bestimmung nicht verwechseln. Scharfe Sonderung der Lebensart und die strengste Beobachtung und Auswahl der Individuen von Jugend auf nebst der Sorge für die richtige Bildung der Ausgezeichneten, dies sind die Hauptpunkte der Staats- und Regierungskunst. (Die rechten Personen sollen an die rechte Stelle; tote Formen sind nichts nütze; die Menschen sind alles. Die Rüstigen dürfen nicht verweichlichen, die Denker nicht in Taumel hinsinken; sie sollen erst sich selbst regieren.)

Wo diese Hauptpunkte beobachtet werden, da versteht es sich, dafs die Regenten als lebendige Gesetze das Detail der Gesetzgebung den ihnen bekannten Ideeen gemäfs, wie Maler nach ihren Urbildern, treulich

verzeichnen und in Nebensachen nach den Umständen abändern werden. Als erfahrene und tapfere Männer sind sie in der Ausführung mächtig, als ächte Philosophen kennen sie nicht nur das Rechte, sondern sind auch weit über alle Versuchung erhaben, das Gute, was sie schon besitzen, erst noch durch die Macht ihrer Ämter an sich reifsen zu wollen.

Die beiden hervorragenden Klassen bedürfen nach dem Grade ihres Einflusses einer vollkommnen Bildung. Die Krieger sollen ihr Fach als Künstler treiben und sich darauf beschränken. Da sie aber nicht nur tapfer gegen die Feinde, sondern auch sanft gegen die Ihrigen sein müssen, so bedürfen sie, bei vorausgesetzter zwiefach entsprechender Anlage, auch eines zwiefach entsprechenden Unterrichts durch Gymnastik und Musik. Zur Musik gehört die ganze darstellende Kunst; aber sie mufs den strengsten Vorschriften unterworfen werden, damit sie durchaus keine Nachahmung des Schlechten aufnehme, sondern ihre Kraft, die Gemüter zu stimmen, ganz und gar dazu anwende, Geschmack am Guten einzuflöfsen. Zwischen dem Unterricht in der Musik und der Gymnastik mufs ein solches Verhältnis bewahrt werden, dafs beide im *Gleichgewicht* auf das Gemüt wirken und es weder zu roh noch zu weich machen; dies reicht zu für die Krieger.

Aber eine kleine auserlesene Zahl der künftigen Regenten [130] bedarf nach jener noch einer höhern Bildung, deren Absicht ganz dahin geht, das Gemüt vom Sinnlichen zu den Ideeen hinzulenken. Der Gang dieser Bildung mag hier der Eingang sein zur Darstellung der theoretischen Ideeenlehre.

Zuerst mufs die Aufmerksamkeit gerichtet werden auf diejenigen Wahrnehmungen, welche zugleich zu zwei entgegengesetzten Ideeen nötigen; hier erhebt sich die Frage: was ist jedes der beiden Entgegengesetzten? So sondern sich die Ideeen von der sie vermischenden Wahrnehmung. Hierzu dienen nun besonders die arithmetischen Ideeen; denselben Gegenstand sehen wir als Eins und Vieles; die Idee der Einheit aber läfst sich nicht zerstücken; sie wird durch keine Wahrnehmung gegeben; sie wird nur gedacht; ebenso jede andre Zahl. Richtig behandelt leistet die Geometrie denselben Dienst; auch ihre Lehren beziehen sich auf das Unvergängliche; daher soll man sie nicht so vortragen, als ob ihre Gegenstände durch Konstruktion gemacht werden könnten. Der Arithmetik und Geometrie folge die Astronomie; nur verhüte man den Wahn, als ob mit den Augen, die zum Himmelsgewölbe hinaufschauen, auch schon der Geist zum Übersinnlichen aufwärts gerichtet würde.

Endlich verlasse man die Sinnenwelt ganz; der Geist ergreife unmittelbar das Was der Dinge; er suche das Rechte, das Schöne, das Eine, das Gleiche, das höchste Gut, jedes für sich zu erkennen und von hier als vom Prinzip auszugehen und blofs durch Ideeen fortschreitend, das ganze Reich derselben zu durchwandern.

Die Ideeenlehre, dargestellt von der theoretischen Seite.

Die sinnlichen Beschaffenheiten liegen in den Reihen des unbegreiflichen *Werden;* sie finden sich weder *beständig,* noch *rein* und *lauter* vor in der Wahrnehmung. Ist man inne geworden, dafs die werdenden Sinnendinge dem reinen Denken nicht als das Wahre gelten können, weil sie sich in dem, was sie sind, unaufhörlich widersprechen; dafs aber gleichwohl ihre Beschaffenheit an ihnen eigentlich das Gegebene ausmacht, welches sich durch kein Raisonnement wegbringen läfst, so mufs man die Aufgabe anerkennen, dies gegebene [131] Was der Dinge so fest zu halten, dafs es von dem undenkbaren Werden und von allem Widerspruch, vermöge dessen die Dinge zugleich sind und nicht sind, was sie sind, rein geschieden werde.

Nun aber wechselt die Beschaffenheit an jedem uns bekannten einzelnen Dinge, hingegen ist sie als blofse Beschaffenheit sich gleich bei mehreren Dingen. Jenes Einzelne und diese mehreren Dinge sind nun eben das Werdende, dem man nicht länger trauen soll; sie fallen demnach sämtlich hinweg, samt dem Werden, als blofser Sinnenschein; hingegen dem reinen Denken bleibt jenes *Was*, das nun nicht mehr Beschaffenheit heifsen kann, weil kein Gegenstand mehr vorhanden ist, der so beschaffen wäre; von jetzt an heifsen die Adjektiva umgetauft Ideeen; rein, selbständig und unvergänglich bleiben sie als das eigentliche Wahre zurück, was von den Dingen nur unvollkommen nachgeahmt zu werden scheint.

Man frage noch nicht, ob die Ideeen sind oder nach dem gewöhnlichen Ausdruck, ob sie Substanzen sind; ihr Verhältnis wird durch das unmittelbar Folgende klar werden. Der Ausdruck Substanz aber gehört gar nicht hierher; er bezeichnet eine Grundlage für mehrere ihr anhängende Beschaffenheiten und der Begriff ist der Ideeenlehre gänzlich fremd. Die Ideeen müssen als blofse Eigentümlichkeiten, die von Natur ohne Träger bestehen, gedacht werden.

Unabhängig, wie sie sind, können sie offenbar durch nichts anderes, als durch ihren eigenen Sinn, durch ihre innere Bedeutung näher bestimmt werden. Dieser Bedeutung mufs man nachdenken; so entdeckt man *Verhältnisse* unter ihnen, die zuerst im höchsten Grade befremden. Man sollte nämlich anfangs glauben, jede Idee sei als ein ursprünglich Erstes nur einfach das, was sie ist, und ganz durch sich selbst verständlich; auch gesondert von jeder andern; und es könnte alsdann nur tautologische Sätze geben. Aber es findet sich, dafs unter den Ideeen mannigfaltige Gemeinschaft stattfindet, dafs sie sich verknüpfen und einteilen lassen, ja zum Teil einander voraussetzen und sich auf einander beziehen.

Schon die Idee des Sein macht dies sogleich klar. Wollte man ihr nicht erlauben, sich den andern beizufügen, so wären sie alle aufgehoben; ebenso, wollte man die Ideeen, welche durch die Worte *Dasselbe*

und das *Andere* (Einerleiheit und [132] Gegensatz) ausgedrückt werden, aus der Gemeinschaft wegnehmen, so würde sowohl die Sonderung des Verschiedenen, als die Identität des Einzelnen aufgehoben werden. Diese Beispiele zeigen schon, wie sich einige Ideeen durch viele erstrecken, wie viele von einer umfafst werden können. Es ist nun die Hauptaufgabe des Philosophen, diesen Zusammenhang zu durchforschen. Bei jeder Untersuchung mufs er damit anfangen, zuerst die Hauptidee, das Eine, was in Vielen das Gleiche ist, hervorzuheben; dann soll er sich hüten, das Eine nicht gleich wieder in das unbestimmt Viele zu zerstreuen, sondern er soll stufenweise einteilen und jedesmal die Zahl der Teilungsglieder genau angeben, erst ganz zuletzt aber die Einheit ins Unendliche zerfliefsen lassen.

Man lasse sich nicht einfallen, dafs die Ideeen etwa nur Gedanken wären, und ihr Dasein nur in der Seele hätten, denn der Gedanke kann nicht auf nichts gerichtet sein; wer erkennt, erkennt etwas, und dies *Etwas ist.* Denn was *nicht ist,* kann nicht erkannt werden. Auch wäre es ungereimt, die Dinge an Gedanken teilnehmen zu lassen, wodurch sie denkende Wesen würden.

Dem Grundsatz der Erkenntnis entspricht das Sein; auf ihm beruht der Unterschied der vollkommenen Erkenntnis von jeder unvollkommenen. Dem vollkommenen *Nicht-Sein* entspricht nämlich auch das vollkommene *Nicht-Erkennen;* folglich der unvollkommenen Erkenntnis ein *Mittleres* zwischen Sein und Nicht-Sein; und gerade dies findet sich in der Sphäre des Sinnenscheins; hier sind die Dinge und sind auch zugleich nicht, was sie sind. Demnach unterscheidet man zuvörderst *Wissen* und *Meinen.* Jenes gilt blofs den Ideeen; dies blofs der Wahrnehmung. Wie wir aber in der Wahrnehmung Bilder und Sachen unterscheiden, so sind wieder 1) die Sachen für das eigentliche Wissen nur Bilder der Ideeen; 2) giebt es auch in dem Wissen noch einen Unterschied, ob man von Annahmen und Voraussetzungen als festen Prinzipien ausgeht, die noch einer höhern Ableitung fähig sind, oder ob man das höchste aller Prinzipien kennt, und daran ohne Einmischung sinnlicher Bilder die Untersuchungen fest zu knüpfen weifs.

Aber man begreift überall noch nicht, wie die Mitteilung der Ideeen sowohl als der Erkenntnis zu unserer Sphäre gelange. Nach dem Bisherigen sollte es überall nur reine Er-[133]kenntnis des reinen Ideeenganzen geben, die zu ihm selber gehört, so dafs es ganz auf sich selbst beschränkt bliebe, gar nicht aus sich selbst herausginge.

Zuerst müssen wir das Verhältnis zwischen dem Erkannten und der Erkenntnis näher betrachten. Sie verhalten sich wie Leiden und Thun. Erkenntnis ist Regung, Handlung; alle Handlung fordert Leben; Leben erfordert Seele, als ein sich selbst Bewegendes. Gäbe es kein solches Prinzip der Bewegung, so wäre alle abgeleitete Bewegung undenkbar. So führt uns die reine Idee der Erkenntnis zum reinen höchsten erkennenden Geiste.

Auf dieser Höhe ist es Zeit, nach dem Höchsten zu blicken, das schon früher gefunden ist und über welches hinaus wir nichts Höheres setzen dürfen, *das Gute* nämlich. Erkennen ist That; aber die absolute

That ist die des Guten, durch sie ist alles Erkennen. Das Gute ist das Vollkommene, das Zureichende, dadurch unterscheidet es sich vom ganzen übrigen Reiche des Seins. So mufs dies Übrige, gesondert vom Guten, sich selbst nicht genügen. Jene anderen Ideeen also, die bisher auch als selbständig betrachtet wurden, besitzen nicht blofs Erkennbarkeit und Wahrheit, sondern auch das Sein durch das Gute; es selbst aber, das Gute, kann in die Sphäre dieser Realität nicht fallen; es ragt darüber hinaus an Erhabenheit und Macht, es ist Urgrund. Man könnte sagen: es macht sich selbst und alle anderen Ideeen, wenn nur nicht dieser Ausdruck an Schöpfung in der Zeit, an Entstehen und Werden erinnerte; das ganze Reich des Sein aber ist ewig ohne Folge und Verschiedenheit der Momente: daher ist die Definition des Guten bedeutend: es sei den Wesen Grund der Erhaltung.

Das Gute ist Gott und Gott ist gut, darum schuf er die Welt. Diese, die körperliche, ist geworden in der Zeit; gebildet nach einem ewigen Muster, beseelt; denn das Beseelte ist besser als das Tote, sie umfafst alles, was lebt, ihre Gestalt und Bewegung ist die vollkommenste.

Aber zwei Hauptfragen sind hier zu lösen. 1. Wie kommt die Welt auf der einen Seite zu ihrer körperlichen Natur, auf der andern zu jener unvollkommenen Teilnahme an den Ideeen, so dafs aus beiden zusammen das rätselhafte Werden der sinnlichen Dinge hervorgeht; und 2. wie kommt die Seele der Welt und überhaupt jedes endliche Vernunftwesen zu der dop-[134]pelten Art des Wissens, der Erkenntnis der Idee, und der Meinung und Wahrnehmung? Wie kommen wir zu dem *Gegebenen?*

Schon um die letzte Frage zu lösen, kann das System nicht anders, als eine gewaltsame Vereinigung zweier entgegengesetzten Systeme in der Seele selbst annehmen; es bediente sich der Macht des Schöpfers, um durch ihn die Seele selbst aus Ideeen mischen zu lassen, (denn Erkenntnis ist Besitz der Ideeen,) aber nur aus den allgemeinsten, *Identität*, *Gegensatz* und *Sein;* dann dem Einen, was aus den Dreien besteht, eine zwiefache und entgegengesetzte innere Bewegung zu geben, (denn Bewegung ist Charakter des Lebens,) damit endlich durch diese Bewegung die Ideeen in der Seele dasjenige Zwiefache, was ihnen auswärts entspricht, antreffen und durch den in sich zurücklaufenden Umschwung der Bewegung das ganze innere Selbst von dem Angetroffenen benachrichtigen möge. Man sieht wohl, dafs hier dem Geist der Ideeenlehre gemäfs die allgemeinsten Naturen, Identität und Gegensatz, sich das Besondere, was sie antreffen, unterordnen und dadurch gleichsam zueignen sollen; aber so künstlich nun auch das intelligente und das sinnliche Bewufstsein, jedes für sich zur Einheit gekommen ist, so würden doch ohne jene *Gewalt,* welche die höhere Einheit beider erzwingt, immer noch zwei abgesonderte Seelen herauskommen, die von einander nicht wüfsten noch verstehen könnten, indem die eine nur für das sich Gleiche der Ideeenwelt, die andere nur für die Widersprüche der Sinnenwelt Empfänglichkeit hätte.

Um aber die erstere Frage nach dem Dasein der Sinnenwelt selbst zu erörtern, mufs eine ganz neue Art von Wesen eingeführt werden, welche zugleich die Schuld des Übels in der Welt trage. Dieses Wesen

ist nichts anderes als jene Grundlage des Werdens, ein an sich völlig gestaltloser Stoff, dessen Natur einzig in der Empfänglichkeit besteht für die in ihm sich komplizierenden ein- und auswandernden Nachbilder der Ideeen.

Hinweggesehen davon, daſs dieser Stoff hinterher noch mit einem gewissen bösartigen Triebe begabt wird und dadurch der vollkommenen Form widersteht, so ist erstlich ein Wesen, das nichts ist, als bloſse Möglichkeit zufälliger Qualitäten, eigentlich gar nichts; zweitens bekennt das System selbst seine [135] höchste Verlegenheit, wenn es nun erklären soll, wie der Stoff die Nachbilder der Ideeen nun wirklich empfange. Der Konsequenz nach kann es hier bloſs an die göttliche Allmacht appellieren; aber so würde es die Allmacht unaufhörlich handeln lassen müssen; es würde nie Naturgesetze herausbringen, sondern nur Wunder.

Die Ideeenlehre hätte ihr übersinnliches Reich ganz isolieren sollen, so daſs die einzige Funktion der Ideeen ihr gegenseitiges Bestimmen geblieben wäre, welches kein Werden, sondern ewig ist, wie sie selbst. Es ist aber die praktische Tendenz der Ideeen, über welchen die Theorie ihre Reinheit verloren hat; das *Gute muſste That werden;* darum gehen die Ideeen aus sich heraus. Auf der andern Seite leidet auch das Praktische unter dem Einflusse des Theoretischen; wir sehen das Gute wirken; aber *bloſses Wirken ist keine Trefflichkeit.* Diese, unabhängig vom Erfolge und von der Kraft, hätte uns gezeigt werden müssen.

Schluſs.

Nicht das reine Sein und nicht die reinen Ideeen sind uns abgesondert gegeben; die Dinge um uns her sind Komplexionen dessen, was das platonische System Nachahmungen der Ideeen nennt, oder kürzer: sie sind Komplexionen von Merkmalen. So wenig man nun das Eine, welches die Merkmale in sich kompliziert, auſser oder in den Merkmalen selbst nachweisen kann, so schiebt man doch diesen Einen das Sein zu, um dadurch anzudeuten, daſs keins der Merkmale als etwas isoliert Gegebenes zu betrachten sei, sondern daſs das Ganze derselben nur Ein Gegebenes ist. Die Einheit aber, welche nicht gegeben, sondern zum Gegebenen notwendig hinzugedacht ist, wie kann sie eine Vielheit von Merkmalen gestatten? wie vollends bei dem Wechsel in diesen Merkmalen dieselbe bleiben?

Ob sie könne, wird hier keineswegs gefragt; denn dieses ist gewiſs; am Gegebenen können wir nichts ändern. Die Frage ist bloſs, wie *der Begriff möglich werden könne.* Der Begriff ist aber nicht möglich, so lange wir bei dem werdenden Dinge allein stehen bleiben. Es wird also zu diesem Begriffe irgend etwas hinzukommen, er wird durch andere Begriffe ergänzt [136] werden müssen; mit seinen Ergänzungen wird er notwendig verbunden sein; er wird sich *auf sie beziehen.*

Eine Wissenschaft, welche diese Beziehungen aufdeckte, würde wenigstens von dieser Seite unser Nachdenken über die Erfahrung vor Widersprüchen schützen, indem sie es hinreichend erweitern könnte. Sollten sich an anderen Seiten noch andere ähnliche Schwierigkeiten zeigen, so würde dieselbe Wissenschaft, um uns jenen Dienst ganz zu leisten, ihnen auf ähnliche Art abhelfen müssen; alsdann könnte sie den Namen *Metaphysik*, d. h. Wissenschaft von der Begreiflichkeit der Erfahrung mit Recht sich zueignen.

Als Untersuchung der Begriffe würde sie einen Teil einer richtig ausgeführten Ideeenlehre ausmachen; die letztere aber wäre durch jene nicht erschöpft. Unter den Ideeen fanden sich auch einige, die nicht zur Begreiflichkeit der Erfahrung gehören, sondern als *Muster* dessen, was sich in der Erfahrung finden sollte, anzusehen sind. Diese Muster liegen nicht im Gegebenen, aber wer das Gegebene *beschaut*, *beurteilt* und als *bildsam* betrachtet, der findet sie. Wer sie vollständig rein und unzweideutig gefunden hätte, der könnte seinen Fund in einer *Ästhetik* niederlegen. Von dieser würde die praktische Philosophie, welche dem *menschlichen Wollen* seine Muster aufstellte, ein Teil sein.

Endlich redet die Ideeenlehre noch von einem Eingreifen der Ideeen in einander; was darüber sich im allgemeinen sagen liefse, wäre in eine Methode zusammenzufassen, die nach dem Vorigen aus Logik und Theorie der Beziehungen bestehen müfste.

Vertiefung in den Sinn der Begriffe wäre der allgemeine Charakter aller dieser Forschungsarten, und so mögen sie zusammen unter dem Namen *Philosophie* gefafst werden, deren Vorhof also die *Methodik* ausmachte, deren Hauptteile, *Metaphysik* und *Ästhetik* sich dadurch unterscheiden, dafs die Begriffe des einen aus dem Gegebenen genommen, die des andern in das Gegebene hineingetragen werden.

Nebenteile der Philosophie können dadurch entstehen, wenn die Ästhetik Begriffe herbeiführt, welche, weil sie ausgeführt sein wollen, zuvor Untersuchungen über die Bedingungen ihrer Möglichkeit erfordern. Diese werden die Methodik der Metaphysik entlehnen, ohne zu derselben zu gehören; so entstehen *Politik* und *Pädagogik*.

V.

ALLGEMEINE

PRACTISCHE PHILOSOPHIE.[1]

[Text nach der Originalausgabe, (O). Göttingen, Danckwerts 1808. IV, 430 (II) S. 8°.]

Dazu:

Anhang 1: Herbarts handschriftliche Bemerkungen zu seiner „Allgemeinen practischen Philosophie".

Anhang 2: Die Recensionen der Allgemeinen practischen Philosophie in der Allgemeinen Literatur-Zeitung. 1809. No. 40.

Anhang 3: Herbarts Replik gegen vorstehende Recensionen in der Jenaischen Literatur-Zeitung. 1809. Int.-Bl. No. 26.

---

[1] Bereits gedruckt in:

SW = J. F. HERBART'S *Sämmtliche Werke* (Bd. VIII, S. 1—174) herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

Der vollständige Titel lautet:

Allgemeine | Practische | Philosophie.

Von
Johann Friedrich Herbart.

Göttingen,
Bei Justus Friedrich Danckwerts
1808.

Inhalt.

Einleitung.

I. Vom sittlichen Geschmack.
II. Wiefern kann der practischen Philosophie Allgemeinheit zukommen?

Erstes Buch. **Ideenlehre.**

Erstes Capitel. Idee der innern Freyheit.
Zweytes Capitel. Idee der Vollkommenheit.
Drittes Capitel. Idee des Wohlwollens.
Viertes Capitel. Idee des Rechts.
Fünftes Capitel. Idee der Billigkeit.
Sechstes Capitel. Näher bestimmte Anwendungen der Ideen des Rechts und der Billigkeit.
Siebentes Capitel. Uebergang von den ursprünglichen zu den abgeleiteten Ideen.
Achtes Capitel. Rechtsgesellschaft.
Neuntes Capitel. Lohnsystem.
Zehntes Capitel. Verwaltungssystem.
Eilftes Capitel. Cultursystem.
Zwölftes Capitel. Beseelte Gesellschaft.

Zweytes Buch. **Die Ideen[1] und der Mensch.**

Erstes Capitel. Tugend und ihr Gegentheil.
Zweytes Capitel. Ausdruck der Tugend im Handeln und Leiden. Pflicht überhaupt.
Drittes Capitel. Das Leben als Zeitreihe des sittlichen Handelns und Leidens.
Viertes Capitel. Schranken des Menschen.
Fünftes Capitel. Theoretischer Begriff der Gesellschaft.
Sechstes Capitel. Schranken der Gesellschaft.
Siebentes Capitel. Principien des Fortgangs und Rückgangs.
Achtes Capitel. Der einzelne Mensch, als Gegenstand der Pflicht.
Neuntes Capitel. Gesellschaft als Gegenstand der Pflicht für ihre Glieder.
Zehntes Capitel. Zukunft, so fern sie abhängt von den Privatwillen.
Eilftes Capitel. Zukunft, als abhängig von den Formen und der Macht.
Zwölftes Capitel. Gränzen der Geschäftigkeit.[2]

[1] Die Idee SW.
[2] SW fügen noch hinzu: „Anhang“.
„Erklärung“.

Einleitung.

Das stille, einsame Denken, sein Suchen und sein Finden, seine Sorgen und seine Befriedigungen[1] aus eigner Übung kennen, und schätzen, und lieben: heifst, die Philosophie kennen, schätzen, lieben. Durch keine Definition, durch keine Beschränkung auf einen bestimmten Gegenstand, und auf bestimmte Arten des Gedankenschrittes, wird derjenige sichs nehmen lassen, philosophirt zu haben, welcher, schwebend in der weiten Mitte zwischen dem Rechnen und dem Dichten, irgend Etwas, das Mehr seyn wollte als ein Gebilde der Willkühr, verfolgte, nicht um einen andern Zweck, sondern um es selbst zu erreichen. Man sagt von der Tugend, sie sey ihres Lohns gewifs, ohne auszugehn [2] auf den Lohn. Dasselbe gilt von dem reinen Forschungseifer. Ists vielleicht Verwandtschaft, worauf die Aehnlichkeit beyder beruht? Die practische Philosophie soll darauf antworten können, denn sie hat zu reden von der Tugend.

Sie hat auch zu reden vom Leben, von dem Handeln. Aber nicht darum heifst sie PRAKTISCH, damit man ihre Nützlichkeit rühme. Das wäre zweydeutig; denn was Einem nützt, wird dem Andern leicht gefährlich. Man wolle der Wissenschaft nicht so enge Verhältnisse mit den Menschen zumuthen, dafs sie hier Freunde, dort Feinde haben könnte. Ferne sey alles, was ihr das Ansehen einer streitenden Göttin geben möchte, die allenfalls in Person erscheinen werde auf den Tummelplätzen der Welt. Auch nicht Orakel wolle man sie fragen, nach eingerissenen Uebeln, wie nun zu helfen stehe? oder mit verdorbenem Herzen kommen, Entsündigungen zu hohlen. Für lautere Seelen ist ihre Sprache kräftig. Ver-[3]nehmlich noch in einzelnen Stunden lauterer Stimmung. Ueberall sich wendend an das Reine in den reineren Menschen, spricht sie ihr Wort; unwissend, wie es möge umhergetragen werden von der Phantasie im Gemüth, vom Gerede unter der Menge; unwissend, wie viele Schwärmer es entzücken, wie viel neuen Trug es die Heuchler lehren werde. —

Was ist das Gute? Wer ist der Gute? der Bessere? der Schlechtere? Geurtheilt wird genug durch diese Worte des Beyfalls und des Tadels, von Einem über den Andern im Gespräch, und von Jedem über sich selbst im Gewissen. Ist überhaupt ein solches Urtheilen statthaft? und, wenn dies

[1] „und Befriedigungen" ... O. („seine" haben auch SW hinzugefügt.)

bejaht würde: welche Urtheile sind richtig? — Wie man den Ausspruch des Beyfalls und Tadels ein practisches Urtheil nennen möchte, so wäre die Berichtigung solcher Urtheile von der practischen Philosophie zu erwarten, als ihr eigentlicher Beruf, — wenn sie einen [4] Beruf hat, und wenn sie selbst etwas ist.

Kann Jemand die Meinung: aller Beyfall und Tadel über menschliche Sinnesart und Handlungsweise sey nur leeres Wort, — mehr als spielend hinwerfen; kann er sie ernsthaft in sich halten und hegen: so mag derselbe dem für ihn thörichten Beginnen der practischen Philosophie, immerhin lächelnd so lange zuschauen, bis ihm ein neuer Ernst kommt, und er sich fortgezogen fühlt.

Wenn aber eine Menge von Personen, die sich sammt und sonders zum practischen Urtheil befugt halten, einander gegenseitig Unrichtigkeit desselben zur Last legen: wie wird die Philosophie es anfangen, in ihrer aller Namen gültig zu urtheilen? Man wird nicht träumen von einer höhern Autorität, wodurch sie der, ursprünglich in einem Jeden sich erhebenden Stimme, eine veränderte Sprache gebieten könnte. Eben darum nun, weil Jeder selbst der Urtheilende, [5] die Philosophie aber keiner von Allen, ist, ergiebt sich ganz leicht die Antwort: die Philosophie urtheilt gar nicht; sie macht aber urtheilen. Und, da jedes Urtheil sich durch seinen Gegenstand bestimmt findet, sie macht dadurch richtig urtheilen, dafs sie den Gegenstand richtig, d. h. zur vollkommnen Auffassung, darstellt.

Dies ist ihr ganzes Geheimnifs; und, nachdem es verrathen ist, könnten wir unmittelbar zum Werke schreiten, stünde nicht zu befürchten, dafs unter Darstellung von Gegenständen, etwas Unpassendes verstanden, und daran die gangbaren Begriffe von practischer Philosophie nicht glücklich geknüpft werden möchten.

Was kann diese Wissenschaft darzustellen haben? — Am willigsten möchten sich die sogenannten wahren Güter, oder auch das höchste Gut, dazu hergeben, gleichsam vor uns hingestellt zu werden, zur reizenden Schau, um sich erwerben, erkämpfen, [6] zueignen zu lassen. So wäre es denn nicht der ruhige Anblick, und kein, dem Kennerauge abgewonnener, Beyfall, sondern ein wirksamer Antrieb, eine sanfte Gewalt, was durch die Ausstellung dieser Gegenstände erreicht würde. Nicht stillstehend zu urtheilen, sondern vorwärts schreitend zu handeln, — mindestens um ein Werk zu vollbringen, dessen Daseyn für uns einen Werth habe, — dazu wären wir, recht practisch, wie es scheint, ermuntert. Hierüber nun kann man nur bekannte Sachen wiederhohlen. Wenn etwas insofern ein Gut ist, wiefern es begehrt und angestrebt wird: so liegt der letzte Grund seiner Vorzüglichkeit eben in diesem Begehren und Anstreben selbst. Aber die Güte dieses Begehrens, sein Vorzug vor jedem schlechten Begehren, sollte ihm von diesem Gute kommen? So drehen wir uns im Kreise; alles bleibt unbestimmt; und die practische Philosophie gewinnt keinen Anfang noch Inhalt. Also mufs, entweder, das Gut unabhängig von dem Begehren desselben, oder das Begehren [7] unabhängig von seinem Gut, ursprünglich gewürdiget werden. Vielleicht kann jedes von beyden Statt finden, wenn schon nicht zugleich. Es mag Güter geben, — und eine Schätzung derselben, wodurch sie eben als Güter bezeichnet werden, — unabhängig

von allem Wollen, Wünschen, Streben, Zueignen, und dergleichen. Und, eine solche WILLENLOSE Schätzung einmal angenommen, mag auch, unter der Zahl ihrer GEGENSTÄNDE, ein gewisses Begehren, ein gewisses Wollen, Beschliefsen, Handeln, mit vorkommen. Ja der letztere Fall ist die ganz einheimische Grund-Voraussetzung der practischen Philosophie, deren Kritik, um andre Dinge sich nicht kümmernd, unmittelbar den Willen treffen soll. So nun würde einiges Wollen, ohne Frage nach seinem Gegenstande, seiner selbst wegen zu den Gütern, und gleicherweise anderes Wollen zu den Uebeln gerechnet werden müssen. Gestehen wir indessen, dafs hier der Sprachgebrauch verletzt wird; so wie schon dort, wo wir überhaupt Güter, als solche be-[8]zeichnet durch eine willenlose Schätzung, annahmen. Der Ausdruck: gut, setzt in der That immer einen Willen voraus, DEM etwas gut sey. Darauf wird in der Folge selbst die Benennung Güte, als beyfallswerthe Eigenschaft des Willens, zurückgeführt werden. Für jetzt aber halten wir den Gedanken einer willenlosen Schätzung und Würdigung fest, deren Gegenstand Begehrung oder Wille sey; indem wir uns zugleich den Versuch, eine Güterlehre zur Sittenlehre zu erheben, als vergeblich untersagen.

Es ergiebt sich hier eine Erinnerung an das, was dort vergessen schien, wo gefragt ward, was denn die practische Philosophie könne darzustellen haben, um darüber urtheilen zu machen? Nichts anderes nämlich, als gewisse Zeichnungen eines solchen und solchen Wollens, hat sie zu liefern; damit bey den Zuschauern über einiges Wollen ein unwillkührlicher Beyfall, über anderes ein unwillkührliches Misfallen rege werde. — [9] Aber warum ein solches und solches, warum einiges und ein anderes Wollen? Warum nicht reiche Darstellungen ganzer wollender Personen und Charactere? Und ein Hervorheben des tiefgegriffenen Kerns, in welchem die einzelnen Bestrebungen Eins sind, und wahrhaft Sind? Warum urtheilen lassen wie über ein Fremdes, — warum nicht lieber gerade hineinversetzen in die edle Gemüthsart, als in das wahre Selbst? Warum nicht das Ur-Princip des endlichen Willens in dem Unendlichen auffordern zum Hervortreten, damit die kalte Moral beschämt verstumme? — Leider! dergleichen hohe Reden sind für die practische Philosophie ganz und gar unverständlich; und sie mufs die Erwiederung der Metaphysik überlassen. Wofern jedoch ein angebliches reales Ur-Princip des Willens, oder auch der ganzen Persönlichkeit, etwa den Stolz eines Familien-Hauptes annähme, und sich seines Ranges wegen die Entscheidung über den Werth der einzelnen Bestrebungen anmaafste: so ist zu erwarten, dafs, mit völliger Nicht-[10]Achtung dieser Anmaafsungen, die gewöhnliche und gemeine Beurtheilung nach wie vor daneben fortgehn würde; indem es ihr einmal eigen ist, sich keiner Autorität zu unterwerfen. So sehr eigen, dafs, erschiene jenes Ur-Princip selbst auf irgend eine Weise unter der Gestalt eines Willens, es sich eben dadurch ohne Zweifel der nämlichen Censur, wie aller Wille überhaupt, darbieten würde. — Wenn in der Welt der Menschen, etwa ein Herr von altem und wahrhaft ruhmvollem Adel, seinen Stammbaum dem Sohne durch die Thaten der Vorfahren erläutert: so läfst sich begreifen, dafs dem Sohne beydes, der Muth und die Zumuthung wachse, zu verhüten, dafs nicht die angestammte Kraft durch eine,

mehr als gemeine, individuelle Schlechtigkeit in ihm unterdrückt werde; allein wer lächelt nicht über den thörichten Wahn, der, in Fällen dieser Art, zuweilen die bloſse Kenntniſs von dem Geist des Hauses und von dem Kern seines Characters, gelten läſst statt des Ur-[11]theils über den Werth dieses Geistes und Characters?

Durch einen ähnlichen Wahn verunreinigt zu werden, würde die Sittenlehre Gefahr laufen, wenn sie sich ursprünglich die Gestalt einer TUGENDLEHRE geben wollte. Die Tugend nämlich ist nicht unmittelbar die Vorzüglichkeit des Willens, sondern das Reelle, das Princip zu dieser Vorzüglichkeit. Eine Tugendlehre also würde das Urtheil, welches den Vorzug ausspricht, nicht rein hervortreten lassen, indem sie sogleich das Hervorbringende selbst aufzufassen geböte, welches ohne Zweifel nur möglich wäre durch ein inneres Nachahmen der vorgebildeten geistigen That, — oder besser, durch den kühnen Versuch, in ursprünglicher Erzeugung die Beschreibungen derselben sich verständlich zu machen. Abgesehen nun von der psychologischen Bedenklichkeit: wie wohl bey diesem Versuch, um die Brust recht groſs und voll zu nehmen, sich Jeder von sich [12] selbst anfüllen möchte, — oder, wenn eben dies zu vermeiden geboten wäre, wie seltsam wohl die Nachahmung eines phantasirten höhern Zustandes den Menschen sich selbst entfremden würde: — der Werth der Tugend, dies ist die Hauptsache, könnte unter der gegenwärtigen Voraussetzung nur in einem gewissen Selbstgefühl vernommen werden, welches Selbstgefühl, sobald es wollend und handelnd hervorträte, nun wiederum jener Beurtheilung ausgeliefert wäre, die über alles Wollen unwillkührlich sich pflegt zu verbreiten. Demnach, wie die Güterlehre an einer unheilbaren Unbestimmtheit leidet, indem sie das Wollen, um es zu censiren, selbst zum Maaſsstabe der Censur macht, so ladet dagegen eine ursprüngliche Tugendlehre den Vorwurf einer voreiligen Bestimmung dessen auf sich, was einer andern Bestimmung und Würdigung unvermeidlich entgegengeht. Uebrigens liegt die Verschiedenheit beyder mehr in der Form als in der Sache. Indem sie das, worauf es ankommt, gleich sehr verfehlen: sagt die [13] eine aufrichtiger und stolzer, was die andre versteckter und anlockender; dieses nämlich, daſs das Wohlgefühl der Selbstbefriedigung das Höchste und Beste sey. Die Tugendlehre stellt dies Wohlgefühl gerade in die Mitte, als Tugend oder Weisheit; die Güterlehre erregt die Hoffnung, es zu gewinnen durch Zueignung der Güter, die sie empfiehlt.

Beyden zugleich, und ihrem gemeinschaftlichen Fehler, stemmt die Pflichtenlehre sich entgegen. Nicht anlockend und nicht stolz, sondern demüthig, aber strenge, nimmt sie, wie es recht ist, sogleich die Willkühr in jeder Gestalt, gefangen; und spricht, mit dem Ausdruck Pflicht, eine Gebundenheit derselben aus.

Es fragt sich nur, ob sie diese Gebundenheit wird erklären können. Schon wenn wir vollkommne und unvollkommne Pflichten, unterscheiden hören, kann der Verdacht entstehn, als sey etwas entwischt aus der [14] Gebundenheit. Wird nun, zum Schutz der vollkommnen Pflichten, gar ein naturrechtlicher äuſserer Zwang herbeygerufen; und zugleich für alle Pflichten, und die, auf sie sich beziehende, innere Gewissenhaftigkeit, der Begriff von Glücks-Würdigkeit, von Verdienst und

Strafbarkeit, eingeführt: so fehlt nicht viel, dafs man nicht fürchte, durch diese Lehre einer fremden Herrschaft überwiesen zu werden, welcher an einer Form der Befugnifs zu zwingen und zu lohnen gelegen war. Die Verwirrung wächst noch, wenn daneben von einer, der pflichtmäfsigen Gesinnung gebührenden Achtung, so wie von der Selbst-Entwürdigung durch entgegengesetzte Sinnesart, in einer hohen Sprache geredet wird, die an die Stimme der Tugendlehre erinnert; und vollends, wenn es an Mut fehlt, den Schmuck einer gewissen Liebenswürdigkeit, welche den Lockungen der Güterlehre verwandt scheinen kann, ganz und für alle Fälle abzulegen. — Die Entwickelung dieser Knäule ist eine Aufgabe für die Folge; — oder vielmehr, es [15] wird sich alles von selbst entwickeln, und jedes seinen Ort einnehmen. Was aber den Grundcharacter der Pflichtenlehre betrifft, so ist derselbe eben so sehr, als der der Güter- und Tugendlehre untauglich dazu, der practischen Philosophie ihren ersten Ursprung nachzuweisen. Pflicht verkündet Gebundenheit des Willens. Woran? Wenn diese Frage durch Aufstellung eines ursprünglich und innerlich Bindenden, also eines selbst gegebenen Gesetzes, sollte beantwortet werden, (um einer vermeinten fremden Autorität nicht zu erwähnen, woraus blofse Dienstbarkeit entstehn müfste, wofern nicht die Autorität nach schon vorausgesetzten sittlichen Begriffen veredelt würde) wenn demnach, wie es in der That unvermeidlich ist, ein kategorischer Imperativ, als Princip der Pflichtenlehre hervorträte, so ergäbe sich eine Spaltung des Willens in dem Wollenden selbst, ein gehorchender, ein gebietender Wille, — denn Gebieten ist Wollen — wobey alles Andre eher möchte erklärt werden können, als der sonderbare Vortritt eines Wil-[16]lens vor einem andern in dem nämlichen Subject? Die Gebundenheit des Willens an den Willen derselben Person? Spräche etwa Jemand, der eine Wille sey beständig, der andre aber wankelmüthig, jener wesentlich, dieser zufällig, also müsse schon, damit Ordnung werde, der Biegsame sich dem Unbiegsamen fügen — ja vermäfse man sich, um dies glaublich zu machen, sogar in die unübersinnliche Tiefe der vernünftigen Natur hineinzuschauen: alsdann würde eben ein Naturgesetz (die Wahrheit solcher Eröffnungen einmal angenommen) zu Tage gefördert seyn, welches wohl in irgend einer späten Zukunft sich erfüllen möchte, — denn bis jetzt weifs die Erfahrung nichts davon, dafs der vorgeblich gebietende Wille besser zu herrschen verstehe in den Menschen, als der, welchem das Gehorchen bestimmt ist. Naturgesetze nun ergeben Natur-Nothwendigkeiten; aber nicht dahin war der Sinn derer gerichtet, welche in der Pflicht eine Gebundenheit des Willens an den eignen bindenden Willen nachzuweisen un-[17]ternahmen. Vielmehr hofften sie einen Jeden, auch den Hartnäckig-Widersetzlichen, an seine Pflicht mahnen zu können, ohne die Thatsache, ob er wirklich sich selbst pflichtmäfsig gebiete, auch nur in Frage bringen zu dürfen.

Der allgemeine Fehler der Güter-, Tugend- und Pflichten-Lehren liegt am Tage. Sie alle kennen nichts als den Willen, und möchten ihn auf irgend eine Weise zu seinem eignen Regulativ machen. Um dahin zu gelangen, mustern sie seine Gegenstände, versetzen in die ihm entsprechenden Gefühle, graben nach seinen Quellen und forschen nach seinen ersten und

letzten Aeufserungen. Alles umsonst. Es ist immer nur Wille, aber keine Würde des Willens, was erreicht wird.

Dafs nun gleichwohl die bisher vorhandnen Lehren von Pflichten, Tugenden und Gütern, vom Herzen zum Herzen gesprochen, das Bessere in den Menschen [18] zum Noch-Besseren vielfältig erhöht haben, dies zu verkennen sey ferne! Gleichgestimmte Gemüther verstehn einander, trotz dem unrichtigen Ausdruck. Die aber nur vernehmen, was unmittelbar in den mitgetheilten Worten und Begriffen lag, welchen Eindruck können sie von jenen Lehren empfangen? Mag man sie reizen durch vorgehaltene Güter, mag man sie ermuntern zum Lebensgefühl ihrer inwohnenden Tugend, mag man endlich sie drängen, die Herrschaft der strengen Pflicht zugleich zu dulden und zu üben: sie werden vielleicht versuchen, was es seyn würde, wenn man diesen Aufforderungen folgte; sie werden sich aufmachen, — aber zuletzt unwillig klagen, nicht von der Stelle gekommen zu seyn. Ihr Gut bleibt das Ziel ihres Willens; ihre Tugend die Kraft ihres Willens; ihre Pflicht die Herrschaft ihres Willens. Unternimmt man, eines andern Willens Ziel und Kraft und Herrschaft dagegen aufzustellen, so ist zu wünschen, dafs man etwas Besseres davon zu sagen wisse als [19] dies: er sey ein Erster, ein ursprünglicher Wille; und dafs man ihn den abgeleiteten Willen anders darzustellen wisse, also so, sie seyen ja nur die abgeleiteten, denen es gebühre, sich unterzuordnen. Erwartet man aber, Er, der ursprüngliche, werde sich schon gelten machen gegen die Abkömmlinge und Nebensprösslinge, so wäre es vielleicht gerathener, dies schweigend zu erwarten, — wofern nicht etwa in den Reden eine besondere Kraft liegt, den schlafenden zu wecken. —

Etwas anderes haben wir zu wecken; das Urtheil über die Willen. — Gebundenheit des Willens verkündigt allerdings die Pflicht; und heifst jeden Ruhm von Gütern und von Tugenden verstummen, der erhoben ward vom Genufs, und vom Uebermuth der selbstbewufsten Thatkraft. Die Knechtschaft Eines Willens aber, und die Herrschaft eines andern Willens, diese bleibt der Pflicht gleich fremd, es seyen Herr und Knecht nun Zwey, oder zu einem Einzigen [20] verschmolzen. Was drücken und lähmen — was die Energie des Willens mindern, einen Theil davon vernichten könnte, das hätte gerade soviel hinweggenommen von dem Gegenstande derjenigen Gebundenheit, deren wahres Wesen zu erkennen wir bemüht sind. Hemmend einwirken auf die Stärke des Willens mag physische Gewalt; die Pflicht weifs wohl, dafs es ihr nicht gegeben ist, zu zwingen. Lasse man denn hinweg von dem Willen — ganz und gar — seine Stärke, sein Thun, und alle Grade seines möglichen Wirkens und Leidens im Conflict mit einer gegenwirkenden Kraft und Stärke; lasse man fahren den Gedanken an seine Wirklichkeit, die sich könnte fühlbar machen in der Wirklichkeit: — was bleibt übrig? Sein blofses Was, — sein Bild!

Das Bild des Willens ist gebunden, nach Art der Bilder, an das willenlose Urtheil, das in dem Auffassenden hervortritt.

[21] Und der Wollende ist ausgesetzt dem eignen Anblick, worin mit seinem Bilde das Selbsturtheil zugleich erzeugt wird.

Das Urtheil ist kein Wille, und kann nicht gebieten. Tadelnd aber mag es fort und fort vernommen werden, — bis vielleicht, den Willen

ihm gemäfs zu ändern, ein neu erzeugter Wille sich entschliefst. Dieser Entschlufs ist Gebot, und der veränderte Wille erscheint als gehorchend. Beydes zusammen als Selbstgesetzgebung. Darnach richten sich Pflichten, Tugenden, Güter; sammt den Begriffen von einem höhern Willen, der, wenn er nur zum Musterbilde taugt, nicht nöthig hat, die Rolle einer Grundkraft in den menschlichen Gemüthern zu übernehmen, um sie nach sich zu bestimmen. Aecht religiöse Fragen aber hier, in den Vorhöfen der practischen Pilosophie, zu erheben, wäre ein allzudreistes Unterfangen. —

[22] Nach abgelehnter Zumuthung, zu erzählen oder zu beweisen, was irgend des Willens Daseyn betreffen könnte, was sein reiner, oder unreiner Trieb begehre, was ihn zu reizen, oder zu nöthigen sich eignen möge: — entsteht nun die Frage, wie es zu veranstalten sey, dafs geurtheilt werde über die Beschaffenheit der Willen? Bey gehöriger Nachforschung werden sich zwey Hauptsätze ergeben; der eine: Ergeht ein Urtheil über ein Wollen, so trifft es dasselbe nie als ein einzelnes Wollen, sondern immer als Glied eines Verhältnisses. Der zweyte: das Urtheil hat ursprünglich gar keine logische Quantität; sondern die Sphäre seiner Geltung kommt ihm von der Allgemeinheit der Begriffe, durch welche die Glieder des Verhältnisses gedacht werden. Beyde Sätze sollten eigentlich von einer allgemeinen Aesthetik dargeboten werden, in deren Gebiet die Untersuchungen gehören, welche hier folgen.

I.

Vom sittlichen Geschmack.

Der Geschmack, sagt man, sey so unsicher, dafs es thöricht wäre, über seine Urtheile zu disputiren. Und von ihm sollten die Aussprüche kommen, auf deren Bestimmtheit die Strenge der Pflicht, auf deren Gleichförmigkeit und Beharrlichkeit die Heiligkeit alles Sittlichen beruht? Das moralische Gefühl ist verwiesen aus den Grundlegungen der Sittenlehre; versucht es etwa hier, unter einem neuen und modischen Namen sich wieder einzuführen?

Dafs der Geschmack unsicher ist, weifs man hoffentlich nur aus der Erfahrung. Und bestimmt aus solchen Erfahrungen, wozu die abweichenden Urtheile über sehr zusammengesetzte Gegenstände, als über ganze Werke der Kunst oder der Natur, Veranlassung gegeben hatten. Es ist kein Zweifel, dafs die Anzahl dieser Erfahrungen sich nur vermehren würde, wenn man Beyspiele von guten und bösen Cha[24]racteren, wie sie etwa in den Schauspielen vorkommen, zur Beurtheilung darstellen wollte. Es ist hingegen Hoffnung vorhanden, die Gründe der Unsicherheit zu entdecken, sobald die Elementar-Urtheile bestimmt werden ausgesprochen seyn; welche der ästhetische Total-Effect zusammengesetzter Werke zwar aufreizt, aber nicht gesondert hervortreten läfst, vielmehr, wofern das Werk nicht classisch ist, sogar unter einander in Widerstreit setzt. Dies gilt allen Künsten; den Werken der Poesie, Plastik, Musik, so gut als der ganzen sittlichen Sinnesart menschlicher Charactere.

Uebrigens möchte man, damit das Gemüth den Verstand begleite, immerhin sich versetzen in ästhetische Anschauungen, wie sie von den Künsten pflegen erweckt zu werden; man möchte bemerken, wie verschieden davon der starre Blick ist, mit welchem das Kind oder überhaupt der rohe Mensch die nämlichen Gegenstände zwar völlig faſst, aber nicht fühlt; wie verschie-[25]den davon gleichfalls die Begierde, welche das Kunstwerk in ihren Besitz zu bringen, in ihr Eigenthum zu verwandeln beabsichtigt. Es ist nur zu fürchten, daſs man sich dem Eindruck des Schönen zu sehr hingeben, — sich zu sehr anfüllen wird von den Gemüthsbewegungen, die mit ihm gewöhnlich verbunden sind. Dahin gehört schon die warme Liebe, die Begeisterung, entgegengesetzt dem kalten Kenner-Urtheil; dahin gehört noch mehr das Schweifen der Phantasie aus einer Sphäre des Geschmacks in die andre. Manche Personen gerathen ins Dichten, wenn eine schöne Landschaft sich eröffnet; und ins Schwärmen, wenn sie Musik hören; oder sie halten wenigstens die Musik für eine Art von Malerey; die Malerey aber für Poesie, die Poesie für die höchste Plastik, und die Plastik für eine Art von ästhetischer Philosophie. Solchen wäre wohl zu rathen, sie möchten sich in dem Lächeln der Meister jeder einzelnen Kunst, so lange baden, bis es ihnen gelänge, des eigenthümlichen Schönen aller [26] besondern Gattungen inne zu werden; also die Landschaft in der Landschaft zu sehen; des Concerts aber im Concerte froh zu werden; eben so der Verhältnisse und Tinten in der Malerey, endlich der Verflechtung von Situationen, Empfindungen, Characteren, in der Poesie.

Um überhaupt ein Geschmacksurtheil rein zu haben, achte man auf das Veränderliche der Zustände, in welche es das Gemüth versetzt. Dies Veränderliche sondere man ab; es kann dem Geschmack nicht wesentlich seyn. Aber die Auffassung des Gegenstandes muſs bleiben in ihrer Schärfe. damit geurtheilt werden könne. Weder die ersten, noch die letzten Empfindungen, welche ein Kunstwerk erregt, sind die rein ästhetischen; jene nicht, weil der Gegenstand noch nicht vollkommen gefaſst ist, weil die Masse noch drückt; diese nicht, weil die Aufmerksamkeit ermüdet ist und schwindet.

Die Frage aber: wann denn das reine Geschmacksurtheil hervortrete? ob es über-[27]all ein solches gebe, und geben könne? ob dasselbe etwas anders als bloſse Idee sey, welcher sich die wirklichen Gemüthszustände mehr oder minder annähern? — sammt der gegenüberstehenden Frage: ob es ein reines Kunstwerk — das nicht zugleich rühre, reize, unterhalte, — geben könne? geben solle? — Diese Fragen liegen auſser unsrer Sphäre; da es der practischen Philosophie nicht darauf ankommt, den Geschmack psychologisch, wohl gar transscendental, zu betrachten und zu erklären, sondern vielmehr ihm selbst bestimmte Acte abzugewinnen, seiner Betrachtung Willen und Willensverhältnisse zu unterwerfen. Und möge es recht lebhaft gefühlt werden, wie sehr störend und hemmend auf die Thätigkeit des Geschmacks, eine unzeitige Speculation über den Geschmack wirken müſste! Wie so gänzlich gleichgültig für sein Urtheil selbst, jeder Aufschluſs seyn müſste, der gleichsam den Mechanismus des Urtheilens[1] enthüllte!

[1] „des Urtheils“ statt „des Urtheilens“. SW.

[28] Um den scharfen Unterschied zwischen Geschmack und Begierde ist es hier zu thun; damit das, wovon alle Autorität über das Begehren und Wollen, sich herschreibt, nicht selbst scheine damit zusammen zu fallen. Es tritt nun sogleich hervor: dafs Begierde das Künftige sucht, der Geschmack aber über das Vorliegende bestimmt; dafs eben daher auch nur die Begierde eigentlich kann befriedigt werden, indefs dem Geschmack vielmehr Nachachtung, Befolgung seiner Weisungen entspricht. — Um dies ganz ins Licht zu setzen: werde zuvörderst der Zustand des Begehrens mit dem der Befriedigung verglichen. Die Befriedigung entsteht in der Erlangung des Begehrten. Besinnt man sich genauer, so ist unleugbar das Erlangte nichts anders als ein Vorgestelltes (im allgemeinsten Sinn des Worts); indem jedes Object nur Object ist für das Subject, kein wirkliches Ding aber, als Ding an sich, einen Zugang zum Gemüthe finden, kein Genufs in einer Verschmelzung [29] der Seele mit einer fremden Sache bestehen kann. Die geringste Geläufigkeit in idealistischen Betrachtungsarten mufs dies aufser Zweifel setzen. Nun kann man fragen, wie denn das Vorgestellte, welches erst in der Befriedigung erreicht wird, zuvor habe begehrt werden können, wenn es in der Begehrung noch nicht vorgestellt wurde? Das alte, *ignoti nulla cupido*, sagt schon, dafs die Begierde ihren Gegenstand vor allen Dingen kennen mufs. Aber man müfste nie begehrt haben, um nicht an jenes schwellende, zum vollen Bewufstseyn herandringende, Vorstellen sich zu erinnern, welchem in den meisten Fällen erst dann, aus der Tiefe des Gemüths sich hervorzuarbeiten, gelingt, wenn ihm das zu Hülfe kommt, was wir den äufsern Eindruck des entsprechenden wirklichen Gegenstandes nennen. Jemand begehrt z. B. eine bekannte Person zu sehn, eine bekannte Musik zu hören. In minderm Grade ist ihm die Person, die Musik, während des Begehrens, in der Phantasie gegenwärtig; aber erst das [30] wirkliche Sehen und Hören vollendet das Vorstellen. Bedarf es noch der Bemerkung, dafs, falls eine unbekannte, d. h. nur durch einige Umstände bekannte Person, kennen zu lernen begehrt würde, bey erfolgtem Anschauen und Gespräch auch nicht eigentlich das Neue und Unerwartete, welches sich vorfindet, zur Befriedigung könnte gerechnet werden, sondern vielmehr als eine Zugabe zu dem Begehrten anzusehen wäre? — Demnach, in der Befriedigung, und vor derselben, ist auf gleiche Weise das Begehrte bekannt; es ist auch zugegen im Bewufstseyn, aber in verschiedenen Graden. Die innere Regsamkeit der Vorstellung, von da an, wo sie sich erhebt aus dem Hintergrunde der zahllosen schlummernden Gedanken, durch alle die Grade, auf welchen sie abwechselnd steigt und sinkt im Drängen gegen eine innere Hemmung, bis zu dem Puncte, da die Wahrnehmung — oder auch Phantasie*, For-[31]schung, Rechnung, Anstrengung, — sie vollendet hinstellt in die Mitte des Bewufstseyns: diese Regsamkeit der Vorstellung des Begehrten ist selbst das Begehren; dessen Character man ganz verfehlen würde, wenn man an ein allgemeines Begehrungsvermögen, als an eine Werkstätte denken wollte, worin die auf andern Wegen erlangten Vor-

* Eine sehr lebhafte Phantasie befriedigt sich selbst; wenigstens für kurze Zeit. Sie vollendet das Vorstellen, trotz der innern Hemmung; so lange diese Spannung dauert, bedarf es des wirklichen Gegenstandes nicht.

stellungen, durch eine unbegreifliche Verarbeitung in Gegenstände der Begierden verwandelt würden.

Wo nun diese Regsamkeit einer Vorstellung sich findet: da ist das Vorgestellte ein Begehrtes. Und was kein Begehrtes seyn soll, das mufs nicht mit solcher Regung, nicht so drängend vorgestellt werden; es mufs vielmehr ruhig stehn, in vollendeter Vorstellung, die keiner Erhebung und Ergänzung durch Zufall oder Einfall be-[32]dürftig noch fähig sey. In klarer Gegenwart besitzt der Geschmack, was er beurtheilt; er hält und behält das Bild, worüber er Beyfall oder Misfallen ausspricht; und auch sein Spruch ist ein anhaltender Klang, der nicht verstummt, als bis etwa das Bild hinweggezogen wird.

So leicht sich nun begreifen läfst, was der Begierde zu ihrer Befriedigung könne gegeben werden, nämlich wiederhohlte Erzeugung der gleichen Vorstellung, wodurch die schon vorhandne verstärkt, und von der Hemmung durch den Druck entgegengesetzter Wahrnehmungen, Empfindungen, Erinnerungen, befreyt werde, — so seltsam mag es scheinen, dafs der Geschmack, der keine Gaben annimmt, selbst etwas gebe, und durch sein Urtheil der schon fertigen Vorstellung seines Gegenstandes gleichsam aus eignem Vermögen etwas zulege. War etwa dieser Zusatz schon bereit im Gemüth; — war das Misfallen an einem häfslichen Gegenstande schon vorräthig, und wird es [33] jetzt, da eben dieser Gegenstand sich der Anschauung darstellt, nur herbeygehohlt, um von ihm in Empfang genommen zu werden? Gesetzt, man wollte einer so sonderbaren Meinung nachhängen: so würde doch hoffentlich das Misfallen an dem Gegenstande sogleich mit der Vorstellung desselben zusammenfallen, nicht aber, man weifs nicht wann, noch warum? sich erst später zu demselben verfügen. So liefse sich denn das Urtheil gar nicht von dem Gegenstande, worüber es ergeht, trennen, noch unterscheiden; sondern man hätte denselben Fall, welcher bey dem Gefühl von Lust und Schmerz eintritt, wo in der That das Gefühlte vom Gefühl abgesondert nicht kann aufgefafst werden. Denn dafs z. B. beym Zahnschmerz der Zahn es sey, welcher in dem Schmerze selbst empfunden werde, wird sich niemand einbilden; aber auch niemand im Stande seyn, hierin das Vorgestellte von dem Wehe zu unterscheiden. Und darum ist in den Zuständen von Lust und Schmerz [34] das Gemüth gleichsam gefangen. Es kann das Gefühl auf nichts Aeufseres beziehn, welches die Phantasie für sich festzuhalten und damit zu schalten vermöchte; es kann nur fühlen oder nicht. — Es kann stärker und schwächer fühlen; Schmerz und Lust sind gelinder oder heftiger. Man denke sich nun einmal diese oder jenen,[1] als könnten sie zerlegt werden, in ein Vorgestelltes, und in dessen Annehmlichkeit oder Widrigkeit. Alsdann müfste jedem Grade des Bewufstseyns, welcher dem Vorgestellten zu Theil würde, auch ein Grad der Annehmlichkeit oder Widrigkeit zugehören; eben dadurch aber fielen die Unterschiede des Grades hinweg von der Annehmlichkeit oder Widrigkeit, und anheim dem Vorgestellten selbst. Litte nun dies die Natur der Lust und des Schmerzes: so dürften wohl beyde sich absolut bestimmen lassen; nämlich von dem Begriff dessen, was in ihnen das Vorgestellte wäre, würde

[1] „diesen oder jenen“ SW statt „diese oder jenen“.

man aussagen, dafs ihm die Annehmlichkeit oder Widrigkeit zu-[35]komme, das Relative aber, die Vergleichung des Mehr- und Minder-Angenehmen, oder Unangenehmen, bliebe den einzelnen Wahrnehmungen überlassen, in welchen das Vorgestellte mehr oder weniger stark aufgefafst würde. So könnte es eine Lehre von der Lust und dem Schmerze geben, worin, was angenehm und unangenehm sey, verzeichnet stünde; eine Lehre, die mit den Begierden und deren Befriedigung gar nichts zu schaffen hätte, indem sie sich gar nicht kümmerte um die Regsamkeit der Vorstellungen, sondern nur um die Qualität des Vorgestellten; eine Lehre, die eben deshalb die meiste Aehnlichkeit mit einer wahren Geschmackslehre haben müfste. Denn die Aufgabe der letztern ist ohne Zweifel die Aufstellung dessen, was gefällt und misfällt, in den einfachsten Ausdrücken. — Oder möchte man eine solche Lehre von Lust und Schmerz lieber vergleichen mit einer Lehre von Gütern und Uebeln? Dafs also die Güter alles dasjenige Vorgestellte wären, wel-[36]chem die Annehmlichkeit, die Uebel dasjenige, welchem die Widrigkeit in dem Zustande des vollendeten Vorstellens zukäme? Alsdann hätte man nur zu besorgen, dafs Befriedigung einer Begierde, d. h. Vollendung einer aufstrebenden Vorstellung, manchmal zusammenfiele mit der Erlangung eines Uebels; und eben so Entbehrung, d. h. fortdauernde Hemmung der aufstrebenden Vorstellung, einerley wäre mit der Verhütung eines Uebels; dafs auch oft genug Unbekanntschaft mit gewissen Gütern sich als das sicherste Mittel zeigen würde, um an keiner Entbehrung derselben zu leiden. Dergleichen ist sehr bekannt! Die sogenannte Glückseligkeitslehre hat viele Versuche gemacht, Befriedigungen und Entbehrungen zu reimen auf die Gefühle des Angenehmen und des Schmerzhaften; die Unsicherheit eines solchen Unternehmens, das aus der Vernachlässigung des Unterschiedes zwischen aufstrebender und vollendeter Vorstellung entstand, wird wohl aus den geleisteten Entwickelungen hinreichend klar [37] seyn. Aber auch, was diesen Unterschied verwischte, ergiebt sich aus dem Vorigen. Das Vorgestellte ist verschmolzen mit seiner Annehmlichkeit und Widrigkeit in das Eine und untheilbare Gefühl der Lust oder des Schmerzes. Gestattet nun ein veränderter Gemüthszustand kein vollkommnes Innewerden der Annehmlichkeit oder Widrigkeit: so schwindet auch das dazu gehörige, damit verschmolzne, Vorgestellte, hinweg. Daher die Meinung, dafs Manches nur für eine Zeitlang angenehm sey, durch längere Dauer und bei veränderten Umständen hingegen unangenehm werde. Das Angenehme und Unangenehme fixiren, hiefse, eine wandelbare Gemüthslage festhalten. Es der Begierde entgegensetzen, — so, wie ihr das Schöne und Gute kann entgegengestellt werden, — hiefse, demjenigen, was nur für eine bestimmte Gemüthslage und durch dieselbe vorhanden ist, eine Existenz beylegen für eine andre, vielleicht widerstreitende, durch die es aufgehoben ist.

[38] Wie vieles wir auch hier im psychologischen Dunkel, ohne alle Andeutung, liegen lassen — zwey Gegensätze sind gewonnen, woran sich die Bestimmung der Bedingungen, unter welchen alle Gegenstände des Geschmacksurtheils stehen müssen, gleichsam stemmen kann. Das Vorgestellte im Geschmacksurtheil mufs vollendet, ungehemmt, vorgestellt werden, dadurch unterscheidet es sich von dem, gegen die Hemmung aufstrebenden

Begehrten. Das Vorgestellte im Geschmacksurtheil mufs aber auch abgetrennt von diesem Urtheil, d. h. ohne Beyfall oder Misfallen, lediglich als Gegenstand der Erkenntnifs, rein theoretisch vorgestellt werden können; als dasjenige, worauf eben das hinzutretende Urtheil sich richte: dadurch ist es geschieden von dem Angenehmen und Unangenehmen, das nur im Gefühl selbst ergriffen werden kann. Jetzt entsteht die Frage: wie es denkbar sey, dafs sich das Vorgestellte, dem der Beyfall oder das Misfallen doch zukommt, — auch ohne solches, [39] als ein Gleichgültiges, solle betreffen lassen? Es ist klar, dafs ihm, dem Gleichgültigen, etwas fehlen müfste zu ihm selber, dem Gefallenden oder Misfälligen! Halte man für einen Augenblick diesen Widerspruch fest; und denke sich eine Ergänzung, welche zu ihm, dem Gleichgültigen, hinzukommend, aus ihm machte es selbst, das Gefallende oder Misfallende. So würde das Vorgestellte im Geschmacksurtheil aus dem Gleichgültigen und der Ergänzung zusammengesetzt seyn. Da wäre die Ergänzung, als Theil des zusammengesetzten Vorgestellten, selbst ein Vorgestelltes. Und so müfste auf sie angewendet werden, was zuvor festgesetzt war: nämlich, dafs das Vorgestellte des Geschmacksurtheils sich auch rein theoretisch, als ein Gleichgültiges solle auffassen lassen. Daraus geht hervor, dafs jeder Theil dessen, was, als zusammengesetzt, gefällt oder misfällt, für sich und einzeln genommen gleichgültig, mit einem Wort, dafs die Materie gleichgültig, die Form [40] hingegen der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sey. — Die einfachsten Beyspiele sind hier die besten. Was ist z. B. in der Musik eine Quinte, eine Terze, ein jedes beliebiges Intervall von bestimmter musicalischer Geltung? Es ist bekannt, dafs keinem der einzelnen Töne, deren Verhältnifs das Intervall bildet, für sich allein nur das mindeste von dem Character zukommt, welcher gewonnen wird, indem sie zusammen klingen.

Also der Geschmack ist nicht ein Vermögen, Beyfall und Misfallen — im eigentlichen Sinne zu geben: sondern diejenigen Urtheile, die, zu ihrer gemeinschaftlichen Auszeichnung vor andern Aeufserungen des Gemüths, unter dem Ausdruck: Geschmack, pflegen begriffen zu werden, — sind Effecte des vollendeten Vorstellens von Verhältnissen, die durch eine Mehrheit von Elementen gebildet werden. Dafs die wahren Elemente nicht gänzlich ungleichartig seyn [41] dürfen, sondern im Verhältnifs stehn, d. h. eins als die Abänderung des andern müssen betrachtet werden können, läfst sich hier nicht vollkommen erörtern; soviel jedoch ist sogleich klar, dafs sie nicht blofs in einer Summe müfsig neben einander stehn, sondern einander durchdringen sollen, welches eine Farbe z. B. und ein Ton, oder ein Ton und eine Gesinnung, schwerlich leisten würden, dahingegen Ton und Ton, Farbe und Farbe, Gesinnung und Gesinnung, in Einem Denken zugleich vorgestellt, in der That einander gegenseitig so modificiren, dafs Beyfall oder Misfallen — und zwar für jedes besondere Verhältnifs von besonderer Art, — in dem Vorstellenden hervorspringt. Noch dies mag man bemerken; das Verhältnifs darf nicht als solches, durch seinen Exponenten begriffen werden; der, indem er anzeigt, welche Abänderung Ein Glied des Verhältnisses in das andre übergehn mache, gerade dadurch zerstückt, was zusammen bleiben mufste. Denke man zu dem [42] arithmetischen Verhältnifs 5 — 7 den Exponenten 2 hinzu: das Verhältnifs hat

sich in die Gleichung $7 = 5 + 2$ verwandelt, wodurch die 7 zerlegt, und als Glied des Verhältnisses zerstört wird. —

Wer sich losmachen kann von der Meinung, als ob die theoretischen Regeln desjenigen Gefüges, wodurch Kunstwerke die sogenannte Einheit, eigentlich Faſslichkeit, erlangen, (Regeln, welche die Production wenig unterstützen, und selbst zur Kritik nicht ausreichen,) für das Wesentliche der Geschmackslehre zu halten seyen; wer einmal inne geworden ist, daſs das KÖSTLICHE der Schätze, welche die Künstlerphantasie besitzen muſs, um sie ordnen zu können, nicht liegen kann in ihrem systematischen oder ökonomischen, Gebrauch: der wird vielleicht aus dem Vorhergehenden abzunehmen aufgelegt seyn, was eine Aesthetik, wie wir sie gegenwärtig noch nicht haben, eine Aesthetik als Auf-[43]stellung ästhetischer Principien, — eigentlich zu leisten verbunden wäre. Nicht definiren, nicht demonstriren, nicht deduciren, selbst nicht sowohl Kunstgattungen unterscheiden und über vorhandene Kunstwerke räsonniren, als vielmehr — versetzen sollte sie uns in die Auffassung der gesammten einfachen Verhältnisse, so viele es deren geben mag, die beym vollendeten Vorstellen Beyfall und Misfallen erzeugen. Inne werden sollten wir durch sie eben des specifischen Beyfalls und des specifischen Misfallens, welches einem jeden einzelnen Ver-Verhältnisse ursprünglich eigen ist. Auf diesem Wege würde sie allen den Verhältnissen, die zu einer Kunstsphäre gehören, eine gleichmäſsige Aufmerksamkeit schaffen, und dadurch den unbewuſsten Tact berichtigen, welcher in der Scheidung des Schönen vom Häſslichen zwar ursprünglich beschäftigt ist, aber nur gar zu oft an individuellen Einseitigkeiten leidet, die ihn hindern, einer ungestümen Phantasie die ge-[44]hörigen Schranken zu setzen. — Darf man es sagen, daſs die musikalischen Lehren, die den seltsamen Namen: Generalbaſs, führen, das einzige richtige Vorbild sind, welches für eine ächte Aesthetik bis jetzt vorhanden ist?* Dieser Generalbaſs verlangt, und gewinnt, für seine einfachen Intervalle, Accorde, und Fortschreitungen, absolute Beurtheilung; ohne irgend etwas zu beweisen oder zu erklären. — Nicht anders sollen hier, weiterhin, Verhältnisse von Willen vorgelegt werden, um, gleich jenen Verhältnissen von Tönen, in absoluten Beyfall und absolutes Misfallen zu versetzen. Rein abgeschnitten seyn werden hier, wie dort, alle Fragen nach der Möglichkeit solcher Beurtheilung. Genug, wenn sie von Statten geht! Der einzige Unterschied ergiebt sich von selbst, daſs der Musiker nur [45] nöthig hat, die Töne erklingen zu lassen, um die Verhältnisse vorzulegen; hier aber zu gleichem Zweck Begriffe von Willen mit speculativer Vorsicht werden zu bestimmen seyn, da diese Verhältnisse nur im Denken, nicht sinnlich, vernommen werden können. Ein Beytrag wird dadurch geliefert seyn zu einer künftigen Poëtik, sofern unter deren Elementar-Verhältnissen, die der Willen sich wieder finden müssen. Die übrigen Grundverhältnisse aufzusuchen, und beyzufügen, wird alsdann vielleicht Andern eher gelingen. Das Rhythmische, nicht der Worte, sondern der Gedankenfolge, — und überhaupt das, was die successiv darstellende Kunst characterisirt, — dürfte zunächst in Frage kommen. —

---

* Es muſs hier ausdrücklich bemerkt werden, daſs von einer vollständigen Theorie der Musik, der Generalbaſs nur noch ein sehr kleiner Theil seyn würde.

Auch wird sich die Aesthetik vielleicht nicht fernerhin verhehlen wollen, dafs sie ihrem Schüler ähnliche, wenn schon nicht ganz gleichartige, noch gleich harte, — Kämpfe, — anmuthet, wie die Moral dem [46] ihrigen. Daraus nämlich, dafs dem Geschmack die vereinzelten Elemente seiner Verhältnisse gleichgültig sind[1], — zusammengenommen mit der allgemeinen Möglichkeit, dafs jede Vorstellung, aufstrebend im Gemüth gegen eine innere Hemmung, den Character der Begierde annehmen könne, — folgt unmittelbar, dafs, wofern einmal ein Element eines ästhetischen Verhältnisses sich als Begehrung äufsert, gar leicht ein Misfallen mit dieser Begehrung zusammenstofsen könne; in welchem Falle denn der innere Streit im Gemüthe nur durch Nachlassen der Begehrung gehoben werden wird, da das absolute Misfallen seiner Natur nach nicht nachgeben kann. So mufs der Künstler manchmal eine Vorliebe aufopfern, um sein Werk rein zu erhalten; und so sehn wir auf der Bühne geschehn, was wir nicht wünschen, damit nur der Form unser Beyfall gewonnen werde. Wird man etwa hier von einer beschränkenden Natur der Aesthetik reden? — Sey denn die Hoffnung [47] erlaubt, es werde keiner weitläuftigen Erörterung der beschränkenden Eigenschaft der Sittenlehre bedürfen, woran sich manche zu stofsen pflegen. Wo dem Geschmack Willensverhältnisse vorliegen, da ergiebt es sich von selbst, dafs sein Misfallen — entweder dauern, oder diese Willen beschränken mufs. Richtige Charactere aber beschränken sich selbst mit Leichtigkeit, weil der Geschmack ihre herrschende Kraft ist; und so kann, in ihnen, das Gefühl, beschränkt zu werden, nicht aufkommen. Eben so bey wahren Künstlern. Nur das haben die übrigen Theile der Aesthetik, wenn man will, voraus vor der Sittenlehre, dafs sie den Unfolgsamen ganz abweisen können. Der schlechte Dichter, sagt die Poëtik, soll nicht dichten. Aber hat es einen Sinn, zu sagen: der schlechte Mensch soll nicht wollen?

Es liegt nicht an den Geschmacksurtheilen, wenn sie als eine Macht gefühlt, wenn [48] sie als Gebote ausgesprochen werden; es liegt an demjenigen, was wider sie auffährt, und an ihrer Beharrlichkeit sich stöfst und bricht. Denn da sie, als Effecte vollendeten Vorstellens, sich bey jeder Erneuerung dieses Vorstellens erneuern, und aus denselben Bedingungen stets als Dieselben hervortreten müssen: so geben sie die Erscheinung einer fortdauernden, ja einer ewigen Autorität, welche das Wechselnde beschäme, und es nur für eine Zeitlang dulde, um vielleicht sich selbst eine künftige Herrschaft desto besser zu bereiten. Hiedurch begünstigen sie denn freylich eine Verwechslung, welche den Anfängern in der Speculation leicht verziehen werden mag, geübten Denkern aber nicht begegnen sollte. Die Verwechslung nämlich dessen was Ist, und der Natur zum Grunde liegt, und, verglichen mit dem Zeitlichen, das Ewige genannt werden mufs, ohne DARUM nur den mindesten Anspruch an Verehrung zu besitzen (welche selbst ästhetischer Art [49] seyn wird): mit demjenigen Un-Zeitlichen, und Sich-selbst-Gleichen, welches als ihr, der Geschmacksurtheile, eigenthümlicher und ihnen allen gemeinschaftlicher Character, lediglich aus dem Grunde hervortritt, weil jedem vorstellenden Wesen zu jeder Zeit das nämliche

[1] „ganz gleichgültig sind“ SW „statt gleichgültig sind.“

vollendete Vorstellen der nämlichen Verhältnisse den gleichen Beifall und das gleiche Misfallen erzeugen mufste und fernerhin wird erzeugen müssen. — Wäre diese Verwechslung unterblieben: wie viele Verirrungen hätte die Speculation sich ersparen können. Auch würde wohl niemals die Rede gewesen seyn von einem einzigen Sittengesetze, hätte man über dem Gefühl von dem gemeinschaftlichen Gegensatz alles Geschmacks gegen die Begierden, nicht die bestimmten Geschmacksurtheile selbst, von denen es erregt wurde, sich entschlüpfen lassen.

Dies Gefühl, wenn es, bey dieser Verkennung seines Ursprungs, in Sprache und Lehre sich ergiefsen wollte, welche Rede [50] könnte es führen? — „Nehmt Euch in Acht vor dem Geschmack! Es ist oftmals „begegnet, dafs er zur ungelegensten Zeit, während man mitten im Handeln „begriffen war, seine Einwendungen hat laut werden lassen, ohne dafs man „im Stande gewesen wäre, ihn zum Schweigen zu bringen. Was er eigent„lich sagte, hat man nicht verstanden; doch daran liegt nicht viel; „hin„gegen um ein Verzeichnifs der Fälle und Anlässe ist es zu thun, in „welchen seine Störungen zu fürchten sind, nebst beygefügten Verhaltungs„regeln, um dergleichen Fälle zu vermeiden. Es versteht sich, dafs ein „solches Verzeichnifs systematisch eingerichtet werden mufs, um leicht „überschaut werden zu können. Welches nun der allgemeinste Satz sey, „dem die zum Detail herabsteigenden Regeln schicklich möchten subordinirt „werden können, damit besonders eine jede Regel gleich Anfangs auf die „Sphäre ihrer Geltung gehörig beschränkt erscheine: davon ist die Frage „und der Streit. Denn darauf beruht die [51] Eleganz einer Lehre von „dem menschlichen Thun und Lassen; in welcher alles Thun und Lassen „die nöthige Weisung vollständig und in logischer Ordnung mufs finden „können."

Sollte wohl hierin zu erkennen seyn, was manche unsrer Sittenlehren, ja mit gehöriger Veränderung selbst unsrer Kunstlehren, sind, und zu seyn verlangen? Wenigstens würden sie daraus gar gut ihre gemeinschaftliche Neigung erklären lassen, sich in eine Menge von Vorschriften auszubreiten, — einen Reichthum, den weder die grofsen Künstler, noch die edlern Menschen sonderlich zu schätzen und zu benutzen pflegen, die viel lieber aus freyer Hand Werke und Thaten vollbringen mögen. Aber nicht nur das Gemeinschaftliche der Kunstlehren und der Sittenlehren, sondern auch die weite Trennung, die sich findet zwischen diesen und jenen, die Entfernung, aus der sie einander ziemlich geringschätzig anzublicken scheinen, erklärt sich gerade nur daraus, [52] dafs sie nicht den Geschmack selbst, sondern das Gefühl der Störungen zur Sprache bringen, welche durch ihn die Phantasie und die Geschäfftigkeit erleiden. Der sittliche Geschmack, als Geschmack überhaupt, ist nicht verschieden von dem poëtischen, musikalischen, plastischen Geschmack. Aber specifisch verschieden ist der Gegensatz zwischen Geschmack und Begehrung im Sittlichen, von dem in den Künsten. Die Elemente der Verhältnisse, welche der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sind, liegen hier aufser uns, dort in uns selber. Sie sind in den Künsten nur Gegenstände, auf die wir merken, für die wir uns vielleicht bis zur Vorliebe interessiren; von denen wir aber doch scheiden können, wenn es seyn mufs, und die sich immerhin mit andern, bessern, passendern, werden

vertauschen lassen. Aber in der sittlichen Beurtheilung wendet sich der Geschmack, als unser eigner Ausspruch, gegen uns selbst; er trifft auf Begehrungen, die unsre eignen Gemüthszustände sind; und soll ihm Folge [53] geleistet werden, so müssen wir nicht bloſs dulden, daſs ein äuſserer Gegenstand entweiche, sondern unsre eigne Activität muſs abgebrochen, die Gemüthslage muſs im Innern verändert werden. Mit dieser Anmuthung treten wir auf gegen uns selbst, und erscheinen als unsre eignen Widersacher, so oft wir, unser eignes Begehren und Treiben erblickend, dasselbe misbilligen. — Es wäre kein Wunder, wenn ein Anderer, der wiederum uns in dieser Stellung erblickte, uns misbilligte. Und es wäre nur ein kleiner Fehlgriff in der Auslegung, — der den Moral-Verächtern wohl zu begegnen pflegt, — wenn ein solcher, gestützt auf seine Misbilligung, uns für Thoren erklärte, daſs wir dem eignen Urtheil überall Gehör gegeben hätten, da es ja ganz leicht sey, nur gerade zu dem inwohnenden Triebe zu folgen. Alsdann wäre abermals an uns die Reihe, das seltsame Schauspiel zu betrachten, das uns der Geschmack gegeben hätte, der, sich selbst verkennend, sich selbst wegwerfen möchte. —

[54] Indem nun das Gefühl des Zwiespalts, welcher entsteht, wo der Geschmack nicht ein Begehrtes, sondern die Begehrung selbst, tadelt, von den Kunstlehren die Sittenlehre absondert, damit sie, für sich allein, zu einer Lehre von Pflichten, Tugenden, Gütern, verarbeitet werde: widerfährt die schlimmste Begegnung dem Sittlich-Schönen, das keinen Antheil hat an jenem Zwiespalt; und eben deswegen in einem aus ihm hervorgehenden Systeme keinen Platz finden kann. Nämlich, was zuvörderst das Daseyn des Sittlich-Schönen betrifft, so wird man hoffentlich schon im Voraus erwarten, daſs wohl nicht alle Geschmacksurtheile, die sich auf Willensverhältnisse beziehn, gerade nur ein Misfallen ausdrücken, sondern daſs einige auch einen Beyfall aussprechen werden. Der Beyfall wird alsdann zwar nicht einer einzelnen Begehrung, aber doch der Begehrung, sofern sie sich als Glied eines Verhältnisses vorfindet, unmittelbar gewidmet seyn. Dergleichen nun hat keinen Platz weder unter den Pflichten, noch unter den [55] Tugenden, noch unter den Gütern. Nicht unter den Pflichten: denn der Beyfall ist keine Nöthigung. Nicht unter den Tugenden: denn das lobenswürdige Begehren ist nicht erst ein Princip, aus welchem das Schöne hervortreten soll; es ist selbst das Schöne. Nicht unter den Gütern: denn die Begehrung ist kein Begehrtes, und das Lob, das ihr zu Theil wird, ist kein Begehren der Begehrung. Mit einem Wort: das Sittlich-Schöne ist etwas so einfaches, so ursprüngliches und selbstständiges, daſs es denen aus dem Gegensatz zwischen Geschmack und Begehrung hervorgehobenen Begriffen nothwendig entschlüpfen muſs. Und da steht es nun, auf seiner eignen Höhe, lächelnd herabschauend auf die Moralsysteme. Und mit seinem Lächeln entschuldigen sich die Lacher, welchen es eine Lust ist, den sittlichen Ernst zu verspotten.

[56] II.

Wiefern kann der practischen Philosophie Allgemeinheit zukommen?

Es liege dem Geschmack ein Verhältnifs vor: wird er seinen Beyfall oder sein Misfallen durch einen Satz aussprechen, der unter die logischen Formeln: Alle A sind B, — kein A ist B, gebracht werden könnte?

Angenommen, es sey so: alsdann wäre die Allgemeinheit practischer Maximen, Grundsätze, Principien, ohne weitere Erklärung offenbar; denn sie wäre in und mit den Beurtheilungen der Willens-Verhältnisse unmittelbar gegeben. Unerklärbar jedoch bliebe es, dafs man versuchen konnte, der Summe dieser Maximen, Grundsätze, und Principien eine Anordnung aufzudringen, vermöge deren sie logisch über und unter einander treten, und aus einander abgeleitet zu werden dulden müfsten: da jedes Geschmacksurtheil für sich selbst steht, unmittelbar gewifs und absolut — oder gar nicht vorhanden ist; anderwärts her aber [57] sich keine Gewifsheit mittheilen läfst. Nicht viel besser würde aus der gemachten Voraussetzung zu begreifen seyn, woher der Gedanke an eine Sittenlehre entstanden sey, die mit ihren Vorschriften das Leben ganz und gar bedecken, und nichts Gleichgültiges übrig lassen, — ja wohl gar den Menschen in immer gleicher Spannung der sittlichen Aufmerksamkeit erhalten solle: da die Geschmacks-Urtheile, nach dem obigen, nur Verhältnisse betreffen, deren Elemente, einzeln genommen, gänzlich gleichgültig sind; woraus folgt, dafs jedes einzelne Begehren und Wollen an sich gleichgültig ist, und dafs es erst in ein Verhältnifs mit einem andern sich zusammen finden mufs, um sittliche Bedeutung zu bekommen.

Angenommen nun die gegentheilige Voraussetzung, den Geschmacksurtheilen sey ein Ausdruck, welcher logische Allgemeinheit bezeichne, nicht angemessen: so scheint vollends alle practische Philosophie verschwinden zu müssen. Denn was ist Philosophie [58] ohne allgemeine Sätze? Was kann sie über das Leben bestimmen, wenn der Geschmack sich anmaafst, jeden einzelnen Fall, der ihm Verhältnisse von Begehrungen darbietet, unmittelbar zu beurtheilen? — Diejenigen, welche gern aller Maximen überhoben sind, um ganz frey in jedem Augenblick zu thun, was ihnen gefällt, werden damit sehr zufrieden seyn, und uns zugleich alle fernere Bemühung um richtige sittliche Formeln, willig erlassen.

In der That, es findet sich bey geringer Aufmerksamkeit, dafs die Consequenz uns zwingt, die letztere Voraussetzung anzunehmen. Sollte Allgemeinheit der Character eines aesthetischen Urtheils seyn: so wäre das vollendete Vorstellen des Verhältnisses, worauf es geht, unmöglich. Denn der Blick ins logisch-Allgemeine ist ein Blick auf die unabsehliche Mannigfaltigkeit dessen, was in den Umfang eines Begriffes mag fallen können. Dieser Blick findet kein Ende: so wenig als die Menge der möglichen logischen [59] Determinationen des Begriffs ein Ziel finden kann. Dem Geschmack hingegen liegt nicht mehr noch weniger vor, als die Elemente des Verhältnisses; und wenn diese Elemente Begriffe sind, so dürfen sie, zum Behuf des Urtheils nur durch ihren Inhalt gedacht werden, welcher durch seine eigenthümlichen Merkmale scharf und deutlich sich wird vorstellen lassen. Das Urtheil aber wird eben deshalb nichts von Allgemeinheit wissen, sondern ganz als ein einzelnes erscheinen.

Wer nun in der theoretischen Philosophie dem Empirismus und den Inductionen zugethan ist: dem liegt es nahe, hier auf die Meinung zu gerathen, auch die practischen Maximen möchten wohl ein Werk der Induction seyn, welche, — wie in Angelegenheiten der Klugheit, von Erfolgen, — so, im Sittlichen, von Beurtheilungen der im Leben vorkommenden Fälle, abstrahirend und das Gemeinschaftliche sammelnd, aufstiege zu immer höhern und umfassendern Lehrsätzen. Die Sittenlehre möchte denn [60] wohl die umfassendsten dieser Sätze als Principien an die Spitze stellen, — eine hohle Spitze, von der man aber nur immer tiefer wiederum herabsteigen dürfte, um endlich in dem Einzelnen, was freylich die Wissenschaft nicht aufzählen könnte, den soliden Grund und Boden der ursprünglichen ästhetischen Urtheile anzutreffen. — Wirklich hütet sich unsre bisherige Aesthetik, welche so gern über vorhandne Kunstwerke räsonnirt, und von ihnen ihre Sätze abstrahirt, nicht vor der Aehnlichkeit mit einer Sittenlehre von solcher Bauart.

Aus dem Vorhergehenden folgt, daſs, eben so wenig, als ein Urtheil des Geschmacks an sich allgemein seyn kann, es gestattet ist, aus mehrern derselben durch Abstraction etwas Höheres zu bereiten, das noch einen Schein von ästhetischer Geltung behaupten möchte. Wenn von den Verhältnissen, über welche die mehrern Urtheile ergangen sind, das Verschiedenartige abgestreift, das Gemeinschaftliche festgehalten wird: wo bleibt, [61] in diesem Abstreifen, das vollendete Vorstellen? worauf doch allein der Geschmack beruht. Die verstümmelten Reste haben keinen Werth; wenigstens mit Sicherheit läſst sich kein solcher annehmen. Ja wenn in diesen Resten noch etwas hervorragt, das einen ursprünglichen Beyfall sich zueignet: so ists ein Zeichen, daſs von Anfang an nicht einfache Verhältnisse, sondern gröſsere Compositionen der Beurtheilung dargeboten waren, denen nur ein zusammengesetztes, eben desfalls aber auch schon nicht völlig klares Urtheil hatte entsprechen können.

Ungeachtet aller hier erhobenen scheinbaren Zweifel über die Möglichkeit einer allgemeinen practischen Philosophie, sind wir doch an der Auflösung der Frage schon so nahe vorbeygestreift, daſs dieselbe kaum hat verfehlt werden können. Es ist mit der Allgemeinheit der Geschmacks-Urtheile, wie mit ihrer Ewigkeit und Unveränderlichkeit. Vollendete Vorstellung des gleichen Verhältnisses führt, wie der Grund seine Folge, [62] das gleiche Urtheil mit sich; und zwar, wie zu jeder Zeit, so auch unter allen begleitenden Umständen, und in allen Verbindungen und Verflechtungen, welche das Besondre verschiedner Fälle für eine scheinbar allgemeine Regel herbeybringen. Seyen die Elemente eines Verhältnisses allgemeine Begriffe: es ist sichtbar, daſs, wenn schon im Urtheilen nur der Inhalt dieser Begriffe gedacht wird. dennoch das Urtheil eine eben so weite Sphäre haben muſs, wie die, welche beyden Begriffen gemein ist.

Unter der Voraussetzung aber, welche hier allenthalben angenommen ist, und welche sich in der Folge bestätigen wird, daſs es mehrere Verhältnisse von Willen gebe, über deren jedes ein ursprüngliches, und selbstständiges Urtheil ergeht: folgt aus den vorigen Entwickelungen mit aller Strenge, daſs man sich gänzlich des Versuchs zu enthalten habe, die mehrern Urtheile einer Abstraction zu unterwerfen, wodurch ein scheinbar höheres

und gemeinschaftliches Princip [63] für sie erkünstelt würde, dem sie unterzuordnen, wo nicht gar, aus dem sie abzuleiten wären! Man wird es sich schon gefallen lassen müssen, in der Wissenschaft, die uns beschäftigt, eine Einheit nicht zu finden, welche ihrer Natur nach, in ihr nicht liegt, so wenig als sie ihr von aufsen kann gegeben werden.

Auch daran ist nicht zu denken; dafs etwa die verschiedenen Urtheile des sittlichen Geschmacks den Boden ihrer weltlichen Anwendbarkeit im menschlichen Leben, vollständig unter sich getheilt hätten, um nichts unbestimmt zu lassen, nichts auf widersprechende Weise zu bestimmen, sondern einander, wie gute Nachbarn, theils Hülfe zu leisten, theils gehörig zu beschränken! Nichts von dem allen! Das menschliche Leben ist viel zu bunt, als dafs die einfachen Willensverhältnisse im Voraus wissen könnten, wie sie einander darin begegnen werden. Man würde ihnen vergeblich die kluge Vorsicht anmuthen, welche sich auf Berech-[64]nung von Möglichkeiten einläfst. Wie die Klugheit nicht Geschmack, so ist der Geschmack nicht Klugheit. — Nun fügt freylich der Künstler zu dem Geschmack die Klugheit. Er hütet sich, solche Anhäufungen von Verhältnissen zu bereiten, dafs aus den Urtheilen über die einzelnen Verhältnisse eine sich selbst aufhebende Weisung zusammenflösse. Werke der Poësie und Musik sind in der Gewalt ihrer Schöpfer; sie sollen entweder gar nicht, oder so geschaffen werden, dafs jedes Element jeder von den mannigfaltigen Combinationen, in die es treten wird, gerecht sey, — oder dafs wenigstens der Mislaut sich genug verstecke, um nicht vernommen zu werden. Auch der Mensch ist in gewissem Sinne Schöpfer seines Geschicks; der Einzelne im Kleinen, die Gattung im Grofsen. Daraus geht eine sittliche Klugheitslehre hervor; deren Grundzüge einer allgemeinen practischen Philosophie nicht werden fehlen dürfen. Aber, wo nicht vorgebaut ist: da läfst sich erwarten, dafs ein Zusammentreffen verschiedener ursprüngli-[65]cher Bestimmungen das erzeugen werde, was unter dem Namen: Collision der Pflichten, bekannt ist.

Ohne Zweifel macht es den Sittenlehrern bessere Ehre, wenn sie die Collisionen gern hinwegleugnen, als es dem Menschen machen würde, der sich leichtsinnig dergleichen einbildete, um seinen Uebertretungen einen Schein von Entschuldigungen zu geben. Allein die Wissenschaft, für die es keine andre Tugend giebt als Wahrheit, wird ihr Auge dem sehr möglichen Fall nicht verschliefsen, dafs, wo mehrere Willen in gröfserer Anzahl einander begegnen, Ein und derselbe, um hier einem misfälligen Verhältnisse auszuweichen, dort in jenes werde gerathen müssen. Wäre es möglich, dabey an einen Widerspruch des Geschmacks mit sich selbst zu denken?

Wer ist denn Er, der Geschmack? Nichts anders als der allgemeine Name für Beurtheilungen einzelner Verhältnisse. Und wo [66] ist der Widerstreit? Dieser liegt nicht in der Beurtheilung, welche hier selbst ein Vielfaches ist, weil für sie nicht Ein Beurtheiltes, sondern mehrere Beurtheilte vorhanden sind. Vielmehr entsteht der Streit erst in dem Entschlufs, den Geschmacks-Urtheilen Folge zu leisten; welcher freylich Ein Entschlufs seyn mufs, um ein zusammenhängendes Handeln, anzusehn als eine einzige That, hervorbringen zu können. — Ehe nun der Mensch, der sich von

mehrern Rücksichten gedrängt fühlt, dem Gedanken Raum läfst, in einer Collision befangen zu seyn: wird er sich aus vollständiger Ueberschauung der Umstände, und der verschiedenen Wege, unter denen er zu wählen hat, den Beweis führen müssen, es gebe keine Wendung, keinen Verzug, kein gelindes noch starkes Mittel, wodurch den verschiedenen Anforderungen, zugleich oder nacheinander, Genüge könnte geleistet werden. Und vielleicht hätte ihm gleich Anfangs ein rascher Schritt die ganze Mühe dieser Beweisführung erspart. Auf allen Fall verliere er die Zeit [67] nicht damit, sich um wissenschaftlich allgemeine Auflösungen eines Problems zu bekümmern. Die Wissenschaft hat nur eine einzige, allerdings folgenreiche, Bemerkung hierüber zu machen; die sich auf das Verhältnifs zwischen Begriffen und wirklichen Dingen gründet.

Allgemeine Begriffe, indem sie abgezogen werden von dem Wirklichen, verlieren eine Menge von Nebenbestimmungen, und unter diesen auch die quantitativen Bestimmungen ihrer Geltung in den einzelnen Fällen. Der Begriff: hell, mag abgezogen seyn vom hellen Mondlicht, Kerzenlicht, Sonnenlicht: in ihm ist die Verschiedenheit des Grades nicht mehr zu finden, wodurch das hellere von dem minder hellen Licht sich unterscheidet. So stehn denn hell und dunkel wie weifs und schwarz einander gegenüber, wiewohl sie in der Wirklichkeit gesteigert und vermindert, und allenfalls bis zum Uebergange einander angenähert erscheinen. Nicht anders wird von einer endlos verschiedenen [68] Menge psychologischer Phänomene, — von Neigung, Wunsch, Bemühung, Trieb, Sehnsucht, Laune, Absicht, Vorsatz, Entschlufs, — der allgemeine Begriff des Begehrens und Wollens abgezogen. (Das Wollen unterscheidet sich von dem Begehren nur durch die hinzukommende Voraussetzung der Erreichung des Begehrten; welches aber auf die practische Philosophie keinen Einflufs hat, daher wir hier beyde Ausdrücke gleichbedeutend gebrauchen.) Wenn nun Verhältnisse von Begehrungen aufgestellt werden, in allgemeinen Begriffen, damit Geschmacks-Urtheile darüber ergehen: so erfordert schon das vollendete Auffassen, dafs alle Nebenrücksicht auf das Unterscheidende jener psychologischen Zustände, wegfalle, und blofs an die Regsamkeit der Vorstellung dessen, was eben durch diese Regsamkeit ein Begehrtes ist, gedacht werde. Harmonische oder disharmonische Verhältnisse solcher Regsamkeiten, werden uns in der Beurtheilung vorschweben, — sie werden uns erfüllen, und uns an kein mögliches Mehr oder [69] Minder ihres Grades, erinnern. Was uns vorschwebt, werden wir gern mit dem edlen Namen einer practischen Idee benennen; um dadurch etwas zu bezeichnen, das unmittelbar geistig vorgebildet und vernommen wird, ohne der sinnlichen Anschauung, oder der zufälligen Thatsachen des Bewufstseyns, zu bedürfen. — Tritt aber eine einzelne, wirkliche Begehrung mit einer andern einzelnen zusammen zu einem Verhältnifs, und treten sie hin vor das beurtheilende Auge: so werden sie nimmermehr eine reine Idee darstellen; sondern eine jede wird behaftet seyn mit allerley Modificationen, die für die psychologische Unterscheidung[1] gehören. Hier nun werden sich Verschiedenheiten des Grades vorfinden; stärkere, schwächere Willen, — und dem gemäfs: mehr

[1] „psychologische Untersuchung“ SW . . . statt: „psychologische Unterscheidung“.

oder weniger stark ausgeprägte Nachbildungen der Ideen! Darauf wird zu achten haben, wer sich im Wirklichen bewegt, und sich gehemmt sieht durch einen ungelegenen Zusammenstofs von Verhältnissen. Es ist eine herrliche Sache um ein zartes Ge-[70]fühl, das den Unterschied des Gewichts der verschiedenen Verhältnisse richtig angiebt, die Rücksichten, welche einem jeden zukommen, wohl abmifst, und so wie es überhaupt das Leben leitet, auch im Gedränge der Ansprüche, die manchmal sich streiten um dieselbe Zeit und dieselbe Kraft, den leidlichsten Ausweg aufzuspüren, und ihn mit möglichster Schonung dessen, was zur Seite liegen bleibt, zu verfolgen weifs. Unsre Untersuchung wird Gelegenheit finden, dies Zartgefühl in bestimmten Fällen und auf bestimmte Weise aufzurufen; sie wird diese Gelegenheit um so lieber benutzen, je nöthiger es überhaupt ist, auf den Gebrauch der Gröfsenbegriffe in der Philosophie aufmerksam zu machen, der auch da noch Statt findet, wo keine Messung, sondern nur Schätzung möglich ist. Wenn aber diese Schätzung weder den Begriffen noch dem Gefühl mit befriedigender Genauigkeit gelingt, — wenn, obschon sie gelungen seyn möchte, dennoch der Druck sittlicher Zweifel weder von der Wissenschaft noch vom Gewissen völlig kann gehoben wer-[71]den, wenn der Mensch sich zu dem Bekenntnifs gedrungen fühlt, dafs auch die sorgsamste Erforschung des rechten Weges ihm nur Fehler auf allen Seiten zeige, dafs er sich entscheide ohne sich zu beruhigen, dafs seine Wahl ihm selbst misfalle, weil auch das Beste noch nicht gut ist: dann soll wenigstens die allgemeine Achtung, die den Ideen gebührt, gerettet werden; es soll kein Unwille sich regen wider die Strenge des sittlichen Urtheils, welcher nur der Unvorsichtigkeit gelten könnte, die so verwickelte Verhältnisse hat entstehen lassen; es soll endlich keine Theorie sich herausnehmen, die Knoten zerhauen, das Gefühl des Fehlers beschwichtigen zu wollen mit der Versicherung: alle Collision sey nur Einbildung, die Pflicht sey nur Eine, und das am mindesten Schlechte sey selbst das Reine, Richtige, und Gute. Dadurch wird dem einzelnen Fall nicht geholfen; die Gesinnung aber verliert an Lauterkeit, der Tact an Sicherheit und Schärfe. Hingegen der Schmerz, den die Anerkennung der nicht vermiedenen [72] Unrichtigkeit hervorbringt, kann wohlthätig wirken zur Spannung der Aufmerksamkeit, deren es zu einem möglichst fehlerfreyen Leben fortdauernd bedarf.

Es wird die practische Philosophie nicht beschämen, an diesem Orte das Bekenntnifs abzulegen, dafs sie nicht in dem Sinn auf Allgemeinheit Anspruch machen könne, als ob sie für alle Fälle, die sich im Leben ereignen mögen, eine vollständige Auskunft auszusprechen im Stande wäre. Sie mufs allerdings einen jeden an sein Herz — nicht etwa nur zuweilen, sondern auf immer, verweisen; an jenes Zartgefühl nämlich, welchem die Schätzung der Annäherung des Wirklichen an die Ideen ist zugeschrieben worden. Nicht als ob in den einzelnen Fällen Elemente von sittlicher Bedeutung vorkommen könnten, deren Vorbild nicht in den Ideen enthalten wäre. Sondern weil die Ausmittelung des Factischen, die bestimmte Nachweisung dessen, was den Ideen in dem Wirklichen entspricht, Schwierigkeiten findet, die sich durch Be-[73]griffe nicht heben lassen, da sie nicht im Reich der Begriffe, sondern in den Dunkelheiten und Vieldeutigkeiten der Empirie selbst ihren Sitz haben. Casuistische Schulfragen aber, mit

denen man sich zuweilen zur Uebung beschäftigt, leiden gerade an demjenigen Mangel, worauf in den wirklichen Fällen das Meiste ankommt, nämlich an den quantitativen Bestimmungen aller Umstände. Daher sind sie gewöhnlich — entweder gar keine Fragen, oder im Allgemeinen unauflöslich; und so dienen sie nur, die Schwierigkeiten noch gröfser darzustellen, als dieselben in der Wirklichkeit gefunden werden. Den casuistischen Aufgaben nähern sich die Ueberlegungen dessen, wovon die Umstände nicht hinreichend bekannt, — vielleicht noch nicht einmal vollständig vorhanden sind, wie bey dem weit entfernten Künftigen. Daher wird so manches am besten im Augenblick des Handelns selbst entschieden. Nur ist es die zuvor gebildete Gesinnung, die da entscheidet; — und hieraus ergiebt sich für jetzt zur Genüge, [74] welche Art von Unterstützung die practische Philosophie dem Leben könne leisten wollen.

Erstes Buch.

Ideenlehre.

[77] Erstes Capitel.

Idee der innern Freyheit.

„Des Menschen Stolz ist die aufrechte Stellung; der Blick zu den Sternen, und in die Vernunftwelt; die Erkenntniſs des Nothwendigen und Schönen, womit er sich entrafft der Verwandtschaft mit den Geschlechtern der Thiere, und sich befreyt vom Dienste des Moments, dieses Sclaven des sich selbst ungetreuen Wechsels. Schlechte Gesellschaft und undankbare Arbeit zugleich bereiten uns die Begierden des Entbehrlichen, die Wünsche des Allzuentfernten, die Grillen, Launen, Leidenschaften, aller, wie der traurigen so der lachenden Farben. Los zu kommen von diesem Haufen, einzukehren in die innerste Heimath, das eigne Selbst zu [78] ergreifen, und einzig ihm und in ihm zu leben, welche Entfesselung, welche Reinigung, — welches erquickende Bad in dem Meere der Freyheit!“ —

So empfiehlt sich denn die innere Freyheit nur allzuwohl, und nur allzurasch, dem Gefühl; und es scheint bald des ruhigen, ästhetischen Urtheils nicht zu bedürfen, welches, nach einem festen Blick auf ihre Gestalt, sich in dem einfachen: es gefällt! darüber aussprechen würde. Nichts destoweniger ist es ganz allein dies Urtheil, worauf es uns hier ankommt; und alle jene Gefühle, sammt allen theoretischen Meinungen über die Freyheit, müssen für jetzt gänzlich bey Seite gesetzt werden.

Unsre Untersuchung begann in der Voraussetzung einer Beurtheilung, die auf den Willen treffe. Ehe wir uns weiter umsehen nach Verhältnissen des Willen: liegt gleich hier ein Verhältniſs vor; das des vorbildenden Geschmacks, und der Willen, wel-[79]che der Vorbildung entsprechen oder auch nicht.

Die Beurtheilung und das Wollen sind nicht zwey getrennte, nicht zwei verschiedene Personen, deren eine die Vorschrift giebt, die andre sie empfängt. Vielmehr Ein und dasselbe Vernunftwesen ist das, welches will, und welches auch urtheilt, und will.

Fassen wir es auf, dies Vernunftwesen! Erhebt sich in ihm ein Begehren, Beschlieſsens: sogleich steht vor ihm das Bild seines Begehrens und Beschlieſsen; es erblicken, und beurtheilen, ist Eins; das Urtheil schwebt über dem Willen; indem das Urtheil beharrt, schreitet der Wille zur That.

Entweder nun die Person hat wollend behauptet, was sie urtheilend verschmäht. Oder sie hat wollend unterlassen, was sie urtheilend vorschrieb. Oder Wille und Urtheil haben einmüthig bejaht, einmüthig verneint. In allen Fällen sehn wir die Elemente des Verhältnisses von einander durchdrungen, in-[80]dem sie, vorbildend, nachbildend, einander zustimmen, oder widerstreiten.

Im Fall der Zustimmung, kann man den Willen einestheils positiv betrachten, als Activität; anderntheils negativ, als haltend eine bestimmte Richtung mit Ausschliefsung aller andern möglichen Richtung. Alsdann zeigen sich die drey Platonischen Tugenden hier in der Nähe; die σοφια, die practische Einsicht, der Geschmack; die ανδρεια, das active Wollen; die σωφροσυνη, die Haltung des Willens, welche zugleich Enthaltung ist von jedem entgegengesetzten Wollen. Endlich die δικαιοσυνη, die Harmonie des ganzen Verhältnisses, welchem der Beyfall sich entscheidet.

Im Fall der verfehlten Zustimmung ist es entweder die Activität, oder die Haltung, welche fehlt. Findet jenes statt: so unterbleibt nur die Nachbildung; hingegen Widerstreit im engern Sinn, mit gegenseitiger Verneinung, ereignet sich, wo die Activität eine entgegengesetzte Richtung nimmt. Wer [81] erkennt hier[1] nicht die Urtheile des gemeinen Lebens, welche bald Schwäche, bald bösen Willen tadeln?

Versuche man aber die Elemente des Verhältnisses zu trennen: Tadel und Beyfall werden verstummen. Einzeln genommen, kann weder Einsicht, noch Folgsamkeit gefallen. Oder gewinnt es Beyfall, wenn Jemand Urtheile fället über einen Andern? denen also keine Befolgung in ihm selbst entspricht? Höchstens möchte die Richtigkeit des Urtheils zu loben seyn, und die geistige Kraft, aus der es hervorging. Aber so gefällt alle Stärke; wovon weiter unten. — Gewinnt es Beyfall, wenn, umgekehrt, Einer den Rath des Andern einhohlt, und alsdann ihm blindlings folgt? Hier möchte das Zutrauen zu billigen seyn, — wenn nämlich eben aus Einsicht dies Zutrauen zuvor entsprungen war.

Dürfte vielleicht die Einsicht blofse Klugheit seyn; vom Geschmack weder abstam-[82]mend, noch ihn unterstützend? Das letzte Motiv dieser Klugheit wäre also Begehrung; die ihr entsprechende Folgsamkeit wäre es ebenfalls; und man hätte einen sich selbst verstärkenden Willen, an welchem abermals die Stärke zu loben wäre.

Vielmehr, gerade darin liegt das Specifisch-Eigne des Verhältnisses, welchem wir die Benennung: innere Freyheit, zugestanden haben, dafs es zwey ganz heterogene Aeufserungen des Vernunftwesens verknüpft, den Geschmack und die Begehrung. Die strenge Verschiedenheit beyder hält die Elemente gesondert, welche eben so wenig zusammenfliefsen, als sich von einander verlieren dürfen, wofern nicht das Verhältnifs als solches, und mit ihm sein ästhetischer Character verschwinden soll.

Der Geschmack wird in diesem Verhältnifs Gegenstand des Geschmacks. Konnte es anders seyn, wenn eine Idee entspringen sollte? Möchte jemand die innere Freyheit [83] behaglich finden, und bequem, darum weil sie Freyheit ist von einer innern Plage; möchte er den Begierden entsagen, um

[1] „hier" fehlt in SW.

nicht von ihnen hin und her geworfen zu werden; möchte er den Geschmack liebgewinnen, darum, weil derselbe nicht wankelmüthig ist; und dessen Dienst erwählen, weil es ein gleichförmiger Dienst ist: alles das wäre selbst Begehrung, Willkühr, — nichts Schlimmes in der That, aber etwas Gleichgültiges. Wer hingegen des Beyfalls inne wurde, der jenem Verhältnifs gebührt, wer diesem Beyfall folgt: dessen Folgsamkeit ist selbst in Harmonie mit seinem Geschmack. Er gefällt; vielleicht nicht sich, aber uns.

Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, dafs dem nachgewiesenen Verhältnifs eine wesentliche Beziehung einwohnt, vermöge deren es alle übrige Ideen umschliefst, ohne sich eine einzige bestimmt zuzueignen. Die Folgsamkeit soll entsprechen der Einsicht. Die Einsicht, was sieht sie ein? Hier offenbart sich die Voraussetzung, es gebe noch andre [84] Verhältnisse, welche der Sanction des Geschmacks theilhaftig seyen. Welche? bedürfen wir hier nicht zu wissen. Alle, die sich finden[1] mögen, realisiren, einzeln und zusammengenommen, jene Beziehung; indem sie als Muster hervortreten, für die nachbildenden Entschliefsungen. Daraus folgt rückwärts: dafs ein Entschlufs, welcher gefällt, in doppelter Rücksicht gefallen kann; erstlich sofern er seinem eignen Muster entspricht; zweytens, sofern er vielleicht der Erfolg ist von dem allgemeinen Entschlusse, den Mustern als Mustern, dem Geschmack überhaupt, Folge zu leisten. Hiermit mögen die, in den Schulen verbreiteten Begriffe von Legalität und Moralität verglichen werden.

In die Ansicht der Beziehung zwischen der innern Freyheit und den übrigen Ideen, könnte sich eine kleine Unrichtigkeit einschleichen, wenn man sich die andern Ideen gleichsam in die Mitte des Verhältnisses eintretend dächte, das durch die Einsicht [85] und die Folgsamkeit gebildet wird. Vielmehr ist es offenbar nur das erste Element des Verhältnisses, die Einsicht, worauf die Beziehung beruht; indem der Einsicht das Eingesehene, nämlich die sämmtlichen Ideen, — entspricht. Hingegen durch das zweyte Element desselben Verhältnisses, die Folgsamkeit, wird die Idee der innern Freyheit eigentlich practisch, d. h. eine Weisung für die Entschliefsungen. Folgsam soll der Wille seyn; unfolgsam könnte er sein; er schwebt gewöhnlich zwischen Folgsamkeit und Unfolgsamkeit: an ihm also haben wir das biegsame Element. Das andre Element aber ist gleichsam starr; die richtige Einsicht, der Geschmack, kann sich nicht ändern.

Beym weitern Fortschritt zu neuen und neuen Verhältnissen, wird sich jedesmal das Eigne jedes einzelnen Geschmacksurtheils unmittelbar zu erkennen geben; und die Ueberzeugung von der ursprünglichen Vielheit und Verschiedenheit der einfachen Ur-[86]theile, fortdauernd erhöhen. Auch die Einführung eines jeden derselben in die Beziehung mit der innern Freyheit, wird jedesmal als ein besonderer Actus des Gemüths empfunden werden.

---

[1] SW hat "sich hier finden" . . . statt „sich finden."

[87] Zweytes Capitel.

Idee der Vollkommenheit.

Welche die nächsten seyen unter den Verhältnissen, worauf sich die zuvor entwickelte Idee bezieht: bedarf keiner mühsamen Nachforschung. Das Bild des eignen Wollens schwebt dem Vernunftwesen vor. Verhältnisse in dem eignen Wollen aufzusuchen liegt uns ob, ehe wir fremdes Wollen fremder Vernunftwesen hinzudenken.

Das eigne Wollen ist mannigfaltig, sofern es auf mannigfaltige Gegenstände geht; und wenn man in den Begriff des Wollens das Gewollte mit aufnimmt, so kann man verleitet werden, die Verhältnisse der Gegenstände in die Verhältnisse der Willen hineinzutragen. Nicht nur würde alsdann eine endlose Menge von Verhältnissen entspringen: son-[88]dern der Hauptfehler läge darin, dafs dieselben dem Wollen gar nicht eigenthümlich wären, und in ihrer Beurtheilung nicht die Willen als solche beurtheilt würden. Das Gewollte also mufs hinweggedacht werden; es fragt sich, was in den Willen, als blofsen Activitäten, Strebungen, — noch für das Urtheil übrig bleibe.

Als Strebungen sind die Willen alle einander gleich, sie wiederhohlen denselben Begriff des Strebens, der Aufregung, nur in verschiedenen Exemplaren; — ausgenommen in Rücksicht ihrer Stärke. — Die Quantitäten der verschiedenen Strebungen messen sich an einander; diese sind schwächer, jene sind stärker; einige sind dauernder, einige flüchtiger. Lasse man nun ganz und gar die Frage hinweg, welchen Werth die schwächern sowohl als die stärkern etwa nach andern, künftig noch zu entdeckenden Bestimmungen, besitzen möchten. Blofs das Gröfsen-Verhältnifs werde aufgefafst zwischen dem Minder und dem Mehr der [89] Activität; zwischen der mattern und der kräftigern Regung.

Die Beurtheilung, wohin diese Auffassung führt, ist den Menschen nur gar zu geläufig. Sie werden geblendet von der Stärke, und ihr Auge wird stumpf gegen das Unrecht, die Unbilligkeit, und das Uebelwollen. Das Schwächere, was es sey, genau zu bemerken, ist ihnen nicht der Mühe werth; es unterliegt, wie in der That, so in ihrer Meinung, — weil es das Schwächere ist.

Keine Frage: im blofsen Gröfsenverhältnifs gefällt das Stärkere neben dem Schwächern, misfällt das Schwächere neben dem Stärkern; eins oder das andre, je nachdem man von diesem oder von jenem Gliede ausgeht in der Vergleichung.

Würde das Schwächere gleich dem Stärkern: so nähme das Misfallen an ihm ab, verschwände beym Eintritt der völligen Gleichheit, und das ganze Urtheil hörte auf. Ginge aber das Stärkere über zur Gleichheit [90] mit dem Schwächeren, so bliebe der Begriff seines ersten Zustandes übrig, als Mafsstab, mit welchem verglichen, beyde misfallen würden. — Möchte das Schwächere gleich geworden seyn dem Stärkeren: wofern alsdann noch eins von beyden wüchse, so erzeugte sich das Verhältnifs von neuem. Es verschwände, indem das andre Glied nachwüchse; und entstünde abermals,

wenn abermals eins der Glieder anwüchse. So ins Unendliche. Bloſsen Gröſsenbegriffen ist gar kein Ziel gesetzt; der ästhetischen Vergleichung des Gröſsern und Kleinern eben so wenig.

Daſs nun diese Vergleichung eine sehr viel weitere Sphäre hat, als die Betrachtung der Willen ihr darbietet: dies kümmert uns hier nicht. Wohl aber haben wir nachzusehn, wie vielfach sie in der gegenwärtig vorliegenden beschränkten Sphäre zur Anwendung komme.

Die Quantität, deren Mehr und Minder dem Urtheil Veranlassung giebt, liegt entwe-[91]der in den einzelnen Regungen, oder in der Summe, oder in dem System derselben.

An den einzelnen Regungen gefällt die Energie, in der Summe die Mannigfaltigkeit, in dem System die Zusammenwirkung. Der groſse Mensch ist dreyfach groſs; seine Kraft hat Stärke, Reichthum, Gesundheit. Bey den Minder-Groſsen ist der Sitz der Schwäche theils in der Mattigkeit, theils in der Beschränktheit, theils in der Zerstreuung oder im Widerstreit der Kräfte.

Wie in dem einzelnen Menschen die einzelnen Regungen einander messen, so miſst einer den andern, wenn sie beysammen stehn. Einer verdunkelt den andern; aber wo ist der, welchen keiner mehr verdunkeln kann? Wer ist vollkommen? Sie selbst, die Vollkommenheit, liegt, wie es scheint, in der Unendlichkeit. Aber das widerspricht sich; denn das Volle ist geschlossen, die Unendlichkeit ist jenseits der Geschlossenheit. Voll aber wird jedes endliche Maſs von dem was seiner Gröſse gleich kommt. Vollkommen, [92] nach seinem eignen Maſs, ist der Mensch, dessen einzelne Strebungen einander gleichkommen; überdies zusammen genommen, die Sphären der Begriffe ausfüllen, auf die sie hinweisen (den Erwartungen genügen, die sie erregen); und endlich, zusammen wirkend, den gröſsten Effect hervorbringen, der durch sie möglich ist. Als unvollkommen zeigt sich der nämliche, sobald er verglichen wird mit Andern, die ihn irgendwo übertreffen: oder mit einem Begriff von dem, was ihn übertreffen würde.

Practisch wird also diese Idee, je nachdem die Elemente des Gröſsen-Verhältnisses einander begegnen. Wo dergleichen Elemente fest beysammen stehn: da kann dem Misfallen an dem schwächern nur ausgewichen werden durch Steigerung desselben bis zur Gleichheit mit dem Gröſseren. Wo sie zufällig, oder willkührlich zusammengerückt werden, da hört das Misfallen auch auf durch Trennung der Verhältniſs-Glieder. Der an seiner Bildung arbeitende Mensch [93] aber, — wenn er schon nicht gesellschaftlichen Vergleichungen entgegenginge, — trennt sich ungern von dem Begriff einer nächst höheren Stufe, die er, jenseits der erreichten, noch zu erreichen hätte, und so führt der ihn stets begleitende Vorblick ihn immer weiter fort, — ins Unendliche, wenn die Kräfte es gestatteten. Das Vollkommne wird bey jedem Schritt gewonnen, aber im Gewinnen schon wieder verloren.

Wie es das Wort erfordert, und das Verhältniſs selbst es mit sich bringt: ist hier die Vollkommenheit bloſs quantitativ bestimmt. Eine Reflexion, welche den Gröſsenbegriff fallen läſst, und bloſs die Qualität behält, findet deshalb an der Stelle des Vollkommnen und des Unvoll-

kommnen oft das gänzlich Gleichgültige; wo nicht das Misfällige. Denn es ist schon erinnert, daſs die Elemente des Gröſsen-Verhältnisses ihrer Beschaffenheit nach in andern Verhältnissen ganz anderen Schätzungen unterworfen seyn können. Hieraus nun erklärt sich ganz na-[04]türlich die allgemeine Neigung, in der Vollkommenheit noch etwas mehr als die angemessene Gröſse sehn zu wollen, ja wo möglich alles hinein zu ziehn, was Beyfall gewinnt, und den so verwirrten Begriff wohl gar an die Spitze der practischen Philosophie zu stellen. Nämlich, es ensteht eine Verminderung des Beyfalls, sobald das, was als Gröſse gelobt wird, sich in anderer Ansicht Tadel zuzieht. So wird es ein Minder-Gefallendes, also scheinbar verkleinert; es wird eben in so fern wiederum scheinbar vergröſsert, wenn der Grund des Misfallens hinweggehoben ist, vielleicht auch ein Grund des Beyfalls dagegen eintritt. Und darin läſst sich kein Unterschied spüren, welcher Art von Verhältnissen dieser oder jener Grund immerhin angehören möge; die Eigenthümlichkeit desselben ist verwischt, und was die Täuschung aufdecken könnte, bleibt unbemerkt. Der Fehler aber verräth sich, sobald nun aus dem haltungslosen Begriff der mit unbestimmbaren Qualitäten bereicherten Vollkommenheit, irgend etwas soll abgeleitet [95] werden, das nicht zum Behuf der Ableitung erst hineingelegt sey.

Die innere Freyheit läuft am meisten Gefahr, als bloſse Vollkommenheit zu gefallen; indem nämlich die Harmonie zwischen der Vorbildung und Nachbildung durch Einsicht und Folgsamkeit, leicht als Verdoppelung, demnach als Verstärkung, aufgefaſst wird. Dieser Fehler muſs begegnen, sobald der specifische Unterschied zwischen Geschmack und Begehrung aus den Augen gelassen, sobald das Ungleichartige für gleichartig genommen ist. Daher der Stolz, der manchmal in Sittenlehren und in Characteren hervorspringt, und das als Gröſse gelten und bewundern macht, was als reine Trefflichkeit einen eigenthümlichen Beyfall verlangt.

Indem, umgekehrt, die Idee der Vollkommenheit in die Beziehung mit der innern Freyheit eingefügt wird (welches den Entschluſs ergiebt, sich zu vervollkommnen): trifft sie hier zusammen mit den andern Ideen, durch welche ihre practische Bedeu-[96]tung modificirt wird. Zugleich modificirt sie die practische Bedeutung jener andern Ideen. Die Vollkommenheit ist bloſs formal, und in ihre Form paſst jede Materie, die des Mehr oder Minder fähig ist. Was an sich gefällt, oder misfällt, das kann auch als ein Gröſseres oder Kleineres mehr oder minder gefallen oder misfallen. Wenn nun das gröſsere Misfallende, als Gröſseres, gefällt: so entsteht ein scheinbarer Widerspruch in der practischen Bedeutung der Ideen; aber nur, so lange man in der Abstraction bald die bloſse Gröſse, bald das bloſse Was? dieses Gröſseren, ins Auge faſst. Denn der offne volle Blick auf das Ganze, empfängt das durch die ganze Gröſse vervielfältigte Misfallen, dessen Nachdruck durch die bloſs quantitative Vergleichung nicht kann aufgewogen werden.

[97]

Drittes Capitel.

Idee des Wohlwollens.

Ein Vernunftwesen, das fortwährend sich vervollkommt, ist unaufhörlich hinter dem Maafsstabe zurück, den es an sich selbst anlegt. Beharrt es aber in einem Zustande, da es vermöge durchgängiger Gleichheit seinem eignen Maafse gerecht ist, (jeder äufsere Maafsstab wäre zufällig): so schweigt die Beurtheilung, die kein Mehr oder Minder antrifft, gänzlich; und die innere Freyheit wird leer, indem sie mit der Beurtheilung, worauf sie sich bezieht, zugleich verschwinden mufs. Möchte man aber auch dem unstatthaften Gedanken Raum geben, als ob die Verhältnisse unter den Gegenständen der mannigfaltigen Strebungen, dem Vernunftwesen selbst könnten zugeschrieben werden; so, dafs eine Harmonie in jenen, sich auch die-[98]sem mittheilte: immer wird diejenige Person, welche nur innere Freyheit und Vollkommenheit besitzt, aufhören zu gefallen, sobald man den Blick zurückzieht von dem Gegensatz der Glieder in den Verhältnissen, und nur die Person als eine einzige, demnach als Ein Element, dem zu einem Verhältnifs ein zweytes fehlt, ins Auge fafst.

Es fragt sich, ob wir im Fortschritte eine andre Idee antreffen werden, welcher gemäfs, ein Vernunftwesen sich als beharrlichen Gegenstand des Beyfalls, ohne mögliche Veränderung der Ansicht, darstellen könnte.

Zum Fortschritt ist nöthig, über die Willen eines und desselben Wesens hinauszugehn zum fremden Willen anderer Vernunftwesen. Wie es scheint, können auf diese Weise nur Verhältnisse entstehn, welche den mehrern Wesen als Mehrern angehören werden; daher sich kein eigenthümlicher Werth Einer Person daraus dürfte ableiten lassen.

[99] Aber eine leichte Erinnerung führt darauf, dafs, wenn den Mehrern die Verhältnisse ihrer Willen etwas bedeuten sollen, vor allen Dingen eins vom andern wissen, eins den Willen des andern sich vorstellen mufs. Sollte es nun ein Verhältnifs schon zwischen dem vorgestellten fremden und dem eignen Willen geben, ohne dafs noch der wirkliche fremde Wille dabey in Betracht käme: so würde dies in die Mitte treten zwischen jenen Verhältnissen, die nur eine einzige Person voraussetzen, und den noch künftig zu entdeckenden, in welche die Mehrern zusammentreten mögen. Ein solches mittleres läge ganz eingeschlossen in Einer Person, indem das Vorgestellte gewifs eingeschlossen ist in dem Vorstellenden; es könnte in so fern einen eigenthümlichen Werth dieser Person bestimmen helfen. Es unterläge überdies keiner veränderten Ansicht, wie jene vorigen; da es nicht durch ein einzelnes Wollendes allein verstanden werden könnte, sondern in demselben ein fremder Wille hinzugedacht würde. So könnte es [100] denn vielleicht auch die innere Freyheit auf eine Weise realisiren, die nicht den vorher bemerkten Beschränkungen ausgesetzt wäre. —

Das Verhältnifs, von dem wir reden, ist der gemeinen Beurtheilung der Menschen unter einander gar wohl bekannt. Der Ausdruck: Güte, bezeichnet etwas, das zuweilen als gutes Herz, zuweilen als guter Wille

erscheint; und im ersten Falle wenig, im andern aber grofse Achtung erwirbt. Sie selbst, die Güte, schwebt, als das reine Sittlich-Schöne, über beyden. — Es ist klar, dafs sie eben es ist, welche die fremden Willen sich aneignet, sich ihnen widmet, sie mit dem eignen Willen harmonisch begleitet; dafs sie gleichwohl in sich selbst besteht, und nicht abhängt von dem Erfolg ihrer Versuche, noch von der Gesinnung die ihr zurückkehrt, nicht einmal von der wahren oder irrigen Auffassung dessen, was wirklich die fremde Person mag gewollt haben. Die Güte kennt zuweilen die Welt [101] nicht; es kann ihr hie und da begegnen, übel zu thun, wo sie wohlwollte; sie wird alsdann geschmäht und zurückgedrängt, sie mufs Platz machen für diejenigen, welche das Handeln besser verstehn. Nur aus ihrer eignen Schönheit kann niemand sie herausdrängen. Man sieht sie lieber in weiblicher Gestalt, als in männlicher, vielleicht eben darum, weil zum männlichen Handeln noch etwas mehr gehört als sie. Aber sie ist fähig sich einzufügen in die Beziehung mit der innern Freyheit; wo sie den practischen Weisungen der übrigen Ideen begegnet, und sich mit ihnen verbindet. Ihre Verwandtschaft mit dem guten Herzen hat ihr bey den Philosophen geschadet. Kein Wunder, dafs die blofse Sympathie, als Mitleid oder Mitfreude, nicht Beyfall finden konnte. Dieselbe Empfindung, die ein Andrer schon hatte, unwillkührlich nachahmen, heifst, dieselbe Empfindung noch einmal haben. Ein solcher einfacher Zustand nun ist kein Verhältnifs; daher fehlt die Bedingung des Beyfalls. Nützlich mag es wohl seyn für die [102] Menschen, dafs leicht genug eine gemeinschaftliche Rührung sie alle ergreift, und zu Einem Zweck bewegt, dies bewirkt Vereinigung der Kräfte, aber keine Harmonie in den einzelnen Gemüthern, für die man sie loben könnte. So verhält es sich mit der blofsen Theilnahme; — mufste man denn mit ihr das Wohlwollen, oder die Güte, verwechseln?

Zwar, wer es nicht merkt, wie gänzlich verschieden ästhetische Auffassung ist von theoretischer: den kann es irre führen, dafs, psychologisch betrachtet, der Zustand der Theilnahme in den Zustand des Wohlwollens überfliefst, ohne eine feste Grenzscheidung blicken zu lassen. Die unwillkührliche Nachahmung der fremden Empfindung geht, häufig wenigstens, voran; es erhebt sich alsdann, ganz allmählig, die Unterscheidung, dafs es ein Andrer sey, welcher zuerst empfand; so sondert sich der Nachempfindende los von jenem, es sondert sich von der Auffassung des fremden Willens der ein-[103]stimmende eigne Wille, die Glieder des Verhältnisses treten auseinander; und erst, indem sie reiner und reiner auseinander treten, verwandelt sich mehr und mehr die Sympathie in Güte, das Gleichgültige in das Gefallende. Oder, es tritt auch, häufig genug, kein Verhältnifs hervor, sondern die Nachempfindung erlischt, wie es fühlbarer wird, dafs nicht wir es sind, die da leiden oder erfreut sind; und es bleibt kein einstimmender, kein das Fremde sich aneignender Wille zurück: dieser ganze Vorgang ist von Anfang an Nichts für den Geschmack.

Aber überhaupt, wie das Wohlwollen in menschlichen Gemüthern entstehn möge? wie es, als Phänomen, zusammenhänge mit andern Phänomenen? diese Frage hat mit der Aufstellung der Idee gar nichts gemein. Das Verhältnifs zwischen einem vorgestellten fremden Willen, und dem

eignen Willen des Vorstellenden, welcher das Gewollte des fremden, lediglich als solches, und für diesen fremden Willen selbst will: ein solches Verhältnifs in Begriffen denken, und es mit [104] Beyfall denken, ist nur Ein Act des Denkens. Oder giebt es Gemüther, denen der Beyfall lahm geworden ist, und denen man ihn erst hervortreiben mufs, indem man das Häfslichste aller Verhältnisse, das Uebelwollen, etwa in seinen Formen als Neid und Schadenfreude, gegenüber stellt? Denn diese wenigstens beleidigen jedes Auge so sehr, und mit so unmittelbarer Gewalt, dafs wohl Niemanden Zeit übrig bleiben wird, sich erst auf nichtige speculative Gründe zum Misfallen zu besinnen. Auch haben diese Misverhältnisse vor dem Wohlwollen einen Vortheil der Klarheit und Unzweydeutigkeit für den Denker und Beobachter voraus. Ihre Elemente können nicht in einander schwinden. Der Neider und sein Beneideter, sind gewifs zwey. Hingegen der Wohlwollende, und der, welchem er sich widmet, können oft, wo Bande der Liebe, der Familie, wohl gar des gemeinschaftlichen Vortheils eintreten, als in einander verflossen, als Eine Seele in zwey Leibern, erscheinen. Daher ist auch selbst das reinste [105] Wohlwollen gewöhnlich unter Menschen ein Gegenstand des Verdachts; und, wenn ihm daran gelegen wäre zu gelten und zu glänzen, müfste es sich vor allen Dingen zur Regel machen, sich nie eine zufällige Verbindung mit Wünschen zu gestatten, die, können sie ihm irgend die Gestalt des Eigennutzes geben, es alsobald und vollständig thun werden. Die Wohlwollendsten verkennen einander auf diese Weise. —

Welchen Platz die Idee selbst, unter den übrigen Ideen einnimmt: ist schon vorhin gezeigt worden. Sie ist die einzige, in welcher sich ein Beyfall ausspricht, der auf einer Auffassung ohne Seitenblick beruht. Hier ist keine Frage nach der Materie zu der Form; noch nach dem Beziehungspunct zu dem Bezogenen; kein Verschwinden im beharrlichen Zustande, noch bey veränderter Ansicht. Denn fälschlich würde man den Werth des Wohlwollens als abhängig ansehn von dem Werth des vorgestellten fremden Willens. Vielmehr versteht es sich von [106] selbst, dafs dies einfache Element des Verhältnisses, einzeln genommen, keinen Werth haben könne. Und so hüte man sich denn zu fragen: ob auch derjenige, welchem das Wohlwollen sich widmet, dasselbe verdiene? Wenn er es verdiente, wenn man sich darum seiner annähme, so möchte die Anerkennung des Verdienstes zu loben seyn: Wohlwollen wäre darin nicht zu spüren. Nur, damit nicht von einer andern Seite her Einspruch geschehe, ist es nothwendig, dafs der vorgestellte fremde Wille tadellos erfunden werde; aufserdem würde das Wohlwollen des innerlich Freyen sich in seiner Aeufserung gehemmt finden. Die Güte aber ist eben darum Güte, weil sie unmittelbar und ohne Motiv dem fremden Willen gut ist.

Würde die Aufgabe vorgelegt, das Absolut-Gute zu finden; also dasjenige, welches, als absolut, ganz in sich eingeschlossen, als gut hingegen auf einen von ihm verschiedenen Zweck, dem es entspräche, zu beziehen seyn müfste: so würde sich erge[107]ben, dafs der Zweck, der nicht wirklich aufser ihm liegen dürfte, als Bild in ihm vorhanden, es selbst also ein Bildendes, ein Vernunftwesen sey, welches, als gut, eben in dem Act des Abbildens jenes Zwecks, demselben zustimme; so, dafs sich hier alle Merkmale des Wohlwollens beysammen finden.

Man denke sich die Natur, die Weltseele, die Gottheit. Die Natur als mannigfaltige, sich selbst unterstützende Regsamkeit; die Weltseele als inwohnendes Wissen der Natur von sich selbst; die Gottheit als Wesen aufser der Natur und den Menschen. Man erinnere sich dabey der bisher aufgestellten Ideen. Der Natur mag Vollkommenheit, der Weltseele innere Freyheit zugeschrieben werden: Gott aber allein ist gut.

Viertes Capitel.

Idee des Rechts.

Ein neues Feld eröffnet sich. Verhältnisse treten hervor, welche den einwärts gekehrten Blicken derer, die um ihre eigne Veredelung bemüht sind, wenig aufzufallen pflegen; dagegen aber dem nach Aufsen schauenden Auge der weltlich Gesinnten die interessantesten scheinen. Jenen ersteren empfehlen sie sich schon deshalb nicht sehr, weil sie keinen Beyfall, sondern nur Misfallen erwecken, und nicht gesucht, sondern gemieden seyn wollen. Den letztern aber bedeuten sie viel, weil sie das Eigenthum und den Verkehr betreffen.

Die Philosophen selbst haben Dinge, die so verschiedene Gemüthslagen hervorbringen, nicht für Gegenstände der nämlichen Disci-[109]plin gehalten; sie haben deshalb die practische Philosophie in Moral und Naturrecht zerschnitten. Das bedenkliche Verhältnifs dieser getrennten Theile würde wohl längst Mistrauen erregt haben, hätten es nur die eignen Schwierigkeiten des Naturrechts dazu kommen lassen. Der Grund der Schwierigkeiten lag darin, dafs man durch Einen Gedanken hatte denken wollen, was ursprünglich durch mehrere und verschiedene bestimmt ist. Die Bestätigung dessen aber kann nur allmählig sich ergeben, wie sich das Mannigfaltige nach und nach entwickeln wird. Soviel ist jedoch auf der Stelle klar: dafs die Wissenschaft, welche den Horizont des Lebens bestimmen will, nicht wohl thut, wenn sie die Verhältnisse, die im Handeln sämmtlich und zugleich beobachtet seyn wollen, auseinander rückt, statt sie zusammenzudrängen und einem einzigen Anblick hinzulegen. —

Nicht mehr blofs um vorgestelltes fremdes Wollen, sondern um wirkliche Willen [110] mehrerer Vernunftwesen ist es zu thun. Sogleich dringt es sich auf, dafs diese Willen in kein wirkliches Verhältnifs treten können ohne Vermittelung. Denn was in dem eignen Bewufstseyn eines jeden eingeschlossen bliebe, wäre dem andern Nichts. Die Willen müssen hervorbrechen in eine äufsere Welt, die den Mehrern gemein ist.

Es ist nicht nöthig, hier sogleich alle Umstände unseres irdischen Lebens hinzuzudenken. Die Erwähnung menschlicher Schranken gehört nicht in die Aufstellung der Ideen. Dafs wir des Brodtes bedürfen, ist wahr; aber wir bedürfen dieses Bedürfnisses nicht zur Lehre von Eigenthum und Tausch. Auch ohne einen solchen Stachel würden die Vernunftwesen, welche mit einer Sinnensphäre in Wechselwirkung stehn, hinein-

greifen, um sich darin darzustellen. Sich sucht jeder auszubreiten in der Menge des Seinen; seine Gedanken und Phantasien sucht er zu verwandeln in wirkliche Gestalten der Dinge. Phantasiren ist ur-[111]sprünglich Handeln. Sehet die Kinder! — Es gehört indessen nicht hieher, über diesen Darstellungstrieb umständlich zu reden.

Darauf kommt es uns an: wie, und wie weit sich ein Vernunftwesen äufsere, indem ein Verhältnifs entsteht, das mehrere Willen in sich fafst. Reicht die Thätigkeit eines Willens ganz hinüber bis zu einem andern Willen, so dafs, durch diese Thätigkeit des einen, der andre leidet, — und nicht etwa blofs zufällig leidet, an den Folgen der in der Sinnensphäre bewirkten Veränderung, sondern kraft der Absicht des andern, welche durch die That ist ausgeführt worden: — alsdann ist eine Verbindung zwischen beyden Willen vorhanden, die vielleicht ein Verhältnifs darstellen mag, ohne dafs der andre Wille gedacht werden müfste, als ob auch er sich thätig äufsere. Wenn hingegen die Thätigkeit des ersten Willens gleichsam stecken bleibt in der Sinnenwelt, und nicht — wenigstens nicht als Wille, nicht absichtlich, herdurch dringt bis zu dem ge-[112]genüberstehenden: alsdann fehlt noch, um beyde zu verknüpfen, eine Ergänzung, die von dem andern wird kommen müssen; dafs also beyde sich thätig äufsern, und, indem sie in der Sinnenwelt einander zufällig begegnen, in ein Verhältnifs gerathen. Der letztere dieser möglichen Fälle ist in so fern der einfachste, wie fern er keine so weitreichende Aeufserung eines Willens erfordert, als der vorerwähnte; darum werde er zuerst erwogen. Er wird hinleiten zu der Idee des Rechts; so wie jener zu der der Billigkeit. Es sey aber im voraus bemerkt, dafs keine dieser beyden Ideen so ganz unmittelbar aus dem Geschmacksurtheil hervorspringt wie die früheren; dafs vielmehr noch eine Auslegung des Urtheils hinzukommen mufs, um die practische Weisung desselben zu erkennen; und dafs in dieser erst anzutreffen ist, was wir als Recht, was wir als Billigkeit bezeichnen. Verständlich wird Alles am leichtesten dann werden, wenn man zuvörderst an urkundliches Recht sich besinnt: und sich die Frage vorgelegt, ob demselben [113] Achtung gebühre, oder keine? Da sich nun Niemand verhehlen kann, dafs er auf Urkunden Ansprüche gründe, wenn schon der Inhalt derselben in keinem Naturrecht eine Stütze fände: so wird wohl das Princip dieser Ansprüche in einem Gedanken nachzuweisen seyn, dem ursprünglich Respect gebührt, indem die Verletzung desselben ursprüngliches Misfallen erregen müfste; einem Gedanken, der allen gemeinsamen Satzungen, allem anerkannten Positiven eine Sanction giebt, welche besteht, wiewohl von andern Gesichtspuncten aus ein mannigfaltiger Tadel auf das Festgesetzte zusammentreffen möchte. Denn dafs hinwiederum der Satzung ein ursprünglicher Tadel häufig auf dem Fufse folge, beweis't schon die Existenz der naturrechtlichen Schriften; und auch diesem Tadel mufs eine vernehmliche Stimme zu Theil werden. Ohne die Voraussetzung mehrerer, von einander unabhängiger Beurtheilungen, wäre es unmöglich, hier nicht in ein Labyrinth zu gerathen. —

[114] Ohne Absicht, zufällig, sollen, nach der Voraussetzung, mehrere Vernunftwesen — es seyen ihrer nur zwey — in ein Verhältnifs gerathen, indem ihre Willen in die gemeinschaftliche Sinnenwelt hineingreifen. Dafs

sie dabey auf eine gleiche Stelle treffen müssen, ist einleuchtend; die Wirkungen in der Sinnenwelt würden nichts verbinden, nichts vermitteln, wenn sie ohne Conflict vor einander vorüber gingen. Die gleiche Stelle nun, welche der Punct des Zusammentreffens ist, mag so einfach als möglich angenommen werden. Desgleichen die Art, über diesen Punct von beyden Seiten zu disponiren. Denn was auch jede der beyden Personen mit dem dritten Puncte möge vornehmen wollen: nur in so fern dient es zur Sache, wiefern es sich gegenseitig hindert. Könnte das Dritte beyden Dispositionen zugleich folgen: so ginge jede für sich von Statten, wie wenn überall kein Zusammentreffen vorgefallen wäre; erleichterten gar die verschiedenen Dispositionen einander, so würde nur der Gegenstand vermöge einer [115] guten Gelegenheit desto williger zu folgen scheinen. Unsre Voraussetzung lautet demnach so: es giebt für zwey Vernunftwesen einen dritten Punct, und zwey contradictorisch entgegengesetzte Arten, über denselben zu disponiren.

Wir nehmen nun an, beyde wissen von einander, erkennen einander als solche, deren Willen sich gegenseitig hindern. Wie sie von einander wissen mögen? ist für die practische Philosophie eine müfsige Frage, weil das Medium der Erkenntnifs an dem Verhältnifs der Willen, um dessen Beurtheilung es zu thun ist, nichts ändert. Wissen sie aber, dafs sie sich hindern, wollen sie gleichwohl, eben in diesem Wissen, ihren Zweck: so wollen sie das Nicht-Seyn des Hindernisses, sie wollen, jeder, die Verneinung des Willens des Andern. So sind sie in Streit. — Der Streit unterscheidet sich vom Uebelwollen. Er ist ein Misverhältnifs mehrerer wirklicher Willen; jenes aber liegt, so wie das Wohlwollen, ganz in der Gesin-[116]nung des Einzelnen, welcher dem von ihm vorgestellten fremden Willen, wäre es schon[1] kein wirklicher, sich innerlich entgegensetzt. Im blofsen Streit betrachten die Willen einander nur als Hindernisse ihrer Zwecke, so dafs, träfen sie nicht auf das nämliche Aeufsere, jeder den andern unangetastet lassen würde; im Uebelwollen aber ist Ein Wille unmittelbarer Gegenstand des andern. Daher ist das Uebelwollen an sich einseitig; hingegen der Streit allemal gegenseitig; auch hört er sogleich auf, wenn Einer der Streitenden nachgiebt. Der einzelne Streiter kann sogar gefallen, durch seine Stärke, durch Tapferkeit, als Held. In den poëtischen Beschreibungen der Kriege wechselt unaufhörlich die Erhebung der Gröfse, die sich offenbart im Kampfe, mit der Verwünschung des Verhältnisses selbst, in welches die Gepriesenen sich setzen. Im gemeinen Gespräch der Menschen findet sich beydes wunderlich genug verschmolzen. Wer aber, ohne Frage nach den Quantitäten der Kräfte, blofs das Verhältnifs der streitenden [117] Willen auffafst, der wird nicht Anstand nehmen, das Urtheil auszusprechen: der Streit misfällt.

Wohin weis't nun dies Urtheil? Was mufs geschehn, damit das Misfallen vermieden werde? — Denn dafs eine practische Weisung darin liege, wird Niemand leugnen, am wenigsten die Streitenden selbst, wenn sie innere Freyheit besitzen, und nicht etwa vom eigenen Glanze geblendet sind.

[1] SW hat „auch“ statt „schon“.

Zuerst ist so viel klar: wie die Sache vor uns liegt, ist kein Unterschied unter den Streitenden, vielmehr auf beyden Seiten alles gleich; daher mufs auch die practische Weisung für beyde gleichlautend ausfallen.

Jeder verneint in seinem Willen den ihn hemmenden Willen des Andern. Diese Verneinung mufs verneint werden; damit dem Misfallen die Folgsamkeit entspreche. So läfst denn Jeder den ihn hemmenden Willen des andern zu. Er läfst ihn zu, indem er weifs, dafs ihn der andre hemme: das heifst, [118] er läfst sich hemmen, er unterläfst seine eigne Disposition über das Dritte, er überläfst es der Disposition des Andern. Dies Ueberlassen ist kein Wohlwollen; aber es ist die Voraussetzung, der Andre verfolge seinen Zweck, und eben dadurch werde die eigne Nachgiebigkeit zur Bedingung der Vermeidung des Streits.

Geht alles richtig, so ereignet sich dies auf beyden Seiten; Jeder überläfst dem Andern, und der Streit ist doppelt vermieden. Darin nun liegt gar nichts, was misfallen könnte. Hüten wir uns, voreiligen wohlwollenden Wünschen Gehör zu geben, die es etwa bedauern möchten, wenn nun Keiner zum Zweck käme, und die nutzbaren Sachen ungebraucht in der Mitte liegen blieben. — Es kann seyn, dafs Einer das Ueberlassen des Andern bemerkt, und jetzt das Ueberlassen, ALS mit dem Willen des Andern, sich zueignet. Es kann sich fügen, dafs, wenn schon beyde zurückgewichen waren, doch Einer eher als der Andre [119] die geschehene Einräumung wahrnimmt, und, da er es jetzt ohne Streit vermag, die seinige wieder aufhebt, um seinen ersten Zweck zu verfolgen. Alsdann befestigt sich ein Besitz, der weder durch das Wohlwollen, noch durch irgend eine practische Idee unmittelbar kann aufgehoben werden. Einer hat überlassen; zufolge dieses Ueberlassens verharrt der andre bey seinem anfänglichen Wollen: sollte jetzt der Streit sich erneuern, so könnte er nur von dem Ersteren, durch zurückgenommenes Ueberlassen erhoben werden: damit erhöbe er das Misfallen am Streite; Er wäre es demnach, der die practische Weisung dieses Misfallens, die nun ihm allein gilt, übertreten hätte. Soll nicht also geurtheilt werden: so mufs sein Ueberlassen, einmal geschehen, ihm als Regel gelten; als eine Gränze, die er nicht überschreiten darf, die ihn ausschliefst von dem, was er dem Andern zugeschrieben hat: mit einem Worte, es ist eine Rechtsgränze zwischen beyden vorhanden.

[120] Recht ist Einstimmung mehrerer Willen, als Regel gedacht, die dem Streit vorbeuge.

Man fragt hoffentlich nicht nach den Zeichen, wodurch die Anerkennung von der einen, die Ergreifung von der andern Seite, möge declarirt werden. Menschliche Sprache gehört nicht in die Ideenlehre. Das Verhältnifs ist lediglich unter den Willen selber; sie müssen als unmittelbar in demselben stehend gedacht werden, trotz aller Vermittelung, welche zwischen ihnen als Naturwesen unentbehrlich seyn mag. — Wer anerkannt hat, was des Andern sey, der weifs selbst am besten, dafs Er innerlich den Streit erneuern würde, wofern er abginge von der Gesinnung des Ueberlassens. Hingegen wer sich ein Recht zuschreiben möchte: der sehe wohl zu, dafs ihn die scheinbaren Zeichen der geschehenen Anerkennung, worauf allein er ein Recht gründen kann, nicht täuschen.

Denn aus seiner bloſsen Ergreifung würde für ihn gar nichts folgen; es sey [121] denn dies, daſs er als Urheber eines künftigen möglichen Streits schon im Voraus wolle angesehen und verurtheilt seyen. In der That, Nichts anderes liegt in dem Begriff einer Occupation, die nicht etwa selbst in Folge vorgängiger Einstimmung geschieht. Soll wenigstens die Occupation mehr seyn als bloſser Gebrauch einer Sache, den Niemand hindert — eine einfache, gleichgültige Handlung, — was anderes könnte sie mehr seyn, wenn nicht eine Erklärung: derjenige werde zu streiten haben, wer kommen möchte, sich dieser Sache zu bedienen? Diese Verkündigung, man werde nicht weichen, heiſst nichts anderes, als, man werde das Misfallen am Streit nicht achten.

Eine solche Verkündigung lautet denn freylich drohend, gegen einen Jeden, wer er auch sey, der sich auf den Streit würde einlassen wollen. Wohnte ihr nun irgend eine Rechtskraft bey: so wäre durch sie nicht ein Verhältniſs zwischen bestimmten Personen, sondern zwischen Einem und allen [122] möglichen Andern, begründet; welches diesen Einen in der Mitte des Seinen, und mit dem Seinen, aus der ganzen Umgebung heraushöbe, und isolirt hinstellte. So etwas wollen die dinglichen Rechte bedeuten, welche man so gern glaubt durch bloſse Occupation dessen was herrenlos ist, oder durch Formation, wobey eine Occupation des Stoffs vorausgesetzt wird, erwerben zu können. Wer mag nachweisen, mit welchen abwehrenden Einflüssen die Handlung, wodurch jemand sich einer Sache bemächtigt, hineingreife in die Willen derer, die sich um jenen gar nicht bekümmern? Das Misverhältniſs aber, worin ein solcher Anspruch sich setzt, ist so eben nachgewiesen worden.

Es zeigt sich also deutlich genug, daſs der Ursprung alles Rechts keinesweges in dinglichen Rechten zu suchen ist, die jemand sich zuschreiben, und kraft deren er alle übrigen ausschlieſsen dürfte; sondern in Verhältnissen, die zwischen bestimm-[123]ten Personen von beyden Seiten gebildet werden, die nur für diese Personen gelten, und nur als solche gelten, wie sie sind gebildet worden.

Denn nicht nur nicht der Umfang, sondern auch nicht der Grad der Gültigkeit eines Rechtsverhältnisses, kann gröſser seyn, als er ist gemacht worden. Man denke sich statt der entschiedenen Gesinnung des Ueberlassens und Nehmens, jeden beliebigen mindern Grad der Willen, jeden beliebigen unvollkommnen Entschluſs; man denke sich alle Art von Unbesonnenheit, von Lässigkeit, von Schwankung zwischen Wollen und Nicht-Wollen, wozu die Veranlassungen eben so mannigfaltig als häufig sind, — wird man sich wundern dürfen, wenn auf die Frage, was unter solchen Umständen Recht werde? im Namen der Philosophie keine bestimmte Antwort erfolgt? Allerdings läſst sich's bestimmt sagen, daſs hier keine andre Antwort erfolgen kann, als diese: das Recht ist so mangelhaft, so zweifelhaft, so schwach, [124] — aber auch nicht schwächer, und nicht minder bindend, als die, mangelhaft und zweifelhaft zusammenstimmenden Willen, es unter sich errichtet haben. Respect fordert alles, was der Idee einer Regel, die dem Streit vorbeuge, nur von fern entspricht; aber der Fehler, der gegen die Regel kann begangen werden, stuft sich ab nach dem Grade wahrer, entschlossener, und reiner Einstimmung, die in jedem der zu-

stimmenden Willen enthalten war. Wie groſs nun auch das sittliche Unheil des zweifelhaften Rechts, von dem unsre Verhältnisse voll sind, möchte berechnet werden: die Philosophie vermag gegen das Zweifelhafte eben so wenig als gegen das entschieden-verkehrte, den übrigen Ideen zuwiderlaufende Recht; sie kann bloſs sagen: Macht es besser!

Und wem gilt dieser Zuruf? Keineswegs dem, welchen ein vorhandnes Recht in Nachtheil setzt. Er müſste erst den Streit erheben, und durch die Unvernunft den Weg zur Vernunft suchen. Sondern beyden, so [125] fern sie zusammen in dem Verhältnisse stehn. Folglich zunächst demjenigen, welcher im Vortheil ist. Denn ihm ist es unbenommen, die Riegel, die er bisher bewachte, hinwegzuschieben; Er wird durch Ablassen von dem behaupteten Seinen, keinen Streit erheben. Hat er nun die Rechtsgränze, die bis dahin den andern einengte, beweglich gemacht: so können jetzt neue Verträge neues, besseres und festeres Recht bestimmen. —

Es ist nur noch übrig, die Frage zu erörtern, ob dem Recht nur ursprünglich die Befugniſs beywohne, es durch Zwang zu schützen? Dieselbe läſst sich ganz kurz und bestimmt[1] verneinen; wobey freylich das sogenannte Naturrecht seinen Grundbegriff vom ursprünglichen — wohl gar unendlichen — Zwangsrechte, einbüſst. — Soll nämlich der Zwang etwas Mehr seyn als bloſse Entziehung von Gefälligkeiten; soll er eingreifen in die dem Andern zuvor zugestandnen Rechte, so weit es nöthig ist, um dem ver-[126]letzten eignen Rechte Genugthuung zu verschaffen: so ist klar, auf welcher einseitigen Ansicht die Täuschung, ein solcher Zwang sey erlaubt, beruhe. Der Zwingende nämlich sieht in dem Zwange bloſs das Mittel, um wieder zu dem Seinigen zu gelangen. Hier vergiſst er, daſs die Rechte des Andern, welche sein Zwang durchbricht, für sich selbst als Rechte bestehn, ohne Frage nach der Absicht, um derentwillen man sich erlaube, sie zu verletzen. Oder will man annehmen, alles gegenseitige Ueberlassen sey auf die Bedingung gegenseitiger Vermeidung der Läsion, gleich anfänglich beschränkt gewesen? Aber das ist eine Erdichtung; und was erdichtet wird, war nicht einmal erlaubt. So vielfach der Streit sich erheben konnte, eben so vielfach muſsten Concessionen dem Streit vorbeugen; jeder einzelne Gegenstand eines möglichen Streits ist anzusehn als Aufforderung zu einem, für sich bestehenden, und in sich vollständigen Ueberlassen, das nicht durch den Bruch andrer Verhältnisse wieder rückgängig könne gemacht, und in [127] ihren Ruin hereingezogen werden. — Wiefern nun gleichwohl der Zwang statthaft ist, wird sich in der Eolge aus andern Lehren ergeben.

---

[128]

Fünftes Capitel.

Idee der Billigkeit.

Widerrechtlich und unbillig zugleich, möchte man sagen, sey die Idee der Billigkeit bisher verdrängt worden von dem Gebiet dessen, was im

[1] „kurz bestimmt“ . . . statt „kurz und bestimmt“ SW.

Practischen einer festen Bestimmung fähig ist; sie, welcher ein eigenes, einfaches Verhältnifs in der Reihe der ästhetischen Willensverhältnisse wesentlich zugehört; sie, welche den andern Ideen den auszeichnenden Character, wodurch eine jede als selbstständig sich zu erkennen giebt, gänzlich unangetastet läfst. Nur die Schwierigkeiten, wodurch die Aufstellung des, der Billigkeit zugehörigen Verhältnisses, aufgehalten wird, dienen dem begangenen Versehen zur Entschuldigung.

Absichtloses Zusammentreffen mehrerer Willen in den sich gegenseitig hemmen-[129]den Dispositionen über einen äufsern dritten Punct, führt, wie gezeigt, auf die Möglichkeit der Entstehung von Rechtsverhältnissen. Es ist auch schon bemerkt, dafs, wenn des Gegensatzes wegen absichtliche That eines Vernunftwesens angenommen wird, alsdann es zu voreilig seyn würde, noch eine thätige Aeufserung des andern Willens hinzuzudenken. Es ist schon Verbindung beyder Willen vorhanden, wofern die That des einen Vernunftwesens herdurchdringt durch das gemeinschaftliche Medium, und eingreift in den Willen des andern, so dafs derselbe davon leide, und dafs er die auf ihn wirkende Absicht entweder willkommen heifse oder umgekehrt. Diese Verbindung vorausgesetzt, sind wir in einer Region, welche von den bisherigen Urtheilen noch nicht berührt wurde. Findet sich hier ein ästhetisches Verhältnifs, so ist es ein neues, dessen Beurtheilung mit eigenthümlicher Autorität hervortreten wird.

Es fragt sich aber: ist die Verbindung zwischen dem absichtlich thätigen, und dem [130] von dieser Absicht leidenden Willen, schon ein Verhältnifs? Gesetzt, sie sey es nicht: so hätte man nach einem entsprechenden zweyten Gliede zu suchen, um das Verhältnifs zu bilden. Gesetzt ferner, es lasse sich während der Nachforschung ein Geschmacksurtheil vernehmen: so sagen uns die Grundsätze der Einleitung, dafs alsdann ein Verhältnifs, sammt seinen mehrern und rein gesonderten Gliedern, wirklich vorliege, wenn schon die Glieder noch nicht in Begriffen wären unterschieden worden. Diese Unterscheidung mufs jedoch gelingen; oder die practische Philosophie würde die erste Forderung, welche man an sie zu machen hat, unerfüllt lassen; nämlich die Forderung, genau nachzuweisen, worüber, und was darüber mit Beyfall oder Misfallen geurtheilt werde. —

Zuförderst: nicht alle Absicht ist Zweck; wenn schon jeder Zweck, Absicht. Zwecke werden unmittelbar gewollt; Absichten sehr oft als Mittel zu andern Zwecken. Unmit-[131]telbares Wollen, wenn es sich auf ein anderes Vernunftwesen bezieht, kann ein Wohlwollen seyn oder ein Uebelwollen. Absichten können, eins oder das andre, aber auch keins von beyden, in sich schliefsen. So werden sie gefallen oder misfallen, oder auch für sich gleichgültig seyn: nämlich als Gesinnungen. Diese Verschiedenheiten der Beurtheilung nun müssen hier gänzlich bey Seite gesetzt werden; wenigstens in der Abstraction. Denn es ist hier nicht mehr die Rede von den innern Verhältnissen eines Vernunftwesens zu sich selbst; sondern blofs von einem äufsern Verhältnifs, welches mehrere Willen befafst. Auf die Absicht als That kommt es an; wäre die Absicht, als Gesinnung, zugleich Zweck, und als solcher zu loben oder zu tadeln, so werde dies für jetzt hinweggedacht.

Die Absicht als That nun verknüpft beyde Willen; und nichtsdestoweniger stiftet sie kein solches Verhältnifs, dafs die beyden Willen als dessen Glieder anzu-[132]sehen wären. Vielmehr, in den einen Begriff dieser That gehn beyde Willen zusammen, um ihn, als seine Merkmale, zu bestimmen! That überhaupt bezieht sich zugleich auf das Thätige und auf das Gethane; und ist, was sie ist, durch beyde. Thätig ist, in unserm Falle, derjenige Wille, dessen Absicht auf das Leiden des andern sich richtet. Und das Gethane ist hier das Wohl oder Wehe, welches der leidende Wille eben dadurch erst als ein wirkliches Wohl oder Wehe bestimmt, dafs er es wirklich so oder anders aufnimmt. Die That ist Wohlthat, wenn sie ein Wohl zugleich beabsichtigt und hervorbringt; Uebelthat, wenn sie ein Wehe zugleich zur Absicht und zur Folge hat. Sie ist keins von beyden, und [1] unsre Voraussetzung ist gar nicht vorhanden, so oft und so fern der Erfolg von der Absicht abweicht. Da ist die Absicht nur in der Gesinnung vorhanden, und mag als solche beurtheilt werden; der Erfolg liegt blofs in der Empfindung des Leidenden, und mag unsre Theilnahme erwecken; aber die ge-[133]forderte Verknüpfung beyder Willen ist ausgeblieben; das Medium hat die Bedingungen dazu nicht hergegeben; es hat dem ästhetischen Verhältnifs eine blofse Natur-Erscheinung untergeschoben.

Ueberbringt hingegen das Medium getreulich das Wohl oder Wehe, was die Absicht ihm mitgab; realisirt sich das Gewollte in dem leidenden Vernunftwesen, wie in der Hand oder dem Fufse sich die beschlossenen Bewegungen realisiren, (und so mufs es hier angesehen werden, um alle unnützen Verwickelungen zu vermeiden, und um das Medium ganz ignoriren zu können): alsdann haben wir zwar die absichtliche That, welche zugleich bestimmt ist durch das Thun und das Gethane; aber mit dieser That, wie es zunächst scheinen mufs, — noch kein Verhältnifs; sondern nur etwa ein Glied für ein künftiges Verhältnifs, wofern sich dazu ein zweytes passendes Glied auffinden liefse. Und wie soll denn das zweyte gefunden werden? — Es möchte leicht begegnen, dafs, [134] wenn jemand aufs Suchen ausginge, sich ihm die Vergeltung darböte, welche dem absichtlichen Wohlthun oder Wehethun gebührt. Denn dafs die unvergoltene That misfällt, wird niemand anstehn zu bejahen, der sich an die Begriffe von Lohn und Strafe besinnt, und, ohne sich zu verwickeln in den Fragen über die wirkliche Vollziehung von beydem, blofs das erwägt, wie der Lohn als verdienter Lohn passe auf das Belohnte, wie die Strafe als verdiente Strafe angemessen sey dem Bestraften.

Wollte man nun, verführt durch das allzuschnell hervorspringende Geschmacksurtheil, wirklich die Vergeltung für das zweyte Glied des Verhältnisses annehmen; und von einer Harmonie zwischen ihr und der durch sie vergoltenen That reden: so möchte schon die Vergleichung mit jener Harmonie des Wohlwollens, und der innern Freyheit, dem gegenwärtigen eingebildeten Verhältnifs nicht sehr zu Statten kommen; der fühlbare Unterschied würde hinreichen, einen Verdacht [135] zu erregen, welchen die systematischen Ueberlegungen bestätigen. Es ist nämlich aus dem Vorher-

[1] „und" fehlt in SW.

gehenden bekannt, daſs über ein einfaches Element kein Geschmacksurtheil ergeht; und hieraus folgt, daſs die unvergoltene Wohlthat oder Wehethat gänzlich gleichgültig seyn müſste; daſs also die Nemesis, durch kein ursprüngliches Urtheil herbeygerufen, auch füglich hätte wegbleiben können, wiewohl sie wollkommen wäre, wenn sie ungerufen erschiene. Aber dem ist nicht also; die Nemesis wird herbeygerufen; erscheint sie aber, so ist sie nicht allemal willkommen. Woraus mag sich das erklären? —

Ist die absichtliche Wohlthat oder Wehethat nicht gleichgültig, misfällt sie, so lange sie unvergolten dasteht: so liegt mit ihr ein ganzes Verhältniſs vor, dem kein Glied mehr fehlt, da es der Beurtheilung Stoff giebt. Um das versteckte zweyte Glied zu finden, wird man den Begriff der That erwägen müssen, mit welchem es sich soll eingefunden haben. Dabey nun darf man nicht etwa den zuvor [136] construirten Begriff wieder in seine, in ihm wohl verbundenen Merkmale auflösen; wodurch er nur zerstört werden könnte. Sondern ein andrer Begriff, der in den Inhalt von jenem gar nicht eingeht, dennoch aber, wegen einer nothwendigen Beziehung, unfehlbar mit ihm zugleich gedacht wird, — ein wahrhaft zweytes, rein abgetrenntes Verhältniſsglied, das gleichwohl jenes erste Element stets begleitet, — wird gefunden werden müssen, und wird sich ohne Zweifel finden lassen, da das Geschmacksurtheil das Vorhandenseyn desselben verbürgt.

Die That könnte nicht als That gedacht werden, wenn nicht durch sie Etwas gethan würde, das, ohne sie, NICHT Statt gehabt hätte. Diese Verneinung weis't hin auf die entgegengesetzte Lage der Dinge, welche vor der That mag wirklich gewesen seyn. Darüber giebt es zwar keine nähere Bestimmung; indessen der bloſse Begriff eines Zustandes, in welchem, unabhängig von der That, die beyden Willen, ein-[137]ander gegenüber, sich würden befunden haben, reicht hin, um den Gegensatz zu bilden, wodurch die That, indem sie diesen Zustand abbricht, ihn stört, ihn gleichsam verletzt, — als That hervortritt. Und dieser Gegensatz ist es, welcher dem Geschmacksurtheil so gewiſs zum Gegenstande dient, als das Urtheil aus der Auffassung des Begriffs der That erzeugt wird.

Die That, als Störerin, misfällt. Die Gröſse der That bestimmt die Gröſse des Misfallens. Wo kein Wohl noch Wehe beabsichtigt, oder auch, wo keins empfunden wird, da greift nicht Ein Wille hinein in den andern; die That ist nicht vorhanden, das Misfallen eben so wenig. Mit dem Wohl oder Wehe aber, das in der Absicht und im Erfolge gemeinschaftlich anzutreffen ist, wächst das Misfallen; und zwar auf gleiche Weise bey der Wohlthat und bey der Wehethat. Die Gesinnung des Wohlthäters mag übrigens gefallen, und das Wohlseyn des Empfängers mag uns erfreuen; ja auch [138] die Stärke der thätigen Kraft mag gefallen. Von diesem allem zu abstrahiren, und bloſs die That als That festzuhalten, ist nicht ganz leicht; es wird aber leichter, sobald aus der practischen Weisung, die dem Urtheil muſs abgewonnen werden, das Symbol hervortritt, in welchem das Misfallen an der That seinen Ausdruck findet.

Könnte nämlich das Misfallen als eine Kraft auf die That wirken: so würde es sie hemmen; es würde, wie jeder Widerstand, in entgegengesetzter Richtung wirken; es würde ihren Fortschritt durch Rückgang aufzuheben trachten. Nun ist das Misfallen keine Kraft; die That geschieht wirklich. Aber, nachdem sie vollzogen ward, bleibt noch der Gedanke des Rückgangs übrig, durch den sie hätte aufgehoben werden sollen. Ein Positives, das misfällt, treibt zu dem Begriff des ihm gleichen Negativen, mit welchem zusammen es Null machen würde. Rückgang also des gleichen Quantum Wohl oder Wehe, von dem Empfänger zum Thä-[139]ter, ist das, worauf das Urtheil weiset. Vergeltung ist das Symbol, worin das Misfallen sich ausdrückt. Eine scheinbare Position, worin eine Negation verhüllt liegt.

Zwey Bemerkungen dringen sich hier sogleich auf. Die eine: für das Verhältnifs ganz gleichgültig ist die Art von Wohl oder Wehe, welche beabsichtigt, und welche empfunden wurde; demnach auch die, welche vergeltend zugefügt wird. Denn nur, in wiefern etwas den Willen genehm oder zuwider ist, in so fern kommt es hier in Betracht, wo nicht von dem Gewollten, sondern von den Willen als solchen die Rede ist. Bey der Vertauschung eines Uebels mit einem andern Uebel, einer Lust mit einer andern Lust, würde nur die Abmessung des gleichen Quantums Schwierigkeiten machen, welches sorgfältig beybehalten werden mufs, weil jeder Fehler hingegen einen unvergoltenen Ueberschufs hervorbringen würde, der von neuem Vergeltung erforderte. — Die zweyte Bemerkung: Wer vergelte, bleibt [140] unbestimmt. Die That wird zurückgewiesen zu dem Thäter, aber Niemand ist unmittelbar angewiesen, die entgegenlaufende, gleichsam quitirende, That, zu übernehmen. Dem Beleidigten also ist keine Rache angemuthet; kämen aber die Eumeniden über den Beleidiger, so geschähe ihm, was billig ist. Dem Wohlthäter mag Gott vergelten; — wenn er nicht sein Werk als Vergeltung achtet: welches er eigentlich von Anfang an sollte und mufste, um nicht durch sein Wohlthun selbst ein Misverhältnis zu erzeugen. Man dürfte wünschen, dafs die Empfänger minder geneigt wären, sich, dem Geber gegenüber, unvollkommner zu fühlen. —

Bisher ist der Begriff der Absicht als That, auf welchem alles beruht, so gefafst worden, wie es am leichtesten und natürlichsten war; dafs nämlich die Absicht, das positive Wollen, hervortrete, und etwas Neues beginne. Aber alles zuvor entwickelte gewinnt noch eine weit ausgedehntere Sphäre seiner Geltung, wenn der Ge-[141]danke hinzukommt, dafs das Verhältnifs zwischen der That und dem durch sie aufgehobenen, vorigen Zustande, auch auf eine gerade entgegengesetzte Weise kann erzeugt werden. Dieser vorige Zustand wurde oben durch den ganz leeren Begriff bestimmt: in ihm habe die absichtliche That noch nicht Statt gefunden; hingegen durch das Eintreten derselben sey er verletzt worden. Gesetzt nun umgekehrt, der vorige Zustand sey ein solcher, wie ihn vorhandne Rechtsverhältnisse gar leicht bilden können: dafs er beruhe auf dauernder Absicht, auf fest gehaltener Sorgfalt, die ein Wille für den andern trage, und thätig äufsere: alsdann wird die Störung desselben verursacht werden durch blofses Zurückweichen, und

Nachlassen der Absicht, durch blofses Nicht-Fortsetzen ihrer Aeufserung. Das Nicht-Thun wird die Stelle des Thuns vertreten, indem es den Erfolg des fortdauernden Thuns abbricht. Der Wille wird dem andern Willen ein Wehe bereiten, nicht durch neue Entschliefsungen, sondern durchs [142] Verschwinden der alten, auf welche gerechnet war. Dafs nun schon die blofse Achtlosigkeit, welche Schuld wird an dem Wehe dessen, der Achtsamkeit fordern durfte, — Vergeltung begründet: dies ist das bekannte Seitenstück zu der Bestrafung des bösen Vorsatzes. In beyden Fällen ist es Störung des vorigen Zustandes, welche misfällt; nur im Falle des Vorsatzes wird das Nichtige durch das Wirkliche, im Falle der Schuld das Wirkliche durch das Nichtige gestört. Dort ist es willenlose Ruhe, welche unterbrochen wird durch das Eingreifen eines Willens in den andern; hier ist es beharrliche Thätigkeit der Entschliefsung, welche abgebrochen wird durch blofse Abspannung der Aufmerksamkeit. — Hoffentlich bedarf es keiner Erinnerung, dafs Verschuldungen durch unbehutsames Handeln hier nicht als etwas Positives betrachtet werden können, da die Handlung selbst nur in so fern in Betracht kommt, als sie das Nachlassen der gebührenden Sorgfalt offenbart.

[143] Ist schon die Abmessung des bösen Vorsatzes schwierig, — indem seine Gröfse zum Behuf der Vergeltung geschätzt werden mufs zugleich nach der Stärke (der Besonnenheit, Festigkeit, u. s. w.) des thätigen Willens, und nach der Gröfse seines wirklichen Erfolgs (da die blofse Gesinnung nicht hierher gehört): so wird es noch schwieriger, den Grad einer Schuld zu bestimmen; indem hier nicht blofs in Frage kommt, wie tief die Aufmerksamkeit gesunken, und wie viel dadurch geschadet ist, sondern auch, wie hoch die Aufmerksamkeit hatte stehen sollen? Denn dafs nicht immer die stärkste mögliche, die allergespannteste, durchaus von jedem andern Gegenstande abgezogene Aufmerksamkeit erfordert werden könne, leuchtet unmittelbar ein. Es ist eine weite Distanz zwischen den Rücksichten, die der gesellschaftliche Umgang beachtet wünscht, und dem Späherblick, welchen ein Staat unausgesetzt von seinen Gesandten und seinen Feldherrn fordert! Mitten in dieser Distanz liegen die Grade der Culpa, welche [144] das Privatrecht unterscheidet, so gut es gelingen mag. —

Wäre es etwa nicht ganz leicht, die Bedeutungen, welche der Ausdruck Billigkeit durch den Sprachgebrauch erhalten hat, zurückzuführen auf die hier bestimmte Idee der gebührenden Vergeltung: so liegt der Grund grofsentheils in der Schwankung der Begriffe, die man gemeinhin durch jenes Wort zu bezeichnen versucht. Weil nämlich manches billig ist, was rechtlich nicht kann gefordert werden: hat man sich mehr und mehr erlaubt, das Billige nur als das, jenseits bestimmter Gränzen liegende Unbestimmte, unbestimmt zu denken. Der fehlervollen Darstellungen nicht zu erwähnen, welche durch die Misgriffe der Naturrechte sind angehäuft worden. — Uebrigens ist doch der Begriff des Entsprechenden, des gegenseitig Abgewogenen, der Zahlung und Quitirung, nicht zu verkennen, wo von einem billigen Beurtheiler die Rede ist, der dem Verdienste Nachsicht mit anklebenden [145] Fehlern widerfahren läfst;

oder von einem billigen Vergleich, in welchem das Nachlassen von Ansprüchen auf der einen Seite vergolten wird durch aufgegebne Forderungen von der andern; und was für ähnliche Fälle noch vorkommen mögen, in denen die Umstände berücksichtigt, und gegen einander aufgerechnet zu werden pflegen.

Sechstes Capitel.

Näher bestimmte Anwendungen der Ideen des Rechts und der Billigkeit.

Dafs die beyden, zuletzt entwickelten, Ideen zu ihrer richtigen Aufstellung etwas mehr speculativen Aufwand erfordern, als die vorigen: erklärt sich ohne Mühe aus den mehr zusammengesetzten Voraussetzungen ihrer Grundverhältnisse. Eben deshalb bedarf es auch jetzt noch einiger Nachträge für solche Fälle, wo die erwähnten Voraussetzungen eine besondre Gestalt annehmen, die für die practische Weisung der Ideen nicht gleichgültig seyn kann. Wir treffen hier mehrere Gegenstände nahe beysammen, die sonst in der Moral und im Naturrecht zerstreut lagen. Es kommt nämlich darauf an, Recht und Billigkeit auch da wieder zu erkennen, wo das Dritte, welches [147] zum Gegenstande des Streits, oder zum Medium der That, dient, nicht so ganz ein Aeufseres ist, als wie es bisher genommen wurde. Dergleichen kann nicht füglich einen angemessenen Platz finden, wenn man zwey Wissenschaften trennt, deren eine die äufsere, die andre die innere Gesetzgebung soll zu besorgen haben. —

Das einfachste trete voran! — Gesetzt, eine Wohlthat sey von so besonderer Art, dafs sich das Wohl, was sie zufügt, mit nichts anderm vergleichen lasse: so wird für sie keine andre, als nur eine solche Vergeltung, die das nämliche Wohl zurückgebe, können gedacht werden. Gesetzt ferner, eine Gesinnung sey an sich selbst That, indem sie, als Gesinnung, unmittelbar wohlthue, und zwar auf eine Weise, die keine Vergleichungen gestatte; so würde sie nur durch eine ähnliche Gesinnung können vergolten werden. Das Gesagte trifft zu bey dem Wohlwollen; dessen Gegenstand zu seyn, ein Wohlgefühl hervorbringt, welches [148] mit irgend einem andern Wohlseyn zu vertauschen wohl Niemandem, der es wahrhaft besitzt, in den Sinn kommen möchte. Das Wohlwollen also kann nur durch Wohlwollen erwiedert werden. Aber durch wessen Wohlwollen? Würde irgend ein Fremder, oder auch ein höheres Wesen dasselbe zurückgeben können? Geben ohne Zweifel; nur nicht zurückgeben. Denn alsdann wäre die Absicht, zu vergelten, das Motiv der Gabe. Motive aber giebt es nicht für das Wohlwollen, welches nicht erst irgend etwas anderes will, sondern unmittelbar den Willen des Gegenüberstehenden sich zueignet. Ein wohlwollender Dritter ist selbst ein Erster; er kann nicht quitiren, er wird schenken. Soll demnach nur eine

Spur des Zusammenhangs zu finden seyn, woran die Erwiederung als eine Rückgabe kenntlich werde; so mufs wenigstens das Zurück denselben Weg nehmen, welchen das Vorwärts nahm; die Gesinnung mufs von daher wiederkehren, wohin sie sich gewendet hatte. Mit einem Wort: es ist der Empfänger al-[149]lein, dessen Wohlwollen als DANK erscheinen kann. Dafs nur die Gesinnung danken, und nur der Gesinnung gedankt werden kann, ist bekannt genug. — Allein die vorige Bemerkung gilt auch hier noch. Das Wohlwollen mag erregt werden können; aber der Motive ist es unfähig. Gleichwohl sollte, seinem Begriff nach, der Dank ein motivirtes Wohlwollen seyn. Es erhellt daraus nichts anders, als dafs der Dank, im strengsten Sinne genommen, eine blofse Idee ist, die, wenn schon als Idee vollkommen begründet, gleichwohl nie in die Wirklichkeit einzutreten vermag. Nichtsdestoweniger behauptet sie ihre practische Bedeutung; es ist unmöglich, sich von ihr loszusagen. Der Dank ist einer Irrationalgröfse ähnlich, welche, als eine bestimmte Gröfse, in der That nicht nur nicht vorhanden ist, sondern von welcher sogar bewiesen wird, sie könne nie gegeben werden: so jedoch, dafs statt derselben andre Gröfsen sich setzen lassen, die näher und näher kommend dasjenige darstellen, was jene zu leisten bestimmt war. So [150] auch unterläfst die zum Danken geneigte Sinnesart niemals, sich selbst das Wohlwollen anzumuthen, welches dem empfangenen Wohlwollen entsprechen könnte; die Anmuthung hält die Aufmerksamkeit gespannt, wehrt üble Eindrücke ab, belebt die Regungen der Zuneigung; und, wenn sie schon selbst keine klingende Saite ist, dient sie wenigstens denen, die etwa erklingen möchten, zur Verstärkung der Resonanz. Glücklich aber ist derjenige zu nennen, dem es leicht wird, die Empfindungen zu erwiedern, die ihm entgegenkamen. Er erfreut sich einer Harmonie mit sich selbst, die aus innerer Freyheit nicht hätte hervorgehen können, weil das Wohlwollen, zwar wohl in seinen Aeufserungen, nicht aber als ursprüngliches Gefühl folgsam zu seyn vermag gegen die Einsicht; — die gleichwohl der innern Freyheit nachahmt, indem sie die Anmuthungen der Billigkeit erfüllt, und überdas den Unterschied ausgleicht, der sonst zwischen dem Mehr und Minder, des wärmern und des kälteren Gefühls auf der ei-[151]nen und der andern Seite, würde eingetreten seyn. — Hat sich das erste Wohlwollen in Dienstleistungen geäufsert: so sind dieselben, an sich, der Vergeltung fähig, und zwar einer solchen, die auch füglich ein Dritter leisten könnte; als Sprache des Wohlwollens aber sind sie in der That nur das Wort zu der Sache; vielleicht ein deutlicheres und stärkeres Wort, als von mündlicher Rede. Ob der Empfänger Gelegenheit habe, sich auch des Vortheils dieser deutlicheren Sprache zu bedienen: das ändert nichts an dem Werthe und der vergeltenden Kraft seiner Gesinnungen. Das schönste Eigenthum des wirklich dankenden Wohlwollens aber besteht darin: dafs ihm, welches niemals blofs als Vergeltung, sondern immer zugleich als eine ursprüngliche Gabe anzusehen ist, wiederum Dank gebührt; ein Dank, den es schon besitzt, in der Gesinnung des ersten Wohlwollenden; so, dafs jetzt die Idee nicht nur realisirt, sondern durch vervielfachte Wiederstrahlung ohne Ende von neuem hervorzuleuchten scheint.

[152] Eine Gabe von ähnlicher Natur, wie das Wohlwollen, ist das Zutrauen und der Glaube. Nur diese weicht dadurch ab von jener, daſs sie, wenn schon der gleichartigen Erwiederung fähig, doch zunächst eine Vergeltung von andrer Art nicht bloſs gestattet, sondern begehrt. Dem Zutrauen entspricht die Treue; dem Glauben die Aufrichtigkeit, die Wahrheit. Diese Art der Vergeltung nun steht in der Gewalt dessen, von dem sie gewünscht wird. Es erhellt daher auch ohne weitere Schwierigkeit, daſs, dem Glauben mit Verstellung, mit Lüge bezahlen, eine Verhöhnung der Billigkeit ist; die um desto härter hervorspringt, je mehr Absicht und besonnener Entschluſs in dem Glauben enthalten war, je weiter sich derselbe von der Einfalt entfernte, die da glaubt, ohne zu wollen, bloſs weil sie nicht weiter denkt. Denn wo gar kein Wille, gar keine absichtliche That vorhanden wäre, da lieſse sich von Unbilligkeit nicht reden. — Jedoch dieser Gegenstand wird verwickelter, weil ihn nicht bloſs die Idee der Billigkeit be-[153]herrscht, sondern auch Rechtsbetrachtungen hinzutreten; und zwar von eigenthümlicher Art, indem hier kein äuſseres Drittes vorkommt, das den Gegenstand des Streits darstellen könnte.

Der Entschluſs, zu glauben, faſst nämlich, auſser dem so eben betrachteten Willen, Zutrauen zu schenken, welchen das Unbillige der Lüge verwundet, — noch einen andern Willen in sich: den, als Wahrheit anzunehmen und zuzueignen, was für Wahrheit ausgegeben wird. Aber etwas als Wahrheit darbieten, von dem man weiſs, es sey falsch, heiſst nichts anders, als in einem und demselben Augenblick, und durch einen und denselben Actus, zugleich, scheinbar überlassen, und in der That Streit erheben. Scheinbar überlassen: indem man gestattet, daſs der Vertrauende sich in Besitz einer Nachricht, einer Auskunft, setze, wie wenn sie ihm zugestanden wäre. Den Streit erheben: indem man verursacht, daſs die Willen von beyden Seiten wider einander stoſsen, [154] weil jetzt der eine über etwas berichtet zu seyn Anspruch macht, was der andre zu verhehlen entschlossen ist. — Das Eigenthümliche dieses Misverhältnisses läſst sich nicht verkennen. Der Streit misfällt, — aber nur einen der Streitenden kann diese Verurtheilung treffen; den Lügenden nämlich, welcher dem andern sogar das verborgen hält, daſs überall ein Streit vorhanden ist.

Wer die nur angegebnen Begriffe gehörig verfolgt, wird in ihnen den Aufschluſs finden über die seltsame, und für das sittliche Gefühl peinliche Erscheinung einer so verschiednen, hier äuſserst strengen, und dort sehr gemilderten Beurtheilung, die von gleich gewissenhaften Männern über die Lüge und ihre mancherley Formen zu ergehen pflegt. Denn daſs alle Art von absichtlicher Täuschung, jede Wendung, die zur Entstellung der Wahrheit gebraucht wird, mit der wörtlich ausgesprochenen Lüge unter Eine Verurtheilung fallen muſs, sieht wohl jeder ein, der nicht am Zeichen hängt. — Zuvörderst, [155] schon daſs der Belogene sich beleidigt fühlt, daſs er klagt, um etwas gebracht zu seyn, worauf er Anspruch hatte, zeigt hin auf diejenigen Ideen, welchen gemäſs es Ansprüche des einen an den andern geben kann, auf die des Rechts und der Billigkeit. Es darf nun nicht befremden, wenn dergleichen Ansprüche sich stärker oder schwächer fühlbar machen. Verschiedene Grade der

Willen, wodurch die Verhältnisse, die den Ideen unterworfen sind, gebildet werden, erzeugen verschiedene Grade von Realisirung dessen, worauf die Verurtheilung sich bezieht.

Eine solche gradweise Verschiedenheit entspringt im gegenwärtigen Fall aus doppeltem Grunde. Beyde Willen, die sich dem Glauben verbinden können, sind der Abstufung fähig. Man denke sich die reine Einfalt: diese würde bestehn in einem Glauben, der blofs glaubte aus stumpfsinnigem Anhängen an dem Vernommenen; ohne sich weder zum Vertrauen zu entschliefsen, noch das Geglaubte als Wahrheit in Besitz [156] zu nehmen. Von dem so bestimmten Nullpuncte an, mag nun dieser oder jener Wille, der vertrauende oder der die Wahrheit sich zueignende, anfangen zu wachsen; einer mehr, der andre weniger, oder auch beyde gleichmäfsig: die Verurtheilung der Lüge wächst durch beydes, indem dort die Billigkeit, hier das Recht verletzt wird; anders und anders aber macht sich die Verurtheilung selbst dann fühlbar, wenn sie in gleichen Graden, nur bald nach der einen, bald nach der andern Idee, bald nach beyden zugleich, erfolgt. Wie verschieden wird hier die unbillige Täuschung eines vertrauten Freundes, dort die unrechtliche falsche Aussage vor der Obrigkeit, empfunden! — Hingegen die reine Einfalt zu täuschen, würde tadelfrey seyn, wenn man nur beweisen könnte, es gebe eine reine Einfalt; und die auch als solche beharre und nicht wenigstens hinterher sich besinne, zum fortdauernden Glauben entschliefse. Nicht grofses Bedenken pflegt sich einem Motive entgegenzusetzen, rohes Volk oder Kinder zu [157] ihrem Besten zu hintergehn. Verknüpfte sich damit die Sorgfalt, sie aufzuklären in dem Maafse wie sie aus der Rohheit herausgehn, so würde der Fehler, der hier begangen werden könnte, wenigstens in Vergleichung mit jenen Verbrechen gegen den Freund und gegen die Obrigkeit, minder grofs zu nennen seyn. — Was vielleicht am meisten die Aufmerksamkeit auf die, bey diesem Gegenstande eintretenden Abstufungen hinzieht, ist die Nothwendigkeit, Geheimnisse zu bewahren gegen indiscrete Frager. Eine Nothwendigkeit, die zwar da noch gar nicht dringend wird, wo ein Verweis wegen der Indiscretion nicht das Geheimnifs selbst in Gefahr bringt. Man weifs, dafs zu Verweisen dieser Art — wie immer eingekleidet, — alle ächte Wahrheitsfreunde bey gegebener Gelegenheit gar sehr bereit sind; und mit Recht! Aber in Fällen, wo auch nur die Existenz eines Geheimnisses ahnden zu lassen, schon ein Verrath gelobter Verschwiegenheit seyn würde: da wird es wichtig, zu bemerken, dafs in der unbesonnenen sowohl [158] als in der wissentlich unbefugten Frage sich kein reiner entschiedener, und in sich ruhender Wille, weder zu vertrauen, noch die Wahrheit in Besitz zu nehmen, aussprechen könne. Denn hiezu ist der Unbesonnene zu schwach, der Hinterlistige aber zu sehr mit sich selbst uneins. Die Misverhältnisse also, die in solchen Fällen aus der, das Geheimnifs rettenden Unwahrheit entstehn, werden zwar immer häfslich genug ausfallen, jedoch vielleicht noch eher leidlich, als die, welche aus verletzter Verschwiegenheit würden entstanden seyn.

Dafs die unbillige und unrechtliche Lüge häufig auch noch den Vorwurf des Uebelwollens auf sich ladet, so oft sie nämlich aus arglistiger Ge-

sinnung gegen den Belogenen entspringt: dies bedarf hier nur deshalb einer Erwähnung, weil eine solche Complication nicht allemal Statt findet, und weil die Abwesenheit des Uebelwollens alsdann zuweilen zum Vorwande einer schlechten Entschuldigung gebraucht wird! Als ob Unrecht [159] und Unbilligkeit für sich allein nicht schlimm genug wären; als ob sie erst dann anfingen Tadel zu verdienen, wenn sie zur eigentlichen Tücke fortschreiten. — Aber man hört auch reden von der Erniedrigung, von der Wegwerfung seiner selbst, von der Schmach, die sich der Lügner zuziehe. Wer seinen Blick an der verschiedenen Physiognomie der Ideen geübt hat, erkennt hier ohne Mühe eine Verurtheilung zufolge der Idee der Vollkommenheit. Es möchte nun ein Zweifel aufsteigen können, was denn für eine Schwäche sich durch die Lüge verrathe; da gerade umgekehrt sich in ihr manchmal Gewandtheit, Umsicht, Dreistigkeit hervorthun, da sie sich überdem in heroischen Characteren oftmals tief eingewurzelt findet. Aber es trifft sich wohl, dafs die Lenker der Gesellschaften sich selbst nicht mit zur Gesellschaft rechnen. Und eben den gesellschaftlichen Menschen, nicht das Individuum, verkleinert und vernichtet das, was den Glauben zurückstöfst. Denn durch den Glauben hängen die Menschen zusammen, rechnen [160] sie auf einander und lieben einander, vereinigen sie die Kräfte und die Herzen. Hingegen ohne Zutrauen, mufs die Freundschaft umkommen. Ihrer bedarf die Falschheit nicht.

Aus allem geht hervor, dafs die Lüge ein eignes Talent besitzt, die Stimmen der sämmtlichen practischen Ideen wider sich aufzurufen. Es ist kein Wunder, wenn manche Sittenlehrer, indem sie an diesen Punct kommen, etwas von der philosophischen Fassung verlieren; wenn sie zu der Lüge, wie zu einer Giftmischerin, mit Grauen hinzutreten, oder mit Heftigkeit auf sie einstürmen. Die vorstehenden Entwickelungen müssen gleichwohl gezeigt haben, dafs zu hart gefafsten Sprüchen der Gegenstand sich nicht von allen Seiten eignet. Wo, nach Abweisung alles Uebelwollens, eine gradweise Verschiedenheit der einzelnen Fälle zu erwägen übrig bleibt: da hat man Ursache, vor allgemeinen Maximen und vor Gewöhnungen zu warnen, und desto mehr der [161] Wachsamkeit und Zartheit des Gewissens zu empfehlen. Harte Maximen, zerbrechen bey der ersten sichtbaren Uebertretung; und noch ehe sie zerbrechen, schaden sie durch veranlafste Selbsttäuschung, denn man verhehlt ihnen die kleineren Uebertretungen. Aber dem Zartgefühl ist nichts zu verhehlen, es ahndet das Kleinste, wie es das Gröfste zurücktreibt; es läfst nie eine Gewohnheit entstehn, sich ein für allemal gewisse Arten der Falschheit zu verzeihen. Die Fälle, in denen es auch gegen den streng gewissenhaften Mann, Vorwürfe kann auszusprechen haben, sind meistens Fälle eines gedoppelten Vorwurfs; denn die Indiscretion, die solche Fälle mag veranlafst haben, kann vom Tadel nicht befreyt bleiben.*

* Es ist zu fürchten, dafs das hier Vorgetragene für viel leichter und bequemer anzuwenden werde gehalten werden, als es ist. Vor allem wird man die Rubrik der indiscreten Fragen so weit auszudehnen suchen, als möglich; und das zwanglose Gespräch, welches sich der Hoffnung überläfst, fragen zu dürfen, ja das Zutrauen selbst, welches in wichtigen Angelegenheiten nothwendige Erkundigungen einziehn möchte,

[162] Kehren wir jetzt zurück zu dem wissenschaftlichen Character der Bestimmungen, wodurch das Beleidigende der Lüge erkannt wird — die, indem sie Wahrheit zugleich anbietet und zurückhält, ein Recht zugleich stiftet und verletzt: — so finden wir hier in der Nähe noch einen Gegenstand, dessen Natur ebenfalls die Verurtheilung des Streits herbeyführt, und zugleich diese Verurtheilung auf einen der Streitenden wirft, ohne den andern dadurch zu berühren. Daſs wiederum das Dritte, welches im Streit liegt, [163] ein Gedanke seyn muſs, läſst sich errathen. Ein äuſseres Drittes würde nicht mit Einem der Streitenden in so fester Verbindung stehn, daſs nicht auch er davon abzulassen vermögend, und darum berufen wäre. Diesmal aber ist es nicht, wie vorhin, ein Gedanke in ihm selber; nicht etwas, das er als sein Wissen, als seine Erkenntniſs sich zueignet: sondern ein Gedanke in dem Gegenüberstehenden; ein Bild, das ihm gehört, und das er entweder sich zugeeignet hat, oder in jedem Augenblick ohne Fehler sich zueignen kann. Also ein ursprüngliches Eigenthum, — dessen Möglichkeit zu bezweifeln man nach der bisher vorgetragenen Rechtslehre allen Grund hätte! — In der That ein ursprüngliches Eigenthum; und zwar das einzige, was vollständig dafür gelten kann; denn über das vorgebliche Eigenthum an dem eignen Leib und Leben, an Nahrung, Platz, Wohnung, wohl gar an Mitteln zur Geistescultur — möchte derjenige anders denken, der sich besinnt, daſs von diesen Aeuſserlichkeiten abzulassen, und den [164] über sie etwa erhobenen Streit selbst zu vermeiden, allerdings immer möglich bleibt. Indessen wird darüber gleich weiter unten das nöthige gesagt werden.

Wo mehrere Vernunftwesen von einander wissen: da wird sich jedes in den übrigen abgebildet finden. Es gehört zur Naturvollkommenheit der Intelligenzen, als getreue Spiegel richtig abzubilden; und es gehört zur Vollkommenheit eines Bildes, dem Original, bis auf das Seyn, in Allem zu gleichen. Ob nun ein Jeder sein Bild, wie es sich vorfindet in den Uebrigen, bemerke, und sich zuschreibe, und als das Seine zu besitzen beschlieſse: dies mag dahin gestellt bleiben. Es ist wenigstens etwas für den Darstellungstrieb, sich zu schauen in Andern; und wer überdas, mit seinem Urtheil über sich selbst in irgend einer Rücksicht noch nicht im Reinen ist, dem kann es nicht gleichgültig seyn, wie ihn diejenigen sehn, denen er mehr richtigen Blick zutraut als sich selbst. Auf allen Fall kann er, sobald es ihm beliebt, [165] sein Bild nehmen für das was es ist, nämlich für sein Bild. Anerkennung und Zueignung fallen hier beynahe in Eins. Dies gilt, auch bey schlechter auffassenden Zuschauern, wenigstens in so weit, als sie eben richtig aufgefaſst haben; denn freylich, von einem eigentlichen Anspruch, als sollten sie die eingeschlichenen Fehler verbessern, und die Pflicht guter Spiegel ganz erfüllen, darf keine Rede seyn; höchstens würde man sich in ein

---

wird sich durch Falschheiten aller Art zurückgestoſsen finden. Zwar, die Strafe liegt nahe! Wer mit der Wahrheit spielt, dem glaubt man nicht. Jedoch auf allen Fall sey denen, die, aus Mangel an Geist oder an Gewissenhaftigkeit, eine handfeste Regel haben müssen, auch hier gesagt, was die gröſsten Autoritäten bestätigen, nämlich: es giebt hier nur eine Regel; diese: niemals die Wahrheit zu verleugnen. Und insbesondere: Sich nicht in Kleinigkeiten daran zu gewöhnen.

kläreres Licht zu stellen haben. — Aber ein Misverhältnifs, ein wahrer Streit der Willen, wird entstehn, wenn in irgend einem Zuschauer die Verkleinerungssucht sich regt. Sey es nun, dafs er, innerlich, wider sein eignes Sehen sich auflehnt, und arbeitet, den unwillkührlich anerkannten Werth willkührlich herabzusetzen; oder dafs er die Falschheit zu Hülfe nimmt, um durch ein trügerisches Licht auch Andern den wahren Anblick zu verderben. Was würde es bedeuten, wenn man hier die Vermeidung des Streits beyden Streitenden anmuthen wollte? — Ursprünglich hat das Bild, wel-[166]ches den Gegenstand des Streits ausmacht, vorgelegen, als ein solches, worüber gar nicht willkührlich disponirt werden könne, wobey die Ueberlassung sich von selbst verstehe, indem es ohne weiteres demjenigen, dessen Bild es sey, anheim falle. Wie jemand unter uns ein ererbtes Gut als klares Eigenthum besitzt, das nie bestritten, noch erworben, nur übernommen war: so hat, und hält, ursprünglich, Jeder das, was er den Andern gilt. Nun kann zwar die Aufmerksamkeit der Andern von ihm abgelenkt werden, oder ein eingetretener Umstand kann das schon richtige Urtheil wieder trüben; ein falscher Schein, ein Verdacht, eine Auslegung, ist im Stande, der gewonnenen Ehre zu schaden: mit einem Wort, es kann diesem Gut, wie jedem andern, ein Unglück begegnen. Aber es darf Niemand willkührlich das, in der Anerkennung eines persönlichen Werths unmittelbar enthaltene Ueberlassen des Bildes von diesem Werthe, wieder zurücknehmen, oder Andre zu der Zurücknahme zu bewegen suchen. Man ist [167] immer Ehrerbietung schuldig, und darf die Ehrerbietung Andrer nicht stören. Ehrenbezeugungen sind davon verschieden; sie können ursprünglich nicht gefordert werden. —

Analogieen mit dem so eben entwickelten Verhältnisse bietet das menschliche Leben vielfältig dar. Es erklären sich hieraus eine Menge von Ansprüchen, die meistens zugestanden werden, auch nicht leicht abgewiesen werden können, wenn sie schon ursprünglich nicht vollkommen begründet sind. Es hafte das Bild einer Person, oder vielleicht nur ein partielles Bild ihrer Kraft und ihres Werths, — an einer äufsern Sache. Diese Sache für sich, würde, als möglicher Gegenstand eines Streits überlassen werden müssen. Auch ist es ganz ein Anderes, das Bild als Darstellung eines Werths anerkennen, oder aber, die Verkörperung dieses Bildes, welche nun zur Form eines fremden Stoffes geworden ist, sammt dem Stoffe selbst, der ferneren [168] Disposition des Form-Gebers überlassen. Man könnte ihm die Ehre gönnen, die seiner Kunst gebührt, und ihn dennoch der Wirkung dieser Kunst berauben. Unbillig möchte das seyn, denn der Arbeiter ist seines Lohns werth, — aber darum nicht unrechtlich. — Jedoch, es reimt sich nicht gut zu der Ehrerbietung, die man dem Bilde schon als solchem schuldig ist, dasselbe in fremde Hände zu liefern, die es vernichten, die es entstellen könnten! Soll also der Ehrerbietung vollkommene Genüge geschehn, soll ihrentwegen Sicherheit geleistet werden auch für die Zukunft: so wird man schon sich entschliefsen müssen, das Bild sammt dessen Träger, dem Urheber zur Aufbewahrung, zur fernern Ausbildung, oder zur Vernichtung — wenn es ihm je als eine verfehlte, oder schlechte Darstellung

seines vielleicht erhöhten Werths, misfallen sollte, — zum Eigenthum zu überlassen. So wird man dem Maler das Gemälde sammt der Leinwand zugestehen, und es ihm auch nicht einmal für einen höhern Preis, als auf den [169] er es schätzt, wider seinen Willen entreifsen. So erkennt man ein Eigenthum an Erfindungen, an Ideen, an litterarischen Producten, an schriftlichen und mündlichen Aeufserungen. So mag auch immerhin die allgemeine Voraussetzung erklärt werden: Kinder (in den frühern Jahren, wo sie mehr Abbilder als Personen sind), seyen das Eigenthum ihrer Eltern; wohl gar bis zum Recht über Leben und Tod. Aber minder und minder passend wird diese Art der Beurtheilung, je mehr das Gewicht des Stoffs wächst gegen die Form, so fern die letztre das Bild ihres Urhebers darstellt. Einen Acker gepflügt, und besäet zu haben, mag einen Anspruch an die Früchte, zwar nicht begründen, aber erträglich machen; hingegen wäre es eine arge Anmaafsung, den festen, beharrenden Boden selbst im Gefolge des vorübergehenden, und noch dazu wenig characteristischen, Ausdrucks von eigner Kraft und Anstrengung, an sich ziehn zu wollen. Manches, was die Rechtslehrer unter die Rubrik der Accession zu bringen pflegen, mag hiemit verglichen wer-[170]den. Zuweilen wird man finden, dafs Sachen, welche schon Eigenthum sind, sich selbst abzubilden scheinen in dem, was ihren Herrn als ihr Anhang zufällt. So zeigt sich der Stamm in seinen Früchten, — besser und ausdrucksvoller gewifs als der Strand seine Kraft, festen Platz anzubieten, den Sachen beweis't, die er nach dem Schiffbruch aufnimmt. — Alle die erwähnten, und die ihnen ähnlichen Rechtsansprüche, sind für sich unvollkommen; sie können aber ergänzt werden durch die Sitte und das positive Recht. Und eine Aufforderung, sie so zu ergänzen zeigt sich darin: dafs immer diejenige Betrachtungsart der Dinge, welche am nächsten liegt, und welche dem Menschen am natürlichsten ist, als ein Reiz wirken wird, ihr gemäfs sich zu entschliefsen, und Forderungen zu erheben. So, dafs ein Recht, welches auf andre Weise bestimmt wäre, eine starke Stimme gegen sich haben würde, die der ruhigen Einstimmung der Willen unfehlbar Eintrag thun, und den Zustand des Streits, wenn nicht völlig herbeyführen, doch [171] nahe bringen müfste. Diese Bemerkung bahnt uns den Uebergang zum folgenden. —

Oben ist der Satz aufgestellt worden: es gebe ursprünglich keine dinglichen Rechte; sondern nur Forderungen an bestimmte Personen, zufolge einer Einstimmung, die dem Streit vorbeuge. Es war nicht die Meinung, diesem Satze etwa zu Gunsten des menschlichen Leibes, oder andrer möglichen Organismen, die andern Vernunftwesen auf ähnliche Art zugehören möchten, — hinterher eine Ausnahme anzumuthen. Leiber sind äufsere Sachen; und die Möglichkeit, dafs ein darüber erhobener Streit von beyden Seiten könne vermieden werden, läfst sich nicht ableugnen. Der Streit misfällt! Dies Urtheil gilt gegen Mishandlungen und Mordthaten; es gilt aber nicht minder gegen die, welche im Fall des Angriffs, sich selbst vertheidigen. Und zwar trifft es sie nicht nur bey sogenannter Nothwehr, die ein fremdes Leben lieber als das eigne aufopfert; sondern es verbietet, wie es scheint, schon die blofse [172] Behauptung: der lebendige Leib sey Eigenthum dessen, welcher

in diesem Leibe lebt. — Dafs nun Leiber nicht blofs äufsere Sachen sind, ist eben so klar, als dafs sie doch auch als körperliche Massen sich darstellen, unterworfen der Disposition ihrer natürlichen Inhaber sowohl als auch andrer Menschen. Sie verhelfen, wenn es verlangt wird, ihren Besitzern zur Abbildung und Kundmachung der eignen Gedanken und Wünsche. Ruhend jedoch, sind sie nur die zufälligen möglichen Träger solcher Abbildungen; erst wenn sie bewegt werden, verwandeln sie, so scheint es, sich selbst in Bild und Sprache des Geistes, der sie bewegt. Das Verhältnifs also zwischen dem Bilde und dem Original, sammt dem was von der Ehrerbietung ist gesagt worden, pafst auf sie zum Theil, aber nicht vollkommen. Jemanden verwunden, ist immer noch nicht so schlimm, als ihn lästern; wenn schon eins an das andre erinnert. — Aber wiewohl die Wunden weniger beleidigen, weniger unmittelbar kränken: vermögen sie gleichwohl [173] durch den physischen Schmerz, den sie herbeyziehn, und durch die vielfache Verhinderung, die sie in den Weg legen, uns zu mahnen an das, was Recht werden oder geworden seyn mufs, wenn eine dauernde Einstimmung der Willen sicher bestehn soll.

Könnte jemand sich überwinden, den Streit, der über seine Hand, über seinen Fufs wäre erhoben worden, dadurch zu vermeiden, dafs er diese Hand oder diesen Fufs einer fremden Willkühr Preis gäbe: so würde er, um das Wenigste zu sagen, fortdauernd gegen einen innern Feind zu kämpfen haben; gegen das Naturbedürfnifs nämlich, dafs die eignen Glieder zum eignen Gebrauch unaufhörlich zurückforderte, und unablässig antriebe, die seltsame Uebereinkunft zu brechen, und den Streit zu erneuern.

Wo immer die Willkühr nach einem Naturgesetze sich sträubt, auf ihrer Seite den Streit zu meiden, der von der andern leich-[174]ter entfernt werden kann: da fehlt dem Recht, was gegen das Naturgesetz wirklich errichtet werden möchte, das Zutrauen; es hängt an ihm die Besorgnifs einer unruhigen Zukunft; und man gedenkt des Streits, wenn schon für den Augenblick nicht gestritten wird. Man gedenkt also auch des Misfallens am Streit; und, wenn innere Freyheit waltet, kann eben deshalb, ein solches Recht nicht errichtet werden, oder, wäre es errichtet, nicht bleiben.

In welchem Grade das Naturgesetz zwingend wirke auf die Willkühr: das ergiebt, nach umgekehrtem Verhältnisse, Verschiedenheiten der Grade des Werths, die ein Recht, gegen das Naturgesetz abgefafst, erlangen könnte.

Hierauf hat man einen grofsen Theil derjenigen Ansprüche zurückzuführen, die als natürliche Rechte aufzutreten lieben; und die sich wohl für angeborne auszugeben pflegen, so wunderlich es auch ist, dafs eine Beziehung auf ein Anderes und Aeufse-[175]res, und nicht etwa eine physische, sondern eine practische Beziehung, eine Forderung, — zu der eignen, innern Natur eines Wesens gehören soll, das, in der Welt der Erscheinungen wenigstens, sich als selbstständig, und von Andern seines Gleichen rein gesondert darstellt. Indessen, dies hängt mit metaphysischen Irrthümern, und schon mit Vorurtheilen des gemeinen

Verstandes zusammen; der jedem Dinge eine Menge ursprünglicher Aeufserlichkeiten, die ihm inwohnen sollen, — Eigenschaften, Kräfte, Vermögen, u. s. w. zuzuschreiben gewohnt ist; und es daher ganz in der Ordnung findet, dafs auch Menschen gegen Menschen von Natur eine ursprüngliche Repulsion ausüben, vermöge deren ein Jeder in die Gränzen des Seinen gewiesen wird. Das mag denn die Metaphysik begreifen, oder aufhellen: die practische Philosophie versteht davon Nichts; indem sie keinen Sinn dafür hat, dafs Naturwirkungen irgend einer Art, wenn dergleichen ja vorhanden wären, sich könnten in die Sprache der Ideen übersetzen [176] lassen; indem sie vielmehr voraussetzt, in dem Gange der Naturereignisse werde Alles, was durch hinreichende Ursachen bereitet ist, wirklich erfüllt und vollzogen, ohne sich auch nur scheinbar bey Ansprüchen und Forderungen aufzuhalten; was aber nicht erfüllt werde, nicht geschehe, das verrathe eben dadurch einen Mangel in denjenigen Ursachen, von welchen es allenfalls bey unvollständiger Kenntnifs hatte erwartet werden können. — Dem Menschen nun wird zwar Leib und Leben angeboren; den physischen Einfluſs aber, der hier vorhanden oder nicht vorhanden seyn mag, rechnet die practische Philosophie gar nicht zu den Gegenständen ihrer Untersuchung. Vielmehr fragt sie bloſs nach der ursprünglichen Bedeutung desjenigen Misfallens, welches alsdann vernommen wird, wenn ein Mensch den Leib eines andern wie eine gemeine äufsere Sache behandeln will. Und weiter fragt sie nach den Gründen und Bestimmungen des ähnlichen Misfallens, das sich erhebt, wenn Jemandem die Nothwendigkeiten, ja die Bequemlich-[177]keiten des Lebens versagt werden, von Andern, die in deren Besitz sich behaupten; wenn also über Mangel an Platz, Mangel an Nahrung, Bedeckung, über Einengung der äufsern Freyheit, über abgeschnittene Gelegenheiten zur Geistescultur, geklagt wird. Die allgemeine Ideenlehre hat nicht den Beruf, in das Specielle dieser Verhältnisse des menschlichen Lebens einzutreten; die schon gegebenen Formeln umfassen aber auch alles, was hierüber zu sagen wäre. Abgesehen nämlich von den Betrachtungen, welche die Ideen der Vollkommenheit, des Wohlwollens und der Billigkeit ganz leicht darbieten; ergiebt sich, dafs, wer in drückende Rechtsverhältnisse, welcher Art sie immer seyn mögen, sich selbst durch deren Anerkennung einmal eingelassen hat, dieser von dem schuldigen Respect dagegen nicht könne durch vorgebliche unveräufserliche Menschenrechte befreyt werden; dafs aber ursprünglich die Vermeidung des Streits in Fällen, wo nicht auf beyden Seiten alles gleich ist, auch nicht auf gleiche Weise beyden Thei-[178]len könne angemuthet werden; sondern, dafs dergleichen Fälle sich mehr oder minder den früher nachgewiesenen annähern, in welchen die Forderung des Nachlassens ganz auf eine Seite trifft, indem sie auf der andern sich als unmöglich offenbart. Und so wird der Ort, den die systematische Darstellung diesen Gegenständen hat anweisen müssen, keiner weitern Erläuterung bedürfen; vielmehr selbst den Gegenständen zur Erläuterung dienen.

[179] Siebentes Capitel.

Uebergang von den ursprünglichen zu den abgeleiteten Ideen.

Wie es die ersten Grundsätze erforderten: sind bisher die denkbaren Verhältnisse der Willen aufgesucht, indem ein Fortschritt beobachtet wurde von der einfachsten Voraussetzung zu andern mehr und mehr zusammengesetzten. Das erste Verhältnifs fand sich zwischen der Beurtheilung selbst, und dem, ihr entweder entsprechenden, oder nicht entsprechenden, Wollen überhaupt; das zweyte zwischen den mehrern Strebungen, die schon in einem und demselben wollenden Wesen einander der Gröfse nach messen; das dritte lag gleichsam auf der Gränze des Fortschritts zu einer Mehrheit von Vernunftwesen, indem es zunächst nur einen vorgestellten fremden Willen [180] mit dem eignen Willen des Vorstellenden, zusammenfafste; das vierte entstand im Zusammentreffen mehrerer wirklicher Willen auf einen äufseren Gegenstand; das fünfte ergab sich aus der absichtlichen That, wodurch ein Wille dem andern Wohl oder Wehe bereitet. Es fragt sich, ob dieser Fortschritt weiter könne verfolgt werden? Und was sich alsdann zur Beurtheilung darbieten möchte?

Die Voraussetzung zweyer wirklicher Willen, die das Verhältnifs hervorbringen sollen, ist schon erschöpft. Ohne Absicht zusammentreffend, führen sie die Idee des Rechts, — mit Absicht, die Idee der Billigkeit herbey. Es würden also, des Fortschritts wegen mehr als zwey Willen angenommen werden müssen. Aber es ist sehr klar, dafs unter den Mehrern je zwey, mit oder ohne Absicht zusammentreffend, die vorigen Verhältnisse wiederhohlen; dafs demnach nur Complicationen dessen, was sich durch Recht und Billigkeit schon bestimmt findet, zu er-[181] warten wären. So zeigt sich denn, dafs die Reihe der einfachen Ideen geschlossen ist.

Dagegen aber tritt jetzt eine mehr zusammengesetzte Beurtheilung ein, die nun so viel sicherer von Statten gehn wird, nachdem ihre einzelnen Elemente gehörig zur Klarheit sind gebracht worden. Zwar von den verwickelten Angelegenheiten menschlicher Geselligkeit wissen wir hier noch immer Nichts; es mufs genügen, uns mit dem allgemeinen Begriff einer unbestimmten Mehrheit von Vernunftwesen zu beschäfftigen. Um nun wenigstens diesen Betrachtungen das Feld so weit als möglich zu eröffnen: werden wir uns eine Annahme gestatten, die anfangs als eine blofse Fiction erscheinen mag, die aber in dem menschlichen Daseyn sich grofsentheils realisirt findet. Die Annahme: man könne die mehrern Vernunftwesen, wie man wolle, als Mehrere, oder als Eins, ansehen; und im letztern Falle sey ihr mehrfaches Wollen zu vergleichen den mehrern Strebungen und Entschliefsun-[182]gen Eines und desselben Vernunftwesens. Fiction mufs diese Annahme deshalb scheinen, weil, wie schon früher bemerkt, das Wollen ein durchaus innerer Act jedes Vernunftwesens ist, folglich zur Gemeinschaft der mehrern Willen erst ein Medium,

eine gemeinschaftliche Sphäre des Leidens und Thuns, die Bedingungen herzugeben hat. Wie aber, wenn dieses Medium, welches wir schon öfter glaubten ignoriren zu dürfen, — so gute Dienste leistet, dafs es sich selbst nicht einmal als den Sammelplatz der Streitenden, oder als das Vehiculum der absichtlichen Thaten, fühlbar macht? Wie wenn es so ganz aus der Mitte hinwegzuschwinden scheint, dafs, ohne auffallenden Uebergang, der Gedanke eines Denkenden sich, gleich einem eignen Einfalle, in den Gedankenkreis des andern versetzt findet, und rückwärts? Auf die Weise könnte es dahin kommen, dafs mehrere Willen, die ursprünglich in verschiedenen Gemüthern sich erhoben, gleichwohl wie in Ein Bewufstsein concentrirt zu betrachten wären.

[183] Wenn nun schon die menschliche Sprache dies nicht vollständig leistet: so mufs doch für jetzt das Mangelhafte unsrer Communication hinweggedacht werden, damit das Geheifs der Ideen, sofern sie auf die gegenwärtige Voraussetzung angewendet werden, sich ganz rein könne vernehmen lassen. Und wenn hieraus practische Weisungen entstehen, gewisse Verhältnisse, die einen Werth haben, in der Wirklichkeit so genau als möglich zu realisiren: so versteht sich von selbst, dafs darin die Aufforderung, alles was Sprache heifsen mag, aufs zweckmäfsigste auszubilden, schon mit eingeschlossen liegt. —

Indessen ist die Annahme einer vollkommnen Communication immer nicht die erste natürliche, die den Gedanken einer Mehrheit von Vernunftwesen begleitet. Vielmehr jener Art von Vermittelung, wie sie hinreicht um Recht und Billigkeit hervortreten zu lassen, gebührt der erste Platz in der Reihe von Voraussetzungen, die wir zu [184] machen haben. Daher eine andre Stellung der Ideen in ihrer Anwendung, als die, in welcher sie sich zuerst ergeben. Das Recht wird vorangehn, und ihm die Billigkeit folgen; alsdann werden die ersten drey Ideen hinzukommen, in umgekehrter Ordnung, so dafs die Idee der innern Freyheit die Reihe beschliefst, und den Rückgang von den Verhältnissen mehrerer Willen zu denen, die Ein Centrum des Bewufstseyns erfordern, gehörig vollendet. —

Indem wir uns eine Menge wollender Wesen versammlet denken auf Einem Boden, der sie durch seine mannichfaltigen Producte anlockt und beschäfftigt, und jedes dieser Producte Allen anbietet: dringt sich gleich zunächst die Erwartung auf: sie werden in vielfachen Streit gerathen. Sie sollen aber den Streit vermeiden. Die Ausführung dieses Gedankens ergiebt die Idee einer Rechtsgesellschaft.

Möchten jedoch die Rechtsgränzen gezogen seyn, und den Einen in gröfsere, den [185] andern in kleinere Sphären seiner Thätigkeit einschliefsen: das Thun und Lassen der Eingeschlossenen würde immer noch über die Gränzen hinüber wirken; und alle Absicht oder Nachlässigkeit, die in diesem Wirken läge, würde das Misfallen an unvergoltenen Thaten herbeyrufen. Sollte das Misfallen getilgt werden; und übernähmen es die Versammelten, dafür zu sorgen: so würden sie sich zu einer Anstalt vereinigt finden, die man ein Lohnsystem nennen kann.

Wären nun schon so die Angelegenheiten der Versammelten geordnet, und von Vorwürfen befreyt: gleichwohl würde das Hinschauen

auf dieselben noch wenig Erfreuliches haben. Der wohlwollende Zuschauer würde eine ganz andre Einrichtung fordern, als die blofs zur Vermeidung des Streits aufgeworfenen Bollwerke des Rechts; er würde die gröfste mögliche Summe des Wohlseyns erreicht, und zu dem Ende die zweckmäfsigste Verwaltung des Vorräthigen eingeführt zu sehn verlangen. Und für diese [186] seine wohlwollenden Wünsche — die freylich Wünsche bleiben müfsten, so lange sich ihnen die Berechtigten entgegensträubten, — würde er seines eignen Beyfalls gewifs seyn. So entspringt die Idee des Verwaltungssystems. — (Es ist zu bemerken, dafs die Voraussetzung zunächst nur dem Zuschauer das Wohlwollen zuschreibt; die nähere Entwickelung wird zeigen, dafs, wegen eines Zusammenstofsens der Ideen, das Verwaltungssystem noch eines allgemeingegenseitigen Wohlwollens unter dem Versammelten selbst, bedarf, — nicht zu seinem Eintritt in die Wirklichkeit, wovon überall hier nicht die Rede ist, — sondern um seine Gültigkeit als practische Idee behaupten zu können. — Noch eine andre Anwendung der Idee des Wohlwollens wäre denkbar, so nämlich, dafs die Mehrern, als Eins gedacht, ihrem Gesammtwillen irgend ein fremdes Wollen, etwa wiederum das einer Gesammtheit, zum Gegenstande gäben. Dieser Begriff schliefst sich der, zuletzt zu nennenden, Idee der beseelten Gesellschaft an. Wo [187] er sich nicht realisirt findet, da kann wenigstens kein Misfallen daraus entstehn; denn der Mangel des Wohlwollens ist für die Beurtheilung Nichts. Jedoch würde sie wieder anheben beim Eintritt des Uebelwollens.)

Das erhöhte Wohlseyn bey richtig verwalteten Gütern pflegt Kraft-Aeufserungen hervorzutreiben; deren Ausbreitung, deren Zusammen- oder Widereinander-Wirken sich von selbst derjenigen Beurtheilung darstellt, welche nach der Idee der Vollkommenheit, die jetzt an der Reihe ist, zur Anwendung kommen mufste. Die Sorge, dieser Idee zu entsprechen, wird die Mehrern zu einem Cultursysteme vereinigen.

Aber wo die Bemühungen, dem Recht, der Billigkeit, dem Wohlwollen, und der Vollkommenheit, zur angemessenen Darstellung zu verhelfen, gemeinschaftliche Angelegenheit geworden sind: da ist gemeinschaftliche Folgsamkeit gegen gemeinschaftliche Einsicht; da ist innere Freyheit Mehrerer, die nur ein einziges Gemüth zu haben [188] scheinen. Die Spaltung zwischen Einem und einem Andern, deren jeder blofs seinem Urtheil folgt, und seinem Gewissen überlassen seyn will, — dieser leere und todte Gegensatz, ist verschwunden: die Vereinigten machen eine beseelte Gesellschaft.

Es mag seyn, dafs jeder Staat eine beseelte Gesellschaft werden sollte. Aber das kümmert uns hier nicht. Den Staat characterisirt seine zwingende Macht. Die Ideen sind ohne Macht. Zu verhüten, dafs nicht die eben bezeichneten gesellschaftlichen Ideen mit dem Staate verwechselt werden, ist so viel wichtiger, weil dieselben gar nicht blofs den grofsen Menschenhaufen gelten, sondern eben so wohl jeder kleineren und kleinsten Verbindung; der häuslichen nicht minder als der bürgerlichen. Rückwärts: keinen andern sittlichen Werth können Verbindungen, welcher Art sie seyn mögen, sich selbst geben, als den durch Realisirung jener

Ideen. Welche Mittel, um [189] dahin zu gelangen, einer jeden Gattung eigenthümlich sind, das zu überlegen, kann sehr nothwendig, sehr folgenreich seyn; die Beurtheilung der Willens-Verhältnisse aber ändert sich nicht nach den Mitteln; sie kennt diese Mittel nicht, sie hebt erst an bey dem Erreichten, und der Beyfall wird nur wachsen, wie die Nachahmung der Musterbilder vollständiger gelingt. Selbst der eigenthümliche Anstand, welchem die Anwendung besonderer Mittel unter besonderen Umständen Gelegenheit giebt, muſs als eine äuſsere Verzierung angesehen werden, die für jetzt unsre Aufmerksamkeit nicht fesseln darf.

---

[190] Achtes Capitel.

Rechtsgesellschaft.

Der Streit kann entstehn. Diese Besorgniſs enthält eine doppelte Aufforderung; theils vorzubeugen, daſs er nicht entstehe, theils, den entstandenen zu schlichten. Zuerst von den vorbeugenden Maſsregeln. Dieselben beruhen auf dem Ueberlassen, das aber jetzt auf mehr als auf zwey Willen ausgedehnt soll gedacht werden.

Mehrere Willen können die Willen mehrerer Vernunftwesen seyn; aber auch ihrer Zwey werden ein vielfaches Wollen entwickeln, sobald eine Menge von Veranlassungen gegeben, eine Menge von Gegenständen möglicher Dispositionen dargeboten sind. Dem Streit vorbeugen, nöthigt zu einem so vielfachen Ueberlassen, daſs es die Möglichkeit des Streits erschöpfe. Aber wer kann [191] alle Arten, über eine äuſsere Sache zu disponiren, aufzählen und voraussehn? Wer kennt die Fülle der Sachen, die ein ausgedehnter Boden dem glücklichen Finden allmählig offenbaren wird? — Jener Umstand führt aufs Eigenthum, dieser zum Occupationsrecht. Damit das Ueberlassen erschöpfend sey, muſs es die unendliche Möglichkeit des Gebrauchs einer Sache, in Einen Begriff gefaſst, zuerst Einem (wenn auch nicht einem Individuum) übertragen; welchen dadurch der Ueberlassende als Eigenthümer anerkannt: alsdann können in der Sphäre dieses Begriffs Gränzlinien von allerley Art gezogen werden; theils solche, die, gleich den Sectoren eines Kreises von unendlichem Halbmesser, selbst noch eine Unendlichkeit in sich schlieſsen, — so z. B. bey den Rechtsverhältnissen, in denen der Eigner alle mögliche Benutzung auf eine Zeitlang einem Andern zugesteht; theils solche, welche ein Endliches aus dem Unendlichen absondern, also eine bestimmte Art von Disposition einem Andern als dem Eigner zuschreiben, — [192] so bey Servituten und Verpfändungen. — Wiederum, damit das Ueberlassen erschöpfend sey, muſs es über die noch nicht gefundenen Sachen im Voraus verfügen. Im Voraus also sind dieselben dem ersten Nehmenden, (oder vielleicht dem Herrn eines Grundstücks, oder wie sonst verfügt seyn mag) hingegeben. Ein solches Occupationsrecht

(nach dem vierten Capitel das einzige denkbare) stützt sich auf das Ueberlassen, es gilt nur so weit wie dieses wirklich vorangegangen ist, es gilt, eben wie jenes Eigenthum, nur unter denen, die es errichtet haben.

Sind es nun nicht blofs mehrere Willen zweyer Personen, sondern eine Menge von Personen, welche die Rechtsgesellschaft bilden; und denken wir uns, was unter ihnen allem Recht den Boden bereiten mufs, ein allgemein gegenseitiges Ueberlassen; so ist zuvörderst die falsche Vorstellungsart abzuwenden, als müsse es nothwendig einen Zeitpunct geben oder gegeben haben, in welchem Niemand ein Eigenthum behauptete, [193] sondern Alle zugleich auf einander warteten, ob, und was zu nehmen gefällig seyn möge? In der That soll Jeder allen Uebrigen alles was vorliegt, überlassen, und nur da nehmen, wo ihm zuvor von Allen überlassen wurde. Aber hiebey bleibt unbestimmt, wie es sich eben jetzt, da Er noch nicht nimmt, sondern blofs überläfst, mit den Uebrigen verhalten möge? Sie könnten sich schon unter einander eingerichtet haben. Sie könnten auch mit einander streiten; oder endlich noch im Ueberlassen verweilen. — Auf allen Fall fragt es sich, wie denn der Einzelne sein Ueberlassen anzusehen habe? Denn es scheint sich zu widersprechen, dafs er die Sachen umher nicht etwa diesem oder jenem zugestehe; sondern allen Uebrigen zugleich einräume, was doch nur Einem Herrn wird dienen können? Darauf nun wäre die leichteste Antwort: Er bekümmere sich nicht darum: er weiche blofs zurück, damit den Andern der Platz frey werde, nach Belieben zu theilen oder zu streiten. Dies allgemein gedacht, (denn [194] sie können alle angesehen werden wie jener einzelne) würde Niemand bestimmten Personen überlassen, Niemand dem oder jenem dies oder das zuschreiben; Jeder aber würde das unbestimmte und allgemeine Ueberlassen der Uebrigen so auf sich anwenden, dafs unter andern auch ihm sey zugestanden gewesen, zu nehmen was er nahm; dafs er demnach zufolge dieser Subsumtion unter einen allgemeinen Begriff, das Seine gelten machen könne gegen Personen, die dasselbe gleichwohl nicht zuvor gerade als das Seine gekannt und anerkannt hatten. Auf solche Weise entsteht uns etwas den sogenannten dinglichen Rechten ähnliches, wenn schon nicht ganz gleiches. An ein Recht gegen Jeden Dritten, auch gegen einen solchen, der ganz aufser dem Kreise des gegenseitig geschehenen Ueberlassens sich befinde, — ist gar nicht zu denken. [Die Ansprüche auf den eignen Boden, den eine Völkerschaft gegen jede fremde wird behaupten wollen, beurtheile man nach Analogie mit den, im sechsten Capitel entwickelten, Ansprüchen [195] des Individuums auf den eignen Leib.] Ein Recht gegen einen unbestimmten Dritten sollte also eigentlich nur soviel heifsen: ein Recht gegen einen solchen, der zwar überlassen, aber unbestimmt überlassen hatte; so, dafs in dem Kreise seines Ueberlassens zwar auch der Berechtigte sich befunden hatte, aber ohne ausdrücklich als solcher bezeichnet gewesen zu seyn. Und diesen Begriff mag man jenem von der zugestandnen unendlichen Möglichkeit des Gebrauchs einer Sache, beyfügen, um das, im Kreise der Rechtsgesellschaft geltende Eigenthum, dadurch zu bestimmen.

Aber es schwebt noch in Frage:[1] ob denn auch wirklich der einzelne Ueberlassende blofs zurückweiche, und unbestimmt allen Uebrigen den Platz räume, ohne diesem dies und jenem jenes zuzuschreiben? Dafs er im Fall eines Streits unter ihnen, der noch allem Ueberlassen voraus ginge, nicht Parthey seyn könnte, ist klar; er würde sonst einigen nicht überlassen, und sich selbst als Mitur-[196]heber des Streits darstellen. Gleichwohl ist Vermeidung des Streits, als eines Misverhältnisses, das Motiv des Ueberlassens; der gleichgültige Zuschauer des Streits müfste ein Zuschauer seyn, dem das Urtheil mangelte. Der einzelne Ueberlassende tritt daher zwar nicht ein in den Streit der Uebrigen (nämlich nicht mit seinem Willen, wenn schon mit seinem Rath, welcher kein Willens-Verhältnifs macht,) er tritt aber der Ueberlassung bey, die den Streit entweder endigt, oder besser, ihm vorbeugt; dergestalt, dafs, wer die einmal getroffene Uebereinkunft hinterher bräche, nicht blofs demjenigen Unrecht thun würde, welchen er verletzte, sondern auch allen denen, welche vollständig Theil genommen haben an der Rechtsgesellschaft.

Das Beytreten ist eine solche Disposition über ein Vorliegendes, wodurch ein Dritter dasselbe demjenigen zuschreibt, welchem es ein Andrer schon zugeschrieben hatte. Diese Disposition, im Grunde nur [197] eine nähere Bestimmung des Ueberlassens, ist die einzige mögliche, welche der hinzukommende Dritte vornehmen kann. Ihm galt zwar die Uebereinkunft nicht, welche ohne sein Zuthun geschlossen war; und man mufste, zur Vermeidung des Streits, eben so wohl ihm weichen, als er zu weichen Ursach hatte. Eben deswegen nun bleibt ihm diejenige Disposition unverwehrt, wodurch er nicht streitet, sondern blofs wiederhohlt, was die Andern schon vorgenommen haben. Anstatt unbestimmt jene walten zu lassen, kann er bestimmt dem überlassen, welchem sie überlassen haben oder überlassen werden. Beym Hinzutreten zu einer gröfsern Menge von Personen jedoch kann dies allgemein ausgesprochen werden, ohne dafs darum nöthig wäre, bestimmte Kunde zu nehmen von den einzelnen Personen und jedem einzelnen unter ihnen bestehenden Rechtsverhältnisse. Dies stimmt überein mit der Voraussetzung der dinglichen Rechte.

Durch das Beytreten disponirt jeder über alles; und es kommt ein allgemeines, actives [198] Wollen in die Rechtsgesellschaft; die sonst scheinen würde die einzelnen blofs in ihre Gränzen einzuschliefsen, ohne sie wahrhaft zu verbinden. — Ihr Umfang soll so grofs seyn wie die Sphäre, worin der Streit entstehn könnte. Wo sie mangelt, da wächst der Fehler mit der Menge der Misverhältnisse, die er zuläfst.

Wie die Uebereinkunft getroffen, wie das Vorliegende vertheilt sey: dies wäre dem Rechtsbegriff ganz gleichgültig, wenn nur der Streit immer gleich weit entfernt bliebe. Aber Naturbedürfnisse wirken zusammen mit den Ansprüchen, die nach andern practischen Ideen entspringen, um bey solcher oder andrer Einrichtung die Neigung zum Streit entweder zu besänftigen oder zu reizen. In diesem Betracht bekommt eine gegebene Rechtsgesellschaft, schon als solche, verschiedene

[1] „noch die Frage" SW statt . . „noch in Frage".

Grade des Werths; welche sich umgekehrt verhalten wie die Stärke der Reizung zum Streit; das Reizende sey übrigens was es wolle. Davon ist noch sehr verschieden [199] derjenige, vollständige, wahre Werth eines geselligen Vereins, welcher nur aus der Beurtheilung nach allen Ideen zugleich, kann ermessen werden. —

Aller vorbeugenden Uebereinkunft ungeachtet, bleibt es möglich, daſs der Streit entstehe. Die Rechtsgesellschaft würde das Misfallen daran nicht vollständig vermeiden, wenn sie nicht auch dasjenige Recht errichtete, das die Wege vorzeichnen muſs, den entstandnen Streit zu schlichten.

Schon der Zweifel, der den Sinn einer undeutlich bezeichneten Einstimmung trifft, wiewohl an sich noch frey vom Zusammenstoſs der Willen, würde doch ausarten in den wahren Streit, sobald jeder seiner Meinung gemäſs die Dispositionen vollzöge, zu denen er sich berechtigt glaubte. Daher die Nothwendigkeit, im Voraus Richter und Gesetz anzuerkennen, denen die Auflösung des Zweifels anheim falle. Das Gesetz wird wohlthun, wenn es zugleich Anleitung giebt, [200] jede Art von Einstimmung in unzweydeutiger Form zu verfassen.

Ist aber der Streit wirklich ausgebrochen; sind widerrechtliche Dispositionen vollzogen: so liegt daran, dieselben in ihren Folgen zu vernichten. Dagegen nun könnten sich andre Rechte sträuben, mit denen sich diese Folgen zufällig verflochten fänden. Schon die Rückforderung einer geraubten Sache enthält den Anspruch, daſs der Riegel, hinter welchem sie verborgen ist, sich öffne; ein Anspruch, der dem Herrn des Riegels in sein Recht greift. Vollends der Ersatz des Werths, — eine partielle Rückgabe dessen, wovon dieser Werth ein Merkmal ausmachte, — bringt den Ersetzenden um einen Theil seines Eigenthums. Für alle solche Fälle, wo der Streit nur unter Bedingung einer Aufopferung anderer Rechte getilgt werden kann, muſs im Voraus in der Rechtsgesellschaft die Uebereinkunft bestehn, man sey willig zu solcher Aufopferung. Auſserdem würde Gefahr seyn, daſs ein Streit [201] in die Stelle des andern trete. Selbst den Ersatz sich gefallen zu lassen, wo die eigentliche Schuld abzutragen unmöglich wurde, — und nach geleistetem Ersatz sich beruhigen zu wollen: dies schon kann nur erwartet werden in Folge vorgängiger Zustimmung oder Sitte. Die Ungewiſsheit aber, ob, und in wie fern ein Ersatz denkbar sey, treibt an zu der Ueberlegung, ob nicht im Voraus den Willen, die den Streit erheben möchten, Motive könnten entgegengesetzt werden, die unter dem Namen der Drohungen bekannt sind? Damit hat an sich die Forderung des Ersatzes nichts gemein; diese verlangt nicht, wehe zu thun; der Ersetzende mag immerhin auf dem für ihn bequemsten Wege das Recht wieder herstellen, sobald nur die Leistung nicht darunter leidet. Die Drohung verkündet Strafe; ein Gegenstand, der ins folgende Capitel gehört.

[202] Neuntes Capitel.

Lohnsystem.

Immerfort sprechen die unvergoltenen Thaten; aber keiner ist berufen, auf sie zu hören. Die Empfänger, welche man für berufen halten möchte, haben sogar zu verhüten, sich vom Uebelwollen nicht anstecken zu lassen, und das Wohlwollen nicht zu kränken durch Abbezahlung, welche die Wohlthat zu tödten scheint. Allein eben darum, weil kein einzelner verbunden ist, zu beachten, was gleichwohl Alle vernehmen, fällt auf sie Alle, die da vernommen haben, die Sorge, die Stimme des Misfallens zum Schweigen zu bringen. Und nur in so fern, als der Empfänger am ersten und gewissesten vernahm, ist ihm die Erwiederung der Wohlthaten angemuthet, die desto weniger schwierig ist, je weniger wahres Wohlwollen der Handlung zum Grunde lag.

[203] In welchem Kreise nun die Kunde vom Frevel und vom Verdienst pflegt umzulaufen: in diesem Kreise gebührt sichs, ein Lohnsystem zu errichten. Es fällt in die Augen, dafs dergleichen Kreise und Systeme ihrer mehrere in einander enthalten seyn können; denn was mehr der Rede werth ist, macht sich weitere Kreise, als das minder wichtige. — Aber aus mehr als einem Grunde mufs das Lohnsystem geneigt seyn, sich der Rechtsgesellschaft anzuschliefsen; so wie diese, sich durch jenes zu ergänzen.

Was, zuvörderst, die Erwiederung aller derjenigen Handlungen betrifft; die, in irgend einer Form und in irgend einem Sinne, ein Wohlseyn beabsichtigten und bewirkten: so sind schon Zusätze zu den rechtlichen Anordnungen erforderlich, damit theils allgemeine Beyträge zur Vergeltung geliefert, theils Unbilligkeiten im Verkehr der Einzelnen vermieden werden, welche letztern eine Last des zu Vergeltenden zweckwidrig anhäufen würden. Es kommt noch hinzu, dafs [204] eine Uebereinkunft nöthig ist, um solche Einrichtungen zu treffen, vermöge deren das Verdienst nicht unbemerkt bleiben, und in der Vergleichung der Werthe, die vergelten und vergolten werden, kein Irrthum eintreten könne.

Aber weit gröfsere Schwierigkeiten erheben sich bey diesen Gedanken an die Erwiederung der Uebelthaten. Kann man sie vergelten blofs um zu vergelten? Es ist fühlbar, dafs ein solcher Vorsatz eines Uebelwollens verdächtig seyn würde. Und der Verdacht ist gegründet. Er würde grundlos seyn, wenn sich der Begriff der Vergeltung festhalten liefse ohne das Merkmal des Unterschiedes zwischen Wohl und Wehe. Eine That erwiedern blofs als That, ohne Frage ob sie Wohlthat war oder Wehethat, dies hiefse soviel, als das Wehe aus der Natur der Sache fliefsen lassen, während ein anderer Zweck den eigentlichen Gegenstand des Willens ausmachte. Da wäre das Uebelwollen vermieden. Aber die ursprünglichen Bestim-[205]mungen jener That, wie sie in der Lehre von der Billigkeit ist aufgestellt worden, brachten es mit sich, dafs ein gegenüberstehender Wille von ihr leide; dafs sie von ihm als eine

gröfsere oder kleinere That gemessen werde; dafs sie Null werde für die gegenwärtige Beurtheilung, und sich in einen gleichgültigen Gegenstand blofs theoretischer Betrachtung verwandle, sobald ihr das Merkmal dessen verschwinde, was durch sie jener Wille empfinde. Eine That, die blofs irgend eine Veränderung hervorbringt, ist darum noch nichts für den Geschmack. Eine Wehethat vergelten wollen, aber nicht als Wehethat, sondern als That überhaupt, das hat keinen Sinn. Es ist einbedungen in den Begriff der Vergeltung, dafs man Vergeltendes und Vergoltenes als ein Wohl oder Wehe auffasse; demnach, wenn Vergeltung einer Uebelthat unmittelbarer Zweck ist, dafs man das vergeltende Uebel darum, damit der Uebelthäter ein Uebel erleide, ihm zuzufügen beschliefse. Und dieser Begriff fällt als ein engerer in die weitere Sphäre des Begriffs [206] vom Uebelwollen; er kann also nicht ableugnen, durch das letztere, als durch eins seiner Merkmale, bezeichnet zu sein. — Daraus folgt, dafs es keine Strafe um der Strafe willen geben solle; sondern dafs die Strafe eines Motivs bedürfe. Das Lohnsystem mufs sich also hier an etwas aufser ihm anlehnen.

Wie gewifs nun die Billigkeit als das positive Princip des Strafens anzusehn unstatthaft wäre: eben so gewifs darf es keine Strafe geben, wobey dieselbe nicht als beschränkendes Princip zugezogen würde. Von welchem Antriebe man immer sich leiten lasse, dem Verbrecher ein Uebel zuzufügen: unfehlbar tritt hier der Begriff der Absicht hervor, welche ein Wehe bereitet, unfehlbar ist eben dadurch die Nemesis herausgefordert gegen den, welcher das Leid verhängt, wofern nicht dieses Leid angesehen wird als die blofse Negation der früheren Uebelthat des Straffälligen, gegen welche sie sich aufhebt, und mit ihr Null macht. Demnach: jede [207] Strafe, die das Verdiente überschreitet, unterwirft, soweit sie es überschreitet, den Strafenden selbst der ursprünglichen Verurtheilung nach der Idee der Billigkeit, welcher er eben so wenig durch Vorschützung irgend eines Motivs entgehn kann, als sich diese Idee ihre eigenthümliche Autorität rauben läfst, als sie irgend einer andern Idee kann untergeordnet, und darauf zurückgeführt werden.

Zusammengefafst, ergiebt das Vorstehende einen strengen Unterschied zwischen der Möglichkeit, gestraft zu werden, — und, der Möglichkeit, zu strafen. Dafs Jemand gestraft werde, ist nur möglich dadurch, dafs er zuvor etwas begangen habe, welches die Strafe auf ihn zurückwerfe; daher sie nun nicht eine Handlung für sich ausmacht, sondern blofs dem Misfallen an der frühern That seinen gehörigen Ausdruck giebt. Dann ferner ist es, unter Voraussetzung dieser Möglichkeit gestraft werden, von einer neuen Bedingung abhängig, [208] ob Jemand strafen könne: von der Bedingung, ob ein Motiv dazu vorhanden sey, vermöge dessen die Strafe blofs Mittel, nicht Zweck werde. Zunächst wehrt das Motiv dem Vorwurf des Uebelwollens; es soll aber von der Art und von der Stärke seyn, dafs auch nicht der Mangel des Wohlwollens als eine Unvollkommenheit hervortreten könne. — Weil die Möglichkeit, gestraft zu werden, vorangeht, gehört dieser Gegenstand zum Lohnsystem; er mufs genau erinnern an alle Bestimmungen, welche früherhin für die Idee der Billigkeit sind gefunden worden.

Das Motiv kann von den Ideen der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts herstammen; die Strafe kann zur Besserung, sie kann zur Abschreckung bestimmt seyn. Die psychologischen Rücksichten, welche beobachtet seyn wollen, damit nicht das Mittel des Zwecks verfehle, gehören nicht hieher.

Wird aber das vergeltende Uebel nicht so gewählt, dafs der Strafende sich innerhalb [209] der Sphäre seines ihm zugestandnen Rechts halte (wie bey einer Entziehung blofser Gefälligkeiten); greift wohl gar die Strafe in die Rechts-Sphäre dessen, den sie trifft: so erfordert die Möglichkeit, auf diese Weise zu strafen, noch Bestimmungen, welche der Rechtsgesellschaft anheim fallen; ähnlich denen, die des Ersatzes wegen nothwendig sind. Es mufs im Voraus die Uebereinkunft feststehn, Strafe solle nicht angesehn werden, als erhebe sie den Streit. — Man kann keine Uebereinkunft erdichten, die nicht, wenigstens im Innern der Gemüther, wirklich geschlossen wurde: so auch hier nicht. Jedoch die Gewalt des Streits, der erhoben werden könnte, bricht sich schon an der Anerkennung des Verdienten; die geschehene Uebereinkunft kann überdies da kaum geleugnet werden, wo sich das Bedürfnifs, der öffentlichen Sicherheit wegen zu strafen, allgemein fühlbar macht: nichtsdestoweniger ist auch hier das zweifelhafte Recht ein Unheil. — Vor allen Dingen aber hüte man sich vor der Einbildung: da doch einmal eine [210] gewisse Willigkeit, Strafe zu dulden, angenommen werden müsse, so könne man sich diese Willigkeit so ausgedehnt vorstellen, wie es das Bedürfnifs erfordere; und alsdann sey es nicht mehr nöthig auf das Mafs der Vergeltung zu achten. Dieser Irrthum — abgesehen davon, dafs er die Willigkeit, Strafe zu dulden, zerstört, indem er sie über das Gefühl des Verdienten hinaustreibt, — verfehlt das Princip der Vergeltung, und seinen Unterschied von dem des Rechts. Zwar, was jemand zu leiden sich nicht sträubt, das ist in so fern gegen ihn nicht unrecht; es erhebt keinen Streit, wenn er wirklich denjenigen Willen, welchem man widerstreiten könnte, in sich aufgehoben hat. Aber ein andrer Wille bleibt übrig; der, welchem das Leiden fühlbar wird; das Widerstreben, an welchem das Leiden als ein solches und so grofses erkannt wird. Die absichtliche That, welche hierher zielt, und hier verwundet, führt, jenseits der Vergeltung, umsonst den Namen der Strafe, die Billigkeit kehrt sich wider [211] sie selbst, wenn schon der Leidende dieselbe anzurufen unterliefse.

Ein andrer Weg jedoch ist offen, um die Möglichkeit, gestraft zu werden, soweit auszudehnen, dafs sie gleich weit reiche wie das Motiv zu strafen. Nicht blofs thätige Absicht, sondern auch Achtlosigkeit, verdient geahndet zu werden, wenn ein früheres Recht das ruhige Beysammenstehen der mehrern Personen auf eine versprochene Achtsamkeit gestützt hatte: es kommt also darauf an, die Rechtsverhältnisse im Voraus so einzurichten, dafs, wo das Motiv eintritt, da sich allemal auch eine Verschuldung durch Achtlosigkeit vorfinde, welche das Vergehen dem Bedürfnifs der Abschreckung gleich mache. Gefährliche Handlungen ohne böse Absicht werden strafbar, nachdem sie verboten sind von denjenigen, welchen eine frühere Übereinkunft das Verbieten zugestand.

Sie werden in dem Grade strafbar, wie stark sie verboten sind; d. h. in dem Grade der Achtsamkeit, welche rechtlich gefordert wur-[212]de. Wie stark verboten werden sollte, hängt ab von dem Motive, welches, an sich selbst, der Kritik nach den übrigen Ideen unterworfen ist. — Hier nun springt ein Unterschied hervor, zwischen den Strafen nach dem Gesetz, und vor dem Gesetz. Bey weitem nicht alle Strafe bedarf des vorangehenden Gesetzes. Dafs eine vollführte Bosheit gezüchtigt werde, ist billig an sich, mochte sie immerhin kein Straf-Gesetz vorfinden; mochte sie nicht einmal ein bestehendes Recht verletzen, sondern nur ganz einfach Wehe thun. Die Züchtigung auszuüben, ist möglich, sobald es die Wohlfahrt erheischt, und sobald die allgemeine Anerkennung, Strafe erhebe keinen Streit, darf vorausgesetzt werden. Und wo der Richter nicht züchtigen dürfte, weil er an das Gesetz gebunden wäre, da dürfe es der Gesetzgeber. Aber eine Achtlosigkeit, wäre sie noch so schädlich, reizte sie noch so sehr zu gefährlichen Wiederhohlungen, kann nicht gestraft werden, bevor sie verboten war; und nicht härter, als gedrohet war, denn [213] der Grad der Drohung bezeichnet den Grad der geforderten Achtsamkeit. Alles dies sind unmittelbare Folgen aus den Entwickelungen des fünften Capitels.

Wird eine Bosheit noch durch das ausdrückliche Gesetz verboten: so ist hiedurch die sittliche Aufmerksamkeit, welche sich gegen Anwandlungen böser Gesinnungen stemmen soll, in die Forderungen des Rechts eingeschlossen. Auf diesem Wege heben sich Schwierigkeiten, die aus einer mangelhaften Zurechnung entstehn könnten. — Die Zurechnung überhaupt, rechnet die That zu dem Willen, und den Willen zu der Person des Wollenden; sie ist also einerley mit der Würdigung, mit der Schätzung des Grades, in welchem eine That der Absicht oder Achtlosigkeit, anheim fällt der Beurtheilung nach der Idee der Billigkeit. Dem gemäfs, wird der zufällige Erfolg gar nicht zugerechnet, und die augenblickliche Anwandlung weniger, als die Aeufserungen des Characters: wie überhaupt das Minder und Mehr des [214] Wollens auch minder und mehr Stoff giebt zur Beurtheilung nach jeder practischen Idee. — Entspränge nun ein böser Vorsatz in einer vorübergehenden Stimmung, worin die Person sich hinterher selbst nicht wieder erkennte: so würde die That dieses Vorsatzes nicht ganz zu der Person gerechnet werden können, deren Character einem solchen Vorsatze zuwider wäre. Aber die mangelnde Stärke der Achtsamkeit auf sich selbst, wird zur Verschuldung, wenn zuvor das Gesetz bekannt gewesen war, es solle sich Niemand dergleichen Handlungen erlauben. Dadurch also, dafs man zuvor die Achtsamkeit rechtlich in Anspruch genommen hatte, wird es möglich, Verbrechen hart zu strafen, die aufserdem gelinder beurtheilt und geahndet werden müfsten. Schuld und Vorsatz machen alsdann eine Summe; und die Zurechnung richtet sich nach den Begriffen von beyden zugleich. Ganz abstract gedacht, führt der Begriff der Schuld auf die Möglichkeit einer gleich grofsen Strafbarkeit, wie beym Vorsatze. Denn, sey [215] es nun der eintretende, oder der[1] aussetzende Wille,

[1] „der“ fehlt in SW.

immer ist Wille[1] als Ursach eines Wehe vorhanden: und der gleiche Begriff ergiebt die gleiche Beurtheilung. Aber, wie schon früher bemerkt, die Spannung, welche von dem aussetzenden Willen zuvor beharrlich gefordert werden konnte, ist noch schwerer zu bestimmen, als die Intension eines eintretenden Willens; daher wird die Schätzung der Schuld minder strenge seyn müssen, als die des Vorsatzes. Auch ist nicht zu übersehen, wie stark, wie neu, wie öffentlich die Mahnung gewesen sey, welche zur Achtsamkeit aufforderte.

Aus allem ergiebt sich, von wie vielen Seiten her die Betrachtungen zusammen kommen müssen, die zur Lehre von Verbrechen und Strafen wesentlich gehören. Dafs die Billigkeit kein actives Princip dafür hergeben kann, veranlafst sehr leicht zu der Einseitigkeit, welche den Gegenstand geradezu in die Rechtslehre verweis't. Und eine solche Einseitigkeit verräth sich sogleich da, [216] wo nur diese eine Hälfte des Lohnsystems ins Werk gerichtet wird, die andre Hälfte hingegen, die Belohnung der Verdienste, sich keiner regelmäfsigen Sorge zu erfreuen[2] hat. Desto regelloser brechen dann zu Zeiten die vergessenen Ansprüche hervor; und schaffen sich eine Theorie, deren Grundzüge hier erwähnt werden müssen, um gleich im folgenden ihre gehörige Beschränkung zu empfangen.

Das Verhältnifs des Lohnsystems zur Rechtsgesellschaft ist nämlich bisher blofs in so fern in Betracht gezogen worden, als jenes sich anlehnt an diese, und beyde sich wechselseitig unterstützen. Aber schon die ursprüngliche Einrichtung der Rechtsgesellschaft kann eine Kritik von Seiten der Billigkeit nicht vermeiden. Das Recht erzeugt sich im Augenblick des Ueberlassens von der einen Seite, und des, unter dieser Voraussetzung erfolgenden, Nehmens von der andern. Dieser Actus nun erzeugt noch etwas mehr, als blofs das Recht; und es ist eine [217] einseitige, wenn schon behagliche, Ansicht, nur das in ihm zu sehn. Das Ueberlassen ist That mit der Absicht (wiewohl nicht eben dem Endzweck), dafs der Andre nehmen möge. Diese That und diese Absicht, welche dem Willen des Andern entspricht, verdient Vergeltung. Gäbe es, vor Entstehung der Rechtsgesellschaft, einen Augenblick des allgemein gegenseitigen Ueberlassens: so würde in ihm jede Ueberlassung an alle Uebrigen richtig vergolten werden durch die sämmtlichen entgegenkommenden Ueberlassungen aller Uebrigen. Jedoch dies Gleichgewicht würde auf der Stelle aufgehoben seyn, sobald ein einziger zugegriffen hätte. Seine Ueberlassung des Ergriffenen verschwände alsdann für einen Jeden der Uebrigen; ihre Ueberlassungen eben dieses Ergriffenen an den Ergreifenden, stünden unvergolten da; so lange, bis auch sie würden genommen haben; und zwar ein Jeder eben so viel an Werth, als dem ersten Nehmenden vermöge des Ueberlassens zu Theil werden konnte und mit Hülfe des Nehmens wirklich zu Theil [218] geworden war. Die Gleichheit des Genommenen aber setzt voraus, dafs nicht schon Anfangs mehr sey genommen worden, als was die gleiche Theilung einem

[1] „ist der Wille“ SW . . . statt „ist Wille“.
[2] „zu freuen“ SW . . . statt „zu erfreuen“.

Jeden würde zugemessen haben. Es ergiebt sich hieraus hinlänglich, wie alle ursprüngliche Ungleichheit, welche durch ungeordnete Benutzung des gegenseitigen Ueberlassens in die Rechtsgesellschaft kommt, wider die Billigkeit verstöfst. An eine Collision der Ideen selbst ist hier gar nicht zu denken. Dem Recht ist alle Theilung einerley; die errichtete soll nur durch keinen Streit zerrissen werden. Was das Recht unbestimmt läfst, dies zu bestimmen unternimmt die Billigkeit, indem sie die Gleichheit vorschreibt, welche nur durch Verschiedenheit der Verdienste solle abgeändert werden. Ohne Zweifel würde die gleiche Theilung, friedlich errichtet, eben sowohl des Schutzes durch die Idee des Rechts sich erfreuen, wie jede mögliche Theilung. Ja der Werth der rechtlichen Einrichtung würde steigen wegen der Entfernung des Anreizes zum Streit, den das [219] unbefriedigte Gefühl des Billigen in sich schliefst. So urtheilen über diesen Gegenstand Recht und Billigkeit. Vielleicht aber wollen hier noch andre Ideen zu Rathe gezogen seyn; und nicht eher kann ein festes Resultat, das auch nur die Gültigkeit eines vollendeten Gedankens besäfse, herauskommen, als bis unter den verschiedenen Beurtheilungen nach den verschiedenen Ideen die gehörige Verbindung wird gestiftet sein.

---

[220] Zehntes Capitel.

Verwaltungssystem.

Das Wohlwollen, der Geist des Verwaltungssystemes, sucht das allgemeine Beste, das heifst, die gröfste mögliche Summe der Befriedigungen für Alle. Das Wohlwollen heftet sich nicht an das Verdienst; ihm ist jede Empfänglichkeit willkommen. Es möchte dem am meisten geben, der am meisten wünscht, und der am innigsten geniefsen kann. Es liegt ihm nichts an der Gleichheit, und nichts an der Theilung. Man zähle nur ohne weiteres das vielfältige Verlangen aller der Verlangenden in Eine Summe; das Wohlwollen will ihnen Allen wohl, daher umfafst es die Summe als eine ganze, ohne sich um die gröfseren und kleineren Theile zu bekümmern, aus denen sich dieselbe mag zusammengesetzt haben, und in welche die [221] entsprechende Summe der Befriedigungen wird zerfallen müssen.

Man sieht leicht, dafs hier nicht die Rede ist von irgend einem Wohlwollen, welches, als Naturgefühl, etwa aus der Sympathie mit diesem oder jenem Gemüthszustande irgend einer bestimmten Person, durch das Auseinandertreten der Glieder des Verhältnisses, dessen im dritten Capitel schon gedacht ist, sich möchte erhoben haben.

Durch ein solches Naturgefühl wird zwar die Idee vollkommen dargestellt, denn in ihm ist das Verhältnifs vorhanden, welchem der Beyfall gilt. Aber diese Darstellung ist eine einzelne; und sie hängt ab von einer zufälligen Veranlassung. Sie zeigt das Wohlwollen ohne die innere

Freyheit. Würde dagegen die Idee des Wohlwollens selbst das Motiv, dem der Wille entspräche — welches zwar so geradezu nicht möglich ist, denn im Wohlwollen umfafst der Wille kein Motiv, sondern unmittelbar den vorgestellten fremden Willen — gestattete man sich gleich-[222] wohl für einen Augenblick die Annahme, es gebe ein Wohlwollen aus Folgsamkeit gegen die Einsicht: alsdann verschwände jede Veranlassung durch eine zufällige Vorliebe; es verschwände die Möglichkeit, dafs eine Person hier gütig, dort gleichgültig, und wieder anderwärts zu schaden geneigt seyn könne; das Wohlwollen würde sich allgemein ausbreiten, indem jeder vorgestellte fremde Wille zur Darstellung der Idee die Gelegenheit bietet, wofern nur nicht ein Tadel auf ihn fällt, der es dem innerlich freyen unmöglich machen mufs ihn sich anzueignen. — Obgleich nun das Bestreben, der Idee zu folgen, nur die Disposition des Gemüths zum wirklichen Wohlwollen vorbereiten kann (im Grunde ein psychologischer Gegenstand, der nicht hieher gehört,) so läfst sich füglich doch die Frage aufwerfen, welche Anordnungen der Dinge umher, ein Wohlwollen machen würde, das aus innerer Freyheit hervorginge? Solche Anordnungen können sogar beschlossen werden ohne wirkliches Wohl-[223]wollen, blofs zur Darstellung einer idealischen Güte; sie können verfolgt werden bey geringer Kraft des Motiv's das ihnen gebührt, und die Arbeit nach der Idee dieses Motives kann hinterher — so begegnet es menschlichen Gemüthern oftmals — das Motiv selbst beleben; das vollbrachte Werk kann den Vollbringer erfüllen von der Sinnesart die es ausdrückt. — Streng genommen liegt es über das nicht in der Idee der innern Freyheit, dafs die Einsicht das wirksame, das erzeugende Princip des nachbildenden Willens seyn sollte. Die Harmonie der Einsicht mit dem Willen ist der Gegenstand des Beyfalls; ohne Frage, woher die Harmonie entspringe? und wie die harmonirenden Glieder zusammen kommen? Mag also immerhin, wenn man unter blofsen Ideen verweilen will, die Vollkommenheit herbey gerufen werden, um den Gedanken einer schrankenlosen Darstellung der innern Freyheit durch das Wohlwollen, zu ergeben. Die unmögliche Annahme, die Einsicht selbst habe die wohlwollende Gesin-[224]nung hervorgebracht, darf nun wegfallen; die Idee einer Güte, welche den ganzen Kreis ihrer Gelegenheiten erfüllt, und in dem Beyfall, der ihr zugehört, keinen Mangel zuläfst, diese Idee besteht unabhängig von aller Erklärung einer gleichsam physischen Möglichkeit ihrer Voraussetzungen. Und hier bedürfen wir dieses Gedankens mit diesen Bestimmungen, wo eine Mehrheit wollender Wesen als Gegenstand eines einzigen Wohlwollens soll betrachtet werden, damit hervorgehe, wie sich die Anordnungen des Wohlwollens zu denen des Rechts und der Billigkeit verhalten mögen.

Es ist schon gesagt: das Wohlwollen umfafst die Summe des Verlangens als ein Ganzes, ohne sich um die Theile zu bekümmern. Ihm gilt nur das Positive in jedem Verlangen, das vorgestellte fremde Wollen selbst, die Activität dieses Wollens; hingegen die Negationen, ein Wollen sey nicht das andere Wollen, diese Gegensätze, wodurch die Mehrern als Verschie[225]dene getrennt erscheinen, — worauf beym Streit die Auffassung der gesonderten Glieder des Verhältnisses beruht, und woran

die Bestimmung einer absichtlichen That, mit ihrem Hinübergehen von einem Willen zum andern, sich lehnen muſs, — diese Spaltungen zwischen den Individuen, ohne welche kein Gedanke an Recht und Billigkeit möglich ist, sind unmittelbar für das Wohlwollen gar nicht vorhanden. Setzet ein einziges wollendes Wesen; begabt es mit der ganzen Fülle des Verlangens, das sich bey den Mehrern zerstreut finden mag: dies einzige Wesen bietet dem Wohlwollen gerade dieselbe Gelegenheit der Zueignung fremden Wollens, wie jene alle zusammengenommen.

Aber est ist nun einmal eine Mehrheit der Wollenden vorhanden! Man setze eine Summe der Befriedigungen, und von derselben, dem Wohlwollen gemäſs, jenes Gesammt-Wollen durchdrungen: nimmt man jetzt Theile an in dem Gesammt-Wollen, so [226] gehören zu denselben, Theile der Befriedigung, in der gleichen Proportion, worin jene erstern Theile zu einander stehn. Folglich kann dem Wohlwollen, welches zwar selbst nicht theilt, doch keine andre Theilung angemessen seyn, als die nach den Verhältnissen des Verlangens. Und schon so stöſst es an wider die billige Theilung, die einem Jeden gleich viel anweis't; und vielleicht wider die rechtliche, welche darum auf Dauer Anspruch macht, weil sie einmal besteht und anerkannt ist.

Noch andre Betrachtungen führt die Frage herbey: ob denn auch die Summe der Befriedigungen, ihrer Natur nach, so unbestimmt theilbar sey, daſs man darüber nur der Vorschrift der Ideen nachzuforschen hätte? Recht und Billigkeit kümmern sich wenig um diese Frage; das Recht setzt voraus, welche Theilung man gemacht habe, diese sey auch möglich; die Billigkeit verlangt, daſs man der gleichen Theilung sich zum wenigsten bestens annähern soll. Aber [227] das Wohlwollen fordert die gröſste mögliche Summe der Befriedigungen; und diese Summe kann selbst sehr abhängig seyn von der Art, wie das Vorliegende, aus welchem die Befriedigungen erwartet werden, getheilt, und wie es verbunden wird. Erinnert man sich also, daſs, dem Wesen des Verlangens gemäſs, das Verlangte eigentlich ein Künftiges ist, wobey ganz unbestimmt bleibt, wie viele Schritte seiner Umbildung das Gegenwärtige werde machen müssen, um sich in das Künftige zu verwandeln; und versetzt man sich, mit dem Wohlwollen, in das Verlangen selbst hinein, welches gegen jene Schritte der Umbildung, und gegen ihr besseres und schlechteres Gelingen nicht gleichgültig sein kann: so wird klar, daſs hier der Begriff der Verwaltung der vorliegenden Sachen nicht umgangen werden darf; als welcher eben auf dem Gedanken der bessern oder schlechtern Umbildung des Vorräthigen in die künftigen Befriedigungen beruht.

[228] Dadurch finden wir uns hingewiesen zu einer ganz fremden Sphäre von Begriffen; in welche die Ideenlehre nicht eintreten, von wo sie nur Hülfe begehren kann. Die Verwaltung lernt bey der Natur; sie empfängt ihre Regeln von den inwohnenden Eigenschaften der Dinge. Aber diese Regeln als Gesetze zu befolgen, gebietet ihr das Wohlwollen. Wie mag nun die Verbindung und Vertheilung der Sachen und der Geschäffte ausfallen? Wie mögen die Kräfte der Personen gebraucht werden? Zwar die Anstellung der Personen kann nicht weit abweichen von

der Stellung, die sich Jeder nach seinem besondern Darstellungstriebe, nach der Richtung seiner Phantasie und seiner Neigung, selbst würde gewählt haben; denn eines Theils liegt die Kraft eben in der Lust und Liebe, anderntheils ist die Begünstigung dieser Lust und Liebe ein beträchtliches Quantum von der ganzen Summe der Befriedigungen. Aber wie die Menge der Gelegenheiten sich verhalten möge zu der Menge der Wünsche? Wie viele [229] ausgeschlossen seyn werden, weil vielleicht die Geschäffte gewisser Mittelpuncte bedürfen, um die sie sich anhäufen, und in welchen nur für einen Einzelnen oder für wenige Platz ist? Welchem Wechsel diese Wenigen sich bey veränderten Umständen werden unterwerfen müssen? über solche Fragen läfst sich hier weiter nichts bestimmen, als dafs Alles unbestimmt bleiben mufs, bis ein besondrer Boden mit besondern Sachen, Umständen, Beschränkungen, Bequemlichkeiten, seine besondre Antwort dafür liefert. Nur soviel steht fest: dafs, nachdem die Gewinnung der gröfsten möglichen Summe der Befriedigungen aller Art, gesichert ist, die Vertheilung derselben so wenig als möglich abweichen mufs von den Verhältnissen der Empfänglichkeit und des Verlangens.

Diese Idee des Verwaltungssystems sinnt schon den bisher entwickelten Rechtsbegriffen eine starke Modification dadurch an, dafs sie allen Bestand von Rechten verbietet, die, sey es überhaupt, sey es zu bestimmten Zei-[230]ten, der Erreichung des allgemeinen Besten hinderlich seyn mögen. Indessen, die rechtlichen Einrichtungen sind wenigstens in Gedanken biegsam; man kann sich vorstellen, die Uebereinkunft sey so geschlossen, dafs sie die Veränderungen, deren die Verwaltung bedarf, gestatte, und selbst mit sich bringe. Aber härter wird der Zusammenstofs mit der Billigkeit. Die Gleichheit ist hier ganz vernachlässigt. Das Wohlwollen muthet Einigen grofse Entbehrungen zu, um Andre desto mehr zu begünstigen. Es verordnet Nichts, um die Ansprüche zu beschwichtigen, die sich dagegen erheben werden; es hat keine Antwort auf die Frage: wie man dem Streit begegnen solle, der aus den Ansprüchen hervorzubrechen nicht unterlassen wird. Mit der Gutmüthigkeit des Leichtsinnes scheint das Verwaltungssystem alle Angelegenheiten auf eine Spitze zu stellen, von welcher sie nicht nur der Natur der Dinge nach herunterfallen müssen, sondern sogar durch die übrigen Ideen heruntergestofsen werden.

[231] In der That, es hat keinen Ausweg, durch den es sich retten könnte gegen die Collision mit der Billigkeit. Und überdies mufs das Wohlwollen bekennen, dafs, wiewohl es den ursprünglichen Beyfall für sich anführen kann, doch nichtsdestoweniger, wenn es sich sammt seinen Einrichtungen verabschiedet, kein unmittelbares Misfallen nachbleibt; welches letztre erst eintritt, wenn mit Hülfe der Idee der Vollkommenheit; die Abwesenheit des Wohlwollens als ein Mangel dargestellt wird. Dagegen hat die Billigkeit den entscheidenden Vortheil, geradezu von einem Misfallen abzustammen; ja sie wird noch unterstützt von der Nähe eines zweyten Misfallens, wegen der schon erwähnten besorglichen Anlässe zum Streit.

Indessen liegt hinter der Collision eine Voraussetzung versteckt, welche hinwegzudenken nicht unmöglich, — welche hinzuzudenken sogar

im Allgemeinen ganz grundlos ist. Die Voraussetzung: Diejenigen, auf welche die Nachtheile der Ungleichheit fal-[232]len, würden ihre Entbehrungen, die zwar dem allgemeinen Besten förderlich wären, dennoch für ein Wehe achten. So freylich, aber auch nur so, hiefse es, ihnen absichtlich Leid zufügen, und die Nemesis wider sich aufrufen, wenn man sie den Regeln der Verwaltung unterwerfen wollte. Im entgegengesetzten Falle, wenn alle, vom gegenseitigen Wohlwollen durchdrungen, das allgemeine Beste für eine höhere Angelegenheit hielten, als jeden Privatvortheil, würden aus der Gleichheit nur Beraubungen entspringen. — Bleiben wir also im Reich der Ideen, so ist es nur Unachtsamkeit, die Billigkeit für minder biegsam gegen das Wohlwollen zu halten als das Recht.

Wäre aber die Rede von einer Annäherung zur Realisirung der Ideen: so treten die früheren Betrachtungen wieder ein; welche zeigen, dafs, beym Mangel des gegenseitigen Wohlwollens, die billige Gleichheit den Regeln der besten Verwaltung, und wiederum das Rechtlich-Anerkannte dem Billi-[233]gen vorgeht. Das schafft wenigstens Ordnung unter frommen Wünschen; es zeigt, dafs niemals nur der Schein einer Beförderung des Besten auf Kosten des Billigen, noch des Billigen auf Kosten des Rechtlichen darf zugelassen werden; endlich dafs die Riegel, welche der Verbesserung im Wege stehn, nur hinweggeschoben werden dürfen durch die Macht eines von allen Seiten zuströmenden Wohlwollens. Die Kunst, dieses zu erwecken, ist die Kunst, die erste, von den Ideen selbst vorgeschriebene, Bedingung einer gründlichen Verbesserung herbeyzuschaffen.

Hieran schliefst sich sogleich eine neue Ueberlegung, welche theils auf die Regeln der Verwaltung selbst einfliefst, theils einen Vorblick auf das Cultursystem veranlafst. Das Wohlwollen widmet sich einem vorgestellten fremden Willen. Seine erste Bedingung ist also, von diesem fremden Willen eine Vorstellung zu haben, das heifst, ihn zu kennen, und ihn zu begreifen. Denn [234] hier ist von wirklichen fremden Willen die Rede, nicht von eingebildeten, die in der Rechtsgesellschaft nicht vorkommen. Die wirklichen Personen also bedürfen einer solchen Gemeinschaft, dafs sie sich ihre Zwecke gegenseitig verständlich machen können. Vermöge derselben mufs Jeder das Opfer, was er zu bringen hat, verstehen lernen. Wie würde er dazu gelangen, wenn es der Verwaltung an Oeffentlichkeit, und den Hülfsmitteln aller Kenntnifs an gehöriger Vertheilung und Verbreitung fehlte?

---

[235]

Eilftes Capitel.

Cultursystem.

Nachdem das Wohlwollen gesprochen hat, noch etwas Höheres im Namen andrer Ideen zu fordern, ist unmöglich. Selbst wenig Neues läfst sich hinzusetzen; alles fliefst zusammen mit den Voraussetzungen,

die, als zu den Plänen des Wohlwollens gehörig, so eben sind angedeutet worden. Verständnifs, und Einverständnifs bis zur allgemein entgegen kommenden Güte, und Zusammenordnung aller Kräfte zur Erreichung des gemeinsamen Besten, und Uebung, Stärkung, Schonung, Bewaffnung dieser Kräfte durch die passendsten Mittel, dies insgesammt liegt in den Bedingungen des Verwaltungssystemes. Ja auch hinweggesehn von allen weitern Absichten des Gebrauchs für einen Zweck, schon die bloſse Ausbildung der [236] Kräfte, nur damit sie hervortreten und sich darstellen in ihren Wirkungen, — der eigenthümliche Grundgedanke des Cultursystemes, — ist darum der besten Verwaltung wesentlich, weil mit der Kraft zugleich eine ursprüngliche Lust des Hervortretens verbunden zu seyn pflegt, die Aeuſserung der Kraft also zur Summe der Befriedigungen gerechnet werden muſs. Nur nähere Bestimmungen kann hier das Cultursystem hinzuthun, indem es dem Streben zur Kraftäuſserung, vermöge der Idee der Vollkommenheit, gewisse Rücksichten vorschreibt, die es in der Wahl seiner Richtung zu beobachten hat. Hinwiederum begränzt das Wohlwollen die Ansprüche der Vollkommenheit in so fern, daſs es Uebungen, die weder aus Lust entsprangen, noch in ihren Folgen die frühere Unlust durch reichliche Befriedigung vergüten, selbst in dem Fall zurückweisen würde, wenn in der That das Ganze der Kräfte dadurch einen Zuwachs zu erhalten scheinen möchte. —

[237] Wo immer sich eine Menge von Strebungen wollender Wesen so beysammen findet, daſs sie der in Einen Anblick vereinten Auffassung nicht entgehn können: da ist einer vergleichenden Kritik nach bloſsen Gröſsenbegriffen ihr Stoff gegeben. Die schwächeren misfallen neben den stärkern. Es misfällt endlich der geringere Totaleffect neben dem gröſseren möglichen. Diese Betrachtungsarten sind aus dem zweyten Capitel bekannt. Es fragt sich nur, welche Anwendungen davon hier zu machen sind, wo nicht, wie dort, von einem einzigen Vernunftwesen, sondern von Mehrern geredet wird.

Offenbaren sich, zuvörderst, gewisse feste Naturgränzen, in welchen die Strebungen eines Wesens eingeschlossen sind: so liegt darin die Aufforderung, ein solches Wesen bloſs für sich zu betrachten, als das was es nun einmal ist; es wird also dem Verhältnifs entzogen, und die Beurtheilung schweigt. Erscheint hingegen die Begrän-[238]zung als zufällig, so tritt aus dem Misfallen die practische Weisung zur Verstärkung hervor.

Zunächst zur Verstärkung der schwankenden Strebungen bis zur Entschlossenheit wahrer und ächter Willen. In dieser Energie sollen die wollenden Wesen alle einander gleichen.

Was aber die Ausbreitung des Umfangs der Strebungen durch die ganze mögliche Mannigfaltigkeit ihrer Gegenstände anlangt: welche Forderung ist die rechte, Vielseitigkeit der Einzelnen, oder Aller als eines Ganzen betrachtet?

Die erstre liegt am nächsten. Sie ergiebt sich aus der Vergleichung der Einzelnen unter einander, in Rücksicht der Menge dessen, was ein Jeder liebt und treibt.

Allein wenn mehrere, auf gleiche Weise vielseitig strebende Personen in Ein Denken gefaſst werden: so zerlegt sich der ent-[239]standene Ge-

danke in so viele Begriffe, als Seiten der Vielseitigkeit unterschieden werden können; und in die Sphäre eines jeden dieser Begriffe fällt das, was unter ihm enthalten ist; dergestalt, daſs jedes Gleichartige in den Strebungen der Mehrern, zusammenflieſst in Eine Summe, als in eine intensive Gröſse, deren Grad alle die minderen Grade der einzelnen homogenen Strebungen in sich vereinigt. Eine solche intensive Gröſse, wiewohl nur in Gedanken vorhanden, giebt nun dem Betrachtenden einen Maaſsstab, neben welchem er unvermeidlich alles das Einzelne klein findet, was die Verschiedenen zerstreut vorzuweisen haben. So verschwinden die Individuen neben der Gattung; sie verschwinden fast wie die Exemplare neben dem Buche, dessèn Abdrücke sie sind. Nicht einmal zu erwähnen, daſs, wo eine Kraftäuſserung als Nachahmung einer frühern, sey es auch als vollkommen gelungene Nachahmung, erscheint, ihr doch immer der Begriff einer Verdoppelung anhängt, welche nichts ist neben dem [240] unendlichen Sprunge aus dem Nichts zum Etwas, den die Originalität darstellt.

Anstatt also den Begriff der Vielseitigkeit, d. h. der ungezähltvielen Strebungen, zu welchen der zufällige Reichthum vorhandner Gegenstände mag einladen können, — vielemal im Kleinen darzustellen, übernehme jeder Einzelne die Darstellung Einer von den vielen Seiten; so daſs die Gesammt-Darstellung keine andere Spaltungen und Gegensätze zeige, als die, welche den Unterschieden in dem Begriffe selbst entsprechen. Alsdann werden sich die intensiven Gröſsen, welche zuvor dem Zuschauer in Gedanken entstanden, in der Realität vorfinden; vorausgesetzt, daſs dieselbe Energie, die sich auſserdem in verschiedene Strebungen zertheilt würde geäuſsert haben, ohne Verlust in eine einzige Strebung sich concentriren könne.

Die Folge wird seyn, daſs nun nicht mehr die Einzelnen, sondern nur Alle als Eins, der Beurtheilung genügen. Denn die [241] Einzelnen, unter einander verglichen, würden Jeder den Mangel des Andern aufdecken. Aufgegeben also ist ihnen, sich so zusammenzufügen, daſs sie nur als ein Ganzes erscheinen. Die Trennung zwischen Einem und dem Andern muſs verschwinden. Wie ein einziges, durchaus vielseitig ausgebildetes Vernunftwesen sich in diesen oder jenen Gegenstand vertiefen, wie es aber auch aus einer und der andern Vertiefung zurückkehrend sich besinnen, und seine mannigfaltigen Begriffe, auf welche Weise sie es nur immer gestatten, von einander durchdringen lassen würde: so sollen auch die Mehrern einander geistig durchdringen können, ohne durch die Geschiedenheiten der Individualitäten daran gehindert zu werden.

Es muſs also Jeder den Gedankenkreis jedes Andern in sich aufzunehmen, und in denselben hinüberzutreten fähig seyn. Nichts Abstoſsendes darf sich finden in den Gedanken, vollends in den Strebungen, des Einen und des Andern. Welche Sicherung gegen [242] die Abstoſsung, welche Bedingungen jener Fähigkeit, welcher vermittelnde Gedankenkreis vielleicht erforderlich seyn möchte: dies läſst sich hier nicht verfolgen; es müſste aus der Beschaffenheit der Strebungen entwickelt werden; hier aber kommt bloſs die Quantität derselben in Betracht. Jedes Glied des Cultursystemes, — dabey bleiben wir stehn, — muſs auſser einer eigenthümlichen Hervorragung noch eine vielfache Empfänglichkeit

besitzen, vermöge welcher es sich jede fremde Vorzüglichkeit, einzeln genommen, wenn schon nicht die Gesammtheit aller, würde aneignen können.

Alles bisherige beruht auf der Voraussetzung: die Mehrern sind einem Anblick ausgesetzt, der sie zusammenfaſst. Sofern demnach jeder einzelne sich einem solchen Anblick entzieht, sich in sich verschlieſst, sich wenigstens nicht in der Mitte der gröſsern Mehrheit erblicken läſst: verschwinden auch die gezogenen Folgerungen; es tritt dagegen das Gesetz der Beurtheilung des [243] einzelnen Vernunftwesens wieder hervor, nach welchem jede Persönlichkeit ihrem eignen Maaſse gerecht, d. h. gleichschwebend vielseitig seyn soll. Hieraus ergiebt sich die Regel der Aeuſserung und Zurückhaltung. Die einzelne Hervorragung nämlich, (welche soviel möglich in Eins soll gedrängt werden) verlangt öffentliche Darstellung; denn der individuellen Vollkommenheit bringt sie mehr Schatten als Licht, hingegen im Cultursystem kann sie einen Werth erlangen; und da darf neben ihr alle übrige Ausbildung nur als Empfänglichkeit erscheinen. Das Gleichmaaſs dieser übrigen, mannigfaltigen Ausbildung ist der Schmuck der Person, sofern sie allein steht; und da gebührt sichs, der hervorragenden Stärke zu vergessen. —

Unvermeidlich aber zählen die Mehrern auf einander; weil sie nur zusammengenommen der Idee entsprechen. Daraus entsteht, wenn schon nicht die Erklärung, so doch die Präsumtion eines rechtlichen Verhältnisses unter ihnen; welches auf man-[244]cherley Weise kann verletzt werden. Zwar das wäre nur Wettstreit, wenn zu einer und derselben Stelle im Cultursystem sich Verschiedene drängten, und es sich nun fragte, wer als die schwächere Wiederholung des andern anzusehen sey? Denn immer würde die Idee realisirt; auch hat das Cultursystem kaum so feste Stellen, daſs nicht jede Individualität sich einen eignen Platz darin sollte schaffen können, sofern sie nur gänzlich an ihre Eigenthümlichkeit sich hält. Aber wenn eine Hauptseite der Vielseitigkeit, von denen, welche dieselbe darzustellen vorgäben, vernachlässigt, — oder, wenn eine andre Seite weiter, als der Begriff es mit sich bringt, hervorgestellt, wenn durch fremdartige Mittel dieselbe zum Nachtheil der Gesammt-Erscheinung überwiegend bemerklich gemacht würde; — endlich, was das Schlimmste wäre, wenn irgendwo die Bedingungen der Anschlieſsung und Mittheilung verletzt, Eröffnungen verweigert, oder die Sprache verdorben, oder der vermittelnde Gedankenkreis in Unordnung gebracht [245] würde: in allen diesen, und ähnlichen Fällen lassen sich Verschuldungen denken, welche an die Begriffe der Rechtsgesellschaft und des Lohnsystems erinnern, und zu nähern Bestimmungen dessen auffordern, was in einem vorhandenen Cultursystem, und in wiefern es zu jenen rechtlichen Präsumtionen Anlaſs gebe, damit nicht auch hier ein Unheil, ähnlich dem des zweifelhaften Rechts, Platz greife.

Dies wird noch bedeutender, wenn man sich des Totaleffects erinnert; dessen Gröſse schon für die Idee der Vollkommenheit in Betracht kommt; und der überdas vielleicht zur Realisirung andrer Ideen möchte beyzutragen haben. —

Die Sphäre, durch welche sich die Aufforderung verbreitet, zum Cultursystem zusammenzutreten, ist so weit, wie irgend eine schon geschlossene, beharrliche Gemeinschaft reichen mag; und die Aufforderung ist desto stärker, je dichter die Glieder dieser Gemeinschaft stehn, je ge-

wisser sie dem Zu-[246]schauer in Einen Anblick zusammenfallen, je weniger die quantitativen Vergleichungen ausbleiben können. Die Möglichkeit des Cultursystems aber hängt ab von den Mitteln der Communication; und wenn die Sphäre der gleichartigen Mittheilung enger oder weiter ist, als die der Rechtsgesellschaft, des Lohn- und Verwaltungssystems, so wird mit diesen das Cultursystem seiner Ausdehnung nach nicht zusammentreffen. Jedoch das Verwaltungssystem wenigstens, trägt, wie gezeigt, solche Bedingungen in sich, dafs, wo man dieselben voraussetzt, da auch zu der geistigen Durchdringung, wie sie hier gefordert ist, nur wenig fehlen mufs. Tritt nun diese geistige Durchdringung wirklich ein: so veredeln sich die sämmtlichen, bisher beschriebenen Gesellungen, zu einer vergröfserten Darstellung derjenigen Idee, welche in ihrer einfachen Gestalt die Würde des einzelnen Vernunftwesens vorbildet, indem sie alles, was an ihm mit Beyfall zu betrachten ist, in sich einschliefst.

---

[247] Zwölftes Capitel.

Beseelte Gesellschaft.

Wenn die Individuen von einem Geiste bewegt werden, den kein Einzelner sich eigen, und auch keiner sich fremd fühlt: so mögen sie ihn ansehen wie eine Seele, die in ihnen Allen, in ihrer Gesammtheit lebe.

Soll aber in Wahrheit dieser Geist für Mehr gelten als für eine ähnliche Sinnesart, die sich in Allen wiederholt: so mufs er seiner Beschaffenheit nach die Individualität überschreiten.

Zuvörderst: er mufs der Individualität nicht anhängen. Nichts darf ihm gemein seyn mit den Strebungen, Begehrungen, Willen, Entschlüssen, woran man den Strebenden, den Wollenden erkennt, dessen Regsamkeit es ist, die da strebt und will. [248] Vielmehr, dort hat man jenen Geist zu suchen, wo von dem Wollen nur das nichtige Bild anzutreffen ist, — in dem Spiegel, in dem Auge, worin die Vollendung des Bildes Eins ist mit dem ursprünglichen Beyfall und Tadel; in der Beurtheilung, welche der Beschauung überhaupt, der Intelligenz im Allgemeinen angehört, und welche auf gleiche Weise einem Jeden, der innerlich frey ist, sich wird verkündigen müssen. Aber diese Beurtheilung legt ihre Resultate nieder in den Ideen. Sie allein können demnach eine Gesellschaft in Wahrheit beseelen.

Ferner: die ursprünglichen Ideen stammen zwar nicht von der Individualität, aber sie gelten in ihrer practischen Weisung dem Einzelnen oder demjenigen Paar, bey welchem die beurtheilten Verhältnisse sich finden. Zu der unbestimmten Mehrheit wollender Wesen sprechen dagegen die abgeleiteten Ideen. Dieselben erkennen, und ins Werk richten, schafft aufs neue die Har-[249]monie der Einsicht und Befolgung; diese innere Freyheit gebührt der Gesellschaft.

Sey irgendwo die Rechtsverbindung, vielleicht zugleich das Lohnsystem realisirt: nicht die einzelnen Glieder können es sich zuschreiben, daſs nun dem Vorbilde das Nachbild entspricht. Denkt jemand sich einzeln: sogleich muſs dies Vorbild ihm verschwinden. Aber denkt er es vielleicht als Vorbild für die Andern? So ist er entwichen aus dem Verhältniſs, dem der Beyfall gilt. Ihn selbst trifft dieser Beyfall nur, so fern Er der Nachbildenden Einer ist. Wiederum die Bloſs-Nachbildenden sind ebenfalls auſser dem Verhältniſs; möge die Idee sie erleuchten, damit sie wissen was sie thun; so gehören sie der beseelten Gesellschaft.

Es wäre der erste Fehler, der hier begangen werden könnte, wenn man, (gemäſs der unvollkommnen Darstellung des Atheniensischen Weisen,) die Einsicht, die Stärke, die Haltung, durch drey gesonderte Classen [250] der Mitglieder des Vereins bezeichnen wollte. Alsdann vernimmt zwar der Denker die Harmonie der innern Freyheit, aber er kann sie den vereinzelten Elementen nicht zuschreiben, denen nichts einwohnt von dem Verhältniſs worin sie gedacht wurden.

Ein zweyter Fehler könnte aus unvollkommner Nachweisung dessen, was die gesellschaftliche Einsicht einsieht, entspringen. Die abgeleiteten Ideen sind aber schon entwickelt. Wenn mit der Rechtsverbindung das Lohnsystem dasteht, — aber beyde nur als die äuſsern Umrisse einer durch die Sorge für Verwaltung und Cultur bis ins Einzelne bestimmten Anordnung: alsdann lebt in dem Verein diejenige Seele, welche ein vollkommnes Leben hat; dagegen die bloſse Rechtlichkeit, — oder auch die bloſse Cultur, gar vieles todt lassen würde, das nicht umhin könnte, durch vielfache Misgestalt den ganzen Anblick zu verderben.

Wiewohl nun die ganze Einsicht sich finden soll bei einem Jeden: so ist doch [251] nicht zu vergessen, daſs hier unter der Einsicht nur die ursprüngliche Beurtheilung verstanden wird; nicht aber die lange Reihe der Folgerungen, unter deren Prämissen sich eine groſse Menge von empirischem Ursprunge mischt, indem sie herrühren von dem Boden, auf welchem eine bestimmte Mehrheit in Gemeinschaft steht, und welchen sie theilt, verwaltet, und die Bedingungen der Cultur herzugeben nöthigt. Was zur Anwendung der Ideen gehört, dies erforschen und wissen ist schon ein Theil der Befolgung, die von verschiedenen auf verschiedene Weise geleistet wird. Und kaum bedarf es der Erinnerung, daſs selbst das systematische Wissen der Ideen auf einem speculativen Geschäfft beruht, welches kunstmäſsig zu vollführen keinesweges von der Gesammtheit verlangt wird, die von der ursprünglichen Beurtheilung soll beseelt seyn.

Unmittelbar durch diese Beurtheilung besitzt die beseelte Gesellschaft ein gemeinsames Gewissen. Aeuſsert sich in Einem oder [252] dem Andern das Urtheil, nur frey und rein vom individuellen Streben, so macht es unfehlbar Anspruch, auch da wo es vernommen wird, solches Gehör zu gewinnen, als wäre es das eigne Urtheil des Hörenden selbst. Man kann ihm nicht als einer Zudringlichkeit Schweigen gebieten; und bezweifelt könnte es nur werden in Rücksicht der Subsumtion eines Gegebenen unter die Ideen. — Es weiſs aber das ge-

meinsame Gewissen nur von den gesellschaftlichen Ideen, es weifs nichts und sagt nichts über die persönliche innere Freyheit der einzelnen, noch über die Vollkommenheit der Individuen nach ihrem eignen Maafs, noch über die ursprünglichen Gefühle des Wohlwollens, sofern dieselben auf Einzelne, und nicht aufs allgemeine Beste gerichtet sind. Dasselbe würde von den Verhältnissen nach Recht und Billigkeit unter Zweyen zu bemerken seyn, fielen diese nicht gröfstentheils unvermeidlich zusammen mit der Rechtsgesellschaft und dem Lohnsystem.

[253] Jedes Mitglied der beseelten Gesellschaft wird also in sich unterscheiden, was ihm die Gesellschaft sey, was er selbst sich sey und von sich wolle. Aber auch die Gesellschaft wird die Mitglieder unterscheiden, in Hinsicht dessen, was, und wieviel sie ihr sind und leisten. Es gehören nämlich die Einzelnen nicht ihr unmittelbar, sondern zunächst den in ihr verbundenen Systemen an. Wie in dem organischen Leibe mehrere Systeme zwar zu Einem gemeinsamen Leben sich gegenseitig unterstützen, dennoch aber jedes zunächst mit eigner Kraft, und seinem eignen Begriffe gemäfs, das ist, was es ist: so werden auch die Vereinigungen für Recht, Lohn, Verwaltung und Cultur zwar eine durch die andre bestimmt, ursprünglich aber ruhet jede auf der Idee, deren eigenthümlicher Ausdruck sie ist; und die Vereinigten gelangen nur durch besondre Leistungen (wenn schon Einer durch ein mehrfaches Besonderes,) in den allgemeinen Mittelpunct der gesellschaftlichen innern Freyheit. Nun gehören ohne Zweifel die besonderen Verei-[254]nigungen alle auf gleiche Weise zur allgemeinen Einheit; ob also eine Leistung dem Systeme des Rechts oder der Verwaltung, des Lohns oder der Cultur gewidmet sey, das vermag keinen Unterschied ihres Werths zu bestimmen. Aber jeder Beytrag kann gemessen werden, an dem Ganzen, dem er sich darbietet; und hier offenbaren sich vielleicht Unterschiede der Gröfse, aus welchen Unterschiede des gesellschaftlichen Werthes folgen, wodurch ein Mitglied wichtiger wird, als ein andres. Die Auszeichnung durch diese Wichtigkeit mag Rang heifsen; es darf damit die Ehre nicht verwechselt werden, welche rein aus dem Persönlichen hervorgeht. Der Rang in der beseelten Gesellschaft giebt, mit der gebührenden (wenn schon nicht wirklich erlangten) Ehre, zusammen genommen, eine Summe, deren Maximum zu erreichen dem Einzelnen aufgegeben ist.

Da sich die Geschäffte der Verwaltung, die Zweige der Cultur, die Besorgungen der [255] Lohn- und Rechts-Einrichtung, sammt ihrer Vertheilung, nicht durch Ideen, sondern nur nach dem Boden, worauf die Vernunftwesen stehen, bestimmen lassen: so wird auch die äufsere Erscheinung der beseelten Gesellschaft gar sehr von den zufälligen Bedingungen ihrer Existenz abhängen. Unterschiede in der Anzahl ihrer Mitglieder, in der reichlichen oder kärglichen Ausstattung durch die Gegenstände der ursprünglichen Begehrungen, werden eben so grofse Unterschiede in der mehr oder minder durchgeführten Zerlegung und Zertheilung der Geschäffte zur Folge haben. Immer soll das Ganze dargestellt werden; immer sollen die einzelnen Systeme mit gleicher Sorgfalt realisirt seyn; wie das Individuum, so soll die Gesellschaft ihrem eignen Maafse gerecht seyn, und den auf gleiche Weise absoluten Ideen

gegenüber, keinen Vorzug und keine Hintansetzung durch ungleich vertheilte Bereitwilligkeit in der Befolgung zu erkennen geben.

[256] Verschiedene Ausführungen der gleichen Forderung, welche sich da zeigen müssen, wo mehrere beseelte Gesellschaften neben einander vorhanden sind, können der vergleichenden Betrachtung sich nicht entziehn; die minder vollkommne Darstellung der Idee wird neben der besser ausgeführten misfallen. Aber nicht nur dies: sie haben auch unter sich dem Streit vorzubeugen; den rechtlichen Einrichtungen fügen die des Lohnsystems sich an; die Verwaltung wird durch eine eingegangene Gemeinschaft gewinnen; endlich das Cultursystem vermeidet gern die doppelten Exemplare. Kurz, sie werden zusammenschmelzen: — wenn die Bedingungen der Mittheilung, auf dem ganzen Boden, der die mehrern Gesellschaften trägt, gleichförmig verbreitet sind. Der entgegengesetzte Fall ist der entscheidende Grund, dafs sie getrennt bleiben müssen. Aber hier sind Grade möglich; findet nicht gleichförmige Innigkeit der Mittheilung statt, so führt doch eine minder vollkommne Leichtigkeit derselben immer noch den Beruf mit sich, zu sor-[257]gen, dafs die gesellschaftlichen Ideen nicht vernachlässigt erscheinen. Auf die Weise kann eine gröfsere beseelte Gesellschaft sich aus mehrern, in sich selbst enger verbundenen, zusammensetzen; ja diese Articulation kann fortgehn nach innen und nach aufsen, ohne Gränze für die Distanz zwischen den Individuen und dem obersten Einheitspuncte. Unverkennbar liegt in solcher Gesellung eine Tedenz zur vollkommnen Einigung; allein auf keinem andern Wege, als durch Aufhebung der Hindernisse, welche der gleichförmig innigen Mittheilung zuwider sind. Hat die Natur des Bodens, haben die ersten Bedingungen der Gemeinschaft, dergleichen Hindernisse ursprünglich festgestellt: so steht das Streben zur Einigung hiebey still; denn es kann nichts Neues auf Kosten seiner Grundlage gewinnen wollen.

Vervielfältigt zwar, und vielleicht wie in vielfarbiger Beleuchtung, doch sich selbst immer gleich, wird in den Theilen und im Ganzen die Würde erscheinen, welche der [258] beseelten Gesellschaft eigen ist. Zur Würde erhebt sich das Reine, wenn es, als rein, zugleich richtig, schicklich, schön und stark ist. Rein an sich ist dasjenige, was seinem eignen Begriffe durchaus entspricht. Wenn nun die Reinheit der innern Freyheit zukommt, der Grundidee für die beseelte Gesellschaft; und wenn man der Rechtsgesellschaft die Richtigkeit, dem Lohnsystem das Schickliche, dem Verwaltungssystem die Schönheit, dem Cultursystem endlich die Stärke, als ihre allgemeinen ästhetischen Charactere, vorzugsweise zuschreiben darf: so ist Würde der angemessene Name für die ganze Vortrefflichkeit, zu welcher alle Vereinigungen vereinigt sind, indem sie, der innern Freyheit gegenüber stehn; das gröfste Nachbild dem ersten Muster.

Zweytes Buch.

Die Ideen und der Mensch.

[261]

Erstes Capitel.

Tugend und ihr Gegentheil.

Es giebt eine Stimmung, worin das Gemüth sich den Ideen so unmittelbar anschmiegen möchte, daſs es sich aller Sorge für das Zeitliche entschlagen würde, wenn es nur könnte. Was liegt daran, dürfte Jemand sagen, ob, was für heute ist und für morgen, sich ein wenig mehr, ein wenig minder gefallend oder misfällig darstelle? Man muſs so vieles dulden, man kann nicht alles in den richtigen Formen festhalten; das meiste ist zu unstet, um etwas Bestimmtes zu seyn, und zu ungelehrig für schöne Bewegungen; gehe es denn wie es kömmt! und halte das geistige Auge fest an dem Un-[262]wandelbar-Trefflichen! fest an den Mustern, die, als Muster, des Fehlens und Fallens unfähig sind. — Vermöchte man nur, das Ewig-Schöne in ungetheilter Anschauung zu fassen: wozu dann noch sich kümmern um die Wünsche des Augenblicks? Um diese Wünsche, welche hineinfahren ins menschliche Gemüth, und herdurchgleiten, wie es dem Zufall beliebt. Mag immerhin die Neigung ihr loses Spiel in uns treiben: wir werden, von unsrer Höhe herab, mit ihr scherzen, ohne ihren Scherz für Ernst zu nehmen. Unser eignes zeitliches Daseyn werden wir leicht tragen; wir werden uns treiben lassen, wohin eben der Wechsel führt, nicht aber, ihm peinlich entgegen kämpfend, den Ernst verschwenden, der einer höhern Tugend gehört; einer mühelosen, einer seligen Tugend, welche nichts anders ist als die Stärke des Anschauens des In-sich-Vortrefflichen.

So ungefähr möchte die Stimmung zu bezeichnen seyn, welche entsteht, wenn von einer Menge in einander schwindender ästhe-[263]tischer Wahrnehmungen das angenehme Gefühl nachbleibt, zugleich in reiner Hingebung und reiner Selbstthätigkeit ein volles Leben, das seinen Zustand nicht ändert, zu leben: — in der That das wohlbekannte Eigenthum des Urtheilens im vollendeten Vorstellen. — Diese Stimmung wird zunehmen, sie wird inniger werden, je mehr, im Verhältnifs gegen das Totalgefühl, die einzelnen, scharfen Auffassungen und Beurtheilungen sich verdunkeln; sie wird abnehmen, sie wird aufgehoben seyn, sobald volle Klarheit dessen, was den Geschmack beschäfftigt hatte, in jeden Punct zurückkehrt.

Denn wie wäre es möglich, die Ideen, jede einzeln, selbst zu erkennen, und dann doch die Verhältnisse, für welche sie Muster sind, gering und keiner Sorge werth zu halten. Hat es Sinn, die Idee der innern Freyheit mit Beyfall zu betrachten, zugleich aber sich selbst dieser bloſsen Einsicht wegen zu loben, während der Wille, wie es sich fügt, ihr entspricht oder nicht? Hat es [264] Sinn, das Wohlwollen zu achten, und sich, eben dieser Achtung wegen, bey einem kalten Herzen für gut zu halten? Die Kraft zu rühmen, und im Gefühl der Schwäche mit sich zufrieden zu seyn? Recht, und Billigkeit, und die sämmtlichen abgeleiteten Ideen, alle jene und diese, wo sind sie denn? Haben sie irgend einen besondern Sitz, und entspringen sie in der Beurtheilung Eines Willens vielmehr als eines andern? Weil sie der Zeit nicht erwähnen, widerstrebt ihnen etwa darum das Zeitliche? Weil sie das Individuum nicht kennen, stehn sie etwa darum im Gegensatz gegen die Individualität? Allgegenwärtig sind die Ideen bey allem Wollen. Wäre kein Wollen, so würden sie nirgends seyn, und auf Nichts deuten. Es ist längst bemerkt, daſs das stärkere Wollen sie mehr realisirt als das schwächere; würde aber irgend ein Wollen geradehin als unbedeutend ihrer practischen Weisung entzogen, so wäre keine Gränze mehr, wo das Bedeutende anfinge und vom Unbedeutenden sich schiede.

[265] Ist also Tugend das Reelle zu den Ideen, oder, ist sie die Eigenheit eines Vernunftwesens, vermöge deren es den practischen Ideen gemäſs, Gegenstand des Beyfalls wird; und treffen wir eben deshalb auf sie zuerst, indem nach Endigung der Ideenlehre jetzt die Sphäre des Wirklichen, worauf dieselbe sich bezieht, in Betracht kommt: so kann die Tugend am wenigsten in die bloſse Einsicht gesetzt, — und es kann das lebendige Gefühl derselben am wenigsten in einer bloſs ästhetischen Stimmung erreicht werden. Denn die Einsicht, (nämlich die ästhetische Einsicht, die Erzeugerin der Ideen, von welcher hier allein die Rede ist) giebt zu dem Verhältniſs, das mit dem Namen innere Freyheit ist bezeichnet worden, nur ein einzelnes Element. Sie, für sich allein und an sich selbst, ist gleichgültig.

Eher könnte bloſses Wollen den Rang der Tugend gewinnen; durch Stärke und Güte, bey Abwesenheit des Streits und des absichtlichen Wehethuns. Wird aber ein solches [266] Wollen als Eigenschaft des wollenden Wesens gedacht; so fehlt ihr, um den ganzen Beyfall nach den sämmtlichen Ideen zu gewinnen, ein Merkmal; denn von innerer Freyheit kann nicht die Rede seyn, wo das Wollen nicht im Verhältniſs zur Einsicht steht. Darum wird die Tugend nicht bey wollenden Wesen überhaupt, sondern nur bey Vernunftwesen gesucht.

Also das Verhältniſs zwischen der ganzen Einsicht, (der Erzeugung aller practischen Ideen) und dem ganzen entsprechenden Wollen, — dies Verhältniſs, als reelle Eigenheit eines Vernunftwesens, ist dessen Tugend. Wie kann denn ein Verhältniſs, als solches, reell seyn? da das Verhältniſs nur zwischen seinen Gliedern gedacht wird, die Glieder aber rein getrennt, unabhängig einander gegenüberstehn müssen?

Diese Frage ist nicht klein. Sie wird desto wichtiger, wenn man der wandelbaren Stimmungen des Menschen gedenkt. Kann die Einsicht

ermatten, kann das Wollen sich ändern: so ist die Tugend zwiefach wandelbar, denn jedes Element kann das andere verlassen. Nicht zu gedenken der Vielfachheit in der Einsicht, und in dem Wollen; wodurch wiederum die Wandelbarkeit sich vervielfältigt.

Wie wäre es, wenn man sich hier hülfe durch ein Postulat? Durch das Postulat Eines Princips, in welchem die Tugend ihre Realität habe? Eines Princips, welches Einsicht und Wille zugleich sey? worin also beyde, nothwendig verbunden, dem Beyfall seinen beharrlichen Gegenstand darstellten? — Man verlöre wenig an demjenigen Beyfall, welcher der natürlichen Stärke und dem natürlichen Wohlwollen gebührt; diese Dinge wenn sie sich etwa[1] irgendwo fänden, möchten immerhin in die Mitte fallen zwischen der Tugend und dem Gleichgültigen: das Wohlwollen aus Einsicht und in der Einsicht wäre das wahre tugendhafte Wohlwollen; und nicht anders wäre die wahre tugendhafte Stärke nur die aus jenem Einen [268] Princip. Ja dies Princip, da die Ideen absolut sind, würde auch absolute Güte und absolute Stärke besitzen; wogegen die gradweise zu- und abnehmenden Naturkräfte nichts sind. Die innere Freyheit würde transscendentale Freyheit. Die Einsicht, wenn man ihre Beziehung aufs Wollen, und die Beziehung des Wollens auf Gegenstände weiter und weiter verfolgt, — möchte, alles absolut gesetzt, leicht Einheit des Gewissens mit dem sämmtlichen Wissen ergeben. Endlich, da doch auch die abgeleiteten, gesellschaftlichen Ideen der Tugend nicht fremd seyn können, — die TRANSSCENDENTALE FREYHEIT DER BESEELTEN GESELLSCHAFT, als reelle Einheit, ergiebt das Absolute in seiner Fülle, so weit es wenigstens von practischer Philosophie aus mag erkannt werden.

Die Ausführung bleibt andern Systemen überlassen. Wer die Ideen ohne das Seyn nicht fassen kann oder will: der mufs auf diesen Weg gerathen. Das Postulat selbst aber [269] ist nicht nur ganz grundlos, sondern es stört sogleich die ästhetische Betrachtungsart, welche der practischen Philosophie eigenthümlich ist; und verwirrt sie mit der theoretischen. Das Reelle, worin Einsicht und Wille Eins sein sollen, kann als Princip der Tugend nur gedacht werden, indem wiederum Einsicht und Wille geschieden, indem sie als zwey getrennte Glieder eines Verhältnisses hingestellt werden. So, und nur so, sind sie für die Beurtheilung vorhanden, die ihnen ihren Werth zuspricht. Diese Beurtheilung weifs nichts von dem Einen, welches sie zusammenhält; genug wenn sie sie zusammenfindet, und kein blofs willkührliches Zusammendenken etwas ganz Getrenntes aneinander gerückt hat. Mischt aber ein Räsonnement über das Eine, von metaphysischen Ansichten geleitet, sich in die ästhetische Beurtheilung: so ist es um die Reinheit der practischen Philosophie geschehen, und es ist kein Wunder, wenn Resultate zum Vorschein kommen, denen sie geradezu widerstreitet.

[270] Möchte nun die innere Möglichkeit der Tugend für die Theorie noch so räthselhaft seyn; die gegenwärtige Untersuchung ignorirt das Räthsel ganz und gar. Hier kommt es nur darauf an, das Ideal der Tugend zu beschreiben; denn der Name des Ideals scheint passend für ein Reelles,

[1] „etwa“ fehlt in SW.

das nicht als solches erkannt, sondern nur gedacht ist, wie es seyn müfste, um Ideen zu realisiren. Dies nun kennt die practische Philosophie, wenn nicht als Einheit, so doch als ein Ganzes, und Geschlossenes; sie hat von ihm zu sagen, was es einschliefse, was es ausschliefse, wem es sich anschliefse.

Dafs es ein Mannigfaltiges einschliefse, folgt schon aus der Mehrheit der practischen Ideen. Es ist also Stoff und Form daran zu unterscheiden. Es darf kein Theil der Einsicht noch des entsprechenden Willens mangeln; es darf auch nichts an der Verbindung der Theile fehlen. — Die Beurtheilung, wie sie durch die sämmtlichen Ideen ausgedrückt wird, mufs gleichmäfsige [271] Stärke besitzen; hinweg also mit jeder Einseitigkeit, welche mehr die Anerkennung des Rechtlichen, oder mehr die Achtung für innere Freyheit, oder mehr den Beyfall für die Güte, eines mit Zurücksetzung des andern hervortreten läfst; — hinweg vollends mit der Leerheit, die sich blofs an der Form des Starken und Vielen ergötzt! Eben so mufs, in dem Willen, der ganzen Fülle von ursprünglicher Regung und Strebung die natürliche Güte das Gleichgewicht halten, — das reine Wohlwollen, welches nicht zuerst die Idee, sondern geradezu die fremden Willen umfafst. Treffen aber die ursprünglichen Strebungen unordentlich wider einander, so dafs die Gesammtwirkung verliert; oder, treffen sie, und trifft selbst das Wohlwollen, sich im Streit mit andern Willen: alsdann bedarf es einer verneinenden Kraft; einer Kraft, welche, indem sie den Ideen des Rechts, oder auch der Billigkeit, sich widmet, zugleich die Haltung der innern Freyheit darstellen wird; während sie die Quantität der gesammten Strebung, durch ihre [272] eigne Stärke ersetzt, und dem Wohlwollen blofs die Äufserung versagt. Diese Kraft, — der Widerstand, den die Tugend leistet, — würde unendlich gedacht werden müssen, wenn man die ursprünglichen Strebungen als fähig ansähe, zu jedem Grade der Stärke sich zu erheben. Aber die Strebungen haben ihre Gegenstände; diese Gegenstände sind empirisch, man lernt sie erst kennen, ehe man darnach strebt, und die Begierde erhebt sich in der Zeit von einem Grade zum andern. Ehe sie nun die hohen Grade erreicht, welche das Gleichgewicht des Gemüths stören könnten, drängt schon die Maxime: schlechterdings nichts Äufseres DURCHAUS zu wollen. Der Tugendhafte weifs im Allgemeinen, jede Strebung könne in Misverhältnisse gerathen; und er will im Voraus für solche Fälle, dafs die Strebung weiche. Er will also, dafs sie nie mächtiger werde als dieser Wille selbst. — Der Tugendhafte hängt an gar Nichts; er hat keinen absoluten Plan; selbst nicht den, die Weisheit zu erringen, sofern dies Streben die [273] Gunst der Zeit und der Umstände würde gewinnen müssen.

Diese Kraft, zu sich selbst Nein zu sagen, welche man unaufhörlich geschäfftig sieht bei den seltenen Menschen, denen die Tugend natürlicher ist, — und zwar so geschäfftig, dafs mit der Bändigung des fehlerhaften Strebens sogleich das Edle aus der innern Fülle mit einer Energie hervorspringt, als hätte das Positive sich aus dem Negativen erzeugt, — diese Kraft mufs da gefehlt haben, wo sich Laster einwurzeln konnten. Das Laster, welches, mit der Untugend gemeinschaftlich, durch die Tugend ausgeschlossen wird, unterscheidet sich von der Untugend, wie das conträr

von dem contradictorisch Entgegengesetzten. Jeder Mangel in dem, was zur Tugend gehört, ist Untugend; das Laster hingegen ist selbst positiv. Aber jedes einfache positive Begehren, ist für sich gleichgültig, oder, wie man gewöhnlich sagt, unschuldig. Nur wenn es in ein Misverhältnifs gerieth, konnte es Tadel [274] verdienen; und erst, wenn dieser Tadel gering geschätzt wird, beginnt das Laster; welches bis zur Bosheit steigt, durch den allgemeinen Entschlufs, nie mehr auf solchen Tadel zu achten. —

Es kann der Laster viele geben; der Untugenden ebenfalls. Eben so vielfach kann die Energie sich zeigen, welche den Strebungen wehrt, die das Laster fürchten lassen; und welche mit Anstrengung da arbeitet, wo etwas Schwaches die Tugend verunstalten könnte. Rechnet man hinzu die ursprüngliche Mannigfaltigkeit in dem rein Positiven der Tugend wegen der Mehrheit der Ideen; so ist nicht schwer abzusehen, wie die Eine Tugend in mehrere Tugenden (als in Factoren, nicht in Theile einer Summe) sich zerlegen liefse, wenn es auf fortgeführte Scheidungen in Begriffen ankäme. Scheidungen, die immer nicht für psychologisch gültig würden zu halten seyn, die aber für specielle Anwendung der practischen Philosophie zu gebrauchen wären.

[275] Der Tugendhafte ist ohne Zweifel nicht eingeschlossen in die Gränzen dieses Begriffs. Denn er hat Gegenstände des Wollens, und er hegt Achtsamkeit für fremdes Wollen, Achtsamkeit für die Verhältnisse die daraus entstehn. Was dem zu folge in seinen Gesichtskreis fällt, das beschäfftigt das Gemüth noch auf mancherley andre Weise, als so, wie es durch die Tugend unmittelbar bestimmt ist. Und Ihn kann es gewifs auf jede mögliche Weise beschäfftigen. Oder wofür wäre derjenige unaufgelegt, der das Wollen und Wohlwollen mit dem vollendeten Vorstellen eben dieses Wollens und Wohlwollens verbindet? Wer sich selbst gegenüber treten kann: der steht eben dadurch allem Andern gegenüber, es zu betrachten und zu durchforschen wie immer es sich betrachten und durchforschen läfst. Die empirische Kenntnifs, die speculative Spannung, die ästhetische Hingebung, selbst der Scherz und das Lachen, liegen, obschon verschieden an sich, doch der Gemüthsstimmung nach ganz nahe beysammen, [276] sobald diese Stimmung entsprungen war in dem Abbrechen der Neigung und Abneigung, um sie, folglich auch das Reich ihrer Gegenstände, als Object vor sich hinzustellen. Wo die innere Freyheit ist: da sind die Hindernisse entfernt, welche sonst der mannigfaltigen Beweglichkeit des Geistes Eintrag zu thun pflegen.

Diese mannigfaltige Beweglichkeit giebt Muth und Fröhlichkeit: und die beharrliche Einsicht ist gewifs ihrer Natur nach nicht Trübsinn, sondern Heiterkeit. Ob darum aber die Tugend geradehin für glückselig unter allen Umständen dürfe erklärt werden? Die bejahende Antwort möchte etwas voreilig seyn. Doch diese Frage schaut hinüber in das folgende Capitel.

[277] Zweytes Capitel.

Ausdruck der Tugend im Handeln und Leiden. Pflicht überhaupt.

Die Tugend hält sich nicht immer zu Hause; sie tritt hervor in eine fremde Welt. Was in dieser Welt sey und werde, ist ihr nicht gleichgültig. Sie kann also davon leiden. —

Ob die Tugend handeln solle? wäre eine falsch gestellte Frage. Sie wird handeln, wenn es Gelegenheiten giebt, die ihr angemessen sind. Schon ihre ersten Elemente bringen es mit sich. Die natürlichen Strebungen aller Art, und mit ihnen das Wohlwollen, setzen sich von selbst in Wirksamkeit. Rechtsverbindung, Lohn-, Cultur- und Verwaltungssystem fordern auf zur Geschäfftigkeit. — Aber auch die Gesammt-[278] einsicht wird sich äufsern als Darstellungstrieb, der Pläne entwirft, und sofern nicht Misverhältnifse entstehn, sie ausführt. — Endlich, eins von den Werken der Tugend ist, Tugend zu erzeugen. Sie weckt andre Gemüther zur Einstimmung mit ihr selbst. Die That, die das Gefallende, damit es gefalle, erzeugt, folgt selbt der Einsicht, und gefällt.

Aber wie die Tugend handeln werde? Die Antwort darauf wird gewifs nicht einfach ausfallen können. Das Viele, was die Tugend einschliefst, und das Viele, was sie draufsen antrifft, jenes und dieses verwickelt sich in einander, so oft sie sich in Thätigkeit setzen will.

Schon sie selbst ist sich nicht durchaus gleich. Sie individualisirt sich nach den zufälligen, (an sich gleichgültigen) Gegenständen der ursprünglichen Strebungen; die nicht einmal für dasselbe Individuum feststehn, sondern nach Zeit und Umständen, bey ver-[279]schiedenen Altern und Stimmungen sich gar sehr verändern; und mit sich den Widerstand verändern, der ihnen im Fall der entstehenden Misverhältnisse geleistet werden mufs.

Möchten aber auch die Strebungen dieselben bleiben, möchten sie, in Verbindung mit den unveränderlichen Ideen, in völlig festen Grundsätzen ausgesprochen werden können; alsdann würde wenigstens der Fall solcher Grundsätze bald vorhanden seyn, bald nicht; die Subsumtionen würden sich ändern, wenn schon die Obersätze eine reine Unwandelbarkeit besäfsen.

Nennt man nun die Conclusionen, welche auf dergleichen Subsumtionen folgen, oder folgen könnten, Motive; die demnach allemal einen practischen Obersatz, und einen theoretischen (meist empirischen) Untersatz haben, folglich selbst einen practischen Inhalt besitzen, d. h. einen Entschlufs ausdrücken werden: so ist die Menge und [280] die Veränderlichkeit der Motive im tugendhaften Handeln gar nicht zu verkennen.

Daher ist das Handeln, als Sprache der Tugend eine höchst vieldeutige Sprache. Theils können dieselben Motive in dem Ganzen der tugendhaften Sinnesart und Besinnung entweder eingeschlossen liegen, oder auch nicht. Theils vereinigen sich sehr häufig mehrere Motive, um eine That zusammengenommen zu bestimmen, ja es können mehrere

Motive dieselbe Bestimmung derselben That gemeinschaftlich hervorbringen. Wiederum kann ein einziges Motiv eine lange Reihe von Handlungen erfordern, deren keine einzeln, sondern deren Gesammtheit erst als die Darstellung dieses Motivs wird anzusehen seyn. Kommt die Mehrheit der Motive zu der Mehrheit der Handlungen: so kann ein Versuchen entspringen, das vielmals seine Richtung ändert, indem es, was für einen Zweck vergeblich gethan scheint, nun für einen andern benutzt; und, von diesem eine Zeitlang fortgetrieben, vielleicht einem dritten die fernere Bestimmung über-[281]läfst. Motive, die anfangs einerley Weg zeigten, können im Verlauf der Dinge in Streit gerathen. Zwar diesem Streit soll die Ueberlegung wehren, welche Handlungsweise die Gesammtheit der Ideen am meisten realisire. Aber hier ist die Besorgnifs in der Nähe, ob die Tugend noch das volle Gleichgewicht des Gemüths, welches ihr gehört, werde behauptet haben? Das Handeln aus mehreren Motiven zugleich, ist zwar an sich tadelfrey, und oft unvermeidlich; allein es ist für die Reinheit der Gesinnung darum mislich, weil, welches Motiv vorherrsche, so lange im Handeln unbemerkt bleibt, wie sie alle demselben einerley Richtung geben; daher denn gar leicht diejenigen Strebungen, die blofs als Stärke Beyfall verdienen, und nur mitwirken, nicht regieren durften, unvermerkt einen Grad erreichen, der in dem Ganzen des tugendhaften Strebens ihnen nicht zukommt, und der sich erst verräth, indem dadurch die Gesammt-Darstellung der Ideen sich in Unordnung gebracht findet.

[282] So hat demnach die Tugend, indem sie thätig hervortritt, gegen innere und äufsere Verwirrung zu arbeiten. Und wie sehr verschieden an Werth auch der Beytrag seyn möge, den die einzelnen Wendungen der Gesinnung zum Ganzen der tugendhaften Sinnesart, oder die einzelnen Bestimmungen des Thuns zum Ganzen des Ausdrucks dieser Sinnesart liefern: Nichts wird für ganz unbedeutend (für ein völliges Adiaphoron) gelten dürfen, Alles will bemerkt und bedacht seyn, wenn die Reinheit der Gesinnung ganz, die Reinheit des Ausdrucks wenigstens nach Möglichkeit soll erhalten werden.

Natürlich genug ist das Unternehmen, hier durch eine Pflichtenlehre Hülfe zu leisten, welche das auseinander setze, was bey verschiedenen Veranlassungen zu thun und zu lassen, und mit welcher Gesinnung es zu beschliefsen sey. Allein der einzelne Fall und der einzelne Mensch haben ihre Eigenheiten, von denen aus dem Vorigen zur Genüge klar seyn mufs, dafs sie die [283] vollständige Aeufserung der Tugend sehr verschieden modificiren können. Daraus erklärt sich das Unzulängliche der Pflichtenlehren; die nur, auf abstracte Bestimmungen gewisser hervorragender Momente sich stützend, die Aufmerksamkeit vorläufig zu den allgemeinern Betrachtungen über das Gewöhnliche in den Verhältnissen des Lebens hinzuleiten dienen; die genaue Abmessung des richtigen Handelns aber einem Jeden für jeden concreten Fall überlassen. Oder welche Schlufskette läfst sich herabführen von der Ideenlehre bis zu dem eignen Leibe, dem Leben, dem Vermögen, den Arbeiten und Zeitvertreiben u. s. w., wodurch in nothwendigen und allgemeinen Sätzen, in Regeln ohne Ausnahme, nachgewiesen würde, wie in Hinsicht

aller jener Dinge zu verfahren sey, damit die Vollkommenheit, das Wohlwollen, das Recht und die Billigkeit, folglich auch die innere Freyheit, sich bestens realisirt finde? das Leben allein, wie verschieden in seinen wechselnden Zuständen ist seine Art und seine Kraft, die Vollkommen-[284]heit oder das Wohlwollen darzustellen! Wem kann die theoretische Auffassung und Bestimmung dieser Art und Kraft je vollständig gelingen? Geben nun die Ideen die Obersätze aller Pflichtenlehre: so mangelt es an hinreichend bestimmten Subsumtionen, um Schlufssätze zu erhalten, denen eine Richtigkeit ohne Ausnahme zugesprochen werden dürfte. Werden aber mehr oder weniger unbestimmte Subsumtionen gestattet, so kann es deren unbestimmbar viele geben; daher denn die Pflichtenlehre ins Unendliche fortläuft.

Gelegener, als die Vorarbeiten der Abstraction, kommt dem Darstellungstriebe der Tugend ohne Zweifel die Hülfe des Kunstsinns, der in jedem gegebenen Fall über die ganze Summe der Umstände als über das Material disponirt, welches die beste Form erhalten soll, die es annehmen will. Je williger nun das Material, desto willkommner! Die gröfsere Menge des Stoffs ist hier eher zu fürchten als zu wünschen; denn sie ist [285] schwerer zu beherrschen. Ausdrucksvoll zu handeln, gelingt der Tugend in den engern Verhältnissen des Lebens oft mehr als in den weiten Sphären und auf den öffentlichen Plätzen. Je gleichmäfsiger ein Geschäfft die ganze Tugend in Anspruch nimmt, desto schöner ist es. Je länger anhaltend es dies thut, desto mehr veredelt es den Handelnden selbst, dessen Character unfehlbar durch den Widerschein seiner eignen Aeufserung fort und fort bestimmt wird. Glücklich, wenn auf solchem Wege ein allmähliges Vorwärtsschreiten der Characterbildung kann eingeleitet werden. Aber dazu wird zu allererst erfordert, dafs die Wirksamkeit des Kunstsinns einen Anfang gewinnen könne. Gewinnt sie ihn nicht: so liegt die Schuld nicht allemal an der Abwesenheit des Kunstsinns, sondern vielleicht an der Schwierigkeit, dafs dieser Kunstsinn nicht nach aufsen bilden kann, ohne sogleich auch nach innen zu bilden. Er verfügt über die Umstände: aber in diesen Umständen haben die Neigungen Wurzel gefafst. Das Gewebe [286] dieser Wurzeln mufs zerrissen werden, wenn ein geschmeidiger Stoff soll zu erhalten seyn für eine deutliche und richtige, vollends für eine schöne und würdige Formung. Ist das Zerreifsen leicht? Und kann nicht auch ein edles Gewächs drüber zu Grunde gehn?

Um nach aufsen und nach innen bilden zu können: mufs das Innere wie das Aeufsere genau bekannt seyn. Auswärts stöfst man an Naturgesetze, und an bestehende Rechte; im Innern an die Macht der Begierden, und an Empfindungen, denen Schonung gebührt. Tyrannisch wider sich selbst arbeiten, kann beynahe so unvernünftig werden, als das Unmögliche und das Unrechtliche unternehmen. Es giebt Anhänglichkeiten, die sich nicht zweymal erzeugen; und Triebfedern, deren Stärke, einmal gebrochen, sich nicht ersetzen läfst. Dafs es deren giebt, hat nicht die practische Philosophie zu erweisen; könnte es auch nur dergleichen geben, so müfste auf diese Möglichkeit hin schon das künstlerische Streben begränzt gedacht [287] werden, welches um der Tugend

zum ausdrucksvollen Handeln zu verhelfen, nicht ihr selber schaden darf. Die Unbestimmtheit, zu welcher wir hier verurtheilt sind, weil die psychologischen Principien mangeln, — läfst fühlen, dafs andre Untersuchungen entgegen kommen müssen, um die Anwendungen der allgemeinen practischen Philosophie zu vermitteln.

Das Resultat, was aus Allem hervorgeht, ist dies: die Tugend versucht zu handeln, aber ihr Handeln kann ihr schwerlich genügen. Es wird zu vielfach beengt, um in ihrem Sinne sich ganz zu entwickeln; und die Bruchstücke, welche zur Erscheinung gedeihen, sind selbst dazu, um das Ganze, was erscheinen sollte, nur errathen zu lassen, allzuschlechte, allzuvieldeutige Symbole. Darum fühlt die Tugend sich in sich eingeschlossen. — Planvoll zwar ist der tugendhafte Character so sehr wie irgend ein andrer Character; aber kein andrer hängt so wenig an seinen Plänen. Keinem andern [288] gilt das Vollbrachte so wenig. Kein andrer heftet den prüfenden Blick so fest auf das Wollen selbst, dem das Werk zum Zeichen dient; und dessen Fülle und Richtigkeit allein ersetzen mufs, was dem Werke fehlt an beydem.

---

[289] Drittes Capitel.

Das Leben als Zeitreihe des sittlichen Handelns und Leidens.

Vollendete Weisheit, das heifst, Tugend, ausgerüstet mit allen dem Wissen, worauf ihr Gedankenkreis sich bezieht, würde das Unvermeidlich-Mangelhafte ihrer Aeufserungen voraussehn; es könnte daher kein Leiden nach dem Handeln folgen; es entstünde für die Weisheit, als solche, keine Zeitreihe. Hingegen eine Tugend, für welche es Erfahrungen giebt, wird in das Ganze ihrer Sinnesart immer neue Bestimmungen aufnehmen müssen.

Zu einer Zeit, die alle Erfahrungen des Anstofses gegen das Aeufsere und Innere noch in der Zukunft liegen: wird die Tugend das Bild einer schönen Kindlichkeit darstellen. Während in ihren Regungen Kräfte mehr sich zeigen, als wirken, werden sie [290] noch nicht störend wider einander, nicht streitend und schadend auf fremde Kräfte zu treffen geeignet seyn. Das Wohlwollen wird noch unbefangen mit allem fremden Wollen sich befreunden, nichts merkend von den einander durchkreuzenden Interessen, welche verlangen, dafs man für oder wider sie Parthey nehme. Recht und Billigkeit werden sich von selbst verstehn, als Regeln der Ordnung, denen zu folgen, Niemand umhin könne. Die Einsicht wird eben darum, weil sie in jedem einzelnen Fall sich unmittelbar und ursprünglich erzeugt und vollendet, noch von der Wirklichkeit sich nicht losgerissen haben; Ideen, und einen Inbegriff der Ideen, und eine Frage über einen möglichen Conflict in deren Anwendung, wird es für sie noch nicht geben. Die Tugend wird noch

nicht denken; sie wird phantasiren, und ihre Phantasien unmittelbar ins Werk richten.

Sich verwickelnd in die Hindernisse der Ausführung, muſs nun mit der Geschäfftigkeit nothwendig auch die Phantasie eine Stö-[291]rung erleiden. Je gewisser, auf der einen Seite, das Ursprüngliche der Tugend verbleibt in seiner Kraft; je weniger, auf der andern, die Erfahrungen verloren gehn: desto sicherer muſs die fortdauernd zunehmende Kenntniſs dessen, was, in jedem möglichen Sinn, NICHT thunlich ist, das Gemüth concentriren auf die Erforschung des Thunlichen; also zunächst auf ein Handeln in Gedanken; das selbst so noch in immer engere Gränzen eingeschlossen wird, weil es die mannigfaltigen Misverhältnisse nicht unbemerkt lassen kann, welche schon bey der Vorstellung einer solchen und andern Handelsweise, sich entdecken. Eine Gedankenwelt wird viel leichter gebaut, als eine wirkliche Welt; und desto besser übt sich darin der sittliche Tact; denn wie der Druck des physischen Widerstandes abnimmt, um so viel lebendiger können die sittlichen Hindernisse sich fühlbar machen. — Alles Gelingen erfreut und erhebt; wie sollte eine gelungene Ideal-Welt nicht begeistern; über welche der Beyfall selbst sich freut?

[292] Soll aber dieser Zustand sich rein ausarbeiten, sich völlig scheiden von dem vorhergehenden: so muſs eine ächte Gedankenwelt erzeugt werden; eine solche, welche ganz allein in den Gedanken ihren Bestand habe, nicht aber eine Wirklichkeit repräsentire, über deren Möglichkeit noch Fragen erhoben werden können. Phantasirte Ideale borgen leichtsinnig auf den Namen des Wirklichen, aber die Schuld wird nicht anerkannt; und eben deshalb sind sie nichtig in sich selbst. Eine Nichtigkeit, die sie nicht einmal durch poëtische Beweglichkeit vergüten; denn sie, die unmittelbar das Vortreffliche darstellen wollen, könnten sich nur bewegen durch Uebergang in das Schlechtere. Dasjenige Werk der Tugend, welches in Gedanken vollständig gelingen kann, welches nicht nöthig hat, sich ein mögliches Mislingen äuſserer Geschäfftigkeit zu verhehlen, ist allein das Feststellen der Gedanken selbst; es ist ein Ausarbeiten der Begriffe, die, als solche, unabhängig sind von fernerer Erfahrung; also theils die Erhebung zu [293] den Ideen, durch deren Auffassung die Tugend zum Selbstbewuſstseyn gelangt, theils die Bestimmung derjenigen Begriffe, welche sich beziehen auf die Sphäre der Willen und auf das Medium ihrer Gemeinschaft.

Verstärken, nicht verändern, muſs es den Darstellungstrieb der Tugend, wenn das Bewuſstseyn, die Erkenntniſs ihrer selbst, zu ihr hinzukommt. Verstärken: indem es den Darstellungstrieb concentrirt; und indem die bis dahin zerstreute, Geschäfftigkeit einzelner Strebungen und Beurtheilungen, jetzt auch noch für ein Ganzes, und durch das Ganze gefordert wird, welches den Inbegriff alles dessen, was zur Tugend gehört, vollständig bezeichnen soll. Nicht verändern: denn der Trieb, die Tugend darzustellen, kann nichts anderes [1] verlangen, als was die Summe aller einzelnen, der Tugend inwohnenden, Triebe, verlangt. Aber hierin liegt eine zwiefache

[1] „anderes“ fehlt in SW.

Voraussetzung, erstlich: es fehle nichts an dem Ursprünglichen der Stärke, Güte, und Einsicht; zweytens: es sey [294] auch kein Irrthum eingeschlichen in die Selbstauffassung; das Ideal sey richtig gebildet worden. Ist hier oder dort ein Mangel, (und der Mensch kennt seine Mängel in beyderley Rücksicht): so mufs, statt vermehrter Zuversicht, das Gefühl innerer Unsicherheit entstehn; indem die Ansprüche nicht passen zu dem Vorrath.

Mag aber die Tugend sich selbst verstanden oder misverstanden haben: wie die Arbeit in der Gedankenwelt durch gewonnene Ueberzeugungen zum Stillstande kommt, wird der Darstellungstrieb wieder die Richtung nach aufsen nehmen müssen; jetzt vielleicht bewaffnet durch brauchbare Kenntnisse, aber auch verwickelt in gröfsere Forderungen. Die Bestrebungen, etwas Ganzes zu leisten, es nach Naturgesetzen allmählig erwachsen zu lassen, das Erwachsene zu erhalten und zu sichern: zwingen die Aufmerksamkeit, sich zu theilen nach den Theilen des Geschäffts, und dennoch gesammelt zu bleiben für den nöthigen Ueberblick. Be-[295]quem wird es seyn, wenn der Naturgang der Dinge, während auf einer Seite zu thun ist, anderwärts ruhiges Warten erheischt. Pausen im Handeln sind kein geistiges Loslassen des Gegenstandes, wenn sie schon gestatten, dem Nachdruck des Wirkens eine andre Stelle anzuweisen. Träfen dergleichen Pausen immer richtig zusammen mit der Arbeit, die unterdefs vermehrter Anstrengung bedarf: so würde nicht so leicht das Werk die Kraft übersteigen; und viele Fäden könnten zugleich planmäfsig fortlaufen. Aber es ist in der Gewalt der Zeit, die Umstände so zu fügen, dafs der Augenblick die Besinnung bestürmt und überwältigt, dafs die Sphären der übernommenen Aufgaben unausgefüllt bleiben, dafs die Tugend ihre Unzulänglichkeit fühlen mufs. Nicht zu gedenken des zerbrochenen Handelns, wenn Voraussetzungen wegfallen, wenn sich Irrthümer entdecken, wenn der Lebensfaden reifst. —

Vor der Reue zwar ist die Tugend immer geborgen. Aber diese Unzulänglichkeit [296] und jene innere Unsicherheit lassen doch auch nichts Gewisses übrig, als nur einzig das Bewufstseyn der Sittlichkeit; oder das Bewufstseyn, treu geblieben zu seyn dem allgemeinen Entschlufs, der besten Einsicht zu folgen. Die Sittlichkeit (im engsten Sinne) ist der Schatten der innern Freyheit; sie gebietet und gehorcht sich selbst, unter der blofs formalen Annahme, es gebe eine Einsicht, wenn man sie schon verfehle, würdig einer Folgsamkeit, an der es nicht fehlen solle, damit, was vielleicht richtig eingesehen wäre, der Befolgung, wo möglich, nicht ermangele.

---

[297]

Viertes Capitel.

Schranken des Menschen.

Schon die Entwickelung, welche von dem zeitlichen Daseyn einer ursprünglichen Tugend zu erwarten wäre, läfst, wie sich gezeigt hat, mancherley Schwierigkeiten denken, woran sie stofsen möchte. Aber gleicht

wohl einer solchen, die Zeitreihe des menschlichen Lebens? Es bedarf hier nicht des Beweises, dafs Alles im Menschen, was der Tugend entspricht, nach seinem Anfange und Fortgange unter äufsern Bedingungen steht. Es ist genug, an die Abhängigkeit des Organismus, an die menschliche Bedürftigkeit und Gebrechlichkeit zu erinnern. —

Schranken, und so enge Schranken, einzugestehn, ist schwer; und es soll schwer [298] seyn, weil mit dem Geständnifs gar leicht die höhern Ansprüche selbst abgelehnt erscheinen können. Aber nur scheinen Anerkennung dieser Ansprüche, und die Anerkennung der Schranken bestehn vollkommen neben einander, und beyde Anerkennungen müssen zusammen festgehalten werden, müssen sich zu einer einzigen Sinnesart durchdringen.

Vorhandne Schranken nicht anerkennen, heifst, sich dem Anstofsen an das Unmögliche preis geben; nicht schlimmer wäre, sich mit neuen und engern Schranken zu umringen. Ist vollends dies Nicht-Erkennen mehr als Unwissenheit; liegt darin ein Streben, zu behaupten, was doch mangelt: so verräth sich, abgesehen von der offenbaren Thorheit, eine Sinnesart, die mit der Tugend gar nicht besteht. Jener Kraft, zu sich selbst Nein zu sagen, entspricht eine Ruhe, womit das Nein vernommen werde; das gerade Gegentheil davon ist die Unruhe, welche sogar ein fremdes, unvermeidliches Nein zu hören sich sträubt.

[299] Die Besorgnifs aber, als läge in der Anerkennung der Schranken ein Miskennen des Tadels, welcher den Beschränkten trifft, kann nur aus einer unrichtigen Meinung von den Gründen des Sittlichen herrühren. Freylich, wenn dieser Tadel irgend etwas aussagt, was sich aufs Seyn, oder aufs Seyn-können bezieht: so mufs er verstummen, wofern das, was er verneint, wirklich vorhanden und nicht wegzubringen ist; und rückwärts, verstummt er nicht, so darf es nicht wahr seyn, dafs das Vorhandne vorhanden und nicht hinwegzuschaffen wäre; man darf diese Wahrheit nicht zugeben, oder es hiefse dem Tadel Schweigen auferlegen, — der Gipfel der Vermessenheit und Frechheit! Aber es ist längst gezeigt, dafs der ganze Beyfall und Tadel, wovon die Ideen der Ausdruck sind, gar nicht das Seyn, sondern das Bild, — das Was des Seyenden, trifft; dafs also eben so wenig, wie das Getadelte vor dem Tadel von selbst verschwindet, ihm eine innere Möglichkeit, sich wegschaffen zu lassen, kraft des Tadels darf zugeschrieben [300] werden. Es gehört eine gänzliche Verwechselung ästhetischer mit theoretischen Bestimmungen, die vom Sollen aufs Seyn schliefst, dazu, um bey der Anerkennung menschlicher Schwäche und Abhängigkeit die Ideen in Gefahr zu glauben.

Sind nun die Ideen nicht in Gefahr, geht die, nach ihnen bestimmte Beurtheilung, ganz unangefochten ihren Gang, wie immer das Wirkliche sammt dem Möglichen beschaffen sey: so ist in jedem Augenblick des menschlichen Daseyns für jeden Mangel der Tugend die Rüge vollständig begründet, ohne Frage nach irgend Etwas, das ein Anderes ist als Wille. Ohne Frage nach dem was zuvor war, und was noch werden wird, ohne Frage nach dem was tiefer liegt als der Wille, nach seinen Ursachen, nach seinen Anlässen. Was man also theoretisch erkennen möge von diesen Ursachen, Anlässen, Hindernissen, das alles darf man erkennen, und gerade aussprechen. Man darf sogar [301] wissen, dafs

der ganze sittliche Zustand eines Menschen ein vollständig determinirtes Naturproduct ist, und zu jeder Zeit seyn wird; der Tadel verliert dabey nichts an seiner Schärfe; der Beyfall nichts an seinem Glanz. Auch die Zurechnung, welche das Wollen zu dem Wollenden rechnet, ist allemal vollständig bestimmt, sobald man weifs, welcher Grad des ganzen Wollens des Wollenden sich in irgend einem einzelnen Wollen abgesondert dargestellt hat, also, wie lebhaft das Wollen eines bestimmten Gegenstandes an sich war, und wie genau es mit den allgemeinen Entschliefsungen, welche den Character der Person ausmachen, zusammenhing. Darin kommt Nichts vor von dem was Schuld sey an dem Zugerechneten; und läge die Schuld etwa an einem früheren Wollen, oder an dem Wollen andrer Personen, so würde ein solches Wollen, vielleicht als Nachlässigkeit, als Schwäche einer Vorsicht, die aus Motiven der Tugend zu erwarten stand, — für sich müssen in Betracht gezogen werden.

[302] Das Wollen wird zugerechnet! Unvermeidlich, wie durch ein Verhängnifs, fällt das Bild desselben, wo immer es möchte gesehen werden, der Beurtheilung nach den Ideen anheim; und gilt, was es gelten kann, wie vor ewigen Richtern. Niemand hat die Wahl, ob er es der Beurtheilung Preis geben wolle; Niemand wird gefragt, ob er die Ideen anerkenne? Sie bestehen, ohne sein Zuthun, in Andern und in ihm selber. Sieht er es ungern, dafs sie schalten über sein Bild? Hält er sie für eine Willkühr, die wider ihn den Streit erhebe? Oder die ihm mit Absicht ein Wehe zufüge? Fühlt er den Schmerz, den ihm das Misfallen verursacht, wie eine Strafe, die, wenn schon verdient, doch ohne den nöthigen Rechtsgrund von Seiten des Strafenden sey vollzogen worden? — Wem solche Misverständnisse, sey es noch so dunkel, im Sinn schweben: der kann nicht umhin, hinter dem sittlichen Urtheil einen absoluten Despotismus zu argwöhnen; und, was das schlimmste ist, er wird sich ihm unterwor-[303]fen fühlen! Ehrwürdig aber ist es, wenn den Ideen, die von keiner Willkühr stammen, und jeder Willkühr unerreichbar bleiben, eine Autorität, unbedingt zu gebieten, eingeräumt wird. In der That, so oft die Menschheit, beschäfftigt mit äufsern Gegenständen, vertieft in ein äufseres Ziel, und auf dem Wege dahin fortwandelnd, plötzlich stöfst an das harte Urtheil: eben so oft wird sie das Schreckwort: du sollst nicht! die Stimme des kategorischen Imperativ's, zu vernehmen glauben.

Seltener, und bey weitem nicht für alle Aeufserungen der Tugend — die ohnehin dem Befehl zuvoreilt, — wird das positive: du sollst! vernommen. Wenn es aber ertönt, darf man ihm das: ich kann nicht! oder jenem negativen Befehl das: ich kann nicht anders! erwiedern? Mufs man nicht die Möglichkeit voraussetzen, wo die Wirklichkeit gefordert wird? Liegt nicht in dem Fordern schon die Versicherung: es ist möglich? Wer würde denn fordern, wenn er [304] nicht wüfste, es sey möglich? — Wer? — Eben hier verräth sich der Misverstand! Man hatte den Ideen die Sprache eines Befehls geliehen; die Ideen selbst sind nichts als der Ausdruck für ein Urtheil, das bey vorkommenden Verhältnissen sich stets auf gleiche Weise erzeugt; dies Urtheil weifs gar Nichts, kennt gar Nichts, als nur was ihm Gefallendes oder Mis-

fälliges vorgelegt wird. Woher nun Versicherungen von dem was möglich sey oder nicht?

Das Unmögliche kann man nicht wollen; aber oftmals läfst sich, was jetzt unmöglich ist, für die Zukunft möglich machen. Das kann man versuchen; man kann darnach forschen; durch Empirie und Speculation. — Aber so sollen wir uns in beständigen Ungewifsheiten wälzen! An Bruchstücke unsre Kraft wenden! Von den Spuren vergeblicher Mühe uns beschämen lassen! — Selbst der vergebliche Versuch ist in so fern ein gelungener, wie er die innere Freyheit darstellt. — Aber wer erträgt es, [305] mit den häfslichen Resten halber Arbeit, mit Denkmälern unreifer Unternehmungen sich zu umringen! Wohl gar sich selbst, durch die Arbeit an sich selbst, in ein solches zu verwandeln! — Auch die Willkühr pflegt ihre Werke nicht nach vorgängiger Versicherung des Erfolgs zu unternehmen; und was, nach reifer Ueberlegung begonnen, übermächtiger Schwierigkeiten wegen unvollendet bleibt, das bezeugt den Grad der angewandten Kraft. Die Tugend, wiewohl an sich nicht Kampf, wird doch gemessen im Kampf. — Aber so fürchten wir unsers Lebens nicht froh zu werden! — Erfreulicher also mag es seyn, das Misfallen an sich selbst mit sich zu tragen. — Aber wer kann wollen ohne zu hoffen?

Wollen ohne zu hoffen! Gewifs, die Hoffnung wird immer bleiben, und das menschliche Daseyn erheitern. Sie wird auch dem Tugendhaften, und seinen liebsten Wünschen, Gesellschaft leisten. Sie ist nicht immer leer, und sie wächst durch [306] jede Gunst des Geschicks. Jedoch, das eigentlich feste und in sich starke Wollen ist gerade das, was die Gesellschaft der Hoffnung ausschlägt. Es will den Versuch. Diesen will es, gefafst auf jeden möglichen Ausgang. Je reiner die Resignation, womit ein Werk beginnt: desto reiner, desto vollständiger sammelt sich das Gemüth sowohl für die Betrachtung der Ideen, als für die Erwägung des Möglichen und Zweckmäfsigen. Es ist nur schwer, die Resignation dann noch zu behaupten, wenn schon die Vorboten des Gelingens erscheinen; diese sind schädlich, wenn sie trügen, und allzu rasche Maafsregeln annehmlich machen; schädlicher noch, wenn sie die richtige Stimmung verderben. —

Wird nun genauer nachgesehn, auf welche Weise der Mensch beschränkt ist: so mufs aufser demjenigen, weshalb schon die Tugend selbst sich unzulänglich, unsicher, und in sich eingeschlossen fühlen kann, noch Anderes vorkommen, das sich zusammen [307] fassen läfst in den Ausdruck: der Mensch ist nicht die Tugend selbst. Von den Schranken, an welchen die Willkühr in ihren Bestrebungen stöfst, ist hier nicht die Rede; auch erweitert die Willkühr ihr Gebiet unaufhörlich, und die Klagen, die sie vernehmen läfst, bedeuten oftmals nur die Anstrengung, womit sie arbeitet, und vorrückt. Und da sie selbst, in Rücksicht ihrer Stärke (nur nicht ihrer Gegenstände und Erfolge), mit in den Inbegriff der Tugend gehört: so liegt schon hierin, dafs auch die Tugend dem Menschen nicht gerade fremd ist. Es kommt hinzu, dafs aus der Theilnahme das natürliche Wohlwollen reichlich quillt. Endlich die Beurtheilung übt sich nicht nur bey mannichfaltigen Anlässen, sondern sie äufsert sich auch als Darstellungstrieb manchmal mit überraschender Gewalt. Nur das Ueber-

raschende ist ein übles Zeichen. Es erinnert daran, wie wenig die Materie der Tugend im Menschen vollständig und als ein Ganzes vorhanden ist; wie wenig man auf sie rechnen dürfe; wie viel [308] an der Form, wie viel an der Stetigkeit fehle. Sie zeigt sich als ein veränderliches, immer endliches Quantum. Was man am Menschen in der Beobachtung fixiren zu können glaubt, die Individualität, ist erstlich dem kleinsten Theile nach Character (Bestimmtheit der Entschliefsungen) und überdies ist selbst dieser kleinere Theil für die Beurtheilung selten etwas Bestimmtes und sich selbst Gleiches. Denn eine vollkommne Festigkeit, gewisse Gegenstände durchaus zu wollen, kann für einige Verhältnisse (z. B. für gewisse Rechtsverhältnisse) vortrefflich, und selbst der Gesinnung nach der Tugend angemessen seyn, dennoch aber zu Zeiten in Misverhältnisse gerathen, worin das Vortreffliche dieser Sinnesart so ganz zerstört und in sein Gegentheil umgewandelt scheint, dafs die Beobachter in Versuchung gerathen, ihr auch das frühere gerechte Lob wieder zu entziehn. Dabey liegt freylich die falsche Voraussetzung zum Grunde, die Tugend sey als Ein reelles Princip im Menschen entweder ganz vorhanden, oder [309] gar nicht; folglich, wo sie sich nicht beharrlich zeige, da sey Nichts, auch kein ächter Factor von ihr anzutreffen; sondern vielleicht statt ihrer ein lügenhaftes Trugbild! Eine Art zu philosophiren, welche viele Ungerechtigkeiten gegen wirkliche Menschen begeht.

Sich von den Gegenständen loszureifsen; sich jedes unbedingte Wollen irgend eines Aeufsern, ganz zu versagen: dies wäre der erste Schritt, durch welchen der Mensch zur Form der Tugend gelangen könnte. Nicht zu erschrecken vor dem Schein der Inconsequenz, der hieraus manchmal entstehn möchte, wäre eine Nebenbestimmung eines solchen Entschlusses. — Die Individualität mag seyn was sie wolle (das Seyn ist nicht dieser Untersuchung); wenn sie sich ausschliefsend und mit Heftigkeit in einzelnen Strebungen nach bestimmten Gegenständen äufsert: so ist sie jenem Entschlusse, und eben dadurch der Form der Tugend zuwider. Umgekehrt, sie kommt [310] ihr näher, je mehr sie sich in der Gestalt eines gleichschwebend vielseitigen Interesse offenbart; welches schon an sich der Idee der Vollkommenheit entspricht, hauptsächlich aber darum wünschenswerth ist, weil es einer Character-Bestimmung vorarbeitet, deren feste Objecte nicht Aeufserlichkeiten, sondern die Ideen selbst sind.

Fragte sichs nach dem was zu thun sey? so wäre an diesem Orte der Eingang zur Pädagogik. Da uns aber die Auffassung der menschlichen Schranken beschäfftigt: so stellt sich hier die unzulänglich geordnete Menge der Menschen dar, in deren Mitte jeder Einzelne die Gegenstände seiner Strebungen und die, entweder ermunternden, oder abschreckenden, Bedingungen, sie ins Werk zu setzen, antrifft; so dafs die Individualität, anstatt berichtigt zu werden, Gefahr läuft, mit Verlust an Energie, und ohne Gewinn für das Bessere, eine Störung zu erleiden.

[311] Allein die Menge fällt schon für sich selbst unter die Beurtheilung nach den gesellschaftlichen Ideen. Also nicht blofs um die Schranken des Einzelnen vollständig aufzufassen, sondern auch unmittelbar, wird die Untersuchung getrieben, sich jetzt zu den Schranken der Gesellschaft hinzuwenden.

Nur zuvor mufs überlegt werden: was denn überhaupt Gesellschaft sey? Die beseelte Gesellschaft zwar ist längst durch Ideen bestimmt; aber auch das Wirkliche, was sich Gesellschaft nennt, macht durch diesen Namen Anspruch darauf, wenigstens einen Begriff auszudrücken; dessen Merkmale aufzusuchen soviel nöthiger ist, je öfter der Begriff den Rang einer Idee usurpirt, und je leichter es wird, dem Misgriff einen Schein zu geben, indem gerade die Unbestimmtheiten des Begriffs in erschlichene Bestimmungen sich verwandeln müssen.

---

[312] Fünftes Capitel.

Theoretischer Begriff der Gesellschaft.

Man kann — Sich gesellen; man kann nicht — gesellet werden. Ein Haufen von Menschen, die im Raume zusammenstehn, mufs zum wenigsten erst in gegenseitige Mittheilung eintreten, ehe die einzelnen einander Gesellschaft leisten.

Aber selbst dies: Leisten, verdirbt beynahe die Gesellschaft. Im Verkehr werden Leistungen gewechselt; die Verkehrenden kommen mit verschiedenen Zwecken zu einander, und Jeder, damit er zu seinem gelange, läfst sich des Andern Zweck als Mittel gefallen. Die auch nur darum zusammentreten, um einander eine geistige Leere auszufüllen, gehn schon über den Verkehr hinaus, sobald sie einen Gegenstand [313] der Unterhaltung gemeinschaftlich verfolgen; sobald sie ihre Worte nicht mehr wie Münzen wechseln, sondern dieselben als Beyträge in das Eine Gespräch schütten. Und eben darum machen sie jetzt Gesellschaft, nachdem sie sich um die gegenseitige Leistung nicht mehr bekümmern.

Sie sind also noch nicht gesellet, so lange Jeder etwas Eignes für sich sucht; sie haben sich gesellet, sobald sie etwas, wie mit Einer Gesinnung, gemeinsam betreiben.

Ohne vereinigtes, verschmolzenes Wollen giebt es keine Gesellschaft. Dies Wollen ist in einem Jeden nur, so fern er voraussetzt, es sey auch in dem Andern; keiner schreibt es sich als seinen Privatwillen gleichsam eigenthümlich zu. Es hält es aber auch keiner für den Privatwillen des Andern; vielmehr, indem die Mitglieder sich unter einander betrachten, mufs das Zutrauen vorhanden seyn, es habe Niemand seinen Privatwillen herausgesondert aus dem allgemeinen Wollen. Solches Zutrauen, wenn es oh-[314]ne Bürgschaft gegenseitig ist, kann man den Stand der Unschuld für die Gesellschaft nennen.

Sollen nun die mehrern Personen nicht blofs überhaupt Gesellschaft machen, sollen sie eine bestimmte Gesellschaft bilden: so mufs ihr allgemeiner Wille ein bestimmter seyn. Aber jeder Wille ist bestimmt durch seinen Gegenstand, durch seinen Zweck. Die Gesellschaft also wird als diese oder jene durch einen bestimmten Begriff zu denken seyn, sobald ihr Zweck fest steht.

Welcher Zweck? In der beseelten Gesellschaft wissen es die Ideen; die in der That, unabhängig von allem Privatwillen, den Zweck setzen, den Niemand, ohne zu misfallen, weigern kann für den Gegenstand des allgemeinen, und daher auch seines eignen, darin begriffenen, Willens zu erkennen. In der gemeinen Gesellschaft entsteht wenigstens der Schein einer Seele, indem die Willkühr aller Einzelnen irgend einen Zweck hinstellt, der dafür angesehen wird, [315] als stünde er fest, unabhängig von der Privatwillkühr.

Welchem Zweck nun dieser Schein geliehen werde: ist für den theoretischen Begriff der Gesellschaft ganz einerley. Nur, damit der Begriff nicht in Widersprüche, und die Gesellschaft in Versuche des Unmöglichen verwickelt werde: ist es nothwendig, auf willkührliche Bestimmung der Form der Gesellschaft, nach einmal angenommenem Zweck, gänzlich Verzicht zu thun; es sey denn, was wohl niemals seyn wird, dafs sich derselbe auf mehr als einem Wege gleich sicher, gleich wohlfeil, gleich schnell, und gleich vollständig erreichen lasse. Sonst ist es allemal die Natur der Dinge, welche gefragt seyn will, wie das Verlangte von Statten gehen könne, und welchen Einrichtungen man sich zu dem Ende werde unterwerfen müssen. Eine kriegerische Gesellschaft bedarf des Anführers, und der Subordination; eine Erhohlungsgesellschaft leidet keinen Zwang; eine arbeitende Gesellschaft mufs [316] die Handwerke nach den Stoffen, Werkzeugen, Uebungen, sie mufs mit den Uebungen die Lebensarten theilen, u. s. w.

Wie viele mögliche Gesammt-Zwecke, so viele mögliche Gesellschaften; nicht nur überhaupt, sondern für einen Jeden. Es kann also Einer in mehrern Gesellschaften zugleich seyn, sofern er nämlich die Leistungen, welche ihm für das gemeinsame Werk einer jeden obliegen, ohne Verwirrung zu vollbringen vermag. Den Collisionsfällen kann eine bestimmte Unterordnung der mehrern eingegangenen Verbindungen abhelfen. Da die menschliche Willkühr gar mancherley verlangt, so pflegt wirklich Jeder sich in mehrere Gesellschaften einzulassen.

Nun aber mufs jede menschliche Verbindung es bald genug empfinden, dafs die Willkühr unbeständig ist, dafs ein Zweck, den sie für fest ausgegeben hat, nicht fest stehn kann, dafs in dem fingirten allgemeinen Willen keine Kraft liegt, die Wollenden zusammenzuhalten. Oder, ward der allge-[317]meine Wille durch Gegenstände bestimmt, nach denen zu streben in den Naturbedürfnissen jedes Menschen gegründet ist, — stützt man sich auf die sogenannten wahren Interessen des Menschen, so entblöfst sich immer mehr und mehr der Verkehr, der die Hülle der Gesellschaft borgte, und der niemanden bewegen wird, sich nach den Gesetzen des allgemeinen Marktes länger zu richten, als er es für gut findet.

Soll also die Gesellschaft Bestand haben, so bedarf es eines äufsern Bandes. Man läfst sich Macht gefallen; oder stiftet eine. Die Gesellschaft verwandelt sich in den Staat.

Macht ist nicht mehr Macht, wenn sie auf dem Boden, wo sie wirken soll, nicht allein wirkt. Der zweifelhafte Kampf mehrerer Mächte würde nichts schützen. — Haben daher mancherley Gesellschaften sich auf demselben gebildet, oder laufen auch nur theilweise die Spären der-

selben durcheinander: so folgt sogleich, dafs nicht jede dieser [318] Gesellschaften, einzeln für sich genommen, eine Macht errichten, und sich dadurch schützen kann; sondern, dafs der ganze Boden, so weit die einander durchkreuzenden Gesellungen reichen, von der nämlichen Macht mufs beherrscht werden.

So entsteht ein Staat, der eine Menge kleinerer und verschiedenartiger Gesellungen in sich fafst; ein Staat, in welchem es nicht Einen allgemeinen Willen giebt, sondern viele partielle Willen der in ihm liegenden Gemeinheiten, die alle durch ihn geschützt zu werden hoffen, und in dieser Voraussetzung ihn und seine Macht anerkennen.

Dieser Begriff des Staats folgt, wie vor Augen liegt, gerade aus dem Begriff der Gesellschaft. Und wer da fragt, nicht was der Staat seyn soll, sondern was er ist, — nicht welchen Zweck die Ideen dem Staat setzen, sondern welchen Zweck er hat: der mufs mit der Antwort zufrieden seyn: der Staat ist Gesellschaft, durch Macht geschützt; [319] und sein Zweck ist die Summe aller Zwecke aller Gesellschaft, die sich auf seinem Machtgebiete gebildet hat oder noch bilden wird. Nicht einmal die Unterordnung der verschiedenen Zwecke kann anderswoher, als nur von der Willkühr in den Gesellungen selbst erwartet werden. Denn die Macht kommt zur Gesellung nur hinzu. Von einem Staate aber, der etwa nicht Gesellschaft wäre, ist hier nicht nöthig zu reden.

Drey Hauptbegriffe haben sich als Factoren des Begriffs vom Staate ergeben: Privatwillen, Formen, und Macht. Die Privatwillen gründen die Gesellschaft, durch die Annahme eines allgemeinen Willens, worin sie verschmolzen seyen. Die Formen folgen aus dem Zweck dieses Willens, und aus den Gesetzen der Natur, welche die Bedingungen der Möglichkeit bestimmten, den Zweck zu erreichen. Die Macht wird berufen, um das Zutrauen zu ergänzen. Der Begriff verschwindet, wenn einer dieser Factoren gleich Null wird. In gegebenen Fäl-[320]len wird er minder und minder realisirt seyn, je schwächer die Macht, je unbestimmter und unzweckmäfsiger die Formen, je geringer die Anhänglichkeit der Privatwillen an den allgemeinen Willen; endlich je loser die Verbindung von Privatwillen, Formen, und Macht, je mehr jedes hingegeben seinem eignen Gange und Triebe. Was die Anhänglichkeit der Privatwillen an den allgemeinen Willen betrifft, so kann dieselbe immer grofs genug seyn, wenn schon jeder Einzelne für sich selbst gern Ausnahmen von den daraus abgeleiteten Regeln machen möchte, und deshalb der Macht Gelegenheit giebt, gegen ihn zu wirken. Wer aber gegen den allgemeinen Willen ganz und gar gleichgültig würde, der verschwände für den Begriff des Staats, wenn er schon noch den Geboten desselben unterworfen bliebe; und wenn endlich alle Privatwillen des allgemeinen Willens müde würden, Formen und Macht aber gleichwohl noch fortdauerten, so wäre nichtsdestoweniger der Staat aufgelöfst.

[321] Es ist zu bemerken, dafs hier unter dem Ausdruck Formen blofs diejenigen Einrichtungen verstanden sind, welche in der Gesellschaft seyn müfsten, wenn sie schon nicht Staat wäre. Anderer Formen zu erwähnen, und überhaupt den, noch keinesweges in sich vollständigen Begriff zu ergänzen, wird das folgende Capitel Gelegenheit geben.

Zweyer berühmter Namen mufs hier noch gedacht werden; der Freyheit nämlich und der Gleichheit. Im Lohnsystem zwar haben die Ansprüche an Gütergleichheit schon ihren Sitz gefunden; aber nicht allen Ansprüchen liegt eine Idee zum Grunde; am wenigsten denen, welche sich auf das Natürliche berufen, und auf das was sich von selbst verstehe. Hinter solchen versteckt sich ein theoretischer Begriff, welchem gegenüber das ihm nicht entsprechende Wirkliche nicht sowohl misfällig, als vielmehr ungereimt, thöricht, und durch menschliche Verkehrtheit aus seiner Lage gebracht erscheint. Wenn nun die Gesellschaft den [322] Menschen natürlich ist: wie sollte nicht das unnatürlich seyn, was einige mehr, andre minder gesellt? Nach dem Begriff der Gesellung bestimmen alle Privatwillen den allgemeinen Willen; für einen Unterschied ist da kein Grund zu sehen. Unterworfen sind sie der Macht nur in so fern, wie sie, im Widerspruch mit sich selbst, von eben diesem allgemeinen Willen, der ihr eigner ist, Ausnahmen für sich begehren. Als bestimmend, als Urheber desselben Willens, den die Gesellschaft wider sie wenden kann, sind sie frey, als gleichmäfsig ihn bestimmend sind sie gleich. Fehlte etwas an der Gleichheit, an der Freyheit, so würden, scheint es, einige von der Willkühr andrer, also in so fern nicht vom allgemeinen Willen, bestimmt werden. Das aber wäre doch wohl wider die Natur! wider die Vernunft! Nämlich wider das theoretische Räsonnement, welches vielleicht die Natur einer menschlichen Gesellschaft durch Einen Begriff zu erkennen gemeint hatte. —

[323] Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, dafs die wirkliche Natur der Menschen sich in dem offenbart, was sie wirklich thun; und dafs für die tiefere Erkenntnifs der Gesetze dieser Natur es nur eine äufserst entfernte wissenschaftliche Vorbereitung abgiebt, wenn man, wie hier und sonst vielfältig geschehn ist, den Begriff der Gesellschaft, unter welchem gewisse Phänomene der Menschheit gedacht werden, erst als einen möglichen Gedanken nach logischer Art bestimmt und entwickelt. In der That wird durch diesen Gedanken eben so wenig etwas erkannt als geboten. Auf das letztre aber kommt es uns hier eigentlich an. Darauf, dafs der Begriff nicht die GÜLTIGKEIT einer practischen Idee besitzt.

Sagte nun der Begriff der Gesellschaft wirklich etwas aus von Freyheit und Gleichheit: so würde man ihn mit der Idee der beseelten Gesellschaft zu vergleichen haben, um, wenn er derselben widerspräche, vor ihm als vor einem unrichtigen Vorbilde zu warnen. [324] Und es findet sich, dafs eine menschliche Einrichtung nach der Idee, gar manche Ungleichheiten des Ranges erwarten läfst, indem nicht Alle durch gleich wichtige Beyträge an der Verwaltung und am Cultursystem werden Theil nehmen können. Die eigne und besondre Tauglichkeit mufs hier Jedem seinen Platz anweisen. Ferner, was die Hauptsache ist, jene Freyheit, mit welcher Alle ihre Willkühr in der Festsetzung des allgemeinen Willens üben sollten, ist in der beseelten Gesellschaft nicht etwa Einigen mehr, Andern weniger zugestanden; so, dafs jene durch ihre Willkühr drücken könnten auf diese: sondern eine solche Freyheit ist ganz ausgestofsen aus einer Verbindung, welche einzig von den Ideen ihre Leitung zu erwarten hat.

Ueberall aber ist es Misdeutung eines Begriffs, wenn man ihn keiner beschränkten Anwendung fähig glaubt, auf dasjenige, was nicht ganz und allein durch ihn gedacht werden kann. Privatwillen, zu einem allge-[325]meinen Willen verschmolzen, gründen die Gesellschaft. Daraus folgt nicht, dafs die Wollenden sich in diesem allgemeinen Willen erschöpfen, nicht, dafs ihre absolute Willkühr, einziger letzter Grund desselben wäre; nicht, dafs sie alle zur gleichen bestimmenden Thätigkeit in ihm gelangen. Die beseelte Gesellschaft ist Gesellschaft; aber auch noch etwas Anderes, und näher Bestimmtes. Auch die menschlichen Staaten sind Gesellschaften, wiederum näher bestimmt, wiederum auf andre Weise. Um diese und jene bequemer vergleichen zu können, ist es eine Erleichterung, sie gleichsam einander begegnen zu lassen in dem allgemeinen Begriff, der, bey aller Verschiedenheit, eine Aehnlichkeit unter ihnen festhält.

Soll, zunächst, der Staat überhaupt als beseelte Gesellschaft gedacht werden: so müssen die, von mancherley Willkühr herrührenden, neben und durch einander liegenden Gesellungen, sich auflösen in die Articula-[326]tion der beseelten Gesellschaft. Es müssen ferner die Absichten der Privatwillen sich ordnen nach den Ideen der Verbindungen für Recht, Lohn, Verwaltung, Cultur; sie müssen sich versagen was denselben zuwiderläuft, damit der aus ihnen, in den Theilen und im Ganzen resultirende, allgemeine Wille, nicht blofs ein Zusammentreffen der Willkühr, sondern wahrhaft Eine Seele in Allen darstellen möge. Es müssen die Formen für die Theile und fürs Ganze rein hervorgehn aus den äufsern vorhandnen Bedingungen der Realisirung der Ideen; ihre Festigkeit in Rücksicht des Zwecks darf Niemand auch nur bezweifeln; wandelbar können sie nur in so fern seyn, als die äufsern Bedingungen sich ändern. Was endlich die Macht anlangt: so mufs sie sich eben so gegliedert, und als nicht mehr noch minder Eins, darstellen, wie die jedesmal wirklich vorhandene Articulation der beseelten Gesellschaft es mit sich bringt. Sofern sie gegen die Privatwillen wirkt, findet sie ihre Richtschnur in den Regeln des Rechts- und Lohn-[327]System; dafs es aber nicht mehr als Eine Macht auf Einem Boden giebt, mufs diese Eine auch das übernehmen, was durch concentrirte Kraft dem Verwaltungs- und Cultur-System mag zu leisten seyn.

Nach diesen Vorbetrachtungen können die Schranken der menschlichen Gesellschaft erwogen werden.

---

[328] Sechstes Capitel.

Schranken der Gesellschaft.

Fremd kann der menschlichen Gesellschaft die Tugend schwerlich seyn, denn sie ist dem Menschen nicht fremd. Und dafs sie dem Einzelnen nicht allein angehöre: dafür ist gesorgt. Wer ist etwas für sich

allein? In der Mitte Anderer wurde jeder was er ist; nur mit Andrer Gunst kann er hoffen Mehr zu werden und zu thun. Alles lockt den Menschen aus sich heraus. Ursprünglich ist Niemand ohne Bereitwilligkeit, sich anzuschliefsen mit seiner Kraft, seiner Zuneigung, seinen Gedanken. Nur wie er empfangen wird, — empfangen von den anderwärts hin gerichteten Kräften, und Neigungen, und Gedanken, der Andern: das hat Folgen für die Sinnesart der Einzelnen, noch mehr aber für das Ganze derer, die eine [329] Gesellschaft wo nicht machen, so doch machen könnten und sollten. —

Angenommen, es sey, aller Schwierigkeiten ungeachtet, etwas gestiftet, das für eine Gesellschaft gelte, — denn ohne Gesellschaft, was wäre von Schranken derselben zu reden? — angenommen überdies, das Gestiftete sey ein solches, das mehr oder weniger als eine Rechtsverbindung, ein Lohnsystem, ein Verwaltungssystem, ein Cultursystem, eine beseelte Gesellschaft könne betrachtet werden: wie wird nun aus inwohnendem Triebe sich dies Vorhandne fortbewegen? Es bleibe fürs erste alles, was von andern Seiten her zusammenwirkt, aus den Augen gesetzt; man denke sich zunächst nur jene, aus der Ideenlehre bekannten Einrichtungen, als etwas wirklich gewordenes, um die natürliche Tendenz zu untersuchen, die ihm, als einem Naturdinge, nun nicht kann abgeleugnet werden. Wird diese Tendenz eine Richtung rückwärts oder vorwärts haben? Das Vorurtheil, als ob aus dem Vortrefflichen nur Vortreffliches erzeugt werde, lasse man bey Seite; dies gehört zur Verwechselung des Seyn und der Ideen; wer sich vor der Verwechselung hütet, weifs längst, dafs die Vortrefflichkeit der Idee, das Erzeugen aber dem Seyenden, sofern es Ist, angehört, und dafs eben darum jene für dieses nicht Bürgschaft leisten könne.

Zwar, die Rechtsgesellschaft und das Lohnsystem lassen durch sich selbst keinen Rückgang befürchten. Sie reproduciren ihre Voraussetzungen. Sie gewöhnen zur Ordnung; machen Unrecht und Unbilligkeit in eben dem Grade empörender als seltner; sie stärken daher die Gesinnungen, welche ihnen günstig sind. Diese Einrichtungen werden desto mehr Bedürfnifs, je länger sie vorhanden waren; und schon in unvollkommner Gestalt drängen sie Jeden und Alle, für ihre vollkommene Ausarbeitung sich zu bemühen.

Ganz anders verhält sichs mit dem Verwaltungssystem. Gesetzt, es sey etwas ihm [331] ähnliches in die Wirklichkeit eingetreten, — und vom allgemeinen Besten wenigstens, wird nicht nur gesprochen, sondern auch, hie und da, recht kräftig und löblich gewirkt: — so ist sein nächstes Erzeugnifs nichts anderes, als Wohlseyn und Genufs; der Genufs aber erzeugt neue Wünsche! Die Stillung Einer Begierde ist die Entfesselung von zehen andern. Der Ungestüm ihres Forderns ist desto heftiger, je jünger sie sind, und je ungewohnter des Wartens und Entbehrens. Das giebt nicht die Sinnesart zurück, aus der das Verwaltungssystem hervorgehn mufste. Es ist gezeigt, dafs nur ein allgemeines und durchgreifend herrschendes Wohlwollen demselben die richtige Grundlage geben könne; dafs es aufserdem gegen das Recht, und noch gewisser gegen die Billigkeit verstofse, dafs es folglich sogar

den Ideen werde weichen müssen. Wie sollte es vordringen, wenn seine Folgen sich wider seine wesentlichsten Voraussetzungen kehren? — Hierin liegt der Grund, dafs die Idee, welche hier mit diesem Na-[332] men ist benannt worden, trotz aller Verwaltungslehren unter den Menschen fast unbekannt ist. Das Wirkliche gelangt nie dahin, auch nur deutliche Spuren zu zeigen, welche den Gedanken in Ernst und in seiner Schärfe zu fassen, auffordern konnten. Wer die Idee würde ausführen wollen, der müfste, um nicht in offenbare Unmöglichkeiten zu gerathen, sogleich die stärksten Kräfte in Bewegung setzen, um den schädlichen Folgen des vermehrten Genusses zuvorzukommen, und aus allen den, von Natur offenstehenden, Quellen, das Wohlwollen stets reichlich genug zuströmen zu machen.

Wieder einen andern Gang geht das Cultursystem. Das Wohlgefühl des Wachsens, und der Erweiterung, hebt den Muth; das Gelungene vermehrt die Kräfte; der Wetteifer spannt die Anstrengung; das Streben nach Neuheit, ja das Vordringen selbst, trennt die Arten der mannigfaltigen Virtuosität immer weiter von einander. Nur, wie die Vielseitigkeit wächst, geräth mehr und [333] mehr die Einheit in Gefahr. Wo jeder sich in seinen Mittelpunct drängt: da fehlt die gegenseitige Durchdringung. Zudem kennt Jeder seine Stärke am besten; und die ihm weniger bekannte Stärke der Andern erscheint ihm leicht als ein Geringeres und Schwächeres. Den eingebildeten Vorzug gelten machen wollen, hebt vollends die heitere Mittheilung auf. Das Gultursystem fällt auseinander. Aber eben dieser Anblick misfällt; und die Forderung wird laut, dem zu wehren. Bemühungen treten ein, durch Sitten äufserlich fest zu halten, was von selbst innerlich fest seyn sollte. So geschieht der Idee nicht Genüge; aber die steigende Cultur selbst schafft sich vielleicht den vermittelnden Gedankenkreis, worin die Einzelnen das Hülfsmittel der Anschliefsung finden können.

Endlich die Realisirung der beseelten Gesellschaft beruht auf der zwiefachen Bedingung, erstlich, dafs irgend eine andre von den gesellschaftlichen Ideen, wo nicht [334] alle, — zum Theil, wo nicht völlig, zuvor realisirt sey; zweytens, dafs eine gemeinschaftliche Anerkennung der Idee, und ein Handeln um der Idee willen, die Gemüther vereinige. Sey also etwa die Rechtsverbindung und das Lohnsystem einigermaafsen in der Wirklichkeit dargestellt, sey auch in der Cultur das vorhanden, was leicht sich selbst erhält und ernährt; soll hierin ein Anfang der Beseelung liegen, so müssen die Ideen klar genug gesehen, lebhaft genug gedacht werden, damit das Wirklichgewordne, wenn es schon nicht durch sie entstand, doch als ihr Nachbild Verehrung und Pflege gewinne. In dem Grade nun, wie es dahin kommt, werden die mehrern Personen, welche in der Befolgung des gleichen Vorbildes sich gemeindet finden, sich einander enger anschliefsen. Jeder, im Dienst der Idee beschäfftigt, gefällt dem Andern; zugleich sind sie Gehülfen einer des Andern eben durch das, was ihnen gegenseitig gefällt. Wie sollten sie nicht, damit die Innigkeit gewinne, auch noch tiefer in die Ideen einzudringen, noch [335] reiner und schöner dieselben darzustellen suchen? — Die Schwierigkeiten der Ausführung hemmen die Anschliefsung wenig; leicht schreitet

der Gedanke darüber hinweg, und die im Gedanken Eins sind, verbinden sich schon im Streben nach dem, was immerhin unendlich entfernt liegen mag. — Diese Stimmung veredelt den Genufs; sie zieht ihn herein in die Gesellschaft, bindet ihn an Maafs und Anstand, lehrt ihn zurücktreten hinter dem Würdigen, und in die Classe des Entbehrlichen. Das Wohlwollen wird mehr rein erhalten; und unter dem Schutze der sich selbst fördernden Beseelung macht das Verwaltungssystem einige Schritte.

Unheilbringend aber greift hier herein jeder Fehler des Cultursystems. Werden die Ideen, entweder selbst falsch gesehen, oder in irgend einer ihrer Anwendungen, wegen unrichtiger Subsumtionen, falsch gedeutet, und zwar von Verschiedenen verschieden: so verkehren sich alle Folgen in die entge-[336]gengesetzten. Diejenigen misfallen einander und werden Widersacher, die sich über der Verfälschung der Urbilder oder ihrer Nachbildung zu betreffen glauben. Misräth der Versuch der Verständigung, ja zieht er nur sich in die Länge, und sinkt die Hoffnung ihn gelingen zu sehn: dann breiten sich die verschiedenen Culturen unaufhaltsam immer weiter auseinander. Jede Sinnesart macht nun sich selbst grofs, die löbliche, die gleichgültige, und die verkehrte; die Ideen stehn verlassen; man ist davon zurückgekommen. Man besorgt das Recht und die Strafen, weil Niemand verlieren will, was er hat. Es verwaltet jeder das Seine, und Einer das des Andern für Bezahlung. Jedermann zeigt seinen Glanz; und mit einander wollen sie es nur gerade nicht verderben. Unüberlegte Schritte aus diesem Gleise heraus, strafen sich selbst; denn keiner allein ist die Gesellschaft.

Diesen Zustand näher zu bestimmen, und ihn auf und ab schwanken zu machen, hat [337] alles dasjenige Kraft, was auf die Anschliefsung und Mittheilung, auf das anschauliche Hervortreten der Ideen, sey es durch Redeformen oder durch die That, auf Befreyung oder Befestigung von Irrthümern in der Erkenntnifs, von Hindernissen in der Ausführung, auf die eigenthümlichen Wendungen und Gestaltungen der Cultur, endlich auf die Gesinnungen des Wohlwollens oder des Uebelwollens, irgend einen bedeutenden Einfluſs ausübt. Secten, Factionen; Gegensätze alter und neuer Meinungen, einheimischer und fremder Stämme, Institute, und Sprachen, angesehener und entwürdigter Volksklassen, — dergleichen Spaltungen drücken den gesellschaftlichen Zustand leicht so tief herab, dafs, über dem Kampf mit einzelnen Uebeln, keines wahrhaften Strebens nach Ideen pflegt gedacht zu werden. Hingegen gelingt es auch nur den Rechts-Einrichtungen, oder den Künsten, oder dem Kriegsruhm, sich zu einer eminenten Vortrefflichkeit aufzuarbeiten, alsbald wird eine Seele in der Gesellschaft lebendig und laut, und [338] thut kund, dafs man verbunden weiter streben müsse, um ganz zu werden, was man zu seyn angefangen habe.

Die nun im Geiste der Gesellschaft zu handeln unternehmen: mögen wohl zusehn, ob sie in diesen Geist ihre eigne Sinnesart ganz fügen können und dürfen!

Wollen sie nur, was von diesem Geiste der Tugend ähnlich ist, sich zu eigen machen, und nun, mit dem Kunstsinn der Tugend, dreist und mannigfaltig bildend in die Gesellschaft hineingreifen: so werden sie noch

bey weitem härter, als bey der Selbstbildung der einzelne Mensch an seine Empfindungen und Triebe, — an National-Gefühle und Sitten anzustofsen Gefahr laufen; die schlechterdings mit Schonung behandelt zu seyn verlangen, wenn nicht, entweder das Leben der Gesellschaft an seinen Wurzeln leiden, oder alle Wirksamkeit unmöglich gemacht werden soll.

Wollen sie, mit nachgiebigerem Sinne, den vorhandenen Geist, so wie er ist, in sich [339] nehmen; wollen sie mehr als Organe denn als Bildner sich der Gesellschaft widmen: so wird durch sie das Schlimme zum Schlimmern fortschreiten; und zwar, trotz ihrer persönlichen Güte, darum so viel gewisser, weil sie, die auf vorgezeichneten Wegen zu gehen nun genöthigt sind, die das Unternommene auszuführen sich verbunden fühlen, durch ihr pünctliches und uneigennütziges Arbeiten leicht zu einer grofsen Zufriedenheit mit sich selbst gelangen; und bey der Ruhe ihres eignen Gewissens, nicht merken, welche Vorwürfe das gesellschaftliche Gewissen sich ihrer Handlungen wegen würde zu machen haben. Dem Einzelnen schlägt das Herz in einer fühlenden Brust; aber die Seele der Gesellschaft empfindet keinen Vorwurf, wenn die handelnden Personen, anstatt im Namen des Ganzen, vielmehr aus Wohlwollen gegen das Ganze zu handeln sich gewöhnen.

Dadurch nun wird der Character der Gesellschaft, so wie er zum Selbstbewufst-[340]seyn gelangt, fortschreitend verdorben. Man schämt sich nicht, Maximen als Grundsätze der Politik auszusprechen, worüber man, für sich selbst, im Innern erröthen würde. So gedeiht im öffentlichen Zustande eine entschiedene Bosheit häufiger und weiter, als bey Individuen. Jedoch unterläfst das Ganze nicht, seine Glieder anzustecken. —

Unter solchen Umständen, wie kann das Verhältnifs zwischen Privatwillen, Formen, und Macht, beschaffen seyn?

Was die Privatwillen anlangt: so bedenke man, dafs die Menge des Wollens theils von der Energie der Wollenden, theils von dem Quantum der Gegenstände, die das Wollen aufreizen, abhängt.

Es ist nun erstlich, die Energie der Wollenden verschieden. Die Gesellung also kann nicht gleichmäfsig aus ihnen gebildet werden. Vielmehr, sofern die mehrern Willen wider einander wirken, werden sie gehemmt, im umgekehrten Verhältnifs der [341] Kräfte; woraus folgt, dafs, sollten die Gegensätze stark seyn, die bey weitem gröfsere Menge der schwächern neben wenigen stärkern als unbedeutend würde verschwinden müssen.

Zweytens: die vorhandne, und rechtskräftige, Gütervertheilung, giebt der Energie jedes persönlichen Willens gleichsam einen Coëfficienten, womit sie multiplicirt werden mufs, damit das Quantum des wirklichen Willens gefunden werde. Nun sind die gröfsern Besitzungen nicht durchgängig das Eigenthum der gröfseren Energien. Daraus folgt eine beträchtliche Verminderung des wirklichen Willens. (Seyen zwey Willen, ihrer Intension nach, = a, a + e; zwey Güter, ihrem Werthe nach, = b, b + f; wird das gröfsere Gut dem stärkern Willen zugetheilt, so entsteht in den Producten ein Glied e f, welches bey der andern Vertheilung fehlt. Der Werth des Gliedes richtet sich nach den Gröfsen e und f.)

[342] Drittens: die Verbindung der Gröfsen der Willen und der Güter, ist keinesweges fest bleibend; sondern sie ist wandelbar, indem die Besitzer wechseln. Die Wandelbarkeit, welche dadurch in die Gesellung kommen würde, pflegt zum Theil durch Formen verhütet zu werden, welche das gesellschaftliche Gewicht einer Person nach ihren Gütern abmifst; (wie bey Stimmen, die an Grund und Boden haften, oder bey Vorrechten, die mit dem Namen forterben; denn dergleichen Namen gehören mit zu den Gütern im weitern Sinne des Worts). Dadurch aber kommen fingirte Willen in die Gesellung, wodurch die wirklichen Willen verhältnifsmäfsig unkräftiger werden.

In sehr verschiedenem Grade, und mehr oder minder zusammentreffend, nach Verschiedenheit der Zeiten und der Orte, bewirken diese Ursachen gleichsam eine Verdünnung des Elements der Gesellung; wozu noch manches andre beyträgt, z. B. das mehr oder minder dichte Beysammenwohnen der [343] Menschen, und schon die geringere oder gröfsere Entfernung zwischen den Gränzen eines ausgedehnten Bodens. Ja sogar was man die Dichtigkeit des Willens jeder einzelnen Person nennen könnte, gehört hieher. Nämlich, wem eine mannigfaltige Cultur eine grofse Menge von Gegenständen der Bestrebungen gleich einladend darbietet, der kann sich schwerlich auf Einen Gegenstand concentriren. Er wird sich vielleicht auf mancherley partielle Gesellungen einlassen; aber ohne Einer mit ganzer Seele anzuhängen.

Je geringer nun die Spannung des gesellschaftlichen Geistes ist: desto mehr geht jeder seinen eignen Weg. Den Weg seiner eignen Ausbildung; den Weg seines eignen Vortheils. Die Umgebungen werden betrachtet als Gelegenheiten oder Hindernisse, um die eignen Absichten durchzuführen. Der Geist der Anschliefsung, je weniger er ein Ganzes vorfindet, wendet sich desto eher an kleinere, vorübergehende Verhältnisse. [344] Beobachtet die Macht einige Schonung: so bleibt es ihr überlassen, die gröfseren Formen zu dictiren. Hebt aber jemand den Blick über das Wirkliche: so erscheint unglücklicherweise, gerade durch den Gegensatz gegen die schwache Gesellung hervorgehoben, an der Stelle der Ideen der theoretische Begriff der Gesellschaft. Eine Begeisterung, die ihr Ziel miskennt, ist die Folge; und das Maafs des Unheils wird voll, sobald in dem Element der Gesellung eine Alteration vorgeht, die das Quantum des Willens schleunig vermehrt.

Freylich müfste man den allgemeinen Willen kennen, um dasjenige zu kennen, was, nicht etwa bleiben soll wie es ist, sondern was den Anfang machen müfste, für eine beseelte Gesellschaft sich umzubilden. Will man ihn aber erforschen, so dürfen keine Maafsregeln genommen werden, die ihn verändern und entstellen. Die Schranken der Gesellschaft ziehn sich nur enger zusammen, sobald die Frage: Was beliebt [345] Euch? an die Willkühr ergeht; gleichsam mit der Bitte, sie möge doch Gewicht auf sich selbst legen! Hingegen, was in kleinen Kreisen, und partialen Gesellungen, wo eine wirkliche Ausschliefsung statt findet, dem Begriff des allgemeinen Willens nahe komme: das wissen diejenigen, welche seit langer Zeit die Bedürfnisse der Menschen wahrnehmen, die Stimmen derselben anhören, vielleicht in Versuchen zu helfen selbst an

mannigfaltige Schwierigkeiten stofsen mufsten. Mit einem Worte: die Geschäfftsmänner. Durch diese pflegt aufgezeichnet zu werden, was unter den Menschen anerkanntes Recht ist; in ihren Händen sind die Notizen, welche die Verwaltung betreffen; unter ihren Augen werden die Sitten beobachtet, vernachlässigt, umgeformt; ihnen endlich soll das Zutrauen der Einzelnen sich ohne Mühe offenbaren. Die Vorstellungen, womit sie manchmal an die Macht sich wenden, verhüten es, dafs diese letztre nicht durch gänzliches Schweigen des allgemeinen Willens genöthigt wird, alles nach eignem [346] Gutfinden zu verordnen und zu verwalten. Denn eine Theilung der Macht selbst unter mehrere Hände und Körper, ist nur für die Macht ein Princip des innern Streits, und kommt dem allgemeinen Willen nicht im mindesten zu Gute.

Die Formen geben in einer abgespannten Gesellschaft gewöhnlich den Anblick eines alten Gebäudes, das zum Theil leer steht, zum Theil solchen, zum Theil andern Einwohnern zu ihrer Einrichtung dient. Manches ist in ihnen befestigt, woran weder den Privatwillen liegt noch der Macht, und das nur die Furcht des gröfsern Umsturzes noch aufrecht hält. Anderes hat Werth für die Privatwillen; anderes für die Macht. Als Symbol der Gesellschaft Achtung für dieselbe einzuflöfsen, ist solchen Formen nicht gegeben. Selbst die Logik pflegt Stoff zur Uebung in ihnen zu finden; und das schadet ihnen wenigstens bey denen, welche des Denkens gewohnt sind. Aber das Vergnügen, an ihnen, als an Begriffen, feilen [347] und ändern zu können, wird wieder gebüfst durch Verwechselung der Begriffe mit den Ideen. — Ueberdas, so fern durch Formen irgend einer Art, durch neue oder alte, durch Recht oder Convenienzen, die freye Aeufserung der Gesinnungen gehindert wird, treten künstliche Persönlichkeiten an die Stelle der natürlichen Personen; es werden Willen repräsentirt, wenn schon nicht gewollt würde. Aber eine Rolle spielen, giebt der Censur Anlafs, nicht der Theilnahme. Abermals ein Verlust für die Anschliefsung und das Wohlwollen, der durch Verhütung grober Ausbrüche des Uebelwollens schwerlich aufgewogen wird. —

Von dem Besitze der Macht ist ohne Zweifel die psychologische Wirkung auf den Machthaber in so fern vortheilhaft für die Gesellschaft, als er strebt, ihr diejenige Einheit und Beständigkeit zu geben, durch welche Zuverlässigkeit in die Gesellschaft kommen soll. Aufserdem ententgeht ihm, (oder allenfalls dem stärkeren Geiste, dem er viel-[348]leicht das Ruder überläfst,) sicher nicht das Schauspiel, was die Nation darbietet. Müssen ihre klügern Glieder sie selbst verurtheilen, durch Druck in Ordnung gehalten zu werden: so sind jenem die bequemsten Formen zur Handhabung der Macht die liebsten. So lange aber eine öffentliche Stimme, den allgemeinen Wunsch, und das Urtheil über die Ehre, mit Verstand auszusprechen weifs, so lange sich zu denjenigen Geschäfften, welchen keine Instruction, sondern nur der gute Wille des Einsichtsvollen Genüge leisten kann, nur Männer von wahrhaft gutem Willen darbieten: wird die Frage von der innern Garantie des Staats keine besondre Wichtigkeit erlangen. Das Gegentheil wäre Schuld der Nation, insbesondre ihres gebildeten Theils. Auf dasselbe Resultat führt folgende genauere Untersuchung: Der Staat ist Gesellschaft, geschützt durch Macht. Dieser Be-

griff zeigt eine innere Unvollständigkeit; denn, wollte man die Beantwortung der Frage, woher Schutz gegen die Macht? aus ihm selbst nehmen, [349] also auch diesen Schutz einer Macht auftragen, so wäre dieselbe eine zweyte; gegen welche es einer dritten schützenden bedürfte, gegen die dritte einer vierten, u. s. w. Diese Reihe läuft ins Unendliche; und zwar ist es nicht eine Reihe, die sich nähert, sondern die sich entfernt; denn jedes folgende Glied, damit nicht gleiche Mächte in Kampf gerathen, mufs gröfser seyn als das vorhergehende. Der Begriff also, wie er vorliegt, führt auf eine Ungereimtheit. Kann man nun vielleicht ein Glied der Reihe so bestimmen, dafs es keines folgenden mehr bedürfte? — Vorläufig ist zu bemerken, dafs Macht nicht blofs auf dem Willen des Anführers, sondern auf der Meinung der Diener beruhe; bestimmt auf dieser Meinung: gegen Jeden seyen, im Fall des Ungehorsams, alle übrigen verbunden. Die Meinung geht hier der Existenz voraus. Käme in die Bestimmung der Zusatz: im Fall des Ungehorsams gegen einen, den Formen angemessenen Befehl, so wäre, wofern nur die Formen selbst dem allgemeinen Willen [350] entsprächen, alles gesichert. Aber, was den Formen angemessen sey, bedarf der Ueberlegung, und diese Ueberlegung bedarf vorgängiger Kenntnifs, Beobachtung, Bildung. Die Diener der regierenden Macht dürfen nicht räsonniren, denn sie sollen häufig und schleunig gebraucht werden, in allen den Fällen, welche die Masse der Privatwillen durch ihre Vergehungen herbeyführen wird. Wollte man aber das zweyte Glied jener Reihe so bestimmen: so erhielte man den Begriff von zahlreichen Beobachtern, die schon durch ihr ruhiges Daseyn den Misbrauch der Macht verhüten würden. Da man dergleichen durch keine geschriebene Verfassung erzeugen kann, da sie entweder vorhanden sind oder nicht: so liegt in dem Gesagten der strenge Beweis eingeschlossen, dafs nicht jeder gegebene Staat garantirt werden kann, in dem Augenblick, wo es verlangt wird, am wenigsten durch eine Constitution. Auch zeigt sich hier, dafs vorhandne beschränkende Institute nur wirken, wiefern sie jenem Begriff ent-[351]sprechen; unrichtig aber mufs ihre Wirkung ausfallen, wenn sie einen Theil der regierenden Macht selbst in Händen haben. Daraus entsteht unfehlbar Schwäche und innerer Streit; und wachsendes Mistrauen; es entstehn Schauspiele, die den Geist des Ganzen verderben.

Eine Erinnerung an die Mehrheit der Staaten, wodurch die Macht in jedem so sehr über das innere Bedürfnifs wächst, mag beschliefsen, was hier gesagt werden sollte, um die Stellen anzudeuten für Untersuchungen, deren Ausführung der Psychologie und den Erfahrungswissenschaften gebührt.

Siebentes Capitel.

Principien des Fortgangs und Rückgangs.

Fassen wir in Gedanken mit den Schranken der Gesellschaft die Fehler der Einzelnen zusammen, — der Einzelnen, aus welchen die

Gesellschaft besteht, und welche in der Gesellschaft gebildet werden: so stellt sich das Mangelhafte der Menschheit überhaupt, zur Betrachtung dar; und es scheint, das Wesen der Gattung eigne sich wenig, weder als Ganzes, noch in der Mehrzahl der Individuen, der Tugend recht nahe zu kommen. Indessen, Etwas ist erreicht; und bestimmte Gränzen wollen sich nicht zeigen. Ueberdies wäre es der innern Freyheit zuwider, den Weg zur Darstellung der Ideen ohne weitere Untersuchung für gesperrt zu halten.

[353] Nur, die practische Philosophie, je weiter sie sich von ihren eigenthümlichen ästhetischen Principien entfernt, mufs desto mehreres leihen, ohne es von Grund aus zu kennen. Sie wird sich begnügen, es durch bestimmte Begriffe zu fassen, diese Begriffe selbst in einer bestimmten Ordnung zu denken, und mit Hülfe derselben mannigfaltige Aussichten zu eröffnen. Es kommt hier zuerst darauf an, die ursprüngliche Regsamkeit der Menschheit aufzufassen, blofs als ein Positives für sich, unabhängig davon, dafs sie für die Beurtheilung bald in gefallenden bald in misfälligen Verhältnissen erscheint. Kann (so fragt sich dann weiter,) kann dies Positive, seiner Natur nach, durch schon gewonnene und noch zu gewinnende Einsicht so gelenkt werden, dafs es eine dauerhafte Darstellung der richtigen Verhältnisse bereite? den Misverhältnissen aber ausweiche?

Das tiefste Inwendige der menschlichen Regsamkeit, bleibt der Speculation, die Mannigfaltigkeit ihrer letzten Aeufserungen der [354] Empirie anheim gestellt; hier interessiren nur die Stellen, um welche die Richtung der Menschheit gleichsam beweglich ist, zum Bessern und zum Schlimmern.

Sowohl, dafs die Ideen fast durchgängig eine Mehrheit von Vernunftwesen voraussetzen, als auch, dafs, der Erfahrung gemäfs, der Mensch nur unter Menschen ganz Mensch ist, berechtigt uns, die Frage, was der Einzelne ganz allein seyn würde, zurückzulegen, und sogleich den Einzelnen als Einen unter Mehrern zu denken.

So fern nur der Einzelne in der Mitte der Mehrern immer noch eine eigenthümliche Bewegung hat, läfst sich das Treiben eines Jeden unterscheiden von denjenigen Regungen, die unmittelbar in dem Zusammen der Mehrern ihren Grund haben. Es unterscheiden sich Beschäfftigungen von den gegenseitigen Gesinnungen.

Beyde würden für Vernunftwesen aller Art Statt finden. Für die menschliche Natur reihen sich hieran Familien- und [355] Dienst-Verhältnisse; wegen der Entstehungsart des menschlichen Lebens, und wegen der Abhängigkeit der Menschen von einander.

Diese Reihe verlängert sich für bestimmte Menschenhaufen durch Gemeinschaft der Sprache, des Cultus, u. s. w. Sie kann für Einzelne noch mehrere Glieder annehmen, die ihnen insbesondere zugehören. Es genüge hier, nur die erstgenannten vier Glieder, die, für die Sphäre des Menschen, auf keiner Besonderheit beruhen, ihrer practischen Wichtigkeit nach in Erwägung zu ziehen; die vielfach mögliche Erweiterung dieser Betrachtungen aber sey den Anwendungen der practischen Philosophie überlassen.

Die Beschäfftigungen können weder dem Stoff noch der Form der Tugend gleichgültig seyn. Schon die Intension der Kraft nimmt bei verschiedenen Beschäfftigungen sehr verschiedene Grade an. Wohlwollen, Recht, und Billigkeit, werden bey den Lebensarten des Raubes und der List nicht gedeihen. Möchten aber die Beschäfftigungen [356] schuldlos, möchten sie energisch genug seyn: der Form der Tugend sind sie wichtig, indem sie das Gemüth entweder zusammenhalten oder zerstreuen. Ohne Sammlung ist keine Tugend. Endlich, auch eine gesammelte, geordnete Thätigkeit könnte derselben widerstehen durch Hinheftung auf Einen Punct, da die Tugend keinen Gegenstand durchaus zu wollen gestattet. So zeigt sich im allgemeinen die practische Bedeutung einer Beschäfftigungsweise, die zwischen ARBEIT und ERHOLUNG wechselt. Die Arbeit heftet sich unablässig an den gleichen Begriff, den bestimmten Begriff des Zwecks und der Regel; dabey rückt die Aufmerksamkeit zwar fort, aber gebunden an den Fortgang durch die Theile des Geschäffts. Von solcher Gebundenheit befreyt sich das Gemüth in der Erhohlung. Es befreyt sich, entweder, um sich auszudehnen in dem Gedankenkreise, welcher der Tugend geziemt, oder um sich hinzugeben an den unwillkührlichen Wechsel der Phantasien und der Erscheinungen. So scheidet sich die ERHE-[357] BENDE und die ABSPANNENDE Erhohlung.

Gesinnungsverhältnisse, unter Menschen, die einander blofs beschauen und gebrauchen, wie man Sachen beschaut und gebraucht, führen zum völligen Ignoriren der Ideen, ja selbst zu Maximen des Uebelwollens, des Betrugs, der Verhöhnung. Wenn aber Mehrere einander als vernünftige Wesen zu betrachten gewohnt sind: so kann, zunächst, einer den Andern entweder als gegenüberstehendes Object auffassen, oder nicht. Der letzte Fall, welcher räthselhaft scheinen mag, wird sogleich begreiflich, wenn man sich der UNTERHALTUNG erinnert, in welcher einer das Denken des andern fortsetzt, und verstärkt, durch gegebene Nachrichten, geäufserte Meinungen oder Empfindungen, ja selbst dadurch, dafs er sein Ohr leiht für Dinge, die jener sich aufserdem nicht eben so lebhaft würde vergegenwärtigt haben. Hier schmelzen Theile verschiedener Gedanken-[358]kreise an einander, ohne dafs die verschiedenen Personen, als mehrere und verschiedene empfunden werden; vielmehr wundert man sich, wenn etwa der Dispüt sich erhebt, und die Gedankeneinheit stört, die das Gespräch dem eignen Phantasiren glaubte nachahmen zu können. Aber schon vor diesem Anstofsen an entgegengesetzte Vorstellungen bricht sich die Unterhaltung oft genug an dem Gefühl des Mangels gleichartiger Gedanken. Jeder hat mit Einem solche, mit einem Andern andere Berührungspuncte; daher scheidet er in den Personen, und setzt sich seinen Umgang aus den Stücken zusammen. — Wer hingegen einen Andern als einen ganzen Menschen auffafst, der wird, im Zustande freyer Betrachtung, Beyfall und Misfallen über ihn aussprechen; in einem bewegten Zustande aber ist einer dem Andern Gegenstand der Liebe oder der Abneigung. — Das Wesen der BEURTHEILUNG mit Beyfall oder Misfallen, ist früher entwickelt. In vollkommen richtiger Beurtheilung würde Je-[359]der sich selbst eben so sehn, wie Andre ihn sehn, könnte er

alles an sich so zum Object machen, wie den Willen, alles abmessen nach so bestimmten Mustern wie die Ideen. Alsdann würde das Selbsturtheil sich nur verstärkt finden und zu neuem Nachdruck gelangen durch die Urtheile der Andern. Manches Individuelle aber, was das Individuum selbst nicht sieht, manche Vergleichungen, die nur der entfernte Zuschauer beym Anblick einer ganzen Reihe von Menschen macht, können das Zusammentreffen der Urtheile stören. Wandelbar und vergänglich ist überdies das lebhafte Vergnügen, was den Anfang einer Bekanntschaft, die der Beyfall stiftet, zu begleiten pflegt; wie überhaupt Geschmacksurtheile, obwohl sich selbst immer gleich, dennoch auf das Ganze des Gemüths eben so wenig als irgend ein andrer Reiz, so zu wirken vermögen, daſs sich das Gefühl stets gleich bliebe. — Kann die Beurtheilung eben so gut über ein Bild, als über das Wirkliche ergehn: so liegt dagegen der Liebe [360] alles an der Existenz ihres Gegenstandes. Ihn verlieren, nur von ihm sich trennen, macht sie unglücklich. Ihr wahres Wesen besteht in der ursprünglichen Anhänglichkeit. Es liegt im Wesen des Geistes, daſs sein inneres Thun gehemmt wird, wenn er aus einem Kreise bekannter, oder lebhaft aufgefaſster Gegenstände, ins Unbekannte hin versetzt wird. Die gehemmte Thätigkeit bedarf der erneuerten Gegenwart des Entrissenen, sie bedarf ihrer in der Mitte fremder Gegenstände, fortdauernd. Wo dies Bedürfniſs sich nicht regt, da wirkt der Geist nicht frey, da ist Unnatur und Krankheit. Es giebt eine Anhänglichkeit schon an das Todte. Aber, das Todte ist arm; und wer es nicht verlieren wollte, müſste starr seyn wie es selbst ist. Hingegen der Geist folgt dem Geiste; das Bedürfniſs, sich ganz mitzutheilen, und mit dem Andern alles zu theilen, kann in gemeinsamer Bewegung befriedigt werden. Zur gleichen geistigen Bewegung mit dem Geliebten strebt daher immerfort die Liebe, durchs Geben, durchs Empfan-[361]gen; sie widerstrebt jeder Trennung durch ein Denken und Empfinden, worin einer ohne den Andern sich vertiefen würde. Sie strebt, die Gränzen hinwegzuräumen, wodurch die Unterhaltung gehemmt wird; und die Disharmonien aufzulösen, worin das Selbsturtheil eines Jeden mit der gegenseitigen Beurtheilung, ja, worin das Urtheil mit dem Beurtheilten selbst sich finden möchte. So zur Tugend aufstrebend, wird sie Freundschaft. Der Freund durchschaut den Freund, — die Person, wenn schon nicht jede Notiz fürs Geschäfftsleben. Der Freund läſst sich durchschauen vom Freunde; er bietet sich dar, er eröffnet sich. — Die mindern Grade der Freundschaft sind vielförmig, so vielförmig wie das Product aus minderer Liebe, minderem Beyfall, minder gelingender Unterhaltung, durch alle Abstufungen jedes einzelnen Factors, und alle daraus abflieſsenden Folgen, nur immer werden kann. Die Liebe in Menschen von schwacher geistiger Bewegung scheut statt der geistigen Trennung die räumliche, und [362] statt der geistigen Durchdringung, die sie nicht kennt, hält sie sich an die andern Arten des Zusammenseyns, so viele es deren giebt. Doch auch in schlechterer Gestalt behält sie immer das Characteristische, daſs sie an einer Person hängt, nicht an Genieſsungen, die ihr vielmehr widrig seyn würden, wenn Trennung der Personen darin läge. Ihrer Natur nach sucht alle Liebe sich ihren Gegenstand zuzueignen, durch ausschlieſsende

Rechte; — es giebt Fälle, wo sie einen Hang zur Tyranney zeigt, und damit wider höhere Bestimmungen anstöfst; diesem mufs man wehren: in denjenigen Verhältnissen aber, wo sie mit ganzer Gewalt dauernd wirken soll, dürfen die ausschliefsenden Rechte ihr nicht geweigert werden.

Die Liebe bereitet sich eine vielförmige Herrschaft in den Familienverhältnissen. Diese haben sämmtlich das Eigne, in vervielfältigten Darstellungen die nämliche Persönlichkeit zu zeigen. Wer zur Familie gehört, findet sich abgebildet in den übrigen Gliedern; er rechnet sie zu sich selbst, als die Seinigen, er findet sich in ihnen geehrt und beschämt; und er scheint sich selbst zu vernachlässigen, wenn er sie fallen läfst, sie dem Schicksal und den falschen Zungen Preis giebt. Daher wenden sich die Glieder an einander; und dasjenige wird es dürfen, welches nicht zuvor das andre als fremd behandelte, noch auch ihm den Spiegel der Familien-Aehnlichkeit trübte. Denn die zarte Sorge, den Angehörigen nicht als ihr verunstaltetes Bild zu erscheinen, ist die Grundlage der Familienpflichten; welche sich von der Idee des Rechts herschreiben. Und da gebührt sichs am meisten, diese Sorge zu übernehmen, wo das Verhältnifs des Bildes zum Abgebildeten am deutlichsten hervortritt, nämlich in dem Verhältnifs der Kinder zu den Eltern. Rückwärts, möglich zu machen, dafs die Bemühung gelingen könne, ist die daraus entspringende Forderung von der entgegengesetzten Seite. Den Kindern gebührt dieje-[364]nige Unterstützung ihres Daseyns und ihrer Ausbildung, deren sie bedürfen, um sich ihrer Eltern würdig zu machen. Und durch alle Familienverhältnisse hindurch läuft der Anspruch, kein solches Vorbild aufzustellen, dem man nicht nachahmen dürfte. Das ist der Kreis der rechtlichen Betrachtungen; welchen sie des Billigen sich anzuschliefsen gewohnt sind; es kommen aber auch noch die des Wohlwollens und der Vollkommenheit hinzu, je nachdem man die Mehrern unterscheidet, oder die Persönlichkeit des Ganzen als Eins auffafst; es ist eben deshalb auch die innere Freyheit in der Nähe; und endlich alles, was zur beseelten Gesellschaft kann gerechnet werden. Schwebend zeigt die Familie der Betrachtung bald diese bald jene Seite, und möchte einen Beyfall verdienen, der zu reich ist für Einen Gedanken.

Der Erhebung zu den Ideen weniger günstig, wirken dagegen die Dienstverhältnisse mehr ins Grofse. Sie entsprin-[365]gen wenigstens nicht alle aus der Nothwendigkeit; und selbst dieser Ursprung leidet noch die Unterscheidung der durchs Bedürfnifs des Lohns abgedrungenen, von den durch Gewalt ganz eigentlich erzwungenen Diensten. Zwar, was die Gewalt niederdrückt, das geht für das Sittliche verloren. Und auch der Lohndienst, der die äufsere Existenz der Menschen so sehr verbessert, und ihnen zur bestimmten Stellung gegen einander verhilft, scheint doch zunächst nur den Verkehr, nicht die Gesellung, am wenigsten die Beseelung der Gesellschaft, zu fördern; er überläfst dabey den Einzelnen seiner wie immer tadelnswerthen Sinnesart, und sorgt nur für die Stillung des Verlangens, oft nur für die Sicherung einer kärglichen Befriedigung der ersten Bedürfnisse. Aber, wie die Concurrenz der Arbeiter, die Arbeit verbessert, so hebt auch die doppelte Concurrenz der Dienenden und der Lohnenden allmählig den äufsern Zustand der Dienenden. Der

Arbeiter schliefst sich seiner Arbeit an; er sucht die Lage des Lebens, [366] in welcher dieselbe am besten gefertigt werden kann. Unter mehrern, welche das Product seines Fleifses wünschen, wenn er nur die Wahl hat unter Mehrern, — entsteht Wetteifer, ihn so zu unterstützen, dafs er wirklich in die, dem Werk am meisten zuträgliche Lage komme. Ist dies erreicht: so kann die gesellige Anschliefsung nicht mehr fern seyn. Jedermann befreundet sich mit seinem Thun, wenn es nur gelingt und gelingen kann; und fühlt er auch noch die Abhängigkeit von der Natur, welche jeden Arbeiter auf besondre Weise beschwert, so findet er sich doch frey von den Menschen, die sein Treiben nicht mehr hindern. So erhebt sich, bey aller Verschiedenheit der Beschäfftigungen und Vortheile, ein Wohlgefühl von bürgerlicher Gleichheit, indem Jeder an seiner Stelle ist, und wohl weifs, er könne aus derselben nicht weit heraus gehn, ohne untüchtig zu werden. Der Erhohlung bedarf es nach aller Art von Arbeit; und es kommt nun darauf an, wie richtig eben durch die Erhohlung für die [367] allgemein gegenseitige Anschliefsung gesorgt sey. Denn der Erhohlung gehören die öffentlichen Plätze, wie in der räumlichen, so in der geistigen Welt. Das System der Dienste aber zeigt einem Jeden, wie er durch seine Leistung mit dem Ganzen in Verbindung stehe. — Die höhern Dienste, welche um der Ehre willen, oder mit dem Geiste der Anschliefsung gesucht werden, geben zunächst nur den Mafsstab dessen, was die schon vorhandne Meinung ehrenvoll oder den geselligen Pflichten anpassend glaubt: aber auch eben diese Meinung wird durch sie mehr ausgearbeitet und befestigt; richtig oder unrichtig, wie sie immer seyn möge.

Nach gehöriger Ausführung der, hier angefangenen, Characteristik der Beschäfftigungsweise, der Gesinnungs-, Familien- und Dienst-Verhältnisse, könnte nun eine theoretische Untersuchung die mannigfaltige Möglichkeit des Rückgangs und Fortgangs erwägen, wenn die genannten Verhältnisse, so [368] oder anders bestimmt, und auf mancherley Weise in ihrem Zusammenstofs durch einander modificirt, in den Einzelnen und in der Menschheit überhaupt ihre Wirksamkeit offenbaren. Es könnten sich damit historische Nachforschungen verbinden. — Aber das theoretische Wissen ist nicht dieses Orts; die practische Philosophie verlangt nicht unmittelbar den Rückgang zu sehn, noch den Fortgang, — und überhaupt die mannigfaltige Veränderung der Schranken, welche manchmal hier enger, dort weiter werden, — als eine Naturerscheinung zu erkennen; sie ordnet nur die Ueberlegungen, welche anzustellen hat, wer fortschreiten will, und fortschreiten machen möchte.

Diese Ueberlegungen aber, die immer vorzugsweise die Ideen im Auge haben müssen, werden dreyfach zerfallen; erstlich in so fern die Grundideen dem Einzelnen gelten, zweytens so fern die abgeleiteten Ideen sich die Gesellschaft zum Gegenstande nehmen, drittens so fern die Einzelnen und die [369] Gesellschaft in ihrer Wechselwirkung das Künftige zum Schlimmern oder Bessern hinführen. Jedermann wird finden, dafs sein sittliches Denken bald einer Person, bald einer vorhandnen Gesellschaft, bald endlich demjenigen gelte, was da werden möchte aus dem Vorhandnen.

Erwägen, was zu leisten und zu lassen sey, heifst Pflichten erwägen. Wie mannigfaltig dieselben seyn mögen, sie zerfallen in drey Gruppen, je nachdem ihr Gegenstand entweder ein Einzelner ist, oder die Gesellschaft, oder die Zukunft. Es ist aber hier gar nicht die Rede von dem, was schon die einfachen Ideen für sich in Hinsicht auf einzelne Verhältnisse bestimmen; nicht von der Zahlung einer Schuld, noch von der Erwiederung einer Wohlthat, noch von der Aufrichtigkeit und Ehrerbietung. Sondern von der gröfsern Anordnung des Lebens, welche der tugendhaften Sinnesart im Ganzen soll gewidmet seyn.

[370] Wer verpflichtet sei? — Es kommt vor allem darauf an, zu wissen, was geleistet werden solle. Dann mag zugreifen wer da kann, wer der nächste ist, wen kein einzelnes Verhältnifs bindet; es mufs ein Jeder bestimmen, was, und wieviel er übernehmen darf; wofür er hinreicht, was er verderben könnte. — Anders freylich ists, wo die Rollen vertheilt sind. Da sehe man jedoch zu, ob auch die andern Rollen gespielt werden? Wie lange es Zeit sey, in der eignen fortzufahren.

---

[371]

Achtes Capitel.

Der einzelne Mensch, als Gegenstand der Pflicht.

Die Tugend kann, als Ganzes, ihrem Begriffe nicht vorangehn. Er ist für sie das Princip der Einheit.

Die practische Philosophie weifs es nicht anders; sie kennt die Tugend nur als ein Vieles, das jedoch beysammen sein mufs, um die innere Freyheit ohne Mangel zu realisiren. Die Erfahrung bestätigt es; sie zeigt die Menschen theilweise gut und schlecht, ohne gleichmäfsige Entwickelung, die der eines organischen Keims dürfte verglichen werden. Die Metaphysik weifs und behauptet, dafs es nicht anders sein könne, und dafs an ein Princip der Einheit für die Tugend aufser dem Begriffe nicht zu denken ist. Wer die Behauptung [372] nicht will gelten lassen, der mag das folgende bezweifeln oder widerlegen. Wir bauen hier darauf fort. —

Der Mensch ist Gegenstand der Pflicht, längst vorher, ehe er den Begriff der Pflicht zu fassen vermag. Er bedarf in der frühern Periode seines Daseyns, dafs man die einzelnen zerstreuten Regungen, welche der Tugend angehören, in ihm wach erhalte, damit sie sich zusammenfinden können; dafs man die schwächern unter ihnen stärker reize, was ihnen zuwider ist, zähme und einschläfere; dafs man die keimende Tugend vor nachtheiligen Erfahrungen hüte; den Gedankenkreis, die Stimmung, die Gelegenheiten zum Handeln für sie disponire. Der Mensch bedarf der Erziehung. Nicht, als ob er ohne Erziehung nicht gedeihen könnte; sondern weil es nicht dem Zufall überlassen bleiben soll, ob er gedeihen werde.

Der Erzogene hat den Begriff, nach welchem er gebildet wurde, in sich aufgenommen; dazu besitzt er die Leichtigkeit, dem-[373]selben zu entsprechen. Eine Leichtigkeit, die er bald verlieren wird, wenn er den Begriff nicht fortdauernd bey sich gelten zu machen Sorge trägt. In dem Richtig-Erzogenen ist diese Sorge; sie kann auch seyn in dem, der sich ohne Leitung erhob; es fragt sich, was besorgt diese Sorge?

Sie sucht sich der Principien des Rückgangs und Fortgangs so zu bemächtigen, daſs dieselben, in Verbindung mit der auf den Begriff der Tugend gehefteten Aufmerksamkeit, die Gesinnung stets der innern Freyheit so nahe als möglich erhalten mögen.

Also, unter dem Schutze des Umgangs mit sich selbst, sucht der Mensch seine Beschäfftigungen, seine Gesinnungsverhältnisse, und was er besitzt an Familien- und Dienstverhältnissen, so zu ordnen, ihnen eine solche Totalwirkung auf sein eignes Gemüth abzugewinnen, wie es seiner geistigen Gesundheit am zuträglichsten ist.

Das Gemüth muſs ausgefüllt werden durch die Summe der Eindrücke. Wie viel Em-[374]pfänglichkeit es habe, auf wie mancherley Art derselben Genüge geschehn könne: das ist der Erfolg der Anlage und der frühern Bildung.

Nach besondern Pflichten in Rücksicht der Beschäfftigungen, und der Verhältnisse der Gesinnungen, der Familie und des Dienstes, darf hier nicht gefragt werden. Denn es kommt auf ein Zusammenwirken an, nicht auf zerstreute Besorgungen dieses und jenes Verhältnisses. Wie denn auch hinwiederum die Sorge für den Einzelnen nicht alles allein bestimmen kann, sondern die Betrachtungen der folgenden Capitel sich damit vereinigen müssen.

Man kann indessen überlegen, was für Beyträge von jedem der unterschiedenen Principien zu erwarten stehn.

Nur allein die Beschäfftigungsweise ist, zunächst wenigstens, in unsrer eignen Gewalt. Bey ihr also muſs zuerst gesucht, in ihr muſs befestigt werden, was jene Verhältnisse zu andern Menschen vielleicht nicht, [375] oder nicht immer, leisten. Wer seine Arbeit frey bestimmt: der kann dadurch seinen Gedankenkreis, und mit diesem die ganze Gemüthslage beherrschen. Wessen Arbeit den Rücksichten des Dienstes folgt (oder denen des Gewinns, welches ebenfalls Dienstbarkeit ist): der muſs desto sorgfältiger seyn in der Wahl der Erholungen. Doch auch der freyeste Arbeiter darf die letztern nicht vernachlässigen; denn jede Arbeit, schon als solche, heftet die Seele zu sehr und zu lange auf Einen Punct. Für die Frage aber, wie der Gedankenkreis zu beherrschen sey, gelten die in der Pädagogik aufgestellten Principien.

Wenn es glückt, den Gesinnungsverhältnissen einen Character hoher Innigkeit zu geben: dann sind sie ohne Zweifel die mächtigsten von allen, und die das Gemüth am unmittelbarsten so zu fassen und zu halten vermögen, wie die Tugend wünscht. Wo in einem Kreise die Liebe einheimisch ist, und mit der Achtung die Unterhaltung, [376] da liegt wenig an Arbeiten und Erholungen; auſser sofern die Unterhaltung selbst durch sie an Reichthum und Würde gewinnen kann. — Aber in einem Zeitalter von vielförmiger, und zugleich vielfach veränderlicher

Cultur, wo sogar die redlichen Meinungen über das Beste und Schönste sich widerstreitend zeigen; da fehlt es zur Liebe an Geistesnähe, zur Achtung an der Anerkennung gleicher Muster; und die Unterhaltung hütet sich vor den ernsten Gegenständen, die den Dispüt reizen, sie spielt mit den losen Waaren des Zeitvertreibs. In einer solchen Zeit mufs man gefafst seyn, ermattende Gesinnungen zu ertragen; aus der Auflösung der Verhältnisse sich zu erheben. Hier ist das Schwerste, nicht dem Zweifel an der Möglichkeit edler und fester Verhältnisse Raum zu geben; und das Höchste, ihrer noch in der Idee froh zu werden, wenn schon die Wirklichkeit verloren ging. Der Kampf stärkt zuweilen die nämliche Kraft, welche vom günstigern Geschick ihre Nahrung erwartete.

[377] Familienverhältnisse übernehmen oftmals die Bürgschaft für bleibende Verhältnisse der Gesinnungen. Vortrefflich; nur müssen sie alsdann nicht wiederum sich selbst lehnen wollen auf jene; sondern sie müssen sich halten an ihrem eigenthümlichen Character. Diesen Character giebt sich die Ehe schon durch die Hoffnung einer gemeinsamen Darstellung des Persönlichen in künftigen Abbildern. Je vollkommner und durchdringender diese Modification eines vorgängigen wohlbestimmten Gesinnungsverhältnisses: desto sicherer die Reproduction der nämlichen Gesinnungen. Denn die Verschmelzung der Persönlichkeiten, wenn sie auf beyden Seiten fest aufgefafst ist, läfst keine so bedeutende geistige Entfernung zu, die der Liebe schaden, die Beurtheilung entzweyen, die Fähigkeit zur gegenseitigen Unterhaltung vermindern könnte. Sie schliefst eine Nachsicht ein, welche der Schonung gleicht, die jeder für sich selbst zu hegen nicht umhin kann. — In der Sorge, dafs beym Anwuchs der Familie, dem richtigen [378] Anfang auch der richtige Fortgang entspreche, liegt, beym Hinblick auf die Idee der Erziehung nach dem Ideal der Tugend, das Streben, das Ganze der verschmolzenen Persönlichkeit unablässig zum Bessern steigen zu machen. Eben dadurch eignen sich die Geschäffte, welche zur Erhaltung des Ganzen dienen, einen höheren Character zu; während sie zugleich, durch verständige Theilung erleichtert, Quellen einer stets anwachsenden Dankbarkeit sind, und Gelegenheit darbieten zu einem desto mehr ausdrucksvollen Handeln, je bequemer das kleine Ganze kann überschaut werden. Uebrigens gleicht kein Tag des Familienlebens vollkommen dem andern. Die erste Durchdringung der Persönlichkeiten mufs an Bewegung verlieren, wie ihr Erfolg zunimmt, oder auch wie die Schwierigkeit, sie rein zu vollenden, fühlbarer wird. Dagegen hebt sich die eigne Persönlichkeit der anwachsenden neuen Personen; das Verhältnifs zwischen Eltern und Kindern giebt und nimmt desto mehr, je älter es wird: bis endlich [379] auch hier eine Trennung eintritt, die um so bedeutender ist, da das Auge der Jüngeren nicht rückwärts, sondern vorwärts schaut, und sie eben deshalb nicht ganz dieselben Gesinnungen zurückzugeben im Stande sind, welche ihnen gewidmet werden. — Durch diese fortlaufende Entwickelung wird die Familie, mehr als irgend ein anderes Verhältnifs, die Uhr des Lebens; für die Kraft die sie giebt, fordert sie Kraft, ihren Gang nicht nur zu sichern, sondern auch ihn zu ertragen. —

Die erste Pflicht, woran die Dienste erinnern müssen, ist die Treue. Und diese verschlingt manchmal so ganz alle andern Rücksichten, daſs nur die Frage übrig bleibt, ob dergleichen Verhältnisse überall statt finden, ob sie eingegangen werden durften? welches in einer wohlgeordneten Gesellschaft vermieden bleiben würde. — Lassen indessen die Schuldigkeiten des Dienstes wenigstens dem Umgang mit sich selbst einigen Raum: so tritt zuerst die Ueberlegung her-[380]vor, was wohl der Dienst, als Beschäfftigung betrachtet, der Erhaltung und Beförderung eigner richtiger Sinnesart leisten könne? Und wie er mit den frey gewählten Beschäfftigungen dergestalt in Verbindung zu bringen sey, daſs ein befriedigendes Ganze herauskomme? — Wie die Bedeutung sich über die Leistung hinausdehne? und wie die geringen Bruchstücke, mit deren Hervorbringung die wirkliche Geschäfftigkeit sich begnügen muſs, in Gedanken sich ergänzen lassen zur Vergegenwärtigung des Groſsen und Schönen, was der Menschheit angemuthet ist? Die Kunst, das Hohe in dem Niedrigen, die Zeit im Moment, das Werk in dem abspringenden Spänchen zu sehn, und richtig zu sehen ohne zu schwärmen, — diese Kunst rettet den Dienenden von der einzwängenden Gewalt des Einerley, welches die Regel des Dienstes zu wiederhohlen gebietet.

Das ganze Gefüge nun der Dienste und Beschäfftigungen, der Familien- und Gesinnungsverhältnisse, in sich bequem zu ord-[381]nen, ihm die Zeit-Eintheilung anzupassen, ihm gemäſs die Schätzung der Umstände und Zufälle richtig zu bestimmen, es zu hüten vor den unrichtigen Ausnahmen, durch welche die Laune von der Regel abweichen möchte, ja vor jedem unrechten Glauben, der den scharfen Hinblick auf die Ideen verdunkeln könnte; — auszureiſsen die verkehrte Neigung, welche im Keimen ist; vergebliche Wünsche zur Resignation zu bewegen, ehe sie der innern Ordnung schaden; herzustellen und zu befestigen, was schwach und schwankend geworden und aus seinem Zusammenhange getreten war; — mit einem Worte, die innere Polizey gehörig zu besorgen: das ist das Werk des unausgesetzten Umgangs mit sich selbst. Meistern soll er nicht, gleich schlechten Erziehern, was füglich bleiben kann; nicht durch peinliche Strenge unnütze Mishelligkeiten stiften zwischen denjenigen Entschlieſsungen, die in der Selbstbeobachtung gefaſst werden, und dem von der Beobachtung schon vorgefundenen Wollen und Streben, oder, (wie man, mit Hin-[382]sicht auf das Subject und Object im Ich, es kurz nennen kann,) zwischen dem subjectiven und objectiven Character. Es giebt ohne Zweifel Fälle, wo die Reue, wo die eigentliche Buſse, das einzige Rettungsmittel ist; der nothwendige Durchgang für verirrte Gemüther. Es giebt Fälle der Bekehrung, wenn die, welche den rechten Weg niemals kannten, ergriffen werden von einer Gestalt, worin sich die Ideen zeigen. Aber wenn die Gutmüthig-Schwachen sich fortdauernd bekehren wollen, anstatt zu denken und zu handeln: dann ists um sie geschehn.

Man muſs bekennen, daſs auch das Glück hier das Seine thut; das äuſsere, das innere Glück.

Das innere Glück besteht in der Disposition für jede Gemüthslage, die dem ideengemäſsen Leben förderlich ist. Die Grenzen dieser Dis-

position bestimmen die Individualität. Respect gebührt immer dem Glück; und auch die Individualität läfst sich [383] nicht ungestraft mishandeln. Einem jeden bricht die Sonne an einer eignen Stelle durch die Wolken. Von da an, wo ihm das Idealische am klärsten erscheint, mufs er es verfolgen. Dem gegenüber hat er eigenthümliche Fehler; die Gefahr, welche sie gerade ihm drohn, mufs er insbesondere beachten und verhüten. Was seinen Sittenzustand fördert oder benachtheiligt, das hat für ihn eine Wichtigkeit, wie vielleicht nicht für andre. Dafür schaffe er sich Gewicht und Maafs. (Der menschlichen Natur überhaupt ist manches zuträglich, manches schädlich, was nicht eben so vorkommen mufs bey andern Vernunftwesen. Man denke an die Tugend der Keuschheit, und deren, zwar nicht unmittelbare, aber höchstvielförmige mittelbare Beziehung auf die Ideen.) Es giebt eine Erweiterung der Individualität durch erweitertes Interesse; diese ist der Erziehung besonders wichtig. Es giebt eine Schonung der Individualität Anderer; daraus bestimmt sich die Begegnung, welche, noch jenseits der nähern Rücksichten auf die [384] Ideen, ihnen widerfahren soll. Es gehört dazu ein Blick, der über die eigene Individualität hinausreicht; und schon deshalb darf wenigstens der Gedankenkreis nicht in der letzteren befangen bleiben. Der Gegenstand selbst ist psychologisch. Ueber die falsche Meinung, als dürfte das Sittliche für einen Jeden aus seiner Individualität bestimmt werden, wie wenn in ihr ein Princip der Billigung und Misbilligung läge, ist nach Entwickelung der Ideenlehre nichts mehr zu sagen nöthig.

Den Wechseln des äufsern Glücks wird gewifs derjenige sich nicht gern und unbehutsam Preis geben, dem es gelang, seine Beschäfftigungen und seine Verhältnisse mit Menschen durchgängig zur Einstimmung mit seiner Individualität zu bringen, und zu einem wohlthätigen Zusammenwirken zu veredeln. Schon der blofse Wechsel der Lage raubt Zeit, und nöthigt, viele Ueberlegungen von vorn anzufangen. Wird dafür nicht Ersatz gefunden durch neue und schönere Gelegenheiten, ist es vielmehr ein rauhes Schick-[385]sal, was frühere Verhältnisse rücksichtlos zerstört: dann wäre es der Anfang der eignen Thorheit, von dem Unbedeutenden des Glücks zu reden. Hingegen, gerade das Gefühl der Gefahren, worin mit dem äufsern Zustande auch der innere hinabgezogen werden könnte, spanne die Kräfte der zuvor erworbnen geistigen Gesundheit, nun sich selbst zu erhalten durch fortgesetzte Verarbeitung des innern Reichthums; und ein Leben in Gedanken zu leben, das von der richtigen Benutzung früherer Begünstigungen den fortdauernden Beweis führe. Es werde aber auch gerettet, was ohne Entwürdigung sich retten läfst; und abermals beginne der Versuch, das Vorhandne umzuschaffen zu einem Element, worin die Tugend frey athmen und sich leicht bewegen möge. Dazu ist nicht nöthig, sich in Hoffnungen zu vertiefen, die getäuscht werden können. Nichts verloren zu geben von der Regsamkeit der Kraft und der Besinnung, — ja selbst in Zeiten körperlicher Abspannung noch für die Möglichkeit wiederkehrender Kräfte den [386] Gedanken ihres Gebrauchs wach zu erhalten: Diese Bemühung erfüllt grofsentheils durch sich selbst ihren Zweck; sie hält das Gemüth über dem Kleinmuth, der unmittelbar der Verurtheilung blofs gestellt ist.

Wie sorgsam und wie glücklich aber auch der Mensch die Pflicht gegen sich selbst erfüllen, oder Einer sie dem Andern erfüllen helfen möchte: das Leben hat eine Gränze, über welche hinaus die gleiche Sorge planmäfsig fortzusetzen, nicht gestattet ward. Diese Betrachtung zieht alles Streben für ein einzelnes menschliches Daseyn ins Engere zusammen; sie ruft die gesellschaftlichen Ideen auf, damit ein gröfseres Ganzes erscheine, welchem zwar nicht so sicher, nicht so gemessen, aber auf längere und wenigstens unbestimmte Dauer, eine Verwendung von Kräften gewidmet werden kann, die, wenn sie nur ein Ziel hoffen läfst, immerhin bis zur Aufopferung der eignen noch übrigen Lebensjahre fortschreiten mag.

---

[387] Neuntes Capitel.

Gesellschaft, als Gegenstand der Pflicht für ihre Glieder.

Lassen die Pflichten gegen die Gesellschaft sich denen parallel entwickeln, welche dem Einzelnen gelten?

Erstlich: die gesellschaftlichen Ideen zeigen die Verhältnisse, worauf Wohlwollen, Recht, und Billigkeit sich beziehen, einwärts gekehrt, gegen das Innere der Gesellschaft gerichtet; dagegen die nämlichen für den Einzelnen äufsere Verhältnisse sind.

Zweytens: Niemand kann sich der Gesellschaft als ihr Erzieher gegenüber stellen. Vielmehr, sie erzieht den Einzelnen; der in der Folge, wenn er ihr Mitglied wird, schon in so viele Rechtsverhältnisse mit ihr verflochten ist, dafs er selbst die gröfste Ueber-[388]legenheit des Geistes nicht frey gebrauchen darf. Sogar einem Gesetzgeber aus der Fremde stünde nur eine solche Einwirkung zu, als sie einräumen möchte.

Anstatt also den Begriff der Tugend in die Gesellschaft hineinzutragen, und ihm gemäfs die ursprünglichen Regungen, die ihm entsprechen, mit Kunst zu vereinigen und zu beleben: müssen die Glieder der Gesellschaft vielmehr den Begriff, so fern er in ihr vorhanden ist, selbst aufsuchen, ihn gleichsam von ihr lernen, und ihm alsdann, durch Anschliefsung an das vorhandene Ganze, sich unterwerfen. Dazu mögen die Einzelnen einander auffordern.

Gleichwohl, um das fragmentarische Bestreben zur Tugend, was in einer unvollkommenen Gesellschaft sich vorfinden, und dessen sie sich dunkel bewufst seyn mag, auch nur zu verstehen, dazu schon bedarf der Einzelne eines bestimmten und deutlichen Begriffs, auf welchen er jenes zurückführen, an welchem er die Schwankungen [389] und Mängel desselben messen könne. Er würde aufserdem nicht einmal den Versuch zu machen vermögen, ob sie vielleicht dieser oder jener Bemühung Raum zu geben geneigt sey.

Ausgerüstet mit der Idee der beseelten Gesellschaft, und wohl bekannt mit seiner Individualität, wird er demnach auch noch die Indi-

vidualität der Gesellschaft erforschen. Er wird nachsehn, welche Beschäfftigungen sie in ihren verschiedenen Klassen treibt, welche Gesinnungsverhältnisse in den verschiedenen Ständen und Partheyen gegenseitig statt finden, wie sie aus den Familien und Stämmen sich zusammengesetzt hat, endlich durch welches Gebäude von Dienstverhältnissen sie besteht. Er wird überlegen, wie das alles zu der Organisation der beseelten Gesellschaft passe.

In der letztern muſs er zuerst die Stelle aufsuchen für seine Eigenthümlichkeit.

In den wirklichen Gesellschaften haben sich die verschiedenen Eigenthümlichkeiten [390] der Menschen längst gewisse Stellen geschaffen. Man könnte fragen, wie diese bekannten Stellen der beseelten Gesellschaft angehören möchten? Wäre es hier die Absicht, irgend etwas, das bestimmte Zeitalter und Cultur-Zustände voraussetzt, mit Hülfe der Empirie zu erläutern: so könnten an diesem Orte eine Menge von Untersuchungen eingeschaltet werden über die Bedeutung verschiedener Stände und Fächer, als des Rechtsgelehrten, des Geistlichen, des Dichters, des Erziehers, des Philosophen u. s. w. Zwar, was die letztgenannten anbetrifft, deren Plätze möchten in der beseelten Gesellschaft sich ziemlich leicht zeigen. Dem Dichter, welcher nicht zur Rechtsverbindung, noch zu den Systemen für Lohn, Cultur, und Verwaltung unmittelbar gehört, möchte die Sorge für vielseitige Erhohlung anheim fallen, für Erquickung aller Arbeiter durch Erweiterung des Gemüths zu jeder Gattung des beschauenden sowohl als des theilnehmenden Interesse: ein edler Platz, auf welchem er der ganzen übrigen Gesell-[391]schaft, wenigstens ihrem gebildeten Theile, gleichsam gegenüber stände. Den Erzieher würde er in seiner Nachbarschaft finden; denn auch dieser sorgt für diejenige Bildung, welche zur vielseitigen Erhohlung, nicht für die besondre Geschicklichkeit, die zur einzelnen Arbeit fähig macht: dazu soll vielmehr der Lehr-Meister in jeder Schule und Werkstäte die nöthige Unterweisung geben. Der Philosoph hat dagegen seine angewiesene Stelle im Cultursystem, wo es ihm zukäme, den vermittelnden Gedankenkreis zu ordnen. Viel schwerer und zusammengesetzter aber dürfte die Antwort nach der Stellung des Geistlichen ausfallen; die vielleicht ohne Rücksicht auf den Gang der Geschichte sich nicht einmal vollständig geben lieſse. — Um dergleichen analytische Untersuchungen gehörig zu rechtfertigen, müfste man ihnen synthetisch entgegenkommen durch Construction einer beseelten Gesellschaft für gegebene Umstände und gegebene Beschaffenheit ihres Bodens.

[392] Hat nun Jemand sein Verhältniſs zur beseelten Gesellschaft richtig erkannt (und dadurch soll er gegen jeden künftigen Ueberdruſs an seinem Geschäfft gesichert seyn): so fragt sich alsdann, wie fern ihm die wirkliche Gesellschaft dies Verhältniſs auszufüllen erlaube und helfe? — Hier befinden sich diejenigem am wenigsten in Verlegenheit, deren Geschäfft am wenigsten von den veränderlichen Stimmungen des gesellschaftlichen Willens berührt wird. An die Aerzte z. B. wendet man sich stets auf gleiche Weise der Gesundheit wegen; so auch an die Baukünstler, um bequem zu wohnen; u. s. f. Und gedenken wir der

Individualität, die solchen Geschäfften sich zu widmen berufen war: so erhellet, daſs ihr Darstellungstrieb ursprünglich zu lebhaft auf Sachen muſs gerichtet gewesen sein, um sich für den öffentlichen Zustand der Menschen überwiegend zu interessiren. Solche Personen nun, die der Gesellschaft mehr durch ihre Arbeit als durch ihren Willen angehören, die von derselben vor allen Dingen Schutz und Ge-[393]legenheit zur Arbeit begehren: diese werden schon der Consequenz nach, wodurch sie auf ihr Geschäfft gewiesen sind, gegen den gesellschaftlichen Willen sich mehr passiv und fügsam beweisen müssen, als daſs sie einen besondern Einfluſs auf denselben aussprechen, oder auch nur ihn sich zusprechen lassen dürften. Vielleicht wird indeſs ihre Stimme zunächst für ein einzelnes System, z. B. für das Cultursystem, und mittelbar durch dieses für das Ganze, Bedeutung erlangen können. Auſserdem ist auch das, was sie für sich, und in engern Kreisen sind, der Gesellschaft nicht gleichgültig; welches tiefer unten sich noch deutlicher zeigen wird.

Recht in die Mitte der Gesellschaft aber treten diejenigen, deren eigenthümlicher Darstellungstrieb einen starken gesellschaftlichen Willen entwickelt; besonders wenn sie zugleich beträchtliche Güter besitzen. (Man sehe das sechste Capitel.) Je gröſser nun der Beytrag, den sie, durch das Quantum [394] ihres Wollens, der Gesellung leisten: desto wichtiger ist es, daſs dieser Beytrag der richtige sey. Schon das ist tadelnswerth, wenn Jemand auch nur den, einmal vorhandenen, Schwerpunct des gemeinsamen Strebens, unbeachtet läſst; wenn Er sein — gleichviel ob groſses oder kleines — Gewicht, ohne bedeutende Gründe so hinlegt, daſs jener Punct dadurch verrückt werden könnte. Denn alles schwächt die Gesellung, was die Glieder über die Art und die Zwecke der Vereinigung in Ungewiſsheit setzt. Aber freylich, nie wird die Gesellung einen festen Zweck haben, so lange sie ihn aus den veränderlichen Umtrieben der Privatwillkühr und der sich kreuzenden Interessen hervorsuchen muſs. Einzig die Erhebung der Gemüther zu den Ideen — und auch diese nur, wenn sie zu einer präcisen Anwendung der Ideen auf die gegebenen Bedingungen der äuſsern Existenz fortschreitet, — kann einen politischen Gedankenkreis hervorbringen, in dessen Mitte wesentliche und darum dauerhafte Vereini-[395]gungspuncte der Gesinnungen zu finden seyn werden. Alsdann mag immerhin ein fortdauernder Dispüt diesen Gedankenkreis in Regsamkeit erhalten, geringe Verschiedenheiten der Meinungen mögen zu scheinbar wichtigen Verhandlungen Anlaſs geben; sie werden durch stete Rückkehr zu dem, worüber man einverstanden ist, eben das Einverständniſs selbst nur mehr befestigen und verstärken. Wiefern nun wirklich in den öffentlichen Wünschen schon die Anerkennung, die Ahndung der Ideen enthalten ist, in so fern Kraft und Rede anzuwenden, daſs solche Wünsche zum deutlichen Bewuſstsein erwachen: dies werden sich die Würdigern zur Pflicht rechnen; und zwar mit Hintansetzung eigner Lieblingsmeinungen, welche, unzeitig hervorgestellt, nur Schaden anrichten können. Hingegen, wenn die Willkühr sich in Partheyen theilt, werden sie sich wohl hüten, den unnützen Zank noch mehr zu erhitzen. Verschwinden die bessern an der Spitze: dann zerfallen die Partheyen; wenigstens da, wo [396] ein Unterschied ist zwischen Ehre und Schande. — —

Hebt, in der Mehrzahl der bedeutenden Gesellschaftsglieder, sich der bessere Geist: dann werden sich ihre Gesinnungen gegen einander, ihre Dienst-Plätze, ihre Beschäfftigungen, leicht ordnen. Die Lebhaftigkeit der politischen Unterhaltung, die Kraft der Achtung für öffentliches Verdienst, die Concentration einer allgemein-erworbnen Liebe, die mufs zusammen wirken mit dem richtigen Blick eines Jeden auf Geschäffte und Personen, damit dem Vorzüglichern sogleich die Uebrigen die Bahn eröffnen, welche zu seiner Stelle führt; damit es sich von selbst verstehe, dafs Jeder nur die Rolle zu übernehmen gedenke, die Er am besten spielen wird. Es ist alsdann zu erwarten, dafs sie auf einander nicht minder hören, nicht schlechter merken werden, wie eine Gesellschaft von Musikern sich gegenseitig beachtet, um mit Festigkeit und Gewandtheit Tact und Vortrag gemeinschaftlich zu halten und zu vollführen. —

[397] Es könnte, endlich, auch Personen geben, deren Darstellungstrieb zwar auf gesellige Verhältnisse gerichtet wäre, aber mit den Gegenständen der besondern Geschäffte nicht genug befreundet, desto stärker zurückgescheucht würde von dem Misfälligen eines auf die Ideen wenig achtsamen gesellschaftlichen Willens. Indem nun solche sich mit Mühe in irgend einem Winkel der öffentlichen Sphäre anbauen möchten, ohne einem vergeblichen Begehren nach gröfserem Einflufs nachzuhängen: läge es ihnen nahe genug, sich zu vertiefen in den Gedanken einer möglichen Gesellschaft jenseits des Wirklichen und des Gegenwärtigen. Liefsen sie ihrer Phantasie den Zügel schiefsen, kennten sie nicht die Disciplin eines methodischen Denkens: so würden sie kaum umhin können, in seltsame Träume zu gerathen, die am Ende nicht nur keinen wirklichen, sondern auch keinen möglichen Boden, — und nicht nur keinen Boden, sondern vielleicht nicht einmal Recht noch Fug mehr für sich hätten. Wollten [988] nun diese sich Weltbürger nennen: so würden sie freylich seltsam genug contrastiren mit den Patrioten, die ihrem Interesse die Gränzen eines Namens anzuweisen lieben. Beyden möchte wohl das offene Auge fehlen für das Wirkliche und für das Idealische zugleich. Die Ideen halten sich in der wirklichen Welt nicht immer innerhalb der Gränzen eines Machtgebiets, so wenig als sie es gleichförmig auszufüllen pflegen. Die Ordnungen des Rechts, die Hülfsmittel der Cultur, die Anfänge der Verwaltung liegen oft in ganz anderen Kreisen, als in denen, welche die Landkarte zeigt. Es ist gleich verkehrt, in diese Gränzen das Auge einfangen zu lassen, und, durch sie zurückgestofsen, ins Leere anzuschweifen. —

Indessen das Unbefriedigende vorhandner Gesellung mag allerdings der Beschränktheit einer einzelnen menschlichen Lebensperiode an die Seite gesetzt werden. Weder hier noch dort ist Raum zur vollständigen Entwickelung eines geistigen Daseyns, worin [399] alles das, was die innere Freyheit umfafst, seinen deutlichen Ausdruck finden könnte. So wenig nun die Darstellung der Ideen geeignet ist, den Character ungestümer Begehrungen anzunehmen: so gewifs dehnt sie sich auch überall aus, wo ihr eine Erweiterung bereitet ist. Wie sie nun jenseits des individuellen Lebens in die Gesellschaft eintritt: so auch sucht sie, jenseits der Gegenwart, die Zukunft.

[400] Zehntes Capitel.

Zukunft, so fern sie abhängt von den Privatwillen.

Nicht von dem, was jetzt für uns, nicht von dem, was zu irgend einer bestimmten Zeit für die Genossen derselben Zeit, das Künftige seyn mag: ist hier die Frage; denn das Eigenthümliche gewisser Zeitalter kommt hier nicht in Betracht. Alle Zeit hat ihre Zukunft; alle Geschlechter haben Pflichten gegen die folgenden.

Jedes Geschlecht überliefert dem nächsten seinen Begriff von Tugend. Wie vollständig oder mangelhaft, wie rein, wie verderbt es denselben aufgefafst und dargestellt hat in Rede und That: das ist der Maafsstab, an welchem die Kommenden zunächst sich messen, und den sie wenigstens nicht schnell, [401] und nicht allgemein, verändern, berichtigen, verfälschen können.

Dafs nun von den Privatwillen die Zukunft nicht unabhängig sey: dies bedarf keines Beweises. Die Zukunft ist von keinem Einzelnen unabhängig; so gewifs alle Willen zusammengenommen die Gesellschaft entweder bilden, oder zu bilden unterlassen; und so gewifs alle Willensverhältnisse zusammengenommen, den sittlichen Zustand der Gesellschaft ergeben.

Wiefern aber die Privatwillen hier unterschieden werden von den Formen und der Macht: kommt es vor allen Dingen darauf an, dafs dieselben sich als Privat-Willen, und nur als solche auffassen, keinesweges aber sich unter einem Begriff denken, welcher mit denen der Formen und der Macht noch etwas gemein hätte. Diejenigen beginnen schon in ihrem Innern die Störung des Staats, welche irgend etwas vorzunehmen gedenken, das in die Sphäre der Machthandlungen fällt. Verabredungen, [402] Gesellschaften, Geheimnisse, die vor der Macht sich fürchten, haben den stärksten Verdacht gegen sich, dafs sie, in gleichem Grade, von Unrechtlichkeit, und von Unwissenheit in demjenigen herrühren, was von den Privatpersonen erwartet werden mufs. Kann es je Fälle geben, wo ein ungeheures Uebel der Gegenwart selbst den Redlichen über die Schranken seiner Thätigkeit hinausführt: so ist es dann am wenigsten die Zukunft, für welche gesorgt wird; vielmehr wird die Zeit durch ihren Lauf erst wiederum die scharfe Gränze zwischen Privatpersonen, Formen und Macht befestigen müssen. —

Von dem was hoch ist in den Staaten, von dem was grofs erscheint in den Ereignissen, sich hinwegzuwenden, und auf den eignen Heerd das Auge zu heften: das ist die Bedingung, unter welcher die Privatwillen sich Einflufs auf die Zukunft schaffen können. Ihnen sind ihre Gesinnungsverhältnisse anheim gestellt. Und nicht oft genug [403] kann es gesagt werden, dafs die Familien, mit ihrer häuslichen Disciplin, der Schoofs der Zukunft sind.

Die Zukunft wird ihre Herrscher mit sich bringen, und ihre Genies aller Art. Aber die Herrscher und Genies thun nie etwas anderes, und können nie etwas anderes thun, als, den Stoff bereiten, den sie vorfinden.

Wie die Gesellschaft beherrscht werden kann, so wird sie beherrscht, nachdem die stärksten Kräfte sich ins Gleichgewicht gesetzt haben. Wie der Gedankenkreis geformt und erweitert werden kann: so wird er geformt und erweitert; und das desto gewisser, je älter und reicher er schon war.

Schafft ein häusliches Leben eine Generation von Menschen, die immer das Bequemste und Gelegenste suchen, immer den Sinn in jedes Neueste fügen; denen der Gedanke zu klar ist, und der Entschluſs zu rauh, und die Arbeit zu schwer, und die Sitte zu streng; deren Tiefsinn Witz, und [404] deren Umgang Convenienz geworden ist: dann weifs die Folgezeit zu erzählen, wie hülflos sich ein solcher Haufen in den ehernen Arm des Schicksals wirft, und mit sich spielen läſst von dem Ersten Besten, den das Spiel unterhält.

Aber unter einer Menge starker Charactere, die alle das Gleiche wollen und Jeder für sich den Beschluſs zu halten wissen, ist es noch nie einem Einzelnen eingefallen, das Gegentheil dessen zu unternehmen was sie wollen. Selbst in dem Unglück, das die Ferne sendet, bleibt ihnen eine Achtung, die früh oder spät wieder zur Selbstbestimmung führt.

Nur ist es unmöglich, daſs in den Häusern solche Character, die einzeln und zusammengenommen fest sind, erwachsen, wofern nicht schon eine gemeine Denkungsart vorhanden ist, die in allen Fällen ein ähnliches Gepräge bewirkt.

Und diese gemeine Denkungsart kann nicht fest, sie kann am allerwenigsten auf [405] einem weit ausgedehnten Boden und für lange Zeit allgemein seyn und bleiben, wofern sie sich anlehnt an schwache Stützen veränderlicher Meinung, streitiger Satzung, engbegränzter Localinteressen, spielenden Geschmacks, vergänglicher Gefühle. Nur was seiner Natur nach fest ist im Denken und in der Beurtheilung, das Wahre, das Würdige, das Classisch-Schöne, — sammt demjenigen Historischen, was durch eine hohe und allgemeine Achtung vielmehr als durch getheilte National-Interessen, die Gemüther zu erfüllen vermag, — dies kann dienen zu Mittelpuncten eines Gedankenkreises, der groſse Menschen-Massen für sich erziehen soll zur bürgerlichen Sicherheit und Wohlfahrt. —

Den Gang der Cultur, welchem die gemeine Denkart nachfolgt, kann nun zwar kein Einzelner vorzeichnen. Aber es können wohl die Einzelnen, theils, in der verbreiteten Gedankenmasse dasjenige aufsuchen, was den geforderten Eigenschaften nahe zu kommen scheint, und das entgegengesetzte [406] ausscheiden; sie können es in das Besondre gewisser Stände, in das Eigenthümliche der Familien hereinziehn; — nur daſs der Kleinigkeitsgeist fern bleibe, der, anstatt das Allgemeine durchs Individuelle zu bereichern, das Vortreffliche zur Niedrigkeit herabdrückt: — theils können sie den vorhandenen Vorstellungsarten durch Kritik, durch wissenschaftlichen und darstellenden Geist zu Hülfe kommen; sie können Versuche machen, die Cultur zu fördern. Ob sie nun dabey bloſs dem Zuge ihres Geistes folgen, — oder ihrem Gegenstande treu und hingegeben sind, — oder zugleich die Forderungen des Cultursystems befriedigen, — oder endlich sich überdies noch aller gesellschaftlichen Rücksichten erinnern, und insbesondre deren, die sie auf richtige Bildung

gemeiner Denkart nehmen sollen, — oder auch, ob sie vielleicht die Dreistigkeit haben, alle diese Unterschiede durch ein leichtsinniges Machtwort für Nichts zu erklären: daran vorzüglich erkennt man den Character der für die Wissenschaften gebildeten Männer.

[407] Aber nicht blofs dem Cultursystem können Privatpersonen, mit Hinsicht auf die Zukunft, ihre Beschäfftigungen widmen. Auch für die Verwaltung und Rechtspflege giebt es eine Sorge der Einzelnen, die den mangelhaften Vorschriften der Formen, den ausbleibenden Antrieben der Macht, von selbst zu Hülfe kommt. Und je mehr eigne Energie von allen Seiten in die, zur beseelten Gesellschaft gehörigen Systeme gelegt wird, desto leichter zeigt sich die Stellung, welche den Formen zukommt, und der Macht. So gewifs ein schwankender, und schwacher, und fehlerhafter Gemeinwille das erste Uebel aller Gesellung ist, welches die übrigen unvermeidlich nach sich zieht: eben so gewifs wirkt jedes Zeichen von kräftiger und zugleich richtig begränzter Thätigkeit in den Einzelnen, wohlthätig auf die Zukunft. Es ist einem Jeden aufgegeben, die Schranken der vorhandenen Gesellschaft zu durchforschen; nachzusehn, was dem Einverständnifs in allen Puncten des Gedankenkreises, der Anschliefsung in der Weise des Umgangs, [408] in allen möglichen Berührungen der Menschen, dem Wohlwollen unter Einzelnen, in kleinern, in gröfsern Cirkeln, im Wege stehn möge. Es darf Niemand sich dasjenige zu Gute halten, wodurch er die Spaltungen vergröfsern, — und noch vielweniger das, wodurch er vorhandne Uebel verschleyern, und so der Heilung entziehen könnte. Das Urtheil mufs wach erhalten werden, welches Lob und Tadel richtig ausspricht. Man zeige von allen Seiten durch richtige Sinnesart die Möglichkeit einer richtigen Gesellung, dann, und nicht eher, wird die Wirklichkeit nahe seyn.

Solche, und ähnliche Betrachtungen, deren Gewicht und Zusammenhang sich aus den früher entwickelten Grundsätzen leicht ergiebt, gelten insbesondre denjenigen, welche auf die kleineren Parthieen der Gesellschaft mit Autorität wirken können: den Gebildeteren in kleinen Ortschaften. Eben deswegen, weil sie nicht die Machthaber sind, steht es ihnen frey, sich solche Ge-[409]sinnungsverhältnisse zu bereiten, vermöge deren es ihnen gelingen mufs, eine beseelte Gesellschaft im Kleinen um sich her zu schaffen. Mögen sie Arbeiten austheilen, und Erhohlungen anordnen; mögen sie die Quellen der Unterhaltung erweitern; mögen sie die zusammenführen, die einander gefallen und lieben können; seyen die Familien-Verhältnisse der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und behutsamen Einwirkung; und bekümmere sie die Sorge, in die rechten Plätze die rechten Menschen, mit richtiger und erhebender Ansicht von ihren Dienst-Pflichten, hineintreten zu machen. — Man hat so oft die Vortheile vieler kleiner Staaten gepriesen. Wahrlich nicht die Vervielfältigung der Gränzen zwischen den Staaten, welche zur unaufhörlichen Fehde einladen, aber wohl die vielförmig freye Bewegung in jedem der kleinen Kreise, der Wetteifer von allen Seiten, die mindere Gefahr allgemein drückender Hindernisse des Bessern, dies konnte zu einem solchen Lobe den Grund darbieten. Vernachlässige sich denn wenig-[410]stens die Gesellschaft in keinem ihrer Glieder; organisire sie sich mit eigenthümlichem Leben in jedem Theile;

eile nicht Alles zum Centrum, ahme nicht Jeder nach, was die Meisten thun; suche man die Innigkeit und Richtigkeit der Anschliefsung vor ihrer Ausdehnung: nur wohlgebildete Glieder machen den wohlgebildeten Körper; nur schöne Körper fügen sich zur schönen Gruppe zusammen.

---

[411] Eilftes Capitel.

Zukunft, als abhängig von den Formen und der Macht.

Ihrer Natur nach, machen die Formen vorzugsweise Anspruch darauf, die Zukunft zu bestimmen. Sie wollen das Bestehende angeben, in welches die nach einander eintretenden Gesellschafts-Glieder sich werden fügen müssen. Sie wollen das Zeitliche dem Flufs der Zeit entreifsen. Es kommt darauf an, wo und wie sie sich selbst befestigt haben.

Einige Formen wohnen in den Gemüthern der Menschen; der Vater empfiehlt sie dem Sohne, so lange das Gefühl des Wohlseyns sie begleitet. Wären dergleichen Formen fehlerhaft: so würde man, um den Streit zu meiden, den Weg der Verbesserung nur durch die bessere Ueberzeugung [412] suchen dürfen. Aendern sich aber mit der Zeit die Umstände: so werden auch die Formen, die guten mit den schlechten, allmählig lose und beweglich, und zeigen sich minder geschickt, das Ganze zusammen zu halten. Es verräth sich, dafs sie, als blofse Formen, Nichts sind; dafs sie nichts vermögen, wofern sie nicht entweder die Privatwillen oder die Macht für sich haben. Welche Thorheit, wenn man alsdann dieser oder jenen zu begegnen unternimmt durch neue Formen, die gar Nichts sind als leeres Wort!

Andre Formen stehn in grofsen Gesetzbüchern verzeichnet, und bieten gegen die Verwirrung der Willkühr, eine Zuflucht dar für mannichfaltige Verhältnisse, bey denen es viel wichtiger, oder doch weit mehr unmittelbar Bedürfnifs ist, dafs, als wie sie geordnet seyen. Solche Formen können sich halten als blofse Begriffe, wenn sie in dieser Eigenschaft nur die logischen Forderungen der Bestimmtheit und Vollständigkeit [413] leidlich erfüllen. Wie nun diese sich dem Verstande, der Bequemlichkeit, und dem Verlangen nach Zuverlässigkeit empfehlen: so sollten in der beseelten Gesellschaft alle Formen auch noch den sittlichen Geschmack für sich gewinnen, der in ihnen ein concentrirtes Bild der ganzen Vortrefflichkeit fände, welche von den einzelnen wirklichen Verhältnissen nur nach Zeit und Umständen, also zerstreut und zerbrochen, könnte dargestellt werden.

Ob aber vorhandne Formen, so fern sie wenigstens die Puncte anzeigen, von denen die unterrichteten Gesellschaftsglieder gemeinschaftlich ausgehn, einer bessern Zukunft förderlich oder hinderlich seyen: dies wird sich ermessen lassen, wenn man ihren Einfluss auf die Beschäfftigungen, auf die Verhältnisse der Gesinnungen, Familien, und Dienste betrachtet. Sie können die Geschäfftigkeit stören, den Geist der Betriebsamkeit[1] seiner

[1] Geist seiner Betriebssamkeit SW.

Hoffnungen berauben; sie können durch allerley Gränzlinien die Berührungen [414] vermindern, wodurch Gesinnungsverhältnisse gestiftet werden; sie können die Familienverhältnisse hindern, das Ganze der Gesellschaft continuirlich zu durchranken. Besonders wichtig aber ist das Gebäude von Dienst-Plätzen, wodurch die Menschen eingeladen werden, sich in solcher oder andrer Eigenschaft dem Staate zu widmen. Häufig genug sieht der Einzelne überhaupt nicht viel mehr in dem Staate als nur eine Menge von Stellen, welche, über und unter einander geordnet, sich dem Glück, der Klugheit, und den verschiedenen Neigungen als Kampfpreise darbieten. Von dieser Seite, wenn je von irgend einer, kann der Staat pädagogisch wirken. Die erste Regel sey hier: diese Wirkung so spät als möglich bey der Jugend gelten zu machen. Denn es ist der höchste Vortheil der Erziehung, lange allgemein zu bleiben; und der höchste Vortheil wahrer Gesellung, Menschen zu besitzen, die Mehr seyen als die Hüter ihrer Posten. Ferner seyen die Stellen im Staate geeignet, Freyheit von Sorgen und diejenige [415] Art von Ehre zu ertheilen, die der beseelten Gesellschaft gelten muſs. Für das Genie muſs man Stellen erfinden, die mit ihm verschwinden. Niemand muſs genöthigt seyn, zwischen maschinenmäſsiger Arbeit und unwürdiger Erhohlung sich hin und her zu bewegen. Genug zur Erinnerung an früher entwickelte Begriffe!

Doch die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Ideen führt noch auf eine Bemerkung, welche für die Anordnung des Dienstgebäudes wesentlich seyn würde, wenn ihr die Schranken der Gesellschaft eine practische Bedeutung gestatteten. Man kennt die Diener der Rechtsgesellschaft und des Lohnsystems, nämlich die Pfleger der Justiz. Wie die genannten Theile der Gesellschaft ihrer Natur nach am frühesten vorschreiten, so haben sie auch längst ihren Dienern eine Achtung erworben, derentwegen die Macht Bedenken trägt, sich in die Ansprüche der Richter einen Einfluſs zu verstatten. Etwas ähnliches zeigt das Cul-[416]tursystem in seinen Kunstrichtern, obwohl nach Art der natürlichen Schwierigkeiten, womit dies System zu ringen hat. Das alte Rom kannte Censoren; diese dürfte man der beseelten Gesellschaft zueignen, als Männer, die vorzugsweise dem gesellschaftlichen Gewissen seine, zwar leise, aber sehr vernehmliche Sprache geben. Aber wo hat das Verwaltungssystem seine Richter? In der Idee gebühren ihm eben sowohl Diener, — welche, ohne Furcht vor störenden Machtgriffen, nach Regeln, die wenigstens für gewisse Zeit die Präsumtion für sich haben, die Verwaltung ordnen, — als es dergleichen giebt oder gab für die andern Systeme. Wo ist, müſste man hier zuerst fragen, das allgemein gegenseitige Wohlwollen, welches allein ein Verwaltungssystem begründen kann und darf?

Nicht so wie mit den Formen, welche nach dauernder Gleichförmigkeit ihres Einflusses streben, verhält sichs mit der Macht. Das Reich der letztern liegt in der Gegen-[417]wart. Sie befiehlt; aber sie will selbst ihren Befehl noch beherrschen. Für keine nachfolgende Zeit will sie gebunden seyn an die vorhergehende. Sie verlangt stets neuen Gehorsam gegen ihr neues Gebot. Und in der That, jede Zeit folgt der Herrschaft, die über sie verhängt ist. Jedoch, nicht immer rechnet die Macht auf die Veränderung ihrer Gebote, auf die Veränderlichkeit der Herrschaft. Manches

sucht sie zu befestigen durch Formen, die sogar ihrer eigenen Hand keine Beugung mehr gestatten sollen. Dafs nun ein solches Hülfsmittel nicht eben das zuverlässigste ist, haben wir gesehn. Formen, die Niemand liebt, vollends wann sie irgend einmal Gewalt gegen sich reizen, besitzen kein Princip der Dauer in sich selbst. Einrichtungen, die in früherer Zeit grofse Geister für die Bequemlichkeit ihrer eignen, kräftigen, geübten Hand erschufen, sind zerfallen, sobald diese Hand nicht mehr wirkte. Es scheint also, dafs es sicherer würde zum Zweck geführt haben, wenn die Privatwillen für dergleichen Einrichtungen wä-[418]ren gewonnen worden. Und dies erinnert an eine Ergänzung der bisher entwickelten Begriffe, welche dem Zusammenhange nicht wird fehlen dürfen. Da es nämlich im theoretischen Begriff der Gesellschaft nicht möglich ist, Macht an ihrer rechten Stelle zu denken, aufser nach Voraussetzung bestimmter Vereinigung der Privatwillen zum Gemeinwillen: so entsteht die Frage, wie in einer wirklich vorhandenen Gesellschaft die Macht beym besten Willen, im Stande seyn sollte, ihr Geschäfft richtig zu vollführen, so lange die Verwirrung, die Unschlüssigkeit, die Schlechtigkeit der Privatwillen fortdauert; so lange die Menschen im eigentlichen Verstande nicht wissen was sie wollen? Man kann wohl der Vorstellung Raum geben, dafs etwa ein grofser Wohlthäter der Nation, blofs durch seine persönliche Wirksamkeit, oder auch, dafs eine Verbindung mehrerer edler Männer, das Fehlervolle eines solchen Zustandes auf eine Zeitlang minder fühlbar mache; aber an eine gründliche Heilung des Uebels ist nicht zu denken, aufser in [419] den Gemüthern der Menschen selbst. — Es darf nun die gegenwärtige Ueberlegung durchaus nicht verwechselt werden, mit der Untersuchung über die Möglichkeit einer innern Garantie des Staats. Sey eine solche Garantie vorhanden: sie nützt nichts, so lange kein Gemeinwille, und keine zu ihm passenden Formen sich gebildet haben, die doch selbst erst den Gegenstand der Garantie ausmachen könnten. Vielmehr das nämliche, was von aufmerksamen Geschäfftsmännern kann erwartet werden, Auffassung der vorhandenen Elemente eines künftigen Gemeinwillens, dies müfste durchgeführt werden, sollte es dem Staate nicht an dem ersten seiner Factoren fehlen. Etwas, das die Macht beschränke, kann dazu nicht taugen; wie überall im Staate nichts vorhanden seyn soll, was dieselbe in ihrer richtigen Wirksamkeit hemmen könnte. Wohl aber etwas solches, das von ihr, entweder in Rücksicht auf die Beobachter, oder schon wegen des Wunsches, für die Zukunft zu wirken, keine Störung befürchten, sondern eher Un-[420]terstützung hoffen dürfte. Eine Vereinigung von Personen also, welche folgender Aufgabe gewachsen wären: das, was die Menschen, im Gefühl ihrer Bedürfnisse und ihrer vernünftigen Wünsche, wirklich wollen, zu erkennen und zur Sprache zu bringen; das Mannigfaltigste desselben so auszugleichen, dafs es sich als Ein Wille denken lasse; diesen Willen als eine offene Erklärung, oder so fern er fehlerhaft ist, als ein aufrichtiges Bekenntnifs allgemein vorzulegen; sowohl zur Censur der Weisesten, als zur Nachricht für die Geschäfftsmänner und die Macht. Diese vereinigten Personen hätten also nichts zu bewilligen, noch zu legalisiren. Sie müfsten von selbst verschwinden, sobald ihnen (die sicht selbst ergänzen möchten) die Virtuosität ausginge, sich, auf der einen Seite, die nöthigen Berichte zu schaffen, auf der

andern ein wo nicht geneigtes, so doch unbeleidigtes Ohr zu sichern. Nachzuforschen, wie eins und das andre möglich sey, ist nicht dieses Orts. Die gröfste Frage wäre, ob Personen von [421] solcher Virtuosität sich fänden? Und wo für den richtig geordneten Staat die Menschen fehlen, da wird er ewig nur im Begrift vorhanden seyn.

---

[422] Zwölftes Capitel.

Gränzen der Geschäfftigkeit.

Zur classischen Bildung eignet sich gleich wenig das Gemeine, und das Excentrische.

Mögen einige scheu werden, andre Widerwillen empfinden beym Zurückschauen auf das durchlaufene Feld, — beym Ueberdenken so vielfacher Sorge und Wachsamkeit, welche erforderlich ist, damit in der Tiefe des Innern der Adel der Gesinnung, in den Weiten der Gesellschaft und der Zukunft die Richtigkeit aller Verhältnisse, nach Möglichkeit bewahrt bleibe. Nur diejenigen nähern sich der Tugend, die frey sind von der Furcht, ein so geregeltes Leben möchte der Heiterkeit ermangeln; die selbst hineinstreben in die Gebundenheit, worin die Willkühr aufhört; denen keine Zeit fliefst, wo [423] sie nicht im Dienst der Ideen zu erfinden und zu wirken hätten.

Jedoch, unter Menschen findet sich zuweilen die unwillkommne Erscheinung, dafs eine gewisse Vielgeschäfftigkeit, die zwar das Beste im Auge hat, sich gleichwohl härtere Vorwürfe zuzieht, als die Lässigkeit des gemüthlichen Leichtsinns, ja als die Schlechtigkeit selbst. Und wenn schon in dem Vorhergehenden eigentlich ganz enthalten ist, was zur Erklärung und zur Warnung hierüber kann gesagt werden: so ziemt es sich doch, dafs die practische Philosophie den Antrieben, die sie erwecken möchte, selbst die nöthigen Gränzen noch ausdrücklich zu setzen nicht versäume; wäre es auch nur, damit die Klagen über Vielgeschäfftigkeit nicht am Ende sogar die Wissenschaft treffen.

Erinnere sich denn jeder, den eine edle Sorge handeln macht, zuförderst der Andern um ihn her, die nicht nur in Rücksicht ihrer Güter, sondern auch in Rücksicht ih-[424]res Wirkens, den Streit vermieden wissen wollen. Es sind deren Mehrere, welche das Gute erhalten und das Bessere befördern möchten. Führt nicht die gleiche Ueberzeugung sie zu gemeinsamen Maafsregeln: so werden sie sehr leicht im Widerstreben einander zugleich misfallen und schaden. Welche Heilung gegen ein so grofses Uebel? Einverständnifs! Welche Bedingung, um dieses Heilmittel zu gewinnen? Wissenschaft! — und, achtungsvolles Zurücktreten von beyden Seiten, um sich zu besprechen vor dem Handeln! Aber wenn die Geschäffte drängen? dann behaupte den Platz, wer ihn hat; oder nehme ihn ein, wer am nächsten ist: diese Sorgfalt, den Streit möglichst zu entfernen, erwirbt Zutrauen für die Folge. Niemanden aber

reifse ein taumelnder Heroismus fort bis zur Verhöhnung der Verhältnisse, die durch eine Idee ursprünglich bezeichnet sind. — Die Kunst, den Gemüthern bessere Ueberzeugung und edleres Wollen einzuflöfsen: diese ist erhaben über dem Streit. —

[425] Bald vereint mit dem Vorwurf, bald ohne ihn und für sich allein, läfst sich wider die Vielgeschäfftigen eine Misbilligung vernehmen, mit Ermahnungen, es möge doch Jeder zuerst für sich, ja vor allem für die ersten Bedingungen seiner Existenz sorgen, ehe er unternehme, was für schwache und hinfällige Kräfte zu schwer sey, und was nur eine übermüthige Meinung von der eignen Bedeutsamkeit und Fähigkeit zu erkennen gebe. Wie oft auch diese Misbilligung sich irren mag: es ist schlimm, wenn sie recht hat. Es ist schlimm, wenn eine Sittenlehre ihr Ziel so hoch steckt, als ob sie darauf ausginge, das Irdische zu erniedrigen; schlimm, wenn sie, die freylich über die Schranken des Ausführbaren und Thunlichen nicht zureichend sprechen kann, weil ihr die Principien zur Untersuchung des Möglichen nicht eigenthümlich sind, — sich den Schein zuzieht, als verlange sie, dafs man dasjenige vergesse, was sie gezwungen ist zu ignoriren. — So wenig die Auffassung einer Wissenschaft dann vol-[426]lendet ist, wann dem Auffassenden noch die Begriffe und Sätze blofs in derjenigen Reihe hinter einander folgen, und gleichsam im Durchdenken ablaufen, wie der Vortrag sie legte und trennte, weil er sich den Bedingungen der successiven Darstellung unterwerfen mufste: eben so wenig würde die Auffassung des gesammten Wissens dann gehörig vollführt seyn, wann über einer Wissenschaft die andre, und über den Lehren der Schule die Lehren der Erfahrung vergessen würden; da vielmehr die Begriffs-Reihen verschiedener Wissenschaften in einander verwebt, und die Notizen der Erfahrung dem Allgemeinen, was die Schule lehrt, zur nähern Bestimmung angefügt werden sollen. Jener Misbilligung eines zu hoch fliegenden Strebens, so fern sie gegründet ist, zu entgehn, dies erfordert nicht mehr noch weniger, als was ohnehin den richtigen Gebrauch der practischen Philosophie bedingt. Es mufs ein Jeder die Wissenschaft in sein Leben, in seine Verhältnisse einführen, nach vorgängiger Erkenntnifs und [427] Anerkennung alles des Besondern, des Eigenthümlich Begränzten, was er in dieser seiner Sphäre antreffen wird. Aber genau diese nämliche Forderung ist schon oben gemacht worden; und es bleibt nur übrig zu erwähnen, dafs die Stimmung zu solchem Uebergange von den Ideen in das Einzelne der Wirklichkeit, durch die rein theoretische Speculation herbeygeführt werden kann; welche, indem sie die Schärfe des Denkens mit mehr Anstrengung suchen mufs, als die von der ästhetischen Beurtheilung leichter getragene practische Philosophie, dagegen auf den ästhetischen Character für sich ganz Verzicht leistet, und sich blofs mit der allgemeinen Denkbarkeit der Erfahrung beschäfftigt.

Und nicht blofs die Anwendungen der practischen Philosophie rufen das theoretische Denken zu Hülfe. Sondern das Handeln läfst Raum für das Denken und gestattet ihm Mufse, auch ganz ohne Rücksicht auf den Gewinn, den das letztre wie-[428]derum jenem bringen möchte. — Man beschliefse irgend eine That. Der Entschlufs mag herstammen von den Ideen; er mag bestimmt seyn durch Maximen der Klugheit; er mag die-

jenigen Wege suchen, welche die Eigenthümlichkeit des einzelnen Falles am besten geöffnet und gebahnt hat. Die That sey nun vollzogen. Wird man sich jetzt der Unruhe überlassen, die den abgeschossenen Pfeil noch in seinem Fluge leiten möchte? Vielmehr, man wird den Unterschied fühlen zwischen dem innern und dem äufsern Erfolge. Der innere ist sogleich vollständig vorhanden, sobald die Ueberzeugung eintritt, es sey gehandelt, wie gehandelt werden konnte und sollte. Der äufsere Erfolg mag nun sein Ziel erreichen, über das Ziel hinauswirken, oder es verfehlen: das Warten darauf gleicht allem Warten auf die Ereignisse des Glücks, oder allenfalls dem Beobachten der Naturgesetze und der menschlichen Sinnesarten. — Freylich, manche Handlung gleicht einer Frage; die eine Erwiederung nur wünscht, um darauf aber-[429] mals antworten oder von neuem fragen zu können. Aber je länger eine solche Reihe sich fortziehn möchte: desto weiter trenne sich im Voraus das Gemüth von dem Gegenstande, den es nur vielleicht am Ende zu erreichen meint. Jeder einzelne Schritt eines solchen Forthandelns mufs zugleich eine geschlossene Handlung seyn können; oder die Richtigkeit des Schrittes war nicht gehörig gesichert. Und so wird denn das Zuschauen bey den Erfolgen des eignen Thuns eben so mäfsig interessiren, eben die kühle Stimmung gestatten, eben so fest in den Gränzen der nüchternen Beobachtung und Forschung verharren, wie alle andre Betrachtung des Ganges der Dinge. Nicht, wie das Schicksal mit einem Ungestüm, den es selbst nicht halten kann, dahin fliegt, wird der thätige Mann hineingerathen in ein unwillkührliches Treiben und Getrieben-Werden: sondern die Ruhe der Vernunft wird er wieder finden bey jedem Absatz in seinem besonnenen Verfahren. Sey es nun ein Ruhen in der Freundschaft mit den Dingen [430] umher; in dem Glauben an die Herrschaft des Besseren, welche wir dem Befsten verdanken. Oder sey es, um diese Ruhe zu gewinnen, zuvor noch ein sinniges Wandeln zwischen dem Zeitlichen und dem Zeitlosen, dem Geschehen und dem Seyn. Dem gestärkten Sinn werden nach solcher Erhohlung die Ideen heller leuchten; es wird ein reineres Wirken die Erhebung des Gemüths bezeugen.

Anhang 1.

Herbart's handschriftliche Bemerkungen zu seiner „Allgemeinen practischen Philosophie".

[Text nach dem Msc. 2084, I—III der Königsberger Universitätsbibliothek.]

S. 339, Z. 9 v. o. nach den Worten: „wäre ein allzudreistes Unterfangen." ist hinzuzusetzen:

Es ist weder gründlich noch fromm, wenn die Philosophie den höchsten Gegenstand des Glaubens zu ihren Elementarbegriffen herabzieht. Die Gründlichkeit erfordert, dafs man von dem ausgehe, was Alle mit Leichtigkeit auf gleiche Weise erkennen; nicht aber von dem, worüber kaum zwey Menschen ganz einstimmig denken, und worüber Jeder die abweichenden Meinungen der Andern ertragen mufs. Und die Frömmigkeit schliefst einen Respect in sich, der mit Zergliederungen von Begriffen keine Aehnlichkeit hat. Gott wird nothwendig als real und als der Höchste gedacht. Zu dem Höchsten kann sich die Philosophie nur allmählig erheben; vom Realen darf überdies nicht ohne Zustimmung der Metaphysik geredet werden. Die religiöse Gesinnung vereinigt in sich die Ideen, die Naturbetrachtung, und die Willigkeit des Glaubens; hievon aber kann erst am Ende der Ideenlehre die weitere Erwähnung Platz finden.

S. 339, Z. 10 v. o. vor: „Nach abgelehnter Zumuthung" kommt:

Psychologische Lehren würden eben so wenig hier am rechten Orte stehn. In der Aufgabe, das Bild des eignen Willens aufzufassen, um es zu beurtheilen, liegt zwar allerdings eine nahe Veranlassung, nach der eigentlichen Natur des Willens zu fragen. Und da Jeder weifs, dafs ein beyfälliges Urtheil wohlthut, ein Ausspruch des Misfallens aber schmerzt; da ferner die Anerkennung der Pflicht darauf beruhet, dafs aus diesen Gefühlen des Wohl und Wehe sich ein neuer, nämlich eben jener gebietende Wille erzeuge, welchem der zuvor innerlich abgebildete, als der pflichtmäfsig gehorchende, sich unterordne; da endlich das Gehorchen bald mehr bald weniger pünctlich vollzogen wird: so kann es scheinen, als wären über dies Alles hier Erklärungen der Möglichkeit zu suchen. Allein alle diese wichtigen Untersuchungen müssen, um zu gelingen, im ganzen Zusammenhange der Psychologie angestellt werden; sonst erzeugen sie Vorurtheile, welche auf die wirkliche sittliche Ausbildung sehr nachtheilig einwirken können. Nach abgelehnter Zumuthung nun, zu erzählen u. s. w.

S. 391, Z. 18 u. 17 v. u. nach: „seines Eigenthums“ ist hinzuzusetzen:

und es entsteht die Frage, wer die Gröfse des Ersatzes bestimmen solle?*

Von der Unterscheidung zwischen Naturrecht und Moral.[1]

Seit beynahe zwey Jahrhunderten ist die Unterscheidung zwischen Zwangspflichten, denen Rechte entsprechen, und den sogenannten unvollkommenen Pflichten, zu deren Erfüllung Niemand gezwungen werden dürfe, fast allgemein angenommen worden. Hierauf gründet sich die Theilung der praktischen Philosophie in Moral und Naturrecht; und zwar pflegt das letztere, als die Lehre von den vollkommnen Pflichten, jener voranzutreten; meistens jedoch unter der Voraussetzung, dafs beyde Wissenschaften, Naturrecht und Moral, auf einem gemeinsamen Grunde beruhen. Nun ist zwar die laute rechtliche Foderung weit verschieden von der Sprache des Gewissens, welche nur innerlich vernommen wird. Es liegt aber zwischen beyden erstlich das Verlangen des billigen Lohns, zweytens die Bitte um Gefälligkeit, drittens die Beachtung eines Menschen als eines zum Handeln Tüchtigen. Und was die Meinung anlangt, eine rechtliche Foderung dürfe ohne weiteres mit Zwang geltend gemacht werden, so beruht diese falsche Meinung auf dem eben so unrichtigen Gedanken, ein Recht gehe verloren, wenn man es nicht gelten machen könne. Der wahre Grund des Zwanges im Staate ist nicht einfach und bedarf einer weit

* Die Schwierigkeiten zu erwägen, welche beim Ersatz eintreten, ist unter andern deshalb wichtig, weil man behauptet hat, die Gültigkeit der Verträge erstrecke sich im Falle der nochmaligen Reue nur auf Schadens-Ersatz. Will der andre Theil den Ersatz annehmen, so ist kein Streit, also keine Schwierigkeit. Aber will er nicht: so liegt eben hierin die Behauptung, der Schaden könne ihm nicht ersetzt werden. Wird nun überhaupt nur die Foderung des Ersatzes als gerecht anerkannt: so ist die Vollgültigkeit der Verträge so gut als zugestanden; denn der Ersatz geht auf den Werth; und der Werth hängt vom Willen des Berechtigten ab.

[1] Den folgenden Abschnitt „Von der Unterscheidung zwischen Naturrecht und Moral“ druckt HARTENSTEIN zum gröfseren Teil nicht ab, indem er dies in seiner Vorrede (Bd. VIII. S. VII) mit folgenden Worten motiviert:

„Als dritter Abschnitt der Einleitung sollte eine vorläufige Prüfung der Trennung zwischen Moral und Rechtspflege folgen; da aber dieser Zusatz im Wesentlichen in die analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral §. 26 flg. verarbeitet worden ist, so ist die Mittheilung desselben unterblieben.“

Einen Theil jedoch: „WOLFF aber, der“ (S. 463, Z. 14 v. u.) bis ... „sich wieder vereinigt“ (S. 464, Z. 26 v. u.) druckt er als Fortsetzung des Folgenden („I. Umgearbeiteter Anfang der Einleitung“) ab.

I. Umgearbeiteter Anfang der Einleitung.

Jeder Mensch berathschlagt für sich und seine Freunde, was zu thun und zu lassen sei. Am Ende handelt Mancher ohne vesten Entschlufs.

Jeder pflegt sich als Theil eines gröfseren Ganzen zu betrachten. Dann genügt kein beliebiger Entschlufs, sondern die Berathschlagung mufs einen gemeinschaftlichen Willen ergeben, den Alle für den besten erkennen.

Aber Geschichte und Religion veranlassen noch überdies eine Art von Ueberlegung, wobei wir unpartheiisch urtheilen wollen, indem wir persönlich

sorgfältigern Nachforschung, damit der Zwang nicht zuweit ausgedehnt oder zu arg begränzt werde.

Es pflegt nun gewöhnlich das Privatrecht zuerst, und zwar unabhängig vom öffentlichen Rechte, (dem Staats- und Völkerrechte,) seinen Platz einzunehmen; ob es denselben behaupten könne, wird von Einigen bezweifelt, die es aufser dem Staate nur für provisorisch gelten lassen. In Ansehung der ersten Gründe mufs die Erklärung beachtet werden, aus welcher erhellen soll, was eine Person sey. Es würde nicht genügen, zu sagen, sie sey ein Subject von Rechten; denn der Rechtsbegriff soll eben aus dem der Person abgeleitet werden. Man erklärt häufig eine Person für ein Wesen, welches die Zwecke seiner Thätigkeit sich selbst zu setzen, und mit Freyheit zu verwirklichen im Stande sey; ja man knüpft an diese Erklärung den Begriff der Würde; wenn aber dabey vergessen wird, dafs willkührliche Zwecke durch ihre Gemeinheit oder Schlechtigkeit vielmehr das Unwürdige bezeichnen: so entsteht Anlafs zu Irrthümern, wovon weiterhin Proben vorkommen werden. Ist auf die Weise das absolute Privatrecht, und mit ihm das sogenannte Urrecht unzulänglich begründet: so stöfst um destogewisser das hypothetische Privatrecht an Schwierigkeiten beym Begründen des Eigenthums, der Verträge, des Familien- und Kirchenrechts; es kann sogar der Schein hervorgehn, als gebe es mehrere Grundideen des Rechts, min-

---

entweder nicht vom Gegenstande der Betrachtung berührt werden, oder doch ihn gar nicht in der Gewalt haben.

Vestigkeit, Allgemeingültigkeit, und Unpartheilichkeit der Entschlüsse, die wir für uns oder im Namen Andrer fassen, hat man schon seit ein paar Jahrtausenden durch die praktische Philosophie zu sichern gesucht; welche zu diesem Zwecke theils in die innersten Gesinnungen, theils in alle menschliche Verhältnisse bis zu den gröfsten hinauf, eindringen mufs.

Diese Wissenschaft war durch PYTHAGORAS vorbereitet, gewann durch SOKRATES und PLATO vesten Grund, wurde von den Stoikern ausführlich vorgetragen, vom CICERO nach griechischen Mustern rhetorisch dargestellt, — späterhin von den römischen Juristen und zu christlichen Religionsvorträgen benutzt; und kam nach Wiederherstellung der Wissenschaften in doppelter Gestalt wieder zum Vorschein; nämlich als Naturrecht und Moral. Nämlich die Moral redete mit den einzelnen Menschen von der Sünde und den guten Werken; daneben aber redete Hugo GROTIUS (nach andern Vorgängern) über Krieg und Frieden mit den Mächtigen, um ihnen den Menschen als ein geselliges Wesen darzustellen, während HOBBES das Gedränge der Menschen gegen einander ins Auge fafste.

Eigentlich bearbeitete man eine und dieselbe Wissenschaft von zwei Punkten her. Hätte man ohne Fehler gearbeitet, so wären allmälig beide Darstellungen in einander gefallen. Allein THOMASIUS meinte in der Unterscheidung des *iustum* vom *honestum* und *decorum* eine Grenzbestimmung zweier Wissenschaften zu finden, welche durch den Begriff des rechtlichen Zwanges von GUNDLING und GERHARD bevestigt werden sollte. Seitdem meinten allmälig die Juristen nur das Naturrecht, die Theologen nur die Moral nöthig zu haben; indem die Einen zu hohen Staatswürden, die Andern zum Himmel hinauf schaueten. WOLFF aber, der . . . .

destens eine für das Sachenrecht ohne Einigung der Willen, und eine zweyte für Verträge durch Willenseinigung; vielleicht auch eine Verschmelzung beyder zu einem dinglich-persönlichen Recht in der Familie. Ganz besonders aber giebt die Nothwendigkeit, Rechte durch Strafen zu schützen, Stoff zu den verschiedensten Meinungen. Um nur diejenige anzuführen, welche am einfachsten aus dem Rechtsbegriffe hervorzugehen scheint, äufsere Darstellung der Heiligkeit des Rechtsgesetzes sey der Zweck der Strafe: so fragt sich gleich, ist eine solche Darstellung nöthig? möglich? und für wen? (Soll etwa jede Barbarey des Verbrechens sich in der eben so barbarischen Strafe spiegeln? Und soll man auf den Richtplatz gehen, um dort einer festlichen Handlung beyzuwohnen?) — Vom Staatsrechte kann hier nur im Vorbeygehen angemerkt werden, dafs in demselben drey Grundverträge *(pactum unionis, ordinationis, subiectionis)* und drey oder vier Zweige der Gewalt, (die aufsehende, gesetzgebende, ausübende, richterliche) vorkommen, womit alsdann noch Lehrsätze über Majestäts- und Hoheitsrechte, desgleichen über Rechte der Unterthanen, sich verbinden. Das allgemeine Völkerrecht, mit den Lehren von Gesandten, von Krieg und Frieden, von Verträgen unter den Staaten, macht den Schlufs des Naturrechts; welches den äufseren Verhältnissen der Menschen unter einander nachgehend, von den kleinsten begann und mit den gröfsten endigt.

Dagegen dringt die Moral zuerst als Tugendlehre in das Innere der Gesinnung, bevor sie als Pflichtenlehre sich auf das Mancherley dessen einläfst, was zu thun oder zu unterlassen sey. Die unmittelbare Tugend, mit ihren verschiedenen Factoren, tritt hervor; und es sondern sich von ihr die mittelbaren Tugenden. Besonders aber werden die Hindernisse und Gegentheile der Tugend in den Stimmungen, Neigungen, Affecten, Leidenschaften, Gewohnheiten, bösen Grundsätzen der Menschen aufgesucht; und die Moral gränzt hier an die Religionslehre, welche zurechtweisend, bessernd und tröstend eingreift. Unter Voraussetzung nun, das Innere sey berichtigt: sucht die Pflichtenlehre, so genau es gelingen will, (denn Unbestimmtheiten sind nicht zu vermeiden,) anzuzeigen, in wiefern der Mensch für die Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit zu sorgen, wie er die Kräfte des Leibes und des Geistes zu schonen und zu bilden, wiefern er nach Vermögen und Ehre zu streben habe; ferner was er Andern an seinem Recht nachzulassen, was er ihnen noch über ihr Recht hinaus zu leisten schuldig sey; Pflichten der Billigkeit, Dankbarkeit, Nachsicht, Wohlthätigkeit, aber auch der Wahrhaftigkeit, der Ehrerbietung, der Aufrechterhaltung geselliger Verhältnisse kommen zur Sprache.

Ueberlegt man nun, dafs sämmtliche Gegenstände des Naturrechts — der Stand der Personen, das Eigenthum mit seinen Beschränkungen, die Verträge mit ihren oft unerwarteten Folgen, die Strafen mit ihren selten erfreulichen Wirkungen, der Staat mit seinen verschiedenen Gewalten, die Kriege mit ihren Opfern und Gefahren, die Friedensschlüsse mit ihrer geringen Zuverlässigkeit, — gerade dasjenige ausmachen, was den Menschen für sich und die Seinigen, für Freunde und Bekannte, für alle seine Aussichten und Sorgen, am allermeisten in Aufregung und Spannung versetzt: so sieht man gleich, wie wenig eine praktische Philosophie leistet, deren erster Theil alle jene Gegenstände nur als äufsere Ver-

hältnisse behandelt, und deren zweyter sie als schon abgehandelt bey Seite setzt, und höchstens noch in ganz allgemeinen Begriffen berührt. Das Naturrecht kann zwar aufregen, aber nicht erheben; eine Wissenschaft, welche von der Tugend, als einem ihr fremdartigen Gegenstande, still schweigt, ist nicht im Stande, ein Ideal zu zeichnen. Das wird sich weiterhin deutlich genug zu Tage legen. Die Moral vermag zwar zu erheben; aber der Erhobene sinkt zurück, der irdische Mensch war nicht beruhigt; selbst der idealische Weise war nicht mit dem, was zu thun ist, in Verbindung gesetzt. Darum bleibt ein weiter Raum offen für PLATON, ja schon für *Montesquieu*, und endlich gar für *Rousseau*; während doch die Hauptwerke dieser Männer weder in den gewöhnlichen Umriſs des Naturrechts noch in den der Moral hineinpassen. Daſs *Montesquieu* die Tugend zur Bedingung der Republik macht, hätte schon allein gegen Staatslehren, worin die Tugend unerwähnt bleibt, hinreichend warnen können. Aber noch überdies lehrte er, die Ehre sei das Princip der Monarchie, und so gewiſs dieser Ausdruck weit mehr bedeutet als er dabey dachte, — denn seine Ehre war äuſserer Glanz, — so gewiſs dachte er mehr dabey, als den guten Ruf, welchen die Naturrechte für eine Persönlichkeit fodern können, deren Wesen in bloſser gemeiner Willkühr, ohne sittliche Veredelung, ihren Grund und Boden hat.

Man könnte nun auf den Gedanken kommen, die Politik sey das wahre Ergänzungsstück des Naturrechts und der Moral. Aber dann wäre es eben so sehr die Pädagogik; jedoch ist es keine von beyden, in so fern als sie zu irgend einer Geschäfftsführung die technischen Anweisungen geben. Moral und Naturrecht wirken, nach gründlicher Erwägung, weniger anspornend, als zurückhaltend auf den Menschen; indem sie ihn zur reifsten Ueberlegung auffodern, die sehr leicht bey bloſser Betrachtung der gröſsern Verhältnisse kann stehen bleiben, während die wirkliche Thätigkeit sich mit einem kleinen Kreise begnügt, um wenigstens diesen gehörig auszufüllen. Die wahre praktische Philosophie aber betrachtet alle jene Wissenschaften als noch gar nicht getrennt; und wenn Juristen, Theologen, Staatsmänner und Erzieher sie jeder aus seinem Standpuncte ansehen, zeichnen, in besondern Angelegenheiten nach eignem Bedürfniſs anwenden: so hat sie ein solches Verfahren eben so wenig zu verantworten als zu verhindern.

WOLFF aber, der zwei Theile der praktischen Philosophie unter dem Namen Ethik und Politik anerkannt (dessen Logik § 63), das Naturrecht dagegen (als *scientia actionum bonarum et malarum)* in der Ethik und Politik will vorgetragen wissen, (zwischen welche er übrigens noch die Oekonomik, die Lehre von der häuslichen Gesellschaft einschiebt): hatte auch von einer *philosophia practica universalis* geredet, welche die allgemeinsten Grundlehren enthalten sollte.

Dieser Zustand der Wissenschaft spiegelt sich noch in KANT's Bearbeitung derselben. Unter den Namen: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und Kritik der praktischen Vernunft, wird von ihm das Allgemeinste der praktischen Philosophie untersucht, um den kategorischen Imperativ als ersten Grundsatz vestzustellen. Dann folgen Rechts- und Sittenlehre, geschieden durch den Begriff des Zwangsrechts oder der vollkommenen Pflichten. In eben diesem Sinne arbeitete FICHTE, jedoch schon mit

bedeutender Entfernung vom kategorischen Imperative. Dahin gehört auch mit vielen Andern das HUFELAND'sche Naturrecht.

Allein HUGO nannte das Naturrecht eine Todschlagsmoral; und foderte statt dessen eine Philosophie des positiven Rechts. SCHLEIERMACHER nannte es (Krit. d. Sittenl. pag. 470) eine Unform, welche von der rechten Ethik müsse zerstört werden. HEGEL zog in sein Naturrecht die Grundbegriffe der Moral hinein. STAHL, der Anhänger SCHELLING's und SAVIGNI's, lehrt eine christliche Rechts- und Staatslehre, die ganz theologisch von der Welt als dem Leibe Gottes und vom Sündenfall beginnt. DROSTE-Hülfshof findet, dafs die Rechtslehre sich an die Sittenlehre nothwendig anschliefst. Diese Zeugnisse* können vorläufig unsre Behauptung bestätigen, dafs die Trennung zwischen Moral und Naturrecht, wenn nicht ganz grundlos, sodoch unzweckmäfsig ist, und zu dem heutigen Zustande der Wissenschaft durchaus nicht pafst. Weiterhin wird die Lehre von den praktischen Ideen zeigen, dafs man zweyerley Theilung verwechselt hat. Nämlich der Ideen sind fünf, alle diese aber haben eine doppelte Anwendung, theils auf den Einzelnen, theils auf die Gesellschaft und den Staat. Jede dieser beyden Anwendungen erfodert, dafs man sämmtliche Ideen, sowohl die, welche von den Theologen und Moralisten, als die, welche von den Juristen vorzugsweise pflegten benutzt zu werden, bey einander habe und in der engsten Verbindung zugleich vor Augen habe. Eher könnte man die beyden Anwendungen getrennt behandeln; und dies mag immerhin geschehen in den Vorträgen der Theologen und Juristen für ihre nächsten Vorbereitungen zur Amtsführung, allein Niemand darf vergessen, dafs er zugleich als Einzelner und als Mitglied der Gesellschaft seine Rechte und Pflichten zu überlegen hat; daher das Getrennte sich wieder vereinigt.

Einleitung.[1]

Die Begriffe von Rechten, Gütern, Tugenden und Pflichten sind Demjenigen, der sich zur praktischen Philosophie wendet, nicht mehr fremd. Denn er weifs, dafs sie alle sich auf unser Thun und Lassen beziehn, und dafs die Bearbeitung solcher Begriffe es ist, welche der Name, praktische Philosophie, ankündigt. Es ist ferner bekannt genug, dafs bey Rechten[2] an Erlaubtes, bey Gütern an Begehrtes zu denken ist; dafs Tugenden gelobt, Pflichten geboten werden. Daraus ergiebt sich, dafs ein Zusammenhang unter jenen Begriffen statt finden müsse. Wo Erlaubnisse nöthig sind, da giebt es auch Verbote; wo Erlaubnisse benutzt werden, da wird etwas begehrt oder verabscheuet; vom Lobe aber ist das Gegentheil der Tadel, und dieser bleibt nicht aus, wo das Unerlaubte begehrt oder

* Vergl. noch Mackaldey Lehrb. d. heut. Röm. R. § 112.
„Die Rücksicht auf Erzwingbarkeit war bei den Römern nichts Wesentliches."

[1] Die Ueberschrift fehlt an dieser Stelle in SW.
[2] „bey Rechten" drucken SW nicht gesperrt.

gar vollzogen wird. Es fragt sich nun, wo man beginnen müsse, um zur Darstellung dieses Zusammenhangs den rechten Faden zu finden?

Beginnt man beym Rechte, so geräth man sogleich in das Gedränge der Ansprüche, wodurch die Menschen einander ihre Freyheit beschränken. Denn Jeder ist geneigt, dieselben so weit als möglich auszudehnen; bald unter dem Namen ursprünglicher Menschenrechte; bald durch Vorgreifen und Berufung auf älteres Recht; bald durch gröfsere oder engere gesellschaftliche Verbindungen. Daraus würde ein wechselseitiger, aber sehr veränderlicher Zwang entstehn, indem die Macht der Menschen bald wächst, bald abnimmt; wenn nicht Verbote, um Einhalt zu thun, hinzukämen. Mag nun Jeder in seinem Innern solche Verbote aussprechen, oder ein höherer Wille wirksam seyn, von welchem das Verbieten ausgeht: jedenfalls führt uns der Gehorsam, wodurch dem Verbote Folge geleistet werden soll, vom Rechte auf den Begriff der Pflicht zurück, wäre es auch nur durch den sehr gewöhnlichen Schlufs, was nicht verboten, das sey erlaubt.

Wir können also beym Recht die Untersuchung jenes Zusammenhangs nicht anfangen, da jedenfalls zuerst die Pflicht mufs erwogen werden, um das Erlaubte vom Verbotenen zu sondern.

Unter den drey Begriffen von Gütern, Tugenden, Pflichten scheint ein solcher Zusammenhang statt zu finden, als ob man nur nötig hätte, irgend einen derselben, gleichviel welchen, zu entwickeln, um daraus die richtige Bestimmung auch der anderen beyden, zu gewinnen. Denn wenn die Güter als Zielpunkt vestgesetzt wären, so würde die Tugend den Anfangspunkt des Weges, die Pflicht aber den Weg selbst bezeichnen. Daher möchte es im Wesentlichen einerley seyn, ob man den Weg unmittelbar beschriebe; oder dessen Anfang sammt der Richtung vestsetzte, in welcher fortgehend die Zielpunkte nicht verfehlt werden könnten; oder ob aus der Kenntnifs dieser letztern auf den Weg und dessen Anfang geschlossen würde. So gäbe es drey gleich mögliche Formen der Sittenlehre, welche sämmtlich zu kennen nur der Vollständigkeit wegen bey einem so wichtigen Gegenstande nöthig wäre; nämlich die Form einer Güterlehre, Tugendlehre, und Pflichtenlehre.

Was nun zuvörderst die Güterlehre anlangt, so warnt gegen sie, in wiefern sie der Tugend- und Pflichtenlehre die Grundlage darbieten würde, theils schon die Auctorität KANT's; theils aber ist auf der Stelle klar, dafs man ihr eine fremde Gestalt aufzwingen würde, wenn unter Gütern nur diejenigen Gegenstände sollten verstanden werden, wonach der Mensch in so fern strebt, als er tugendhaft ist und Pflichten erfüllt. Ein Gut ist jeder Gegenstand in dem Maafse, wie er begehrt wird. Der Wille also giebt hier den Maafsstab. In der Sittenlehre aber wird vermöge der Begriffe von Pflicht und Tugend vorausgesetzt, der Wille soll selbst gemessen werden, welches nicht möglich ist, wenn er das Maafs angiebt. Der Wille, sofern er gut oder böse heifst, wird gemessen; er unterliegt demnach hier einer ganz andern Betrachtung, als dort, wo nach ihm die Güter und Uebel abgemessen werden.

Dennoch ist es ein grofser Fehler, wenn die Güterlehre, ohne andre als zurückweisende Erwähnung, in der praktischen Philosophie ganz übersprungen wird. Um den Willen richtig zu beurtheilen, mufs man ihn we-

nigstens erfahrungsmäfsig, und ohne Vorurtheile falscher Psychologie, vor Augen haben. Es giebt aber im Menschen nicht blofs Einen Willen, sondern Wille ist nur der Name für ein mannigfaltiges Wollen und Nicht-Wollen; welchem eine noch gröfsere Mannigfaltigkeit des Begehrens und des Abscheues, der Zuneigung und der Abneigung, mehr oder weniger beharrlich und stark, theils vereinzelt, theils verknüpft und gegenseitig bedingt, zum Grunde liegt; und es ergiebt sich aus der Gunst oder Ungunst der Lebens-Umstände, womit dies Alles zusammen trifft, eine nicht geringere Mannigfaltigkeit von Gemüthszuständen, Gefühlen und Affecten. Von einzelnen Gütern ist deshalb noch weit bis zum Wohlseyn und der Fröhlichkeit; vollends bis zur Zufriedenheit, Heiterkeit, Glückseligkeit; eben so unterscheiden sich einzelne Uebel, Entbehrungen, Schmerzen, von Unbehaglichkeit, Verstimmung, Unzufriedenheit, Unglück, Pein, Qual. Betrachtet man nun den Willen als bildsam: so kann die Glückseligkeitslehre nach äufsern und nach innern Bedingungen abgehandelt werden; ihre letztere Hälfte wird dann leicht den Schein der Tugendlehre annehmen; indem der Wille sich darauf einrichtet, mit den Umständen zufrieden zu seyn. Aber auch in wiefern dies nicht ausführbar ist, (wegen natürlicher Bedürfnisse und Strebungen, die sich nicht ändern lassen,) weifs der Mensch im Allgemeinen, dafs man ihm Vorwürfe machen würde, wenn er, sein Wohl für sich und die Seinigen vernachlässigend, Fremden zur Last fiele. Hieraus, ohne nähere Ueberlegung, was und wieviel von Recht, Tugend, oder Pflicht solchen Vorwürfen zum Grunde liegen möchte, folgt sogleich die Nothwendigkeit, Bedürfnisse, Mittel, und Hindernisse mit Rücksicht auf das Veränderliche im Laufe des Lebens, in Betracht zu ziehen. Es wird also gefragt, was schwerer, was leichter zu ertragen und zu entbehren sey. Dies mufs zum Theil das Individuum sich selbst beantworten; grofsentheils aber gehören hierher die Lehren des erfahrungsreichen Alters an die unerfahrne Jugend. Bleibende Güter müssen von Scheingütern unterschieden werden; die unvermeidliche Folge der verschiedenen Lebens-Perioden soll im Voraus überschauet seyn. Hieher gehört auch Kenntnifs der Verhältnisse, in Ansehung des Staats, des Zeitgeistes, der Culturstufen; und nothwendige Lebensklugheit wegen des, gleichviel ob vermeidlichen oder unvermeidlichen, jedenfalls wirksamen Egoismus Anderer, und der Bedingungen, unter welchen es möglich ist, denselben sich entweder anzuschliefsen oder ihnen auszuweichen, um irgend eine Stellung unter Menschen zu behaupten. Aus diesem Allen soll sich eine Lebensordnung und ein Lebensplan ergeben; verbunden wo möglich mit Stetigkeit in der Befolgung, nöthigenfalls aber mit Nachgiebigkeit gegen die Umstände. So entspringen nun allerdings Vorschriften, welche Pflichten bestimmen; und ein Lob oder Tadel, wodurch ein Unterschied zwischen Tugend und Laster hervorgeht. Denn der Mensch soll seine Empfindlichkeit mäfsigen sowohl im Genufs als Entbehrung; er soll Bedürfnisse und Ansprüche beschränken, die Kräfte schonen, üben, stärken; das Nöthige erwerben, sichern, vertheidigen, planmäfsig gebrauchen. Er soll dies Alles aus dem Standpunkte einer Glückseligkeits-Lehre ansehen;[1] welche die höhern Begriffe von Tugend und Pflicht nicht gerade leugnet;

[1] angesehen O.

aber, solange diese nicht entscheidend hervortreten, ihn vorläufig durch ihre Anweisungen in Thätigkeit setzt, damit er den Weg des Lebens überschaue und möglichst zu ebnen suche. Bleibt dagegen die Glückseligkeitslehre allein stehn, so endigt sie in Gemächlichkeit, in falscher Tröstung wegen unvermeidlicher Schmerzen und oft in Lebensüberdruſs.*

Wenden wir uns an den Begriff Tugend: so bemerken wir bald in ihm eine eigentümliche Dunkelheit, derentwegen er nicht geschickt ist, einen Anfangspunct der Untersuchung darzubieten. Tugend ist das eigentlichste Lob für eine Person; nicht für ihre äuſsere Erscheinung, sondern für ihr Innerstes, für ihr wahres geistiges Wesen. Was aber ist eine Person, und zwar in ihrem verborgensten Innern? Und wie verknüpft man mit dem Begriffe hievon ein Urtheil des Lobes? — Persönlichkeit ist Einheit des Ich, welches in allem Wechsel des Lebens Sich Selbst erkennt. Aber was das Ich in Sich findet, das ist nach Zeiten und Umständen höchst verschieden. Wie besteht dabey die Einheit? Und was in dieser, an sich gleichgültigen Einheit, ist in dem Einen der Gegenstand des Lobes, im Andern der Gegenstand des Tadels? — Sollte die Beantwortung dieser Fragen den Anfang der praktischen Philosophie ausmachen: so müſste die Metaphysik vorausgegangen seyn. Die Metaphysik aber ist seit ein paar Jahrtausenden der Schauplatz für streitige Meinungen, während die Begriffe von Tugend und Pflicht Jedem klar, wenigstens zugänglich seyn sollen. Daher gab KANT[2] ein sehr übles Beyspiel, als er von einer Metaphysik der Sitten redete. Übrigens muſs der Metaphysik überlassen werden, zu zeigen, daſs sie schlechterdings nicht im Stande ist, die praktische Philosophie zu begründen.**

Sucht man denjenigen Begriff von Tugend auf, welcher im gemeinen Leben im Umlauf ist, so findet man denselben veränderlich und sehr unsicher; und eben so die Begriffe von den Gegentheilen, von der Untugend, dem Laster, der Bosheit. Man hört von einzelnen Tugenden, z. B. Mäſsigung, Vorsicht, Muth, von denen nicht klar ist, ob sie nicht der Glückseligkeitslehre angehören. Man findet nicht bloſs eine thätige Tugend, sondern auch eine leidende, in Gefühlen, Aufopferungen, Unterlassungen. Man findet eine spartanische Tugend, aber auch eine andre in frommen Kasteyungen; nicht selten auch einen Heroismus, der auf Meinungen und Ehrenpuncten beruht; und ihm gegenüber das Lob der Unschuld. Ob die Tugend im Kampfe bestehe, und nach seiner Gröſse gemessen werde? oder ob sie über allen Kampf hinaus in der ursprünglichen Individualität liege? darüber wird gezweifelt. Bestimmter sind die Warnungen vor Lastern; am bestimmtesten die allgemeine Anweisung, daſs der Mensch sich selbst achten und beachten solle. Daraus lernt man aber nur, daſs in der Persönlichkeit die Tugend zu suchen sey. Selbst die allgemeinen Ermahnungen zu Besserung und Buſse sagen nicht, was eigentlich solle gebessert werden; die

* Vergl. Schleiermacher Krit. d. Sittenl. S. 114—118.

** Metaphysik I, § 120—125; zu vergleichen mit den ersten fünf Capiteln dieses Buchs.

[2] „KANT" druckt SW gesperrt.

Erfahrung zeigt aber manchmal eine Neigung des Menschen, sich Fehler anzudichten, und hintennach einen Stolz mitten in der Buſse.

Nicht viel klärer ist ursprünglich der Begriff der Pflicht. Zwar führt derselbe sogleich das Merkmal eines unter höherm Befehle stehenden Willens bey sich. Allein woher dieser Befehl; und woher die Nothwendigkeit ihm zu gehorchen? Die gemeine Unterwürfigkeit ungebildeter Menschen begnügt sich, einen Mächtigern, welcher lohnen und strafen könne, hinzuzudenken; daher im Verborgenen zu sündigen erlaubt scheint. Ist denn der Wille dieses Mächtigeren nicht verpflichtet? Diese Frage würde bis zu dem Mächtigsten hinaufsteigen, wenn nicht unter Gebildeten schon vorausgesetzt würde, daſs Jeder in sich selbst einen höhern Willen trägt, durch welchen er mit andern, besseren Menschen in Gemeinschaft steht; so daſs der ehrliche Mann sich auf die, welche ihm gleichen, verlassen kann, indem die niedern Begierden der Einzelnen einem allgemeinen Gesetze unterworfen, und auch ohne Zwang von aufsen, dem innern Gesetze gehorsam sind. Allein damit ist noch nicht Rechenschaft gegeben über die eigentliche Verknüpfung der Glieder in dem Verhältnisse des Gehorchenden zum Gebietenden. Je ähnlicher der gehorchende Wille des Gebildeten, welcher dem innern Gesetze folgt, dem Gehorsam dessen, der unter strengem äuſseren Zwange steht: desto ähnlicher scheint auch der gebietende innere Willen einem von aufsenher gebietenden Zwinghern. Mag immerhin das Gewissen mächtig genug seyn, zu lohnen und strafen: so entsteht nur desto auffallender die Schwierigkeit, dieses Gewissen von einer Tyrannei zu unterscheiden, die um desto weniger zu dulden wäre, weil es nur von dem eignen Wollen abhängt, ihr ein Ende zu machen; und weil ein Zwang, der von gar keinem vesten Puncte ausgeht, in den Verdacht einer lächerlichen Selbsttäuschung gerathen kann.

Solchem Verdacht einen Anschein von Wahrheit zu geben, ist um desto leichter, da die Meinungen von der Pflicht verschieden sind, und von Gewöhnungen[1] abhängen, deren Ursprung aus Zwang und Lehre nicht zu verkennen ist.

Die Rechtspflichten werden durch Zwang eingeschärft. Die Wirkungen der Lehre reichen noch viel weiter; sie umfassen auch die sogenannten unvollkommnen oder Gewissenspflichten, mit der Zumuthung, Jeder solle sich selbst dergleichen auferlegen. Wie nun Manche sich durch leere Drohungen einschüchtern lassen, denen zu widerstehen sie Kräfte und Mittel genug haben, eben so, und noch häufiger beugen sich die schwächeren Köpfe vor Auctoritäten. Man kennt die Priesterherrschaft; die Strenge, womit sie einen leeren Cermoniendienst fodert; und die Barbarey, womit sie Pflichten erfindet, bis zur Verbrennung der Wittwen, oder der Ketzer.

Nichts ist verkehrter, als an diesem Orte das Gefühl der Freyheit aufzuregen, damit es die Zweifel verscheuche. Gerade umgekehrt: wer sich dem Freyheitsgefühl hingiebt, der sträubt sich nicht bloſs gegen den Zwang, sondern er spottet auch der Lehre. Und wie sollte er nicht, wenn die Lehre weiter nichts weiſs, als daſs der gehorchende Wille von dem, gleichviel ob innerlich oder äuſserlich, gebietenden Willen abhänge?

---

[1] von den Gewöhnungen SW.

Zwar giebt es eine Idee der innern Freyheit; und wir werden uns selbst in der Folge dieses Ausdrucks bedienen, um dadurch die Fähigkeit des sittlichen Menschen zu bezeichnen, dafs er seinen Begierden nicht nachgebe, sondern ihnen widerstehe, und zwar durch den Entschlufs seiner besten Einsicht gemäfs zu leben. Aber diese Idee ist nicht selbst ein Werk der Freyheit, sondern sie ist nothwendig, und über allem Wollen oder Nicht-Wollen erhaben.

Frey fühlt sich jeder Mensch, der schlechteste wie der beste, wenn er von irgend einem, rechtlichen oder unrechtlichen Zwange los kommt. Innerlich kann dies geschehen beym Zurückweisen andringender Begierden, gleichviel ob die Zurückweisung aus Gründen der Klugheit oder der Sittlichkeit entspringt. Es kann aber auch geschehen beym Abwerfen einer Auctorität, wiederum gleichviel ob diese Auctorität auf guten oder schlechten Gründen beruhet.

Ganz frey fühlt sich der sittliche Mensch im Augenblicke der Selbstüberwindung nicht. Er kann sich so nicht fühlen, weil diese Selbstüberwindung nothwendig ist. Sie darf nicht unterbleiben. Er fühlt sich stark. Stärker aber ist etwas Anderes als Freyheit.

Dagegen denkt sich der sittliche Mensch frey, wenn er über sich selbst in ruhigen Stunden nachdenkt. Denn er betrachtet seine sittliche Einsicht als sein eigentliches Selbst; er unterscheidet davon die durch äufsere Gegenstände und wechselnde Umstände aufgeregten Begierden als etwas Fremdes. Daher findet er sich frey, sobald das Fremde sich zurückzieht vor demjenigen Willen, welcher von der Einsicht der unmittelbare Ausdruck ist.

Hiemit hängt die KANTische Lehre in ihrem richtigen Ursprunge zusammen. Die unrichtigen Folgerungen, welche KANT daran knüpfte, werden vollends misverstanden von Denen, welche den Glauben an die Freyheit in eine vorgebliche Erkenntnifs, und die Erkenntnifs am Ende gar in ein unmittelbares Gefühl verwandeln, welches nach der KANTischen Lehre ganz unmöglich seyn würde.

Die wahre Lehrart der practischen Philosophie aber hat sehr sorgfältig zu verhüten, dafs sie nicht wie eine Auctorität erscheine, an die man glauben solle, und die man wohl irgend einmal abwerfen könnte. Ihr ganzes systematisches Verfahren beruhet darauf, dafs sie nicht selbst gebiete, nicht sich selbst als eine Vorschrift gelten[1] mache.

Ginge sie von Gütern und Uebeln aus: so könnte sie durch Hoffnung und Furcht auf den Willen wirken. Tugenden würde sie darstellen als Fertigkeiten und Gewöhnungen, wodurch der Mensch sich geschickt mache, sein Wohl zu schaffen und sich vor Schaden zu hüten. Es bliebe aber der Wille doch am Ende der eignen Güterschätzung, oder dem eignen Verschmähen überlassen.

Ginge sie von der Tugend aus: so würde sie Lob und Tadel der Person aussprechen. Güter wären die Werke und Werkzeuge des tugendhaften Wirkens; Pflichten die nothwendigen Formen, worin sich die Tugend darzustellen hätte. Aber das Lob der Person würde nach dem Obigen

[1] „selten" anstatt „gelten" SW.

die nöthige Klarheit vermissen lassen. Wer nun gleichwohl sich anstrengte, um solches Lob oder den entgegengesetzten Tadel auch nur zu verstehen: der würde das Selbstgefühl seiner eignen Persönlichkeit in sich aufregen; indem ja zunächst Jeder selbst aus eignem Bewufstseyn die Persönlichkeit kennen mufs, wenn Er die Rede davon verstehen soll. Lob und Tadel also würden gemäfs diesem Selbstgefühle theils angeeignet, theils zurückgewiesen werden; und die Folge wäre, dafs der Wille sich in den einmal vorhandenen Richtungen behauptete und bestärkte.

Ginge sie von der Pflicht aus: so würde sie Gebote und Verbote verkündigen; und hiemit Tugenden als innere Werkzeuge, als Vorbereitungen zu den gefoderten Leistungen; Güter als Belohnungen oder erlaubte Genieſsungen. Aber in wessen Namen die Verkündigung geschähe? das würde im Dunkeln bleiben. Und wer nicht das Sollen am Ende auf ein bloſses Müssen zurückzuführen geneigt wäre, der fände in der Stelle des Gebieters nur seinen eignen Willen. Auf die Frage nun: welche Auctorität dem Gebote oder Verbote zum Grunde liege, würde lediglich die Antwort erfolgen: der gebietende und der gehorchende Wille sind als Willen einander gleich. Folglich, da die Gleichheit keinen Grund des Unterschieds abgeben kann, so ist gar kein Unterschied, also auch gar keine gebietende Auctorität vorhanden, mithin alle Sittlichkeit Werk des Vorurtheils!

Zu S. 375 als Schluſs des 5. Capitels folgt:

Zusatz.[1]

Die Aufstellung der ursprünglichen practischen Ideen ist geendigt, und es ist hier der Ort, nunmehr andre Begründungen der practischen Philosophie zu vergleichen. Bey dem heutigen Zustande der Philosophie ist die historische Kenntniſs der spinozistischen und der Kantischen Sittenlehre am nöthigsten; denn die Lehre des Spinoza ist diejenige Form der vorkantischen Philosophie, worin dieselbe heutiges Tages noch fortwirkt.*

A. Sittenlehre des Spinoza.

Bey der schlecht geordneten Darstellung in den drey letzten Büchern der Ethik des Spinoza (denn die beyden ersten handeln von Gott und der menschlichen Seele), und um der Frage zuvorzukommen, ob diese Ethik eine Lehre von Gütern, Tugenden oder Pflichten sey? führen wir zuerst

* Metaphysik I, § 55, erste Anmerkung.

[1] Den folgenden historischen Abschnitt über die Richtung, welche die Ethik durch Spinoza und Kant erhalten hat, und der mit **„Zusatz"** überschrieben ist, hat Hartenstein ebenfalls weggelassen, wenigstens den Zusatz über Spinoza. Dagegen hat er den Zusatz über **Kant's Ethik** unter der Ueberschrift:

„Bemerkungen über die Gestaltung der Ethik durch und nach Kant" abgedruckt, „weil (wie er in seiner Vorrede Bd. VIII S. VIII sagt) ihm dies letztere zum Abdruck sich zu eignen schien, dagegen der Zusatz über Spinoza schon, wenn auch abgekürzt, in der analytischen Beleuchtung u. s. w. § 35 flgg. eine Stelle gefunden habe".

(Abgedruckt ist dieser „Zusatz" als Mittheilungen von Bartholomäi in „Jahrbuch des Vereins für wissensch. Paedag." herausg. v. Ziller. VII. Jahrgang 1875 S. 214—219.)

den Schlufssatz an, als das Ziel, welches erreicht werden soll. *Beatitudo non est virtutis praemium, sed ipsa virtus; nec eadem gaudemus, quia libidines coercemus, sed contra quia eadem gaudemus, ideo libidines coercere possumus.*

Dieser Satz, welcher an die STOI'schen Paradoxa erinnert, bedarf einer sehr starken Theodicee. Ueber die Zulassung des Uebels und des Bösen sich nicht zu wundern, ist hier nicht genug; denn das Böse erregt oft den unsichern Widerstand und immer die Trauer des sittlichen Menschen; und damit fällt die *beatitudo* weg. Vielmehr mufs das Böse sammt dem Uebel als etwas eigentlich nicht Vorhandenes aus unsern Augen weggeschafft werden; und dazu reicht die practische Philosophie nicht hin, wenn nicht etwa mit Hülfe der theoretischen.

Man könnte nun glauben, die ganze spinozistische Ethik würde auf folgende Sätze hinauslaufen: *Summum mentis bonum est Dei cognitio, et summa mentis virtus Deum cognsocere. (eth. W, 28); Summum bonum omnibus commune (36); nemo potest Deum odio habere (V, 18); amor Dei erga homines et mentis erga Deum amor intellectualis unum et idem est. (V, 36).* Da nun in Folge dieses Satzes die Liebe zu Gott niemals kann verloren gehn, auch nicht vermindert werden: so folgt natürlich: *ex his clare intelligimus, qua in re salus nostra seu beaditudo seu libertas consistat, nempe in constanti et aeterno erga Deum amore, sive in amore Dei erga homines.*

Es kommt also nur darauf an, dafs sich der menschliche Geist zu Gott erhebe. *Mens efficere potest, ut ommes corporis affectiones seu rerum imagines ad Dei ideam referantur. (V, 14.)* Zum Beweise aber sind ein paar, dem SPINOZA sehr eigenthümliche Sätze nöthig, deren erster, falls er wahr wäre, sogleich die ganze Physiologie ins hellste Licht setzen würde: *nulla est corporis affectio, cuius aliquem clarum et destinctum non possit mens formare conceptum.* Der andre Hülfssatz des Beweises ist der Hauptgedanke des Pantheismus: *quidquid est, in Deo est, et nihil sine Deo esse nec concipi potest.*

Dieser letztere Satz wird einiger genauern Angaben bedürfen, damit man sehe, wie eigentlich das Vorhergehende zu verstehen sey. Schon am Ende des ersten Buchs der Ethik hatte SPINOZA geleugnet, dafs die Natur nach Zwecken wirke; damit nun nicht dies Vorurtheil — *res naturales perfectas aut imperfectas vocare* — in der eigentlichen Abhandlung der Sittenlehre wieder in den Weg trete, erinnert er sorgfältig im Anfange des vierten Buchs: *aeternum illud et infinitum ens, quod Deum sive naturam appellamus, eadem, qua existit, necessitate agit.* Hiemit lassen sich sogleich einige Aeufserungen aus dem früher geschriebenen *tractatus theologico-politicus* verbinden, der zu selten mit der Ethik ist verglichen worden. Es heifst dort im dritten Capitel: *explicare paucis volo, quid per Dei directionem, perque Dei auxilium externum et internum, et quid per electionem Dei intelligam. Per Dei directionem intelligo: fixum et immutabilem naturae ordinem, sive rerum naturalium concatenationem. Sive dicamus, omnia secundum leges naturae fieri, sive ex Dei decreto ordinari, idem dicimus. Quicquid natura humana ex sola sua potentia praestare potest ad suum esse conservandum, id Dei auxilium internum, — et quicquid praeterea ex*

potentia causarum externarum in ipsius utile cadit, id Dei auxilium externum merito vocare possumus. Atque ex his etiam facile colligitur, quid per Dei electionem sit intelligendum. Nam cum nemo aliquid agat, nisi ex praedeterminato naturae ordine, hoc est, ex Dei aeterna directione et decreto, hinc sequitur, neminem sibi aliquam vivendi rationem eligere, neque aliquid efficere, nisi ex singulari Dei vocatione, qui hunc ad hoc opus, vel ad hanc vivendi rationem prae alliis elegit. Da nun dies auf den Räuber und Mordbrenner eben so gut paſst, als auf den rechtlichsten Mann, so sieht man, daſs wirklich das Böse aus unsern Augen ist weggeschafft worden; und es ist nicht mehr befremdend, wenn SPINOZA in der Ethik, im Anfange des dritten Buches, das heiſst gerade da, wo nun nach den theoretischen Vorbereitungen die eigentliche Sittenlehre beginnen sollte, noch immer nicht aus der bloſs theoretischen Betrachtung herausgehen will, sondern sich ein Verdienst daraus macht, von den Affecten, und der Gewalt des Geistes über sie, eben so zu reden, als ob „von Linien, Ebenen oder Körpern die Frage wäre." Das heiſst, als ob Sittenlehre und Psychologie einerley wären.

Wer nun aus diesem Allen schlösse, die Ethik des SPINOZA könne ganz und gar keine Sittenlehre seyn: der hätte zwar an sich richtig geschlossen; er würde sich aber dennoch irren. Dies berühmte Buch will wirklich eine Sittenlehre seyn; durch diesen Anspruch verdirbt es sich selbst, und ist nicht bloſs dem Titel nach, sondern seinem ganzen Inhalte nach ein verunglücktes Product. In theoretischer Hinsicht ist dies anderwärts gezeigt worden;* in practischer Hinsicht läſst es sich jetzt leicht zeigen. Zuvörderst muſs überlegt werden, in wiefern es Anspruch macht, eine Ethik zu seyn und zu heiſsen. Hier mag wiederum angeknüpft werden an folgende, nur gar zu deutliche Erklärung im *tractatus theologico-politicus* (neben der schon vorhin angeführten Stelle des dritten Capitels). *Omnia, quae honeste cupimus, referuntur ad tria: res per primas suas causas intelligere, passiones domare, sive virtutis habitum acquirere, et denique secure sanoque corpore vivere.* Von diesen drey Puncten ist der erste rein theoretisch, der dritte fällt der Klugheit anheim; der zweyte ist nicht bloſs allein übrig für die Ethik, sondern die ganze Anlage der spinozistischen Ethik ist dadurch bestimmt, indem nach den vorbereitenden Büchern von Gott und dem menschlichen Geiste die Abhandlung von den Affecten eintritt, welche dann in den Gegensatz der beyden letzten Bücher, von der Dienstbarkeit und der Freyheit, übergeht. Die Hauptfrage ist also, wie können die Affecte dergestalt gebändigt werden, daſs ihnen der Mensch nicht dienstbar sey? Nun hätte aber nach strenger Consequenz in Folge der schon angegebenen Grundsätze, diese Dienstbarkeit überall gar nicht für ein Uebel sollen gehalten werden. Denn wo sie ist, da ist sie natürlich. Das: *passiones domare*, geht aus von jenem Vorurtheil, als dürfte man: *res naturales perfectas aut imperfectas vocare.* Das: *virtutis habitum acquirere* ist entweder unmöglich, oder nicht mehr nöthig; denn: *per virtutem et potentiam idem intellego, (eth. IV. definit. 8.)* wo nun die Macht, da ist schon die Tugend. Eben dahin gehört, was gegen den Satz zu

* Im ersten Bande der Metaphysik.

sagen ist: *unaquaeque res, quantum in se est, in suo Esse perseverare conatur (eth. III, 6)* und der Zusatz (7): *conatus perseverandi nihil est praeter essentiam rei*, macht es vollends klar. Der Fehler liegt nämlich in dem *conatus*, dessen die *essentia*, eben weil sie da ist, nicht bedarf, wo noch gar kein Widerstand zu sehen, — auch mit der vorausgesetzten Einheit des Urwesens nicht einmal zu vereinigen ist. Aber die Erfahrung macht sich gelten. Die Tugend ist als ein *conatus* bekannt; darum mufste die Frage, was für ein *conatus?* beantwortet werden. Dafs es ein Bemühen wider die Affecten seyn solle, liegt nun zwar am Tage; dennoch läuft die spinozistische Sittenlehre nach verschiedenen Richtungen auseinander:

1. Sie will eine Weisheitslehre seyn. *Quicquid ex ratione conamur nihil aliud et quam intelligere. Est ergo hic intelligendi conatus primum et unicum virtutis fundamentum. (IV, 26.)* Dies führt natürlich zur Erkenntnifs Gottes; und man möchte nun eine lediglich mystische Weisheit erwarten. Aber

2. Sie will das *suum utile quaerere* nicht lassen. *Cum ratio nihil contra naturam postulet* (eine sehr gütige Vernunft!) *postulat ipsa, ut unusquisque se ipsum amet; hinc, sequitur, virtutis fundamentum esse ipsum conatum, proprium Esse conservandi. — Multa extra nos dantur, quae nobis utilia, quaeque propterea appetenda sunt.* (IV, 18 in der Anmerkung.) Bey der Gelegenheit sollen auch diejenigen versöhnt werden, welche glauben, das *suum utile quaerere* sey *„impietatis, non virtutis fundamentum."* Dazu dienen einige Reden, wie nützlich den Menschen die Eintracht sey.

3. Gegen die Affecten bietet sie das klare und bestimmte Denken auf. *Affectus, qui passio est, desinit esse passio, simul atque eius claram et destinctam formamus ideam.* (V, 3.) Denn kurz vorher war dreist behauptet: *prout cogitationes, rerumque ideae ordinantur et concatenantur in mente, ita corporis affectiones, seu rerum imagines ad amussim ordinantur et concatenantur in corp.* Daher: *huic rei praecipue danda est opera, ut unumquemque affectum, quantum fieri potest, clare et destincte cognoscamus.* Also liegt das Heilmittel in der Psychologie! Aber dort wird man es vergebens suchen. Denn:

4. *Affectus nec coerceri nec tolli potest, nisi per affectum contrarium et fortiorem affectu coercendo* (IV, 7). Dieser höchst betrübte Satz will also das Gift durch ein stärkeres Gift heilen. Aber auch dazu findet sich im Nothfall noch Rath.

5. *Unusquisque ab inferendo damno abstinet timore maioris damni. Hac igitur lege Societas firmari poterit, si modo ipsa sibi vindicet ius, quod unusquisque habet — de bono et malo iudicandi; quaeque adeo potestatem habeat — leges ferendi, easque non ratione, quae affectus coercere nequit, sed minis firmandi. — In statu civili decernitur communi consensu, quid bonum, quid malum sit.* (IV, 37, zweyte Anmerk.) Hier fehlt blofs noch ein Thrasymachus, mit seinem Satze, das Recht sey der Vortheil des Stärkeren.

6. Kurz vorher jedoch hatte SPINOZA eine andre Erkenntnifs des Guten und Bösen ausfindig gemacht. *Cognitio boni et mali nihil aliud est*

quam laetitiae vel tristitiae affectus, quatenus eius sumus conscii. (IV, 8.) Da nun solchergestalt die Affecten selbst zu Richtern über den Unterschied des Guten und seines Gegentheils (ob des Uebels? oder des Bösen?) eingesetzt sind: so kann in der That der *consensus communis* darin auf keinem andern Wege etwas ändern, als indem er die Affecten selbst verändert; *non ratione, sed minis!* Auf welche Weise aber auch dies im Staate geschehen möge: der weise Mann wird sich immer zu trösten wissen. Denn:

7. *Quatenus mens res omnes ut necessarias intelligit, eatenus maiorem in affectus potentiam habet.* (V, 6.) Was den Staat anlangt, so liegt hier offenbar der Trost zunächst im historischen Pragmatismus; daher wird die Betrachtung des Weltgeistes und seiner nothwendigen Entwickelungen unstreitig als eine Fortsetzung des Spinozismus anzusehen seyn. — Wir haben also zwar allerley gewünscht und gewollt, wir sind durch verschiedene Gemüthsbewegungen herdurchgegangen, deren schwächere durch die stärkern abgeändert wurden; wir haben sie bald unserm eignen Denken, bald dem Staate unterworfen gefunden; am Ende aber verwandelt sich Alles in ein bloſses Schauspiel, welches wir je länger, desto gleichgültiger mit ansehn, indem darin nur ein höchst geringer Theil des Ganzen und seiner nothwendigen Umwandlungen zu erblicken ist. Die Ethik wollten wir kennen lernen, allein wir kommen unverrichteter Sache zurück, denn eigentlich giebt es keine Ethik, sondern nur Gegenstände des theoretischen Denkens. Dies ist der Gesammt-Eindruck, welchen die Ethik des Spinoza zurückläſst, wenn man in Ansehung ihrer theoretischen Fehlgriffe die Augen zudrückt. Durch ihren theologischen Anstrich hat sie einige ausgezeichnete Männer täuschen können; allein auch diese Täuschung ist zu schlecht, um sich lange zu erhalten. Der ästhetische Eindruck, den sie macht, beruht lediglich auf der Gröſse und Stärke. Denn was die innere Freyheit anlangt, so ist ihr ein Riegel vorgeschoben durch den Satz: *Dei voluntas et intellectus in se revera unum et idem sunt; nec distinguuntur nisi respectu nostrarum cogitationum, quas de Dei intellectu formamus.* Dadurch fallen die Glieder des Verhältnisses zusammen, und das Verhältniſs ist verdorben. Beym Menschen wird gar der Wille untergeordnet. *Melior pars nostri est intellectus.* (*Tractatus theologico-politicus*, in der Mitte des vierten Capitels.) Statt des Wohlwollens findet man hier die Nothwendigkeit; statt des Rechts die Gewalt, welches nach dem Satze: *Deus ius in omnia habet, et uniuscuiusque rei potentia est Dei potentia*, weitläuftig genug in dem (unvollendeten) *tractatus politicus* ausgeführt ist. In dem Ganzen fehlt aller eigentlich sittliche Gehalt. Daſs übrigens Spinoza sich in den Rechtsbegriff am allerwenigsten finden konnte (während von den Angelegenheiten des Wohlwollens sich doch noch ein Schattenbild im Begriffe des Gemeinnützigen erblicken lieſs) ist natürlich. Denn unter den vorhandenen Rechstverhältnissen springen die dinglichen Rechte am meisten ins Auge; diese aber für wirkliche Eigenschaften der Sachen zu halten, ist bey der mindesten Ueberlegung unmöglich. Also scheint es, der Eigenthümer übe eine Wirkung in die unendliche Ferne hinaus, indem er Jedem das Antasten des Seinigen verbietet. Aber auch diese Wirkung erscheint fabelhaft, auſser in so fern eine wirkliche Gewalt in der Person des Eigenthümers ist, durch

welche er den Angreifer zurücktreiben kann. Wer also vom ästhetischen Urtheil nichts in seine Reflexion aufgenommen hat, der wird auf die Frage: was ist das Recht? natürlich antworten: die Macht.

B. KANT's Begründung der Sittenlehre.

Bey KANT muſs die Begründung von der Ausführung unterschieden werden, nicht bloſs darum, weil die letztere in späteren Schriften von geringerem Werth nachfolgte, sondern auch weil in der Begründung ein sehr groſses negatives Verdienst durch Reinigung des Bodens von mancherley Unkraut enthalten.

Die Verwirrung, welche KANT vorfand, läſst sich einigermaaſsen aus dem Vorstehenden erkennen, wenn man dasselbe in Gedanken vergröſsert, auseinanderzieht, und in die Gedankenmasse verstreut, die im gelehrten Publicum die Köpfe beschäfftigt. Man nehme an, die Sittenlehre, die sich zur Selbständigkeit zu schwach fühle, habe sich schon längst unter den wirksamen Schutz der Religion gestellt; aber bey den Aufgeklärten habe sich die Religion in eine falsche Naturlehre verwandelt, welche aus allen durch Erfahrung und Rechnung einzeln bekannten Causalitäten, eine einzige, unendlich groſse Kette der Naturnothwendigkeit, in geistiger Hinsicht eben sowohl als für die Körperwelt, bilde; das Zweckmäſsige und wahrhaft Wunderbare in der Natur aber absichtlich verkennen, um nicht mit dem gemeinen Volksglauben in Berührung zu gerathen: man nehme hinzu, daſs dem besonnenen, vollends dem gesellschaftlich gebildeten Menschen seine Affecten vielfach unbequem werden, weil sie auch ohne Sonderung der practischen Ideen die, wenn auch unbestimmte, doch wirksame Sprache des Gewissens — aber nicht allein des Gewissens, sondern auch die des Ehrgeizes und der Klugheit gegen sich haben; daher eine Lehre gegen die Affecten (und Leidenschaften) fortwährend Bedürfniſs bleibt, wenn auch von sittlichem Geschmack nichts darin zu spüren ist. Daſs eine solche Lehre sich nicht wesentlich über das *suum utile quaerere* erheben kann und will, daſs sie es nicht ernstlich als eine zweyte, sehr bedingte und beschränkte Sorge dem eigentlich sittlichen Streben unterordnet, liegt am Tage; sie muſs vielmehr geradezu die Vernunft zur Selbstliebe herabziehn, und in der Tugend sieht sie nur die Kraft, welche für den eignen, höchstens für den gemeinen Nutzen sorgt.

Gutes und Uebles (denn das eigentliche Böse kennt sie nicht) miſst sie ab nach Heiterkeit und Betrübniſs, so daſs es nur ein Zeichen der Consequenz seyn wird, wenn sie mit SPINOZA (*eth.* III, 27 und IV, 54) die Reue bloſs auf Erziehung und Gewöhnung zurückführt und darin nur doppeltes Elend sieht; freylich mit dem Zusatz: *quandoquidem peccandum est, in istam partem potius peccandum.* Da jedoch eine solche Sittenlehre nicht immer deutlich sagt: *si homines liberi nascerentur, nullum boni et mali formarent conceptum, quamdiu liberi essent,* (*eth.* IV, 68) so machte sie, weil sie im Grunde nichts Besseres weiſs, keinen andern, als den beschränkenden Eindruck einer lästigen Zuchtmeisterin; und man hört am Ende gern einmal die Rede eines PROMETHEUS, oder FAUST, eben weil sie jener widersprechend, dreist und frey hervortreten. Es kehrt sich das sittliche Urtheil dergestalt um, daſs die lebendige Gewalt mehr Beyfall

findet, als das todte Recht; und man ist nicht mehr weit von dem Satze entfernt, die Gewalt selbst sey das Recht.

[1]Zu der Zeit, da KANT auftrat, gab es neben solchen Lehren und Ansichten auf der einen Seite noch schlimmere, auf der andern bessere. Durch einige französische sogenannte Philosophen war der sinnlichste Epicuräismus in Umlauf gekommen. „Was hatte der Lehre eines HELVETIUS, „eines DIDEROT, den schnellen allgemeinen Eingang verschafft? Nichts „anderes, als dafs diese Lehre die Wahrheit des Jahrhunderts wirklich in „sich fafste." So spricht JAKOBI*, und giebt dadurch einem Jahrhundert ein trauriges Zeugnifs. In den deutschen Schulen war noch das WOLFFische Prinzip: *perfice te*, üblich; unbefriedigend für den Verstand, unkräftig für das Herz nach GARVE's Urtheil**, wenn es nach damaliger Weise der Schulen erklärt wurde, nämlich durch den Satz: Suche das Mannigfaltige in Dir übereinstimmend zu Einem zu machen. GARVE selbst, damals in grofsem Ansehen, erklärt es dahin, „dafs der Mensch nach Einsichten streben, seine Begierden zähmen, die innere Thätigkeit seines Geistes durch Denken und wohlwollende Neigungen unterhalten und erhöhen, und eben diese Thätigkeit durch nützliche Arbeiten, durch treue Abwartung eines gewissen Berufs, durch gerechte und wohlthätige Handlungen, auch äufserlich, im geselligen Leben üben solle. Darin liegen die practischen Ideen, wiewohl unbestimmt und ungeordnet. JAKOBI foderte etwas Höheres. Ob die Tugend mehr den Glauben gebäre, oder der Glaube mehr die Tugend? Er antwortete, der Glaube habe unbedingt den Vorrang. „Das religiöse Gefühl ist die Grundlage der Menschheit." Und doch, während er den Spinozismus nicht blofs des Fatalismus, sondern auch des Atheismus anklagte, trug er selbst ganz besonders zu dessen Verbreitung bey; und indem er LESSING's Hinneigung zum Spinozismus bekannt machte, stellte er sich selbst als dessen Freund und Verehrer dar; welcher Umstand wenigstens daran erinnerte, dafs zwey vortreffliche Männer viel leichter in sittlicher Hinsicht zur Uebereinstimmung gelangen, als im Streit über Glaubenspunkte. Es kam nun zunächst darauf an, gegen die Verwirrung ein Machtwort auszusprechen. Und KANT verkündigte seinen kategorischen Imperativ.

Er klagt über ein wunderbares Gemisch, worin bald die besondere Bestimmung der menschlichen Natur, bald die Idee von einer vernünftigen Natur überhaupt, bald Vollkommenheit, bald Glückseligkeit, hier moralisches Gefühl, dort Gottesfurcht, von diesem Etwas, von jenem auch Etwas, anzutreffen sey; ohne dafs man sich einfallen lasse zu fragen, ob auch überall in der Kenntnifs der menschlichen Natur, die wir doch nur aus Erfahrung hernehmen können, die Principien der Sittlichkeit zu suchen seyen? Vielmehr lediglich in reinen Vernunftsbegriffen und nirgends sonst, auch nicht dem mindesten Theile nach, seyen dieselben zu finden; eine ver-

* JAKOBI's Werke, vierten Bandes erste Abtheilung, S. 235.

** GARVE's Uebersetzung der Ethik des ARISTOTELES, erster Band, S. 181.

[1] Der Abschnitt von den Worten: „Zu der Zeit" ... bis „Vollkommenheit entwirft" (S. 477 Z. 7) steht wörtlich (mit wenigen Abweichungen) in der „Analytischen Beleuchtung" u. s. w. in §§ 44 u. 45.

mischte Sittenlehre aber mache das Gemüth schwanken zwischen Beweggründen, die nur sehr zufällig zum Guten, öfters aber auch zum Bösen leiten.*

Beyspiele verwarf er: „Selbst der Heilige des Evangelii mufs zuvor mit „unserm Ideal der sittlichen Vervollkommenheit verglichen werden, ehe man „ihn dafür erkennt. Woher haben wir den Begriff von Gott? Lediglich aus „der Idee, welche die Vernunft a priori von sittlicher Vollkommenheit entwirft."

[1]Ohne nun[2] nach Gütern und Tugenden zu fragen; (Tugend konnte als ein inneres Gut erscheinen, dessen Genufs durch Erfahrung bekannt würde,) sucht er[3] den Ursprung des Begriffs der Pflicht. „Ist der Wille nicht an sich völlig der Vernunft gemäfs, so entsteht Nöthigung." Dieser Gedanke hat einige Analogie mit dem des SPINOZA, dafs der völlig freye Mensch keinen Begriff vom Guten und Bösen fassen würde, mithin solche Begriffe aus der Unfreyheit entspringen; allein KANT hat nicht den Beyfall sammt dem Misfallen aufgehoben; während jene völlige Freyheit des SPINOZA eine völlige Gedankenlosigkeit in Hinsicht der innern Freyheit, als Idee, seyn würde. Bey KANT erhebt sich hier der Unterschied zwischen Sollen und Müssen; aber die Frage: was wir sollen, schwebt noch im Dunkeln. Die practischen Ideen liegen verborgen. Die Unterscheidung zwischen hypothetischen und kategorischen Imperativen schafft keinen Inhalt der Gebote herbey; es ist nur eine Negation, dafs die erstern sammt der, nur aus Erfahrung zu erkennenden Glückseligkeit, bey Seite gesetzt werden.

Oben ist gezeigt, dafs der Begriff der Pflicht kein ursprünglicher seyn kann, weil der gebietende Wille dem gehorchenden in sofern, als er Wille ist, gleich steht, und eines Grundes seiner Auctorität bedarf, welcher das Merkmal des Gebietens nicht enthalten mufs. Dies verfehlte KANT. Er dachte sich ein strenges Gesetz, gemäfs dem Begriffe der Pflicht. Aber das Gesetz sollte keinen Zweck aufstellen, um nichts aus den Erfahrungskenntnissen zu entlehnen. So blieb nur die Form der Gesetzmäfsigkeit überhaupt übrig. Und es schien ein treffender Gedanke, dafs ein unsittlicher Wille stets Ausnahmen für sich begehre, die er nicht würde als Regeln für einen Jeden anerkennen wollen. Daher der kategorische Imperativ: Handle nach Maximen, die zur allgemeinen Gesetzgebung taugen. „Wenn Pflicht ein Begriff ist, der wirkliche Bedeutung hat, so ist hiemit der Inhalt des Princips aller Pflicht deutlich dargestellt."**

Ein solches Wenn einzuführen, ist ein zweyter Fehler. Den Pflichtbegriff mufs die practische Philosophie als unumstöfslich gewifs voraus setzen;

---

* KANT's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. S. 31. 34.

** A. a. O. S. 59.

---

[1] Den folgenden Theil von den Worten: „Ohne nun nach Gütern .... bis „reinen Ideenlehre nach unten" (S. 484, Z. 6 v. u.) druckt HARTENSTEIN ab unter dem besonderen Titel:

Bemerkungen über die Gestaltung der Ethik durch und nach KANT

mit folgender Anmerkung (SW Bd. VIII, S. 185): „Aus dem Theile der Handschrift, der als Zusatz zu dem 5ten Capitel des 1sten Buches der allgem. prakt. Philosophie hinzukommen sollte. Das hier Mitgeteilte schliefst sich unmittelbar an das an, was in die analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral § 35—44 verarbeitet worden ist."

[2] „nun" fehlt SW. — [3] sucht KANT SW.

und Diejenigen abweisen, die darin zweifeln; denn sie hat über diesen Punct keine Demonstration in ihrer Gewalt, sondern nur solche Darstellungen, welche das Pflichtgefühl eher wirklich erzeugen, als ableiten können; und psychologische Deductionen gehören ohnehin nicht hieher.

KANT aber, da er die hypothetischen Imperative durch ihre Zwecke bestimmt findet, kehrt er noch einmal zu der Ueberlegung zurück, ob denn der kategorische Imperativ gar keine Analogie dazu darbiete? Und es glückt ihm noch einmal, mitten in der Negation die Spur eines positiven Gedankens zu gewinnen. Vernünftige Wesen, oder Personen, sind Zweck an sich selbst. Was kann das heifsen, da doch ein Zweck jederzeit in der Zukunft liegt für den Willen, der ihn erreichen soll? Die Antwort ist: der Zweck mufs hier nur negativ gedacht werden*, als ein solcher, dem niemals zuwider darf gehandelt, der niemals blofs als Mittel soll geschätzt werden. So arbeitet sich bey KANT das ästhetische Urtheil hervor; die Achtung gewinnt Sprache; die Würde der Persönlichkeit wird erhoben. Dafs dieselbe an die Idee der innern Freyheit gebunden ist, dafs statt der Würde auch eine Unwürde zum Vorschein kommen kann, ist nicht klar genug ausgesprochen. Dagegen führt die Vorstellung einer allgemeinen Gesetzgebung hier sehr natürlich zu der Idee einer Welt vernünftiger Wesen, eines *mundus intelligibilis;* worin alle Personen zugleich gesetzgebend seyn würden. Es entsteht der Gegensatz der Autonomie gegen die Heteronomie; und während diese im Naturganzen herrscht, soll jene den Charakter der idealen Welt ausmachen.

In die ideale Welt nun (die wir in der Folge unter dem Namen der beseelten Gesellschaft wieder finden werden,) findet man sich dort erhoben, wo KANT von einem Reich der Zwecke, gegenüber dem Reiche der Natur redet, und wo er Freyheit als Eigenschaft des Willens aller vernünftigen Wesen voraussetzt.** Es ist ihm Anfangs genug, dem Vernunftwesen „die Idee der Freyheit zu leihen." Die Vernunft soll nur nicht mit ihrem eignen Bewufstsein in Ansehung ihrer Urtheile eine Lenkung anderwärts her empfangen. Dafs diese Foderung bey den von uns entwickelten ästhetischen Urtheilen zutrifft, bedarf keines Beweises; denn es ist unmittelbar die klare Thatsache dieser Urtheile selbst. Daher wäre niemals nöthig gewesen, gegen KANT's Freyheitslehre ein Wort vorzubringen, wenn er hiebey stehn geblieben wäre, oder wenn KANT's Nachfolger die spätern Uebertreibungen hierauf zurückgeführt hätten.

Und hätte KANT dem Reiche der Zwecke nur wirklich Zwecke nachgewiesen; wäre auch nur aus seinem negativen Begriffe vom Vernunftwesen als Zweck an sich etwas mehr als die Negation, es solle nicht als Mittel behandelt werden, herauszubringen gewesen: so würde er mit dem Spinozismus zum mindesten ins Gleichgewicht getreten seyn, und derselbe hätte nicht in der Folge zu neuen Entwickelungen offenen Raum gehabt.

Allein seine freyen, selbstgesetzgebenden Wesen hatten in der idealen Welt nichts zu thun. Sie konnten nicht in derselben als zusammenwirkend gedacht werden; weil Zusammenwirkung ein Causalverhältnifs, nicht blos des Thuns, sondern auch, sofern jedes das Thun des Andern erwarten

* A. a. O. S. 82. — ** A. a. O. S. 99.

und empfangen muſs, ein gegenseitiges Leiden voraussetzt. Hieran dachte KANT nicht, und konnte nicht daran denken, denn — er hatte den Begriff der Freyheit durch die bloſse Negation gewonnen, es gebe in der intelligibeln Welt keine Naturnothwendigkeit, indem das ganze Causalgesetz sich auf Erscheinungen beschränke.

Auch begnügte er sich nicht mit einer idealen Welt. Im Gegentheile, die Freyheit, zwar nur ein Glaubensartikel, sollte doch den Blick in die reale Welt eröffnen, welche hinter den Erscheinungen liege.

So verfiel KANT in denselben Fehler, welcher dem Spinozismus zum Grunde liegt, wiewohl auf gerade entgegengesetzte Weise. Beyde lehnen sich an theoretische Stützpunkte, der eine an die Freyheit, der andre an die Nothwendigkeit. Als ob das ästhetische Urtheil darauf wartete, was man in der theoretischen Betrachtung als wirklich oder thunlich annehme!

Die Freyheit aber, wiewohl der übersinnlichen Welt angehörig, hatte doch bey Kant sehr viel zu thun, nämlich in der Sinnenwelt, damit die in der Erfahrung gegebenen Thaten der Menschen ihr möchten zugerechnet werden. Hier klagte Garve mit Recht, er begreife nicht, was zur Sittlichkeit eine Freyheit beytragen könne, welche der Mensch nur als Glied einer Welt besitze, in welcher er nie etwas zu handeln habe, während er unfrey in der gegenwärtigen sinnlichen Welt sey, worin er allein Pflichten beobachten, und Gutes oder Böses thun könne.* KANT selbst aber war durch seine Lehre dahin gedrängt, zu bekennen: Die Moralität unseres eigenen Verhaltens sey uns gänzlich verborgen.**

Das ist sie gewiſs nicht und darf nicht dafür gelten. Die ganze practische Philosophie beruhet darauf, daſs der Mensch seinen eignen Willen sieht, und wie er ihn sieht, ihn beurtheilt; nach dem Urtheile aber wiederum den Willen umlenkt; und alsdann sich selber Zeugniſs darüber ablegt, ob die wirkliche Umlenkung genüge oder nicht. Was hiebey im Dunkeln bleibt, das betrifft die Stärke und Reinheit des Charakters, aus welchem die einzelnen Regungen des Wollens ins Bewuſstseyn[1] hervortreten; aber die Mängel an Genauigkeit und Vollständigkeit in der Kenntniſs des eignen Charakters sind gröſser oder kleiner; sie lassen sich durch Selbstbeobachtung theilweise verbessern; und keinesweges gehören sie in eine fremde, aller innern Anschauung unzugängliche Region, wie dieses von der KANTischen Freyheit muſste eingestanden werden. Die ganze Untersuchung über diesen Gegenstand ist psychologisch; und kann nicht das Geringste an der practischen Philosophie verändern, auſser in den Anwendungen, nachdem die Grundsätze längst festgestellt sind.

Woher aber der Sprung von der, den Vernunftwesen[2] nur geliehenen Idee der Freyheit zu der realen, übersinnlichen, nothwendigen zu glaubenden,[3] obgleich nicht innerlich anzuschauenden Freyheit? Die Antwort liegt darin, daſs die ästhetischen Urtheile über den Willen waren verfehlt

* GARVE in der Uebersetzung der Ethik des ARISTOTELES, S. 218.
** KANT's Kritik der reinen Vernunft, S. 579.

[1] im Bewuſstsein SW.
[2] dem Vernunftwesen SW. — [3] nothwendig zu glaubenden SW.

worden. Daher die grofse Verlegenheit in der Frage nach dem Interesse, welches den Ideen der Sittlichkeit anhängt. „Wenn mich zur Unterwerfung „unter die allgemeine Gesetzgebung kein Interesse treibt, so mufs ich doch „daran ein Interesse nehmen, und einsehen, wie das zugeht. — Es scheint, „als könnten wir Demjenigen, der uns fragte, warum denn die Allgemein-„gültigkeit unserer Maxime, als eines Gesetzes, die einschränkende Bedingung „unserer Handlungen seyn müsse, und worauf wir den Werth gründen, den „wir dieser Art zu handeln beylegen, — keine genugthuende Antwort geben." *

Wer eine solche Frage für möglich hält, der verräth, dafs er die ursprünglichen Werthbestimmungen noch nicht gefunden hat.

Kant nun erklärt sich zwar das kategorische Sollen daraus, dafs über den durch sinnliche Begierden afficirten Willen noch die Idee eben desselben, zur intelligibeln Welt gehörigen, reinen, für sich selbst practischen Willens hinzukommt. ** Hingegen an die äufserste Gränze der practischen Philosophie glaubt er zu stofsen, während er nur an seine eigne falsche Philosophie anstöfst: „Um das zu wollen, wozu die Vernunft allein dem „sinnlich-afficirten[1] vernünftigen Wesen das Sollen vorschreibt, dazu gehört „freylich ein Vermögen der Vernunft, ein Gefühl der Lust oder des „Wohlgefallens an der Erfüllung der Pflicht einzuflöfsen, mithin eine „Causalität derselben, die Sinnlichkeit ihren Principien gemäfs zu be-„stimmen. Es ist aber gänzlich unmöglich, einzusehen, wie ein blofser „Gedanke, der nichts Sinnliches enthält, eine Empfindung der Lust oder Unlust hervorbringe." *** Man nehme aus dieser Betrachtung die Vernunft und die Sinnlichkeit, sammt dem Causalverhältnifs zwischen beyden, gänzlich hinweg: so wird das blofse Wohlgefallen übrig bleiben; und mit dem verschwundenen Vorurtheil, als ob alle Lust und Unlust sinnlich wären, wird auch die Schwierigkeit verschwunden seyn, welche der Thatsache ursprünglicher Werthbestimmung, deren Gegenstand der Wille ist, im Wege zu stehn schien.

Mit der Kantischen Begründung der Sittenlehre ist nun diejenige zu vergleichen, welche obgleich zunächst daraus entsprungen, doch schon wesentlich von ihr abweicht.

C.[2] Begründung der Fichte'schen Sittenlehre.

Die Schwierigkeit, welche bey Fichten die vorgeschobene Ichlehre verursacht, läfst sich leicht vermeiden, indem man Fichte's eignes Urtheil über Kant's kategorischen Imperativ vorausstellt. †

Bey Kant sey nur von der Idee der Uebereinstimmung die Rede, nicht von der wirklichen, die man zu realisiren suchen solle. Der kategorische Imperativ sei heuristisch, er diene zur Prüfung dessen, was man als Pflicht ansehe; aber nicht constitutiv; nicht Princip, sondern Folgerung aus dem wahren Princip: dem Gebote der absoluten Selbständigkeit der Vernunft. Die Bildung der ganzen Sinnenwelt, als Gemeingut, sey

* Kant's Grundlegung zur M. d. S. S. 102, 103. — ** A. a. O. S. 111. — *** A. a. O. S. 122. — † Fichte's System der Sittenl. S. 311.

[1] dem sittlich-afficirten SW. — [2] das „C." fehlt in SW.

allen vernünftigen Wesen aufgetragen. Daher Wechselwirkung Aller mit Allen, zunächst zur Hervorbringung gemeinsamer practischer Ueberzeugung; die Kirche. Daher Uebereinkunft, wie Menschen gegenseitig auf einander sollen einfließen dürfen; der Staatsvertrag.* Und drittens: ein gelehrtes Publicum, worin als in einem engeren Kreise, Mittheilungen dessen statt finden, was über kirchliche Symbole und Staatsverfassungen hinaus geht; hier soll absolute Freyheit und Selbstständigkeit des Denkens herrschen.

Dies ist bey Fichten die unmittelbare Grundlage der Pflichtenlehre; die tiefern Gründe lassen sich entdecken, wenn man die Abtheilung der Pflichten ins Auge faßt. Sie ist zwiefach: bedingte und unbedingte, allgemeine und besondere Pflichten. Unter den bedingten Pflichten werden hier diejenigen verstanden, welche das Individuum gegen sich selbst hat. „Durch das Sittengesetz getrieben, vergesse ich mich selbst im Han„deln; ich bin nur Werkzeug in seiner Hand. Aber ich kann mich selbst „nur vergessen in meinem Wirken, wiefern dasselbe ungehindert von Statten „geht; im Gegenfalle bin ich genöthigt auf mich selbst zu reflectiren; ich „selbst werde mir dann, vermittelst des Widerstandes, als Ob„ject gegeben.** Dann richtet sich das Sittengesetz auf mich selbst; ich „soll mich zum Mittel machen." Daher Sorge für eignen[1] Leib und Geist. Die Pflichten gegen Andre, — gegen das Ganze, sind dagegen die unbedingten Pflichten. Die zweyte Eintheilung beruht auf der Nothwendigkeit, im sittlichen Wirken die Arbeit zu theilen; daher verschiedene Stände. Was nun dem einzelnen Stande übertragen werden kann, ist besondre Pflicht desselben, was nicht zu übertragen ist, bleibt allgemeine Pflicht.

Hier ist nun leicht, die Voraussetzung einer ursprünglichen Einheit zu erkennen; nämlich des reinen Ich, welches, so fern es zum Selbstbewußtseyn gelangt, sich findet, und zwar als frey (als wollend,) aber zugleich als beschränkt durch Andre, welche auch frey wollen, so daß eine gegenseitige Aufforderung zum freyen Handeln erscheine.*** Nun soll zwar alles Beschränkende der Sinnenwelt unterworfen werden; aber nicht nothwendig durch ein bestimmtes Individuum†; sondern der Zweck ist erreicht, wenn überhaupt die Selbstständigkeit der Vernunft geltend gemacht wird. „Alle physische Kraft soll der Vernunft untergeordnet werden."†† Aber das Vernunftmäßige soll mit Freyheit geschehen; sonach ist Freyheit Aller der Hauptzweck. Darum: Freyheit der Leiber; Verbot des Betrugs; Eigenthum, und wo dies fehlt, Wohlthätigkeit; Dienstfertigkeit; Abweisung der Collisionen; Rücksicht auf Ehre und guten Ruf; gutes Beyspiel. Dies sind die unbedingten allgemeinen Pflichten; deren Zusammenstellung es klar macht, daß Unfreyheit, Beschränkung, (wiewohl nur in der Erscheinung) als Grundübel des empirischen Ich betrachtet wird.[2]

---

* So würde die Kirche dem Staate vorantreten. Aber die gemeinsame Ueberzeugung, deren es zum Handeln bedarf, ist in der Sphäre des Handelns, der Erfahrung, zu suchen; während der kirchliche Glaube die Erfahrungswelt hinter sich läßt.

** A. a. O. S. 344. — *** A. a, O. S. 289. —

† A. a. O. S. 308. — †† A. a. O. S. 369.

---

[1] für den eignen SW. — [2] nach „betrachtet wird" kein Absatz in SW.

[3] Die hier folgenden Verweise fügt SW in den Text ein.

Dies Grundübel mufste in einer idealistischen Sittenlehre nothwendig vorkommen; es ist aber nur dem Idealismus eigen. Denn es entsteht aus der dort einheimischen innern Unwahrheit des Ich, welches Alles ist, und sich doch beschränkt setzt. Die Grundlage dieses Ich ist Gefühl eines Triebes*, oder vielmehr eines Systems von Trieben und Gefühlen, in Folge ursprünglicher Begrenztheit**, welchem als der innern Natur eine äufsere Natur entgegengesetzt wird; und zwar so, dafs die Natur überhaupt als ein organisches Ganze erscheine.*** Aber die Ichheit ist bedingt durch das Bewufstseyn der Freyheit; und die Bedingung eines solchen Bewufstseyns ist Unbestimmtheit; welche nicht möglich ist, wenn das Ich lediglich dem Naturtriebe folgt.† Also — ein Trieb nach Freyheit um der Freyheit willen ist anzunehmen; ein reiner Trieb. (S. 181) Aber hieraus folgt kein bloſses Unterlassen (S. 189); vielmehr alles wirkliche Wollen geht auf ein Handeln, das Handeln auf Objecte, — welche in der Sphäre des Naturtriebes liegen. Wirklich kann ich nie etwas thun, das nicht schon durch den Naturtrieb gefodert sey (S. 191). Daher die Formel: erfülle jedesmal deine Bestimmung. (S. 194) Der sittliche Trieb ist aus jenen beyden gemischt (S. 196).

Aus diesen theoretischen Voraussetzungen läfst sich leicht begreifen, wie Fichte dazu kam, das Princip der Sittlichkeit zu erklären für den „nothwendigen Gedanken der Intelligenz, dafs sie ihre Freyheit nach dem Begriffe der Selbstständigkeit, schlechthin ohne Ausnahme, bestimmen sollte."††

Von Schelling's Lehrmeinungen ist hier nur kurz anzuführen, dafs er, in Folge seiner Construction des Universums aus den beyden Thätigkeiten des Absoluten, (welche dem Fichte'schen Naturtriebe und reinen Triebe nachgeahmt waren,) die rechtlichen Verbindungen für sittliche Organismen hielt, welche aus dem Weltprocesse hervorgegangen seyen. Wie in der Natur verschiedene Reiche, Gattungen, Arten, mit Nothwendigkeit erzeugt[1], so in der sittlichen Welt die Gebilde der Familie, des Staats, der Kirche. Also wurde das wunderbar Zweckmäfsige mit dem vielfach Rohen und Verkehrten und Gebrechlichen verglichen. Schelling's Verehrer, Stahl, räumt ein, er habe die Darstellung der Schelling'schen Lehre schwebend halten müssen, denn: „jede Behauptung ist hier nicht das, was sie zunächst ankündigt, sondern das, wohin sie strebt".††† Ein höchst trübseliges Bekenntnifs!

In Hegel's[2] Naturrecht zeigen gleich die ersten Anfänge schon die Abhängigkeit von Fichten. (Im § 6 beruft er sich auf das Unbegrenzte im Ich des ersten Satzes der Wissenschaftslehre; hier, wo eine noch ganz unbestimmte Thätigkeit, vor allem Anstofse, angenommen wird, tadelt Hegel, dies abstracte Ich sey als ein ganz Positives genommen; und das Negative komme im zweyten Satze hinzu. Statt dessen hat er „die im Allgemeinen oder Identischen, wie im Ich, immanente Negativität" aufzufassen gewufst,

* A. a. O. S. 132. — ** A. a. O. S. 136. — *** A. a. O. S. 144.
† A. a. O. S. 177. — †† A. a. O. S. 66.
††† Stahl's Philos. des Rechts nach geschichtlicher Ansicht. I, S. 266.

[1] erzeugt werden SW. — [2] „Hegel's" drucken SW gesperrt.

das erste Moment ist nämlich nicht die wahrhafte Unendlichkeit, sondern nur ein Bestimmtes, Einseitiges; nämlich weil es die Abstraction von aller Bestimmtheit ist, ist es selbst nicht ohne die Bestimmtheit; und als ein Abstractes zu seyn, macht seine Mangelhaftigkeit aus. Aber drittens: „Ich bestimmt sich, so fern es die Beziehung der Negativität auf sich selbst ist"; in dieser Selbstbestimmung, worin es nur ist, weil es sich in derselben setzt, liegt die Freyheit des Willens.)

Es folgt alsdann sogleich eine vorgefundene Aufsenwelt, indem der Wille den subjectiven Zweck in die Objectivität übersetzt.[1]

Weiterhin kommt ein Wählen (§ 14) vermöge des bey sich selbst seyenden unendlichen Ich (vergleiche FICHTE's Sittenlehre, S. 206; desgleichen HEGEL's § 27 mit FICHTE's Sittenl. S. 178).

Das Daseyn des freyen Willens nun ist das Recht (§ 29). Aber nun ist zu merken (§ 30):

Jede Stufe der Entwickelung der Idee der Freyheit hat ihr eignes Recht, weil sie das Daseyn der Freyheit in einer ihrer eignen Bestimmungen ist. Wenn vom Gegensatze der Moralität gegen das Recht gesprochen wird: so ist unter dem Rechte nur das Erste, Formelle der abstracten Persönlichkeit verstanden.

Daher folgende Steigerung:

A. abstractes Recht; *B.* Moralität; *C.* Sittlichkeit, und hierin *a*) Familie, *b*) bürgerliche Gesellschaft, *c*) Staat, in welchem *α*) Geist eines Volkes, *β*) besondere Volksgeister in gegenseitigem Verhältnifs, *γ*) allgemeiner Weltgeist.

Jenes *A*, *B*, *C*, ist der Wahrheit nach nichts Anderes als: reines Naturrecht, reine Moral, und Anwendung beyder. Daher mufs unter *A* und *B* die Ideenlehre verborgen liegen, und zwar so, dafs nach üblicher falscher Stellung Recht und Billigkeit den drey ersten, auf das Innere sich beziehenden practischen Ideen vorgeschoben sind. Die Kritik hat also hier auf die Fehler im Auffassen der Ideen, hingegen unter C auf die Fehler der Anwendung zu sehen; welche letztre um desto schlechter seyn wird, je weniger von richtiger Beobachtung und Kenntnifs des Wirklichen, (Gegebenen und dessen richtigem Begreifen) dabey zum Grunde liegt. Die abgeleiteten practischen Ideen müssen sich unter den Anwendungen versteckt halten. Das falsche Verhältnifs der These, Antithese, und Synthese, (in den Platz der Antithese gerathen hier gerade die ersten practischen Ideen,) ist dabey das active Princip des Irrthums. Die Synthese maafst sich an, die eigentliche Wahrheit zu enthalten, d. h. die Anwendung soll die Grund-Ideen bewähren, als wären sie selbst nur unvollkommene Gestaltungen der vorgeblich-Einen Idee.

Indessen liegt wenigstens bey HEGELN ein besserer Begriff der Person zum Grunde, als bey vielen Naturrechtslehrern. In ihr soll die concrete Beschränktheit verneint seyn; Individuum und Völker sollen noch keine Persönlichkeit haben, so fern sie noch nicht zum reinen Wissen von sich kamen (§ 35).

A. HEGEL's Rechtsgesetz heifst nun: sey eine Person und respectire die Andern als Personen. — Und wie nun, wenn ge-

[1] nach „übersetzt" hat SW keinen Absatz.

wisse Individuen noch keine Persönlichkeit haben? — Wirklich nennt er die Behauptung des absoluten Unrechts der Sclaverey „einseitig", und behauptet, der Standpunct des Rechts sey über den „unwahren" Standpunct, auf welchem der Mensch der Sclaverey fähig ist, schon hinaus (§ 57). Also die niedere Entwickelungsstufe, worauf ARISTOTELES seine Sclaven fand, wird für Unwahrheit ausgegeben. So wird in allem menschlichen Daseyn zu aller Zeit eine Masse von Unwahrheit bleiben.

Die Wahrheit ist, daſs der FICHTE'sche Idealismus überall nachklingt. So ist die Materie nur dies, mir Widerstand zu leisten (§ 52) und so verhält sich eine Person zu einer andern Person sich von sich unterscheidend (§ 40) und: Ich als Person, die unendliche Beziehung meiner auf mich, bin die Repulsion meiner von mir selbst; und habe die höhere Seite meiner Realisirung in dem Seyn anderer Personen und meiner Beziehung auf sie. (Encyclop. § 490.) Aehnliche Vielheit kommt bei der Repulsion und Attraction der Materie vor. (Encyclop. § 98.)

B. Das Gute soll eine Verschmelzung des Rechts und des Wohls seyn; — „das Wohl ist nicht ein Gutes ohne das Recht; und das Recht „ist nicht ein Gutes ohne das Wohl" (§ 130). — „Was ist Pflicht? Recht „zu thun und für das Wohl (das allgemeine und eigne) zu sorgen."

Aber der eigentliche Hauptgedanke ist hier die Polemik gegen den leeren Formalismus KANT's (§ 135) und gegen das „perennirende Sollen". In dem Ganzen herrscht deutlich die Absicht vor, HEGEL'sche Logik durch die Sittenlehre gelten zu machen. Dies bezeugt schon die Vorrede; auch behauptet dieselbe, über Recht, Sittlichkeit, und Staat sey die Wahrheit alt und bekannt; es komme nur noch darauf an, sie zu begreifen, — d. h. sie dem Formalismus der These, Antithese und Synthese anzupassen.

Endlich ist noch STAHL's Ansicht (im Namen der verbesserten SCHELLING'schen Lehre) zu erwähnen[1].

Die Rechtsverhältnisse in ihrer Gesammtheit bilden den Leib für das zeitliche Reich Gottes. Sie haben drey Gliederungen: 1. Freyheit und Vermögen, — das Abbild der göttlichen Macht über den Stoff. 2. Familie — Abbild der schöpferischen Liebe Gottes. 3. Staat und Kirche — Abbild des Reichs. Diese drey sind Eins; sie bestehen nicht bloſs als Anfoderungen, sondern als äuſsere, verwirklichte Anstalten. (Schlecht genug verwirklicht!) Das Band aber, welches sie gliedert, ist ein sittliches, — und dies ist das Recht. Dagegen das Band, was die Menschen an Gott, oder im Geiste Gottes an einander knüpft, ist die Sittlichkeit. Der Unterschied würde für zwey Menschen, ohne gröſsere Mehrheit, nicht vorhanden seyn; die Bedeutung des Rechts bezieht sich nur auf das Ganze der Menschheit.* — Die Ansicht ist nicht falsch an sich; aber sie kehrt den höchsten (idealen) Punct der reinen Ideenlehre nach unten.

S. 391, Z. 18 u. 17 v. u. ist nach „Eigenthums" einzuschalten: und es entsteht die Frage, wer die Gröſse des Ersatzes bestimmen solle.

* STAHL, a. a. O. II, S. 110.

[1] nach „erwähnen" kein Absatz in SW.

Zu S. 391 (Schluſs) hinter „folgende Capitel gehört“ folgt:

[1]Es ist hier der bequemste Platz, um über den gewöhnlichen Vortrag des Naturrechts, so fern dadurch eine philosophische Wissenschaft, und nicht bloſs ein Philosophiren über das positive Recht beabsichtigt wird, einige kritische Bemerkungen einzuschalten.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatten die politischen Zeitumstände einen besondern Eifer für das Naturrecht aufgeregt; man hoffte, die strengste Form dieser Wissenschaft zu finden. Aus dieser Periode sollen hier zwey Behandlungen derselben, eine aus guter juristischer Quelle, die andre aus der besten philosophischen Quelle, einander gegenüber gestellt werden; das Naturrecht von HUFELAND und das von KANT. Von gleichen Grundsätzen ausgehend, sind sie ohne irgend eine polemische Absicht auffallend verschieden; und diese Verschiedenheit kann auf immer zur Warnung dienen.

Beyde setzen, in Folge der alten Psychologie, mehrere Seelenvermögen voraus. HUHELAND sagt (§ 5): „man muſs zu jeder Handlung im Menschen, welche von den andern der Art nach gänzlich verschieden ist, auch ein besonderes Vermögen in der Theorie annehmen.“ Daſs ein solches Annehmen in der Theorie mit dem Erkennen eines wirklichen Gegenstandes nichts gemein habe, scheint ihm nicht eingefallen zu seyn. Auf kantische Weise, voraussetzend die Vernunft, als das Vermögen der Gesetze, gelangt er zum kategorischen Imperative, (§ 86) als dem einzigen Sittengesetze. Und nachdem er das Recht aus Erlaubniſs und Befugniſs zusammengesetzt hat, (welche letztre Andern die Verpflichtung auflegen soll, dem Erlaubten sich nicht zu widersetzen,) schlieſst er nicht etwa aus der Befugniſs (d. h. der Verpflichtung Anderer) auf die Erlaubniſs, sondern durch die Ableitung des Rechts, sofern es erlaubt ist, wird nach ihm auch die Befugniſs dargethan. Was aber ist erlaubt? Antwort: das was nicht verboten ist.* Es wird geradezu behauptet: bey manchen Handlungen verweise das Sittengesetz jeden Menschen bloſs an seine Willkühr; dieser Willkühr lege es Berechtigung bey; der Grundsatz aller Rechte sey demnach: Jeder Mensch hat ein Recht, Alles zu wollen, was nicht als verboten nach allgemein gültigen Gesetzen gedacht werden muſs. (§ 92—94.)

Man sieht hier die Folge der falschen Psychologie. Die Vernunft ist die Priesterin des Sittengesetzes, eines innern Orakels, welches entweder redet um zu verbieten, oder auch dadurch redet, daſs es nur bloſs nicht verbietet. Dieses letztre Reden durch Schweigen (nach dem: *qui*

* Richtige Bemerkungen über den Begriff des Erlaubten finden sich bey SCHLEIERMACHER in der Kritik der Sittenlehre, S. 185.

[1] Die nachfolgenden kritischen Bemerkungen „über den gewöhnlichen Vortrag des Naturrechts“ sind von HARTENSTEIN ganz fortgelassen. „Weil sie, (wie er in der Vorrede zum VIII. Bd. S. VIII bemerkt) soweit sie nicht schon in die analytische Beleuchtung u. s. w. § 75 flgg. verarbeitet waren, fast nur die Form von Auszügen für den Privatgebrauch hatten.“

(Sie sind abgedruckt in ZILLER's Jahrbuch VII, S. 219—228 [Mittheilungen von BARTHOLOMÄI] unter dem Titel: „Ueber HUFELAND's und KANT's Naturrecht“.)

tacet, consentire videtur) wird für eine ertheilte Berechtigung genommen, welcher gemäfs die Willkühr sich nun ausbreitet, soweit sie nicht zurückgerufen wird. Andre müssen sich darnach einschränken; so will es die, aus dem Rechte hervorgehende Befugnifs. Von der nothwendigen Vorsicht, jede beabsichtigte Handlung erst nach allen ihren Verhältnissen zu betrachten, um zu vernehmen, ob nicht irgend eins derselben sich einen Tadel zuziehe, ist nicht die Rede. Das Sittengesetz ist nur Eins; seine Antwort läfst sich auf jede vorgelegte Frage leicht erlangen; wenn es schweigt, hat es erlaubt; eine lange Ueberlegung wird nicht nöthig seyn!

Es soll nun der Grundsatz alles Zwangsrechts abgeleitet werden. Um dies in unserm Zusammenhange deutlicher zu machen, wird es gut seyn zuerst an die Gründe des Rechts (wie sie im vierten Capitel aufgestellt sind,) zu erinnern. Dort wurde angenommen, derjenige, welcher sich im Streite erblickt, sey innerlich frey; aus dem Misfallen am Streite also folge für ihn, dafs er auf die Weise, wie es allein von ihm abhängt, den Streit endige, nämlich zurücktretend und überlassend. Gesetzt aber, wir nehmen die Voraussetzung innerer Freyheit zurück, oder auch, wir denken an solche Fälle, wo das Zurücktreten und Ueberlassen sehr schwierig, und auf der andern Seite leicht ist: so ergiebt sich ein anderes Resultat: „Der Streit misfällt; also mufs der Andre mir überlassen." Diese Entscheidung hat mindestens den Fehler, dafs sie nicht allgemein seyn kann, indem sie nur in den eben erwähnten Fällen klar ist; auch ergiebt sich aus derselben noch immer nicht, dafs der Andre, wenn er nicht weicht, darum Zwang zu leiden habe, welches einen neuen Streit auf den vorigen häufen würde.

Hufeland gelangt dennoch auf einem solchen Wege zu dem allgemeinen Grundsatze alles Zwangrechts. Er schliefst so: Das Sittengesetz läfst die vollkommenen Rechte blofs von der Willkühr des Berechtigten abhängen. Folglich kann es die ihre Ausübung verhindernden Handlungen nie erlauben. Folglich können auf diese illegalen Handlungen keine Rechte gehn. Folglich — ist jeder Mensch berechtigt, alle ein vollkommnes Recht einschränkenden Handlungen durch Zwang zu hindern. (§ 101.) Wobey man sich erinnern mufs, dafs die vollkommenen Rechte, wie so eben im Namen des Sittengesetzes war gesagt worden, blofs von der Willkühr des Berechtigten abhängen. Die Foderung, den Streit zu vermeiden, ist demnach auf den Andern geworfen. Und der Zwang wird angewendet ohne Scheu vor dem durch ihn erhobenen neuen Streit.

Bey der Aufzählung der ursprünglichen Rechte wird als Erstes aller Rechte angegeben: das Recht des Menschen auf seine Kräfte und Anlagen, oder auf seine Person; (§ 117). Das Vermögen eines Wesens, sich Zwecke für seine Handlungen vorzusetzen, heifst Persönlichkeit, (§ 90).* Es folgt (§ 119) das Recht zu leben; und gleich darauf erweitert sich

* Dieser falsche Begriff der Persönlichkeit, nach welchem die blofse Willkühr einen Werth haben, und einen rechtlichen Anspruch begründen würde, liegt in Rousseau's Staatslehre; und ist bey Kant und Fichte nicht sorgfältig genug vermieden. Gegen Rousseau erklärt sich Hegel bestimmt (Hegel's Naturrecht § 29) nnd darin liegt ein allerdings wesentlicher Fortschritt, denn die Ansicht des Rousseau ist wirklich leer von den Ideen. Hegel hat richtig gefühlt, dafs Montesquieu einen bessern Geist

dies Recht auf alle zum Leben nöthigen Mittel; nach dem Grundsatze: „Recht zum Zweck schliefst Recht zu Mitteln in sich.“ Warnte denn nicht schon die Aehnlichkeit der Worte mit dem bekannten Satze: der Zweck heiligt die Mittel?

Die Persönlichkeit erweitert sich durch Erwerbungen: hier mufs der Grund des Eigenthums zum Vorschein kommen. Vorbereitend wird bemerkt: von vielen Sachen könne der Gebrauch nicht anders gemacht werden, als wenn Jemand sie ausschliefsend gebrauche. Und ohne Beweis, ohne nähere Bezeichnung solcher Sachen und ihres möglichen Gebrauchs folgt sogleich: „Da jeder Mensch nun vermöge seiner Persönlichkeit Zwecke haben, und allerhand Mittel dazu gebrauchen darf: so hat er auch ein Recht, diese Sachen ausschliefsend zu gebrauchen. Das Eigenthum ist der ausschliefsende Gebrauch, sofern er nicht verboten ist.“ (§ 219—221) Gegen die gefoderte Einwilligung Anderer wird gefragt: bey welcher Sache läfst sich diese gehörig beweisen? worauf zu erwidern wäre, erstlich, dafs beym Ursprung des Begriffs vom Eigenthum noch nicht an Beweise vor Gericht zu denken; zweytens dafs dergleichen Beweise von besonderen, ungewöhnlichen Schwierigkeiten nichts an sich haben können, sobald ältere Bekannte und Nachbarn anerkennen, dafs sie eingewilligt haben; denn von hier an bedarf es nur der im vorstehenden Capitel* erwähnten Einwilligung des Beytretenden, welche unbestimmt und im allgemeinen Begriff geleistet, doch ohne Weiteres auf einzelne Fälle würde bezogen werden können. Hier also ist gar keine Schwierigkeit; aber andre Schwierigkeiten scheint HUFELAND gefühlt zu haben, indem er ohne Beweis lehrt: ehe Eigenthum an den Sachen vorhanden war, wurden die Sachen, obgleich zum Gebrauche allen gemein, doch durch den Gebrauch gar nicht eigenthümlich. (Hiebey mufs ein sehr kurzer Gebrauch vorausgesetzt seyn; denn wenn derselbe eine längere Zeit hindurch dauern soll, so nähert ein solcher sich um desto gewisser dem Eigenthum, je natürlicher es ist, dafs Andre einwilligen werden, wenn sie eine Zeit voraussehn, worin an sie die Reihe desselben Gebrauchs kommen kann.) Ferner: Nichts, wovon Einer allein Gebrauch machen kann, ohne Andre auszuschliefsen, darf er sich zueignen; nur soviel, als er zu seinen Zwecken brauchen kann, ohne Andern die Erreichung gebotener Zwecke zu erschweren. (Hier springt hervor, wie nöthig es gewesen wäre, sich nach den gebotenen Zwecken Anderer, — welche Zwecke sie selbst zunächst beurtheilen werden, — zu erkundigen.) Endlich aber (§ 246) folgt gar noch die Einschränkung: Der Eigenthümer kann andern nicht wehren 1. den unschädlichen Gebrauch, 2. den Nothgebrauch; — wobey die Frage, wer diese Fälle beurtheilen solle, beynahe den Werth des Eigenthums zu vernichten droht. Und erfährt Jemand, die Sache sey schon früher zugeeignet, so hört sein Eigenthum sogleich auf. Verjährung giebt es nicht; (§ 328). Eben so wenig Erbfolge und Testamente. Die Be-

verräth (ebendaselbst § 3 in der Anmerkung.) Aber HEGEL's höchstes Recht des Weltgeistes (§ 33) lenkt dennoch wieder zurück in den Spinozismus. Auf dem höchsten Puncte dürfte garnicht vom Recht, einem Verhältnifsbegriff für beschränkte Personen, die Rede seyn.

* Allg. pract. Philos. I, 9.

gründung der Lehre von den Verträgen lautet folgendermaafsen (§ 260): Ich darf durch meine Willkühr Rechte aufgeben und erwerben, denn das Sittengesetz verweiset mich blofs an dieselbe. Dies Aufgeben und Erwerben geschieht durch Vestsetzung neuer Maximen, die ich jetzt durch meine Willkühr den übrigen sittlichen Regeln an die Seite setze. Das Sittengesetz verbietet mir nicht, auch dauernde, ohne Zeit-Einschränkung gültige Maximen willkührlich mir vorzuschreiben. Die Willenserklärung macht dieselben Andern bekannt; auch dem Promissarius. Dieser hat ein vollkommenes Recht auf Wahrhaftigkeit. Er ist nicht verbunden, eine absichtliche Unwahrheit vorauszusetzen; und darf also annehmen, dafs die Willens-Erklärung des andern zur Zeit des Versprechens ernstlich war. Sie zu ändern hat der Versprechende kein Recht mehr; da er seine Willkühr für immer bestimmt hat.

Eine solche Theorie scheint nur erfunden, um die Gültigkeit der Verträge von allen Seiten zweifelhaft zu machen. Willkührliche, selbstgegebene Vorschriften, wodurch das künftig mögliche Wollen abgeschnitten werden soll, sind nicht in allen Fällen unschuldig; sie können absurd und pflichtwidrig seyn; gewifs aber hört dadurch das künftige Wollen nicht auf; und es ist eine Thorheit zu glauben, dafs es aufhören werde. Wenn ein Andrer, welchem ein solches Aufgeben des künftigen Wollens erzählt wird, daran glaubt, so begeht er dieselbe Thorheit noch einmal. Am lächerlichsten wäre es, wenn er daraus, dafs Jemand in seinem eignen Kopfe seine Willkühr für immer bestimmt zu haben vermeinte, für sich ein Recht ableiten wollte. Die Wahrhaftigkeit der Aussage hilft hier nichts, wo die Aussage an sich thöricht ist. Wohl aber ist eine Verwechselung des Grundes mit der Folge vorgegangen. Die Lüge ist eine Art des Unrechts; anstatt dafs hier das Unrecht auf eine species der Lüge soll reducirt werden. Und die Dauer liegt nicht in der eingebildeten Maxime, sondern in dem Urtheile: der Streit misfällt. Dies Urtheil verlängert die augenblickliche Willensbestimmung für Unkundige (Unmündige) so unerwartet, dafs ihre Versprechungen nicht als vollgültig angesehen werden, weil sie nicht wufsten was sie thaten, indem sie versprachen, ohne die Schwierigkeit des Haltens hinreichend zu kennen. Kaum ist übrigens nöthig zu erinnern, dafs willkührliche Maximen niemals den sittlichen können an die Seite gesetzt werden. — Der gröfste Fehler liegt aber darin, wenn in Folge einer so losen Theorie Zwangs-Rechte behauptet werden. Schon das positive Recht konnte hier warnen, indem aus ihm über Personen, Form und Inhalt der Verträge eine Menge beschränkender Bemerkungen in das Naturrecht pflegen verpflanzt zu werden.

Der nämliche Geist der Willkühr, der sich im Vorhergehenden offenbarte, herrscht nun weiter im Gesellschaftsrechte. Die Ehe (wird behauptet) ist blofse Sache des Vertrags (§ 355). Polygamie, Concubinat, Ehe unter nahen Verwandten, u. s. w. sind naturrechtlich erlaubt, wenn auch moralisch verboten. Die Ehe kann durch Ablauf der Zeit, durch gegenseitige Einwilligung aufgehoben werden. Zeugung und Geburt begründet kein Zwangsrecht in Ansehung der Kinder. Wenn die Eltern ihre Pflicht einsehen, ihre Kinder zu erziehen, und sie wollen dieselbe ausüben, so erhalten sie zugleich Rechte auf die Bedingung dieser Pflichterfüllung. Diese Rechte kommen aber jedem zu, der ein Kind erzieht.

Väterliche Gewalt ist bloſs in den Händen des Erziehers (§ 379). Die Knechtschaft hängt ab vom Vertrage (§ 388). Auch die Religionsgesellschaft richtet sich nach dem Vertrage; sie hängt ab vom Bleiben oder der Veränderung gemeinsamer Ueberzeugung (§ 398).

So verfuhr ein sehr achtungswerther Schriftsteller, indem er den Unterschied zwischen Naturrecht und Moral recht consequent vestzuhalten gedachte. Aber nicht minder besorgt um die Aufrechterhaltung dieses Unterschiedes, brachte dennoch KANT ein Naturrecht von ganz anderm Stempel ans Licht. Wir bemerken hier zuvörderst einen richtigern Begriff der Persönlichkeit. Person ist dasjenige Subject, dessen Handlungen einer Zurechnung fähig sind. Eine Person ist keinen andern Gesetzen unterworfen, als die sie (zugleich) sich selbst giebt. Diese Erklärungen zeigen, daſs der Standpunct einer innern Freyheit, worin Einsicht und Wille verbunden sind, nicht unbeachtet bleibt; und es läſst sich erwarten, daſs die vorhin bemerkte Willkühr, die sich Bahn macht indem sie die Vermeidung des Streits von Andern fodert, hier nicht vorkomme, oder doch irgendwie verbessert sey; um hierüber deutlich zu sprechen, bedarf es einer Vorerinnerung.

Rechte sind Güter in den Augen des Berechtigten; sie sind Lasten für die Andern, die sich dadurch beschränkt und verpflichtet finden. Nicht die erste dieser beyden Ansichten ist die ursprüngliche, sondern die zweyte; denn das Urtheil: der Streit misfällt! ist an sich bloſs negativ. Dem gemäſs ist im vierten Capitel eine rein ethische Darstellung gewonnen worden, nach welcher, ohne das Vorurtheil von der dem Rechte anhaftenden Befugniſs zu zwingen, dennoch die Rechtsidee sich von allen andern Ideen vollkommen deutlich unterscheidet. Es ist aber unvermeidlich, daſs im gemeinen Leben der Berechtigte seine Verhältnisse ganz anders auffaſst, und zwar so, daſs er den ethischen Standpunct gänzlich verfehlt. Er will von keinem Andern in seinem Rechte gekränkt seyn. Geschieht es, so verlangt er Ersatz; aber die Unzulänglichkeit des Ersatzes ist bekannt; und eben dies ist die Stelle, wo wir am Ende des vorstehenden Capitels uns befanden. Hier entsteht die Foderung: das Unrecht soll gar nicht eintreten, es soll verhütet werden, gleichviel wie. Ob Andre aus sittlichen Gründen, oder ob sie aus Furcht das Unrecht vermeiden, ist einerley. Um auf allen Fall gesichert zu seyn, fodert man Zwang, und Drohung des Zwanges. Man fodert eine Gesetzgebung mit äuſsern Triebfedern.

Dieser Standpunct ist der des Privatmanns; aber nicht der des Gesetzgebers. Ein solcher würde erst überlegen, in wie weit der Zwang erlaubt? in wie weit er ausführbar sey? Ob nicht vielleicht ein unvollständig wirkender Zwang, der die Schwachen treffe, die Starken und Schlauen aber nicht erreiche, ein neues Uebel seyn werde? Ob nicht der gröſste Theil der Sicherung gegen das Unrecht doch am Ende von sittlichen und religiösen Triebfedern abhänge? — Auf solche Fragen läſst sich das gewöhnliche Naturrecht nicht ein; es schmeichelt der Ansicht des Privatmanns, indem es sich auf seinen Standpunct stellt.

So nun erklärt auch KANT: die Idee der Pflicht dürfe in die äuſsere, d. h. rechtliche Gesetzgebung nicht einflieſsen; sie könne nur

äufsere Triebfedern mit dem Gesetze verbinden. Sein Rechts-Princip lautet so:

Eine jede Handlung ist recht, nach deren Maxime die Freyheit der Willkühr eines Jeden mit Jedermanns Freyheit nach einem allgemeinen Gesetze bestehen kann. Diese, eben so bestimmte Freyheit ist nach ihm das einzige angeborne Recht. Und überdies giebt es bey ihm ein „rechtliches Postulat der practischen Vernunft: Es ist möglich, einen jeden äufsern Gegenstand meiner Willkühr als das Meine zu haben. D. h. eine Maxime, nach welcher, wenn sie Gesetz würde, ein Gegenstand der Willkühr an sich herrenlos werden müfste, ist rechtswidrig. Denn da die reine practische Vernunft sich um die Gegenstände der Willkühr nicht bekümmert: so kann sie in Ansehung eines solchen auch kein Verbot seines Gebrauchs enthalten, weil dieses ein Widerspruch der äufsern Freyheit mit sich selbst seyn würde."

Die letzten, hinzugefügten Worte sind ein Denkmal für den unmittelbar zuvor begangenen Fehler; welcher darin lag, gleich dem oben angeführten Naturrechte das Schweigen der practischen Vernunft für eine Rede zu nehmen. *Qui tacet, consentire videtur.* Nämlich wenn er da ist, und reden könnte. Die practische Vernunft ist aber ein Geschöpf der falschen Psychologie; und zwar einer Abstraction in derselben. Der wirkliche Mensch findet nicht ganz selten Gründe, um Sachen aufser Gebrauch zu setzen; es giebt für ihn Heiligthümer, und Gifte, die man nicht berühren soll; es giebt alte Documente, die man nicht zerstören soll, Bildsäulen die nicht zu Kalk verbrannt, Münzen die nicht eingeschmolzen, Bäume die nicht umgehauen werden dürfen; — es giebt sogar alte Formen in der Gesellschaft, welche ohne Noth nicht abzuändern sind. Nur pflegt man die Scheu, wodurch solche Gegenstände aufser Gebrauch kommen, eben so wenig der practischen Vernunft beyzulegen, als im Namen der practischen Vernunft etwa die Maxime eines Gesetzgebers, dafs Gold- und Silber-Bergwerke nicht sollen bearbeitet werden, geradezu für rechtswidrig darf erklärt werden. Denn es kann sehr vernünftig seyn, den Luxus nicht steigern, und fremde Habgier nicht anlocken zu wollen. Jene practische Vernunft hatte das nicht bedacht, ja sogar von den Gegenständen, und den Gründen des Verbots nichts gewufst; darum schwieg sie. Es folgt aber nichts aus solchem Schweigen. Noch weniger kann dabey von einem Widerspruch der äufsern Freiheit mit sich selbst die Rede seyn. Zunächst wenigstens müfste man dazu die Einerleyheit eines Gegenstandes voraussetzen; denn dafs verschiedene Gegenstände theils der Freyheit zugänglich, theils vorenthalten werden, widerspricht sich gar nicht.

In jenem vorgeblichen Postulate regt sich nun allerdings die gewohnte naturrechtliche Willkühr, welche zur Occupation, als dem bekanntesten Rechtstitel des Eigenthums, hinstrebt, weil man den wahren Weg der Deduction dinglicher Rechte nicht ganz leicht findet. Kant macht sich Schwierigkeiten bey der Frage: wie man verletzt werden könne durch den Gebrauch einer Sache, in deren Besitz man sich nicht befinde? — Wäre das Urtheil: Der Streit misfällt! von ihm deutlich ausgesprochen worden, so hätte keine Schwierigkeit mehr eintreten können,

wo schon das Mein und Dein, d. h. Ueberlassung und Annahme, vorausgesetzt werden. KANT's Gedanken aber entwickeln sich allmählig auf eine Anfangs unerwartete Weise. Theils durch Annahme eines ursprünglichen Gemeinbesitzes des Erdbodens, womit ein allgemeiner Wille des erlaubten Privatbesitzes zusammenhänge; (die Erlaubnifs stützt sich zwar nur auf jenes Postulat; aber es liegt wenigstens zugleich eine Andeutung der nothwendigen Ueberlassung darin.) Theils durch die Foderung eines gemeinsamen und machthabenden Willens, weil der einseitige Wille in Ansehung eines äufsern Besitzes nicht zum Zwangsgesetz für Jedermann dienen könne. Mit diesem richtigen, nur zu spät hervortretenden Gedanken verwickelt sich aber ein andrer, an dieser Stelle nicht zulässiger: „Ich bin nicht verbunden, das äufsere Sein des „Andern unangetastet zu lassen, wenn nicht jeder Andere mich dagegen „auch sicher stellt, er werde in Ansehung des Meinigen sich nach dem„selben Princip richten." Wir kennen diese Sprache; es ist die der Billigkeit, welche dem Recht hier in den Weg trit, indem sie dem Unrecht Vorwände leihet; und schon im vierten Capitel ist wider die Bedingung gegenseitiger Beobachtung des Rechts gewarnt worden. KANT aber gelangt auf diesem Wege zu einem seiner Hauptsätze:

„Wenn es rechtlich möglich seyn mufs, einen äufsern Gegenstand als das Seine zu haben: so mufs es auch erlaubt seyn, jeden Andern, mit dem es zum Streit des Mein und Dein kommt, zu nöthigen, in eine gemeinsame bürgerliche Verfassung zu treten."

Diese Foderung, derentwegen er alles Mein und Dein im Naturstande nur für provisorisch erklärt, ist schon in der Einleitung zu spüren, wo er das *suum cuique* so übersetzt: trit in den bürgerlichen Zustand. Und hierin liegt nun auch die Erläuterung der Behauptung, man könne den Begriff des Rechts in die Möglichkeit der Verknüpfung des allgemeinen wechselseitigen Zwanges mit jedermanns Freyheit unmittelbar setzen. Das Recht ist ihm also nur gesicherte Ordnung in den Aeufserungen der Freyheit. Gleich Anfangs wird hier die Freyheit als dasjenige gedacht, welches Streit anrichtet, wenn ihm nicht Einhalt gethan wird. Dafs dies der wahre Geist des KANTischen Naturrechts ist, zeigt sich, (deutlicher in der That als nöthig,) in den spätern Sätzen über Familie, Verjährung und Testamente. Die Pflicht der Monogamie und der Erziehung wird anerkannt; Verjährung gefodert, um das *dominia rerum incerta facere* zu vermeiden; Testamente werden zugelassen, weil die *hereditas iacens* sogleich ein Gegenstand der ausschliefsenden Wahl für den ernannten Erben werde. Die Absicht ist klar; es soll kein Anlafs zum Streit eintreten.

Als eine weitere Ausführung des KANTischen Naturrechts erscheint Anfangs das FICHTE'sche. Auch hier zeigt sich der Standpunct des Privatmannes, der seine Rechte als Güter im Auge hat, und sich nur unter der Bedingung beschränkt, dafs Andre sich gegen ihn beschränken, ja dafs sie wegen dieser Beschränkung die gröfste mögliche Garantie leisten, nämlich durch Unterwerfung unter die gemeinsame Staatsgewalt. In diesem Sinne redet Fichte vom ursprünglich unendlichen Urrecht als einer nothwendigen Fiction (S. 129), von nothwendiger Declaration der Ansprüche eines Jeden (S. 150), von der gegenseitigen Anerkennung (S. 153), von der

Occupation in Folge der Abrede (S. 159) und vom Staatsbürgervertrage (S. 182). Die Gemeine soll aber bey ihm ihre Macht übertragen (nämlich dem Regenten S. 190), und hinwiederum der positiven Macht der Regierung soll die negative eines Ephorats gegenüber stehn, dessen Wirksamkeit vom Interdicte beginnt (S. 208), ähnlich dem bekannten kirchlichen Interdicte.

(Die bekannten Extreme, Regierung und Volksmacht, sind hier personificirt und schroff gegen einander gestellt; es fehlen die Mittelglieder, nämlich Minister, Oberhaus, Unterhaus, und freye Presse.)

Aber FICHTE's Rechtslehre verzeichnet nicht blofs eine Rechtsgesellschaft (wozu bei ihm der Eigenthumsvertrag, S. 8 des zweyten Theils, der Schutzvertrag mit bestimmten Beyträgen der Einzelnen, S. 15, und der Vereinigungsvertrag, S. 18, sammt dem nur hypothetischen Unterwerfungsvertrage, S. 21, gehören; und welche Gesellschaft er mit einem Organismus ausführlich vergleicht, S. 17 und 24,): sondern die Auffassung der Rechte als Güter verleitet ihn auch, hier am unrechten Orte ein Verwaltungssystem aufzuführen, wozu ihm das wahre Princip fehlt. Er will „den Geist des Civil- oder Eigenthumsvertrags" offenbaren (S. 27). Dies geschieht nach folgender Einleitung (S. 28): „Dafs ich etwas meinen „Zwecken unterworfen habe, ist erster Grund alles Eigenthums. Welchen „Zwecken denn? Diese Frage ergeht an Jeden bey Schliefsung des „Bürgervertrags, welcher ja durchgängig bestimmt und bestimmend seyn „mufs. — Die Zwecke können nun zwar verschieden seyn, — es fragt „sich, ob nicht alle möglichen Zwecke des Bürgers sich doch etwa einem „einzigen unterordnen lassen? — Freyheit und Fortdauer sind wesent„lich vereinigt, — die Natur hat es so angelegt, dafs die Möglich„keit einer Zukunft bedingt ist durch gegenwärtige Thätigkeit, — diese ist „geknüpft an gegenwärtigen Schmerz, — dieser Schmerz ist der Hunger „und der Durst, und es findet sich, dafs das Bedürfnifs der Nahrung allein „die ursprüngliche Triebfeder sowohl als seine Befriedigung der letzte End„zweck des Staats, und alles menschlichen Lebens und Betreibens ist, so„lange der Mensch unter der Leitung der Natur bleibt, und sich nicht „durch Freyheit zu einer höhern Existenz erhebt. — Leben zu können „ist das absolute unveräufserliche Eigenthum aller Menschen."

Da nun Jeder von seiner Arbeit soll leben können (S. 30), so folgt: absolutes Zwangsrecht des Armen auf Unterstützung. (S. 32.) Jeder soll öffentlich anzeigen, wovon er zu leben gedenke, (S. 32) und: kein Erwerb im Staate ohne Vergünstigung desselben. (S. 33.) Daher Lehren vom Eigenthum des Landbauers (S. 37), beschränkt auf die Früchte, (S. 39); vom Bergbau (S. 41) als natürlichem Regal, von Thieren (S. 44), und von der Jagd (S. 53); vom Unterschiede der Producenten und der Künstler. (S. 56.) Hiebey werden Zünfte gefodert (S. 58), „es mufs vollkommnes Gleichgewicht seyn zwischen rohen Producten und Fabrication," (S. 60) vom Kaufmannsstande (S. 61), vom Gelde (S. 65), „Abgaben vom Geldbesitz sind absurd" (S. 68), vom Hausrechte (S. 71), von der bürgerlichen Ehre (S. 74), vom Rechte der persönlichen Sicherheit (S. 76), und der Selbstvertheidigung (S. 82), vom Kauf (S. 90), von Testamenten (S. 92).

In der Begründung des Criminalrechts (S. 95 u. s. w.) entfernt sich FICHTE von KANT, indem er das Princip der Vergeltung zwar nicht leugnet, aber für unfähig erkennt, das Motiv der Strafhandlung abzugeben (S. 128.) Sein Princip des Gegengewichts, (Jeder wisse, er schade im Andern sich selbst,) und des Abbüfsungs-Vertrages, führt ihn dahin, die Tödtung des Mörders als Polizey-Sache zu behandeln, die in geheim vollzogen werden solle! — Die Polizey ist bei FICHTEN eine strenge Pflicht der Obrigkeit; er verfehlt aber die Frage, wie weit ihr der gute Wille der Bürger entgegenkommen werde? während doch in einem Verwaltungssystem, worin das Wohlwollen vergessen war, überlegt werden mufste, ob die, als Güter betrachteten Rechte, nicht durch die unbequeme Beschützung an Werth verlieren würden?

Im Eherechte, wo es darauf ankäme, nur das Allgemeine hervorzuheben, da nicht gesetzlich auf die unzähligen Verschiedenheiten der persönlichen Verhältnisse zu rechnen ist, — verliert sich FICHTE in Beschreibungen der Gefühle, welche Mann und Weib haben sollten. Er benutzt indessen diese, um fürs erste völlige Freyheit der Wahl des Gatten für das weibliche Geschlecht zu vindiciren, wozu jedoch jene Beschreibungen nicht eben nöthig waren.

Der Grund verbotener Grade wird S. 185 richtig angegeben.

Gütergemeinschaft wird behauptet S. 189, doch so, dafs im Falle der Scheidung eine billige Theilung möglich bleibe.

Ehebruch des Weibes vernichtet die Ehe (S. 192) — weil derselbe die Ehre des Mannes verletzt, wenn er ihn duldet. Umgekehrt — wird die Frau die grofsmüthige, wenn sie die Ausschweifung des Mannes duldet.

Der Staat soll gegen Ehebruch und Hurerey keine Gesetze machen! (S. 195). Er kann auch das Concubinat nicht verbieten.

Aber wo nach der Beywohnung die Trauung fehlt, da kann der Staat zu Gunsten des sonst unbescholtenen Weibes, den Mann zur Trauung zwingen, gesetzt auch, es müfste sogleich Scheidung nachfolgen. (Hier wird zu allgemein von den Misheirathen aus dem gebildeten Stande in den ungebildeten gesprochen, S. 199).

Eheleute scheiden sich selbst mit freyem Willen. (S. 202.)

Die nachtheiligste Folge jener übel angebrachten Beschreibung ehelicher Gefühle zeigt sich erst, wo das Verhältnifs der Eltern und Kinder abgehandelt wird. Die Gefühle mochten seyn, welche sie wollten, so durfte die Ehe nicht ohne vorbauende Hinsicht auf die zu erwartenden Kinder geschlossen werden; hintennach aber behandelt FICHTE die Forderung der Mutter an Unterstützung durch den Vater als eine leicht abzuweisende, denn (S. 232):

„Darauf kann der Vater mit Recht antworten: weder ich noch „du haben das beabsichtigt; dir hat die Natur das Kind gegeben, „nicht mir; ertrage, was für dich erfolgt ist."

Dies ist jedoch nur gesagt, um ein vorgebliches natürliches Zwangsrecht abzuweisen. Allein es bleibt auch im FICHTE'schen Staate von dieser Härte etwas übrig. Nicht nur heifst es S. 235:

„Man kann nicht sagen, dss Kind habe ein Zwangsrecht auf Er-
„ziehung," und: „eben so wenig kann man sagen, die Eltern haben
„in Bezug auf das Kind ein Recht, dasselbe zu erziehen,"
sondern, damit die Volksmenge sich nicht vermindere (der Vermehrung wird nicht erwähnt, so wichtig gerade sie in FICHTE's Verwaltungssystem seyn mufste,) hat der Staat ein Recht, Erziehung irgend welcher Kinder von den Bürgern zu fodern, (ob von allen?) und das Zweckmäfsigste (um Collisionen der Willkühr zu vermeiden) soll nun seyn, dafs den Eltern auferlegt werde, ihre eignen Kinder zu erziehen! Wäre hier doch nur wenigstens der elterlichen Liebe erwähnt, ohne welche die Erziehung so selten gelingt! Und wäre noch dieser Grund gegen das Concubinat gelten gemacht! Aber es heifst von aufserehelichen Kindern (S. 237) kurz: „Der Vater bezahlt Ziehgeld, die Mutter übernimmt die persönliche Sorgfalt."

Aus der aufgestellten Ansicht hätte vielmehr die Folge gezogen werden sollen, dafs jährlich eine Vertheilung der Erziehungslast vorgenommen werden müsse, weil die Ehen in verschiedenem Grade fruchtbar sind.

Auf dem angezeigten schwachen Grunde baut nun FICHTE den Satz: der Staat, (weil er den Eltern zur Pflicht gemacht hatte, ihre Kinder zu erziehen,) garantirt den Eltern gegen andre Bürger das Recht, ihre Kinder für sich zu behalten. (Also ein natürliches Eigenthum an den Kindern könnten die Eltern gegen Andre nicht gelten machen?) In die Art der Erziehung, welche Gewissenssache ist, soll sich der Staat nicht mischen. Was würde Platon dazu sagen?

Ein eigentliches Gesetz gegen das Aussetzen der Kinder wollte FICHTE nicht annehmen (S. 238). Er verneint also nicht geradezu diesen Act des vermeinten Eigenthums, des *ius destruendi* oder *derelinquendi;* folglich konnte man erwarten, dafs er auch die *patria potestas* überhaupt nicht ganz verwerfen würde. Aber er verbietet die Ansicht eines Eigenthumsrechts; verbietet deshalb, dafs der Sohn verkauft werde (S. 241). Ob Dienste der Kinder vermiethet werden dürfen? wird nicht gefragt. Der Vater soll gerichtlicher Vormund der Kinder seyn; Rechte haben sie gleichwohl nicht; aber wenn sie Schaden anrichten, ist der Vater verantwortlich. „Kinder stehen gar nicht unter den äufsern Zwangsgesetzen des Staats", sondern unter dem der Eltern, die nach Gutdünken strafen (S. 242).

Also gegen tyrannische Eltern kein Schutz?

Und wenn Vater und Mutter uneins sind, giebt es etwa nur eine *patria potestas?* und List der Mutter gegen Härte des Vaters? Die Sache ist desto ernsthafter, weil die Emancipation, wo nicht freywillig, dann zwar durch den Staat, aber erst mittelbar durch Uebertragung eines bürgerlichen Rechts (in einer Zunft oder durch ein öffentliches Amt) erfolgen soll, — oder endlich durch Verheirathung. Da behält ein tyrannischer Vater Zeit genug, um ein Kind entweder zu verderben oder durch Ueberladung mit Diensten zu verbrauchen. Denn: „den Nutzen ihrer Arbeit nehmen die Eltern mit Recht in ihr Eigenthum auf." (S. 244.)

Das Völkerrecht läfst FICHTE nicht von den Staaten, als mystischen Personen, ausgehn, sondern, da der Staat ein abstracter Begriff ist, vom Verhältnifs der Bürger verschiedener Staaten (S. 250).

Dies konnte veranlassen, erst einmal den Streit so ins Auge zu fassen, wie er fortzuschreiten pflegt, wenn, wo Zwey handgemein wurden, Jeder von seinem Bekannten, — von seiner Gesellschaft unterstützt wird, und nun erst die Gesellschaften als Ganze in Streit gerathen. Die Sache ist wichtig wegen des Gegensatzes im Kriegsrechte, wo man nur die Bewaffneten als Feinde behandeln soll, als ob die unbewehrten Bürger am Kriege keinen Theil hätten, d. h. als ob nicht die Einzelnen als solche, sondern nur die Staaten, — überhaupt die Gesellschaften als mystische Personen, im Kriege begriffen wären.

Gegenseitige Verantwortlichkeit der Staaten wegen ihrer Bürger ist nun bey FICHTEN das gefoderte Princip des Völkerrechts. Der Staat verbietet hiemit seinen Bürgern die Feindseligkeit gegen die Fremden. Die Staaten setzen hiemit gegenseitig ihre Fähigkeit voraus, wegen ihrer Bürger Garantie leisten zu können. (Welches eine starke Regierung erfodert!)

In so fern (nicht weiter!) beurtheilen die Staaten einander gegenseitig.

„Einen Staat nicht anerkennen, heifst, seine Bürger für solche aus„geben, die in keiner rechtlichen Verfassung stehn; daraus folgt aber „das Recht sie zu unterjochen." (S. 252) „Die Verweigerung der „Anerkennung giebt also Recht zum Kriege."

Recht der gegenseitigen Aufsicht (S. 255). Denn der Vertrag verbindet nur gegenseitig, daher beurtheilt jeder nach dem Verfahren des Andern auch seine eigne Pflicht.

(Hier trit deutlich hervor, dafs doch die Staaten als Ganze, mithin durch ihre Obrigkeiten, in Verbindung stehn. Denn der Einzelne würde von seinem Rechte nachlassen können; die Obrigkeit (die regierenden Personen) dürfen das nicht ohne sichtbare Noth, weil sie den Ihrigen verpflichtet sind.)

In dem Recht der gegenseitigen Aufsicht findet FICHTE das eigentliche Princip des Rechts, Gesandte zu halten; und zwar beständige; (S. 256) die aber, wenn sie ihre Befugnisse überschreiten, zurückgeschickt werden dürfen.

Nun das Kriegsrecht! — Es ist unendlich; der Zweck des Kriegs ist Vernichtung des bekriegten Staats, d. h. Unterwerfung seiner Bürger (S. 258). Die Unbewaffneten auf dem eroberten Lande sind Unterthanen. Darum sollen sie nicht geplündert werden! Und auch der entwaffnete Soldat ist Unterthan, (Kriegsgefangenschaft zur Auswechselung zeigt, dafs die neuere Politik „keinen tüchtigen Zweck bey ihren Kriegen hat.")

Im Handgemenge tödtet einer seinen Gegner zufolge des Rechts der Selbsterhaltung, nicht zufolge des vom Staat verliehenen Rechts. (Wie kamen sie denn ins Handgemenge, was ja vermieden werden konnte?) Scharfschützen sollen nicht seyn.

Staatenverbindung wird gefodert (S. 261). „Wir alle versprechen, den Staat auszutilgen, welcher die Unabhängigkeit Eines von uns nicht anerkennen oder die Verträge brechen wird.

(Was wird denn aus den Nationalitäten? Mufs man polnische Theilungen etwan im Naturrechte begünstigen?)

Bundesgerichte! (S. 263.) Der Bund soll allmählig die ganze Erde umfassen. (Wenn es keine Nationalitäten gäbe!)

Das Vorstehende kann mit den entsprechenden Theilen der Fichteschen Sittenlehre verglichen werden.

Hier mag begonnen werden von den Lehren über Ehe und elterliches Verhältnifs. Die Behauptung von der Liebe des Weibes kehrt in der Sittenlehre wieder; auch die Grofsmuth des Mannes, dessen Naturtrieb sich in Gegenliebe verwandeln soll. (Sittenlehre S. 448.)

(Man könnte daraus folgern, dafs die Weiber zuerst ihre Liebe erklären, die Männer darauf warten sollten. Woher sonst die Sicherheit für den Mann, geliebt zu werden? und zwar so sehr als möglich? Allein Fichte hat im Naturrecht vorgebauet, indem er die Möglichkeit, eine abschlägige Antwort zu erhalten, nur beym Manne erträglich findet; [Naturrecht S. 165 des 2ten Theils;] aber wirklich hat es seiner Meinung nach nicht viel auf sich, wenn der Mann sich zur Ehe bereden läfst [Daselbst S. 182]. — Lag denn die Betrachtung, dafs in einer unglücklichen Ehe die Frau weit mehr zu leiden hat, als der Mann, nicht nahe genug, um darauf die Sorge für eine freye Antwort des weiblichen Theils bey den Bewerbungen der Männer zu gründen? Das Schlimmste ist immer die Rohheit, in dem männlichen Geschlechte die Liebe nicht glauben zu wollen. Dazu kommt dann der Irrthum, an Gegenliebe im Weibe nicht zu glauben, wie doch das natürliche Verhältnifs es mit sich bringt; und überdies das Vergessen der Aussicht auf gemeinsame Kinder.)

In der Darstellung des elterlichen Verhältnisses spielt nun bey Fichten der freye Gehorsam des Kindes die Hauptrolle. Dieser soll sich bey richtiger Behandlung der Kinder von selbst finden! Auf die zahllosen Verschiedenheiten der Kinder, welche die Erfahrung an den Tag legt, ist nicht geachtet. Der Eigensinn der Kinder ist aber hier das bekannteste Naturphänomen, welches nur bey richtiger, d. h. sehr sorgfältig überlegter Behandlung vermieden wird, denn sonst sind die Kinder junge Wilde.

Aus dem Gehorsam soll die Moralität quellen (Sittenlehre S. 459). Das wäre eine kurze Manier, zur Moralität zu gelangen; in der That ist der Gehorsam nur das Schutzdach, unter welchem die Bildung zur Moralität versucht wird.

Die Frage von der Grenze des Gehorsams soll das Kind nicht erheben; das Gehorchen „in allen billigen Stücken" wird ausdrücklich verworfen (S. 460), so wie das „Erzwingen durch Vernunftgründe aus eigner Einsicht der Kinder." (S. 459.) Das Schlimmste ist, dafs: „das Kind nicht Richter seyn kann, ob die Gränze des Gehorsams d. h. das Ende der Erziehung erreicht sey (S. 462), welches eine furchtbare *patria*

potestas ergeben würde. Pflichten der Ehrerbietung und des Beystandes, auch über die Erziehungszeit hinaus, werden kurz erwähnt. Der Pflicht der Kinder, nachdem sie heranwuchsen, für alte Eltern zu sorgen, hätte einen stärkern Ausdruck verdient.

S. 428 (II. Buch. 5. Cap.) Zusatz am Schlufs des Capitels.

Dafs es überhaupt solche Schranken geben werde: dies läfst sich schon im Allgemeinen, noch vor der Benutzung von Kenntnissen der wirklichen Welt, aus dem Vorhergehenden einsehn.

Die Idee soll herrschen; die Privatwillen sollen von ihr beherrscht werden; die Macht wird zu Hülfe gerufen, um den geselligen Willen, welchen die Privatwillen schon erzeugt hatten, zu beschützen und auszuführen. Allein der Begriff der Macht bringt es mit sich, dafs jeder Befehl in ihrem Gebiete von ihr ausgehe. Hiedurch scheint der Begriff mit der Idee in Streit versetzt. Denn die Privatwillen empfangen nun den Antrieb von der Macht; anstatt dafs sie, schon angetrieben von der Idee, diese Bestimmung auf die Macht hätten übertragen sollen. Damit solcher Streit nicht eintrete, mufs der Punct, in welchem wir uns die Macht denken, zusammenfallen mit der Idee.

Hieran knüpft sich die Eintheilung der Staatsformen. Nämlich entweder fällt die Macht nicht zusammen mit der Idee: alsdann ist Willkühr-Herrschaft vorhanden; welche falls die Macht dennoch aus Einem Punkte beharrlich wirkt, Despotismus genannt wird. Oder die Macht wird (im Allgemeinen wenigstens) angesehen als zusammenfallend mit der Idee; alsdann fragt sich noch, ob in den Punct dieses Zusammenfallens auch die Privatwillen zu setzen sind oder nicht; d. h. ob die Privatpersonen schon von selbst[1] wissen was recht und gut sey, oder nicht. Im letztern Falle müssen sie es von der Macht erst lernen; und dieses ergiebt den Begriff der Autokratie; welche sich gewöhnlich als Monarchie, als Herrschaft des Regenten mit den von ihm selbst gewählten Räthen und Richtern darstellt, sammt allen den Institutionen, wodurch sich die wohlgeordnete Monarchie von der Despotie unterscheidet; es kann jedoch auch die Aristokratie den nämlichen Begriff verwirklichen; nur ist es schwieriger, in dieser Form die Einheit der Macht zu sichern. Wofern aber die Privatpersonen sich selbst die Einsicht in das Rechte und Zweckmäfsige zutrauen: so werden sie begehren, dafs die Macht sich auf gemeinsame Ueberlegung mit ihnen einlasse. Wird dies Begehren erfüllt: so ist keine Autokratie vorhanden; die Vestigkeit der Macht aber wird noch nicht verletzt, wenn ihr die Voraussetzung bleibt, es sey in ihrem Schoofse wenigstens eben so viel, wo nicht mehr Einsicht zu finden, als die Privatpersonen besitzen. Constitutionelle Monarchie. Fällt diese Voraussetzung weg: so wird die Staatsform wesentlich republicanisch. Denn alsdann erscheint die Macht als übertragen, und nur in so fern geduldet, wiefern sie die ihr gegebenen Aufträge zur Ausführung bringt. Hiedurch ist die Macht geschwächt; und dem Staate liegt alsdann die Voraussetzung zum

[1] „von selbst" fehlt in SW.

Grunde, es bedürfe in ihm keiner für alle Fälle durchgreifenden Gewalt, sondern er halte sich durch seine Sitten, welche den Gesetzen und Formen aller Art eine hinreichende Kraft verleihen. Was an der Sicherheit dieser Voraussetzung fehlt, das fehlt am Staate. Es wird aber desto mehr daran fehlen, je weiter die einzelnen Gesellungen, welche sich auf dem Machtgebiete befinden, noch davon entfernt sind, sich dergestalt einander unterzuordnen und zu verknüpfen, dafs sie sich in einen einzigen allgemeinen Willen auflösen. Je gröfser das Machtgebiet, und je verschiedenartiger dessen Theile, je mannigfaltiger die Zwecke der kleinern Gesellschafts-Kreise, je weniger Durchdringung ihrer Wirksamkeit, je mehr Reibung der Partheyen: desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dafs eine Republik bestehen könne.

Hiemit trifft die von MONTESQUIEU gegebene Charakteristik der Despotie, Monarchie und Republik sehr nahe zusammen. Nach ihm ist Furcht das Princip der Despotie, Ehre das der Monarchie, Tugend das der Republik. Sein Werk würde weit brauchbarer seyn als es ist, wenn er nicht, verleitet durch das Schauspiel was ihm vor Augen stand, den Begriff der Ehre in der Monarchie, viel zu tief herabgesetzt, sie zu falschem Glanze heruntergewürdigt hätte.* Die wahre Ehre, falls sie vom Monarchen ausgeht, entspringt daraus, dafs der Monarch die wahre Einsicht besitzt, und sie vervollständigt, indem er stets die würdigsten und kenntnifsreichsten Männer um sich versammelt. Hiedurch fällt die Idee so nahe als möglich mit der Macht in Einen[1] Punct zusammen. Alsdann ist es auch möglich, dafs zu Zeiten die Berathschlagung mit Männern aus dem Volke getheilt werde, um die Probe der gleichen oder überlegenen Einsicht zu machen, ohne die Macht zu schwächen. Und dafs sie geschwächt werde, ist der Theorie eben so wenig gemäfs als der Praxis: denn schon der theoretische Begriff des Staats verliert dadurch an seiner Anwendbarkeit.

Anhangsweise kann hier zur Erleichterung des Folgenden eine Erinnerung an bekannte Gegenstände der gemeinen Erfahrung Platz finden. Man erblickt in jedem Staate zwischen dem Machthaber und der grofsen Mehrzahl der Privatpersonen noch eine mittlere, verhältnifsmäfsig wenig zahlreiche, aber einflufsreiche Klasse der Angesehenen oder Vornehmen. Wegen ihres meist unverkennbaren Einflusses nennt man sie zuweilen Aristokraten; es ist aber sichtbar, dafs sie weit verschieden sind von den regierenden Personen in der aristokratischen Regierungsform. Dies erkennt man schon an den Abstufungen ihres Ranges unter einander; während es in der eigentlichen Aristokratie einer schwierigen Mäfsigung bedarf, damit sie unter einander gleich bleiben.** Da jene überall vorkommen, selbst in der Demokratie, wo sie unwillkommen sind, (in Athen war der Ostracismus wider[2] sie gerichtet,) so läfst sich vermuthen, dafs ein natürlicher Grund ihres Daseyns mit jedem Staate zusammenhängt. Dieser, psychologisch nachzuweisende Grund*** wird in vielen Fällen ver-

* Esprit des loix I. 3. chap. 8. — ** Esprit des loix I. 3. chap. 4.
*** Psychologie II, in der Einleitung.

[1] „einen“ statt „Einen“ SW. — [2] „gegen“ statt „wider“ SW.

stärkt durch das Forterben grofser Namen; es erheben sich aber auch neue Namen, *(novi homines)*, und ein Theil davon wird durch die Macht anerkannt. (Beym Briefadel.) Der nämliche psychologische Grund erklärt noch eine andre Erscheinung. Mit denjenigen Personen, welche unmittelbar als Staatsbürger betrachtet werden, hängen andre zusammen, die es sich in der Regel gar nicht einfallen lassen, dafs sie auf den allgemeinen Willen irgend einen Einfluſs haben könnten. Sie sind durch ihre Bedürfnisse, und durch die Beschränktheit ihres Gesichtskreises so abhängig von Privatpersonen, dafs sie es diesen überlassen, ihrer Thätigkeit eine Richtung zu geben. Denn sie wählen zwar den Herrn, aber sie wählen entweder gar nicht, oder nur sehr im Allgemeinen, die Arbeit, sondern es bleibt unbestimmt, welche Arbeit der Herr ihnen auftragen wolle. Bei den Alten wählten sie nicht einmal den Herrn; sie waren Sklaven; bey uns hingegen hat sich zwar dies[1] geändert; dennoch scheiden sie sich unter dem Namen der dienenden Klasse deutlich und überall von den Bürgern; aufser vielleicht hie und da in Nordamerika, wo der natürliche Mechanismus, welcher die Abstufungen in der Gesellschaft bewirkt, noch keine lange Zeit gehabt hat sich zu äufsern.

Die Erwähnung beyder Klassen, sowohl der dienenden als der vornehmen, wird schon hier bemerklich machen, dafs in jedem wirklichen Staate Manches zu beachten sey, was weder aus der Idee noch aus dem allgemeinen theoretischen Begriffe vom Staate kann geschöpft, — was aber durch die Psychologie mufs beleuchtet werden, damit man sein wahres Wesen erkennen möge.

S. 432, Z. 12 u. 11 v. u. Zusatz nach den Worten: „würde verschwinden müssen“:

Die Gegensätze des gemeinen Vortheils nun besitzen wirklich diese Stärke; nur äufsern sie dieselben in sehr verschiedenem Grade, weil sie durch moralische Triebfedern (z. B. durch das Christenthum) gar sehr können gemildert werden. Aus dem Conflict der Kräfte selbst entsteht die Scheidung der Dienenden von den Staatsbürgern; in der Vorstellung der Menschen aber heben sich nach eben denselben psychologischen Gründen die Angesehenen aus der Menge der gemeinen Freyen hervor.* Die Art des Ansehens kann hierin Verschiedenheiten zeigen, welche sich nach den Vorstellungsarten richten, von denen die Vergleichung ausgeht. Ein alter Name, ein glänzendes Verdienst, eine Auszeichnung durch Gunst, ein neuer Reichthum, sind ohne Zweifel sehr verschieden. Auch das Verhältnifs des Mittelstandes zu den Dienenden ist keineswegs überall und zu allen Zeiten dasselbe; eben so wenig, als die darauf wirkenden eigennützigen und moralischen Triebfedern.

S. 433, Z. 10 v. o. Zusatz nach den Worten: „unkräftiger werden“: wenn es darauf ankommt, dafs durch Stimmenmehrheit etwas entschieden, oder dafs die Wünsche der Meisten berücksichtigt werden. Dieser Um-

* Psychologie II, in der Einleitung.

[1] hat sich dies zwar SW.

stand kann geheime Bemühungen veranlassen, um die Schwächern für eine solche oder andre Parthey zu gewinnen.

Viertens: überhaupt wird der wahre Zustand der Gesellschaft ungewifs, schwankend, und veränderlichen Umständen Preis gegeben, wenn diejenigen Energien, wodurch er sich bildete, nicht fortwirken. Wer sich emporarbeitete, der läfst manchmal in seinen Anstrengungen nach; es ist eine Täuschung, wenn er alsdann glaubt, auf dem errungenen Platze noch vest zu stehen. Grofse Familien, ja Dynastien, sind bekanntlich manchmal eben dadurch in Gefahr gesetzt worden, dafs sie hoch gehoben, aber in Sitten und Lebensweise Denen entfremdet wurden, welchen fortwährend ihre Wirksamkeit fühlbar bleiben mufste, wenn nicht ein anderer Gleichgewichtspunct der wider einander wirkenden Kräfte eintreten sollte. Berührung und Anstrengung sind in solchem Falle zugleich vermindert worden. Die Gesellschaft weifs alsdann nicht woran sie ist; sie schwebt in Erwartung.

S. 434, Z. 14 v. u. Zusatz nach den Worten: „in die Gesellschaft kommen soll“:

Die nothwendige Einheit des Befehls hebt ihn sehr leicht unter den ihm zunächst stehenden Angesehenen hervor; gesetzt auch, er wäre ursprünglich nur *primus inter pares* gewesen. Die natürliche Monarchie ist jedoch noch keine absolute; sondern es bleibt die Stärke der übrigen Angesehenen; ihre mögliche Gegenwirkung mufs gemildert oder überwogen werden. (Dies vermochte bekanntlich selbst das Lehnssystem nicht ganz, obgleich darin die Lehnsträger ihre Abhängigkeit anerkannt hatten.) Kein Wunder, wenn daraus eine Begünstigung des Mittelstandes hervorgeht, ohne jedoch die Abstufungen selbst aufzuheben, welche anzutasten um desto gefährlicher seyn würde, da Macht und Ansehen in der unmittelbarsten Verbindung stehn; und sich zwar herabwürdigen, aber keineswegs nach Belieben wiederschaffen lassen; insbesondere nicht das erbliche Ansehen, welches ein Werk der Zeit ist. — Aufserdem aber entgeht dem Machthaber (oder allenfalls u. s. w.

S. 435, Z. 19 v. o., nach den Worten: „Die Diener der regierenden Macht“ ist hinzuzusetzen:

(gewöhnlich aus der dienenden Klasse unter Anführung einiger Vornehmen.)

S. 435, Z. 14 v. o., nach den Worten: „Die Meinung“ ist hinzuzusetzen: mufs vest stehen; sie....[1]

[2] S. 345, Z. 31 v. o., hinter „entsprechen“ ist hinzuzusetzen:

oder aber, dafs diejenigen Institute, welche für beschränkend gehalten werden, eine andre Wirkung äufsern, indem sie das, was von den Geschäfftsmännern durch Berichte zu leisten war, vollständiger und in einer angemes-

[1] Dieser Zusatz fehlt in SW.

[2] SW drucken folgendermafsen:

S. 350: Der Schlufs des Capitels sollte von den Worten an: „Auch zeigt sich hier“, unter Wegfall des Schlufssatzes: „Eine Erinnerung.... gebührt“, so lauten: Auch zeigt sich hier, dafs entweder vorhandene beschränkende Institute nur wirken, wiefern sie jenem Begriff entsprechen, oder aber, dafs....

senen Form erfüllen. Dabey ist indessen zu bedenken, ob nicht die Beamten hiedurch mehr als billig in bloſse Werkzeuge verwandelt, und dem gemäſs behandelt werden? Besonders wenn die Macht durch einen Anschein von Beschränkung sich veranlaſst findet, an ihre eigne Haltung zu denken, und die eigentliche landesväterliche Fürsorge nun auch ihrerseits einzuschränken? welches um desto eher der Fall werden könnte, wenn es den Ministern zugemuthet wird, viel Zeit an weitläufige und künstliche Reden zu verlieren, wodurch die Geschäffts-Besorgung nicht vorrückt, wohl aber in mannigfaltiger Ungewiſsheit stocken kann. Unrichtig muſs jedenfalls die Wirkung jener Institute ausfallen,[1] u. s. w

S. 435, Z. 8—5 v. u. Der Schluſssatz vor dem siebenten Capitel: „Eine Erinnerung — gebührt.“ sollte wegfallen.

S. 435, Z. 34 v. o. Hinter „verderben“:

„Zwei Kennzeichen, eins der redlichen Absichten des Regenten, ein anderes, was dagegen gerechten Verdacht erweckt, lassen sich jedenfalls angeben. Das erste ist Beförderung der Volksbildung. Wer sie nicht scheuet, der hat die Zuversicht, daſs Diejenigen ihn am aufrichtigsten verehren und am treuesten unterstützen werden, denen es am klärsten geworden ist, was und wieviel ihm der Staat verdankt. Das zweyte Kennzeichen, welches von negativer Art ist, liegt in falschen, erkünstelten Ehrenpuncten. Wenn zum Beyspiel ein Eroberer seinen Thron bevestigen will, so stachelt er das Volk zu einer ungemessenen Sehnsucht nach Kriegsruhm, nach Herrschaft; er beschäfftigt es mit auswärtigen Dingen, damit es nicht nach Innen schaue. Hierüber spricht die Geschichte deutlich genug.

S. 437, Z. 7 v. u. Zusatz nach den Worten: „aus den Stücken zusammen“:

Daher kommt auch der Zwang, welchen sich Jeder im Umgange mit Andern anthut, um sich von der Seite zu zeigen, welche den Andern[2] willkommen seyn kann.

S. 442, Z. 4 u. 3 v. u., nach den Worten:

„da liegt“ ist hinzuzusetzen: „für diesen Kreis“.

Ebendaselbst, Z. 2 v. u., nach dem Worte: „— Aber“ ist hinzuzusetzen:

aus den Gesinnungs-Verhältnissen erzeugen sich Ansprüche an Aufmerksamkeiten mancherley Art. Jeder will, man soll ihn hören, ihm Achtung und Freundlichkeit bezeigen. Daraus sind Formen des geselligen Lebens entstanden; diese Formen sind Förmlichkeiten geworden. Ihnen unterwirft sich der gesellige Mensch, um sich anzuschlieſsen; denn nicht bloſs verliert er im Leben Weg und Ziel, wenn er allein steht, sondern die Gesellschaft der Andern drückt ihn, wenn sie ihn allein läſst. In den Förmlichkeiten

[1] nach „ausfallen“ drucken SW weiter:
wenn sie einen Theil der regierenden Macht selbst in Händen haben. Daraus entsteht unfehlbar Schwäche und innerer Streit; und wachsendes Miſstrauen; es entstehen Schauspiele, die den Geist des Ganzen verderben.
Zwei Kennzeichen, eines der redlichen ....

[2] dem Andern SW.

liegen jedoch keine wahren Gesinnungen. Das Gemüth bleibt leer. Diese Leere ist die gewöhnliche Krankheit des geselligen Menschen. Vollends u. s. w.

S. 443, Z. 6 v. o., nach den Worten: „Gesinnungen zu ertragen“ ist hinzuzusetzen:

denn nur gar zu oft zeigt die Erfahrung, wie seltsam Diejenigen, die früher innig verbunden schienen, in spätern Jahren sich entzweyen oder doch einander entfremden. Warnungen dagegen fruchten nicht viel, so lange nicht durch schärferes Wissen und strengere Sitten die Menschen besser zusammengehalten werden. Gleichwohl mufs gewarnt werden; damit wenigstens der Werth ächter Gesinnungsverhältnisse, und ihr Vorzug vor oberflächlicher Geselligkeit, einleuchten möge. Ist das Uebel eingetreten: dann meldet sich noch früh genug die traurige Pflicht, aus der Auflösung u. s. w.

S. 443, Z. 15 v. o., nach den Worten: „lehnen wollen auf jene.“ ist hinzuzufügen:

Bey den Familienhäuptern wenigstens ist vorauszusetzen, dafs sie fähig und geübt sind, ihre Beschäfftigungen mit Ueberlegung zu ordnen; und wie sie hier dem Ueberdrusse an der nothwendigen Arbeit und den Zerstreuungen zufälliger Liebhabereyen durch kräftigen Entschlufs sich entgegen stemmen: eben so sollen sie auch über die kleinen Reibungen und Empfindlichkeiten hinwegzukommen wissen, wodurch im gemeinen Leben den Gesinnungen der Zuneigung und Eintracht pflegt Abbruch gethan zu werden. In Familienverhältnissen mufs die Reflexion stärker seyn als die blofse Empfindung; und wenn schon die Sprache des Herzens verstummte, sie läfst sich sehr oft wieder erwecken durch veste Grundsätze. Mögen nur die Familienverhältnisse sich halten an ihrem u. s. w.

S. 443, Z. 14 v. u., nach den Worten: „kann überschaut werden.“ ist hinzuzusetzen:

Diese Geschäffte erfodern eine bestimmte Hausordnung: vermöge deren Jeder wisse, was ihm obliege, Keiner dem Andern vorgreife, aber wohl nach Umständen Einer dem Andern aushelfe. Der Mann mufs nicht die Frau, diese nicht ihn verdrängen in dem, was für ihn und für sie am schicklichsten ist. Das Gesinde gehörig zu wählen, es hinreichend zu beschäfftigen, sorgfältig zu beaufsichtigen, angemessen zu belohnen, dies sind Pflichten nicht blofs für das Haus, sondern auch unmittelbar für die in Dienst genommenen Personen selbst, und mittelbar Pflichten gegen die gröfsere Gesellschaft, welcher dieselben, falls sie nicht versorgt und beschäfftigt wären, zur Last fallen würden. Die Hausordnung soll dem Vermögen gemäfs den Aufwand beschränken, und vom Erwerbe den nöthigen Ueberschufs, mindestens für öffentliche Lasten sichern. Auf dem Vertrauen, welches der Hausherr als solcher sich in der öffentlichen Meinung erwirbt, beruht zunächst sein Gewicht in der Gemeinde, dem gewöhnlichen Mittelgliede seiner Verbindung mit dem Staate. Uebrigens u. s. w.

S. 444, Z. 5 v. o., nach den Worten: „vermieden bleiben würde:“ ist hinzuzusetzen:

Am wenigsten sollte der Beamte so sehr mit Geschäfften überladen werden, dafs ihm, der in der Regel zuerst Bericht erstattet, und dann

Befehle empfängt, nicht die nöthige Zeit und Muſse übrig bleibt, um in seinem Kreise alles Das zu beobachten, was seinen Berichten den Inhalt und die Beläge darbietet. Selbst in den untergeordneten Dienstverhältnissen aber, bis zu dem Diener des Hauses herab, der zum Gesinde gehört, ist es die Pflicht des Obern und des Herrn, sein Ohr offen zu erhalten für Berichte, die ihm jener nach dem Maaſse seines Verstandes und seiner Kenntniſs einzuliefern vermag; und dem gemäſs muſs der Diener behandelt werden. Die bloſse Knechtschaft, welche stummen Gehorsam leistet, ist nur für Einfältige, die stets Unmündige bleiben. Der Klügere muſs theils gehört, theils belehrt werden; denn wider bessere Einsicht gehorchen zu müssen, ist ein sittliches Uebel, und der tüchtige Diener wird es als ein solches in jeder Lebenslage empfinden.

S. 444, Z. 19 v. o., nach den Worten: „zu wiederhohlen gebietet" ist hinzuzusetzen:

Aber diese, an sich schon schwere und beschwerliche Kunst läſst sich nur da ausüben, wo das ganze System der Dienstverhältnisse offene Klarheit und Wahrheit genug besitzt, um sich in seinem Zusammenhange durchschauen zu lassen.

S. 446, Z. 17—11 v. u., sollte der Absatz: „Anstatt also — einander auffordern." wegfallen, dafür aber Folgendes eingeschaltet werden:

Aus diesen Gründen ist nun zwar ein eigentlicher Parallelismus mit dem vorigen Capitel, in welchem eine pädagogische Betrachtung zu dem Standpuncte der Selbsterziehung und Selbstbeherrschung hinführte, hier nicht möglich. Gleichwohl ist die Analogie mit Vorigen nicht gänzlich zurückzuweisen. Denn in jeder Gesellschaft, die zu einiger Ausbildung gelangt ist, giebt es Beobachter, welche, falls man sie hören will, sich in Rathgeber verwandeln. Und was sie der Gesellschaft etwa mit gutem Grunde können zu sagen haben, das soll die Gesellschaft sich selber sagen; sie soll sich darnach richten und fortbilden.

Es ergeben sich daher zwey Abtheilungen für dieses Capitel. Die erste stellt uns auf den Standpunct des Mitbürgers, die andre auf den des Rathgebers; denn von Beyden aus kann und[1] soll die Gesellschaft angesehen werden.

A. Vom Standpuncte des Mitbürgers.

Um das fragmentarische Bestreben zur Tugend u. s. w.

S. 447, Z. 11 v. o., sollte an die Stelle der Worte: „In der letztern . . . verschiedenen Eigenthümlichkeiten" folgender längerer Abschnitt treten:

Beyspielsweise können hiebey folgende Fragepuncte angemerkt werden:

1. In Ansehung der Beschäfftigungen: ob das Volk im Ganzen genommen arbeitsam oder faul? kunstreich oder einförmig arbeitend? ob es bereit zu frommer Erhebung,[2] oder vergnügungssüchtig sei? — Wieviel die Ehre gelte, ausgezeichnet tüchtig zu arbeiten? oder wie leicht man sich

[1] „kann und" fehlt in SW.

[2] „zur frommen Ergebung" SW statt „zu frommer Erhebung".

verzeihe, durch nachlässige, unächte, auf bloſsen Schein gemachte Waare zu täuschen? Diese Frage trifft zwar auch die Ehrlichkeit gegen Andre, jedoch zunächst die Achtung des Arbeiters für die Richtigkeit und Genauigkeit seines Werks.

2. In Ansehung der Gesinnungen: ob die Stände sich scharf sondern? ob der kaufmännische, ob der soldatische Geist das Uebergewicht im geselligen Leben behaupte? Wie sorgfältig oder sorglos das niedere Volk behandelt, wieweit eigennützig Gesinde und Tagelöhner gebraucht werden? — Ob alte Sitten vest oder wandelbar? ob die Verehrung einzelner verdienter Männer aufrichtig, oder leere Ceremonie sey?

3. In Ansehung der Familien: wie treu die Ehen? Wie das Verhältniſs der unehelichen Geburten? welcher Respect für die väterliche Gewalt? Welche Vorkehrungen, um gutes Gesinde zu haben?

4. In Ansehung der Dienste: ob der Verkehr des Lohndienstes auf gegenseitigem Genügen beruhe? oder ob er auf auswärtige Märkte für seine Production rechne? Ob die Mehrzahl des Volks durch Fleiſs ein sicheres Auskommen gewinne? Welcher Corporations- und Zunftgeist? wieviel Gefahr von aufrührerischen Arbeitern? wieviel Nachsicht der öffentlichen Meinung gegen Defraudation?

Fragmentarische Betrachtungen dieser Art, wie man sie überall hört, helfen wenig. Es kommt auf die Zusammenfassung an.

Gesetzt nun, der Einzelne sey mit dieser Zusammenfassung, soweit es ihm möglich war, zu Stande gekommen: so wird er dieselbe auf sich als Individuum, und auf seine Stellung in der vorhandenen Gesellschaft beziehn.

Aber hier ist eine Klippe, woran Viele zu scheitern pflegen. Je schärfer sie die wirkliche Welt beobachtet haben, desto leichter setzen sie sich über die idealen Foderungen hinweg; in der Meinung, solche Foderungen passen nicht in die wirkliche Welt.

Andre erlauben sich gar den Gedanken, man müsse Gewalt brauchen gegen das Wirkliche.

Eins ist so falsch wie das andre. Aechte sittliche Gesinnung kann das Ideal weder verlieren, noch durch unrechtliche Zusätze verunstalten. Sie hält sich an dem religiösen Glauben, sittliches Wirken passe in die sittliche Weltordnung, wie der Schöpfer sie bestimmte.

Kommt die historische Untersuchung hinzu: so erklärt sie zwar den Ursprung der gesellschaftlichen Mängel und Uebel; auch warnt sie vor unbesonnenem und unberufenem Eingreifen; aber sie entschuldigt nicht das Tadelnswerthe; sie bricht auch nicht den Muth, welcher auf Besserung hofft. Das Christenthum selbst ist Thatsache; es hat sich durchgearbeitet und von Entstellungen gereinigt; es zeigt den Sieg des Guten.

Der Einzelne suche demnach seine Stelle in der wirklichen Gesellschaft; aber er vergleiche sie mit einer analogen Stellung in der Idee. In der vorhandenen Gesellschaft haben sich die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Menschen u. s. w.

Der Abschnitt: „Es könnte, endlich (S. 449, Z. 14 v. o.) . . . eines geistigen Daseyns“ (Z. 6 v. u.) sollte wegfallen, und an seine Stelle Folgendes treten:

B. Vom Standpuncte des Rathgebers.

Ein Rathgeber würde ohne Zweifel, um sich Gehör zu verschaffen, zuerst und wohl hauptsächlich das, was ihm der Klugheit angemessen schiene, aussprechen, dann aber an das Sittlich-Nothwendige erinnern.

1. Das gröfste, unentbehrlichste Gut für die Gesellschaft ist der gesellige Geist selbst. Diesem steht entgegen der Geist der Auflösung; welcher Provinzen vom Staate abreifst, Landschaften von den Städten trennt; und falls er so fortfährt, Zwietracht in den Communen selbst herbeyführt; weil auch hier Keiner dem Andern wird gehorchen wollen. Je mehr Gränzen zwischen kleinen Staaten, desto mehr Krieg an den Gränzen! Alle kleinen Völkerstämme, alle Häuptlinge machen sich alsdann durch eine Art von Faustrecht gelten. Schon damit nicht auf solchem Wege eine allgemeine Barbarey wiederkehre, mufs überall, wo kleinere oder gröfsere Theile der Staaten in Berührung stehn, also vom Communalrechte bis zum Völkerrechte, auf Rechtlichkeit, Billigkeit, möglichste Gemeinschaft der Cultur und der Verwaltung gedrungen werden.

2. Wo einmal Trennungen sind: da haben die Unruhigen, Wortbrüchigen, Intervention von Seiten der Nachbarn zu fürchten; ferner, unbillige Verträge stehen nicht vest; gemeinsamer Vortheil mufs stets nach den Umständen berücksichtigt werden. In Lehrmeinungen mufs, wo nicht Eintracht, so doch Toleranz herrschen. Das Gegentheil führt zu Reactionen.

3. Wo Streitigkeiten auszubrechen im Begriff sind, da gilt die Regel: Erst Worte und dann Streiche. Unter Völkern hängt hiemit das Recht der Gesandten zusammen.

4. Macht und Ansehen lassen sich nicht beliebig schaffen, sondern man mufs sie nehmen wo man sie findet. Was historischen Grund hat, das kommt nach Wechseln der Dinge meistens wieder zum Vorschein. Künstliche Staatsformen sind kostbar; ihr Verfahren ist weitläuftig; und wenn sie von demjenigen Stande der Dinge, welcher sich bey eintretendem Gleichgewichte der geselligen Kräfte von selbst erzeugen würde, merklich abweichen, dann kann ihre Künstlichkeit sie nicht halten.

5. Sittlich nothwendig ist vor allem, dafs Jeder im Staate, aufser dem Regenten, sich als Unterthan betrachte. Dies gilt selbst in der Demokratie. Denn wo der Einzelne nicht von der Obrigkeit Befehle annehmen will, da ist Anarchie, aber kein rechtlicher Zustand.

6. Selbst der allgemeine Wille, wenn er jemals unzweydeutig hervorträte, (während die Majorität einer, nach einzelnen Artikeln berathschlagenden Versammlung sehr weit von ihm abweichen kann,) würde den practischen Ideen, und der von ihnen ausgehenden Kritik, eben so bestimmt unterworfen seyn als irgend ein Privatwille. Auch ist er durch den Spruch: *volenti non fit iniuria,** keinesweges gegen Reue geschützt. Und ihm ganz besonders gilt der Spruch: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Solchergestalt warnend vielmehr als vorschreibend, würde der Rathgeber sich immer noch fern genug halten von dem Standpuncte des

* KANT's Rechtslehre § 30.

Gesetzgebers. Denn dieser steht unmittelbar im Platze des allgemeinen Willens, dessen Selbstbeherrschung er ausdrückt. Wenn aber freylich die Zahl der Rathgeber sich sehr vermehrt; wenn ihre Anstrengung, sich Gehör zu verschaffen, zunimmt, wie die Hoffnung es zu erlangen, für jeden Einzelnen abnimmt, indem zugleich mehr und mehr die Empfänglichkeit der Hörenden betäubt wird; wenn alsdann jedes Mittel gut genug erachtet wird, damit man sich gelten mache: so entsteht eine Zudringlichkeit, welche die Distanz zwischen dem Rathgeber und dem Gesetzgeber nicht mehr zu respectiren scheint. Das Unbefriedigende vorhandener Gesellung kommt alsdann von einer neuen Seite zum Vorschein; in ihr ist kein solcher Raum, worin alles das u. s. w.

Anhang 2.

Recension der „Allgemeinen practischen Philosophie" in Nr. 40 der Hallischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jahrgang 1809, Spalte 321—328.

[321] Man konnte schon aus der ein Jahr vorher erschienenen Schrift über das Studium der Philosophie sicher voraussehn, dafs der Vf. mit einem neuen System der Wissenschaft umgehe. Er hatte hier über den Gang der wissenschaftlichen Speculation und das, was sie zu Stande bringen soll, Wissenschaft, manche neue und interessante Ansichten und Winke gegeben, seine Unzufriedenheit mit der KANTischen, so wie mit der neuesten Philosophie bestimmt ausgesprochen, und geurtheilt, dafs weder durch Empirismus noch durch Rationialismus allein Wissenschaft zu erlangen sey; er hatte Principien zur Scheidung der theoretischen und praktischen Wissenschaft, und Ausführung jeder derselben von der andern getrennten gefordert, aber nicht gezeigt, wie und wo sie gesucht und gefunden werden sollten. Er betrachtete, wie so viele andere baulustige Denker in unsern Tagen, die Philosophie als eine ganz neue Schöpfung, die erst noch wirklich werden soll, und beschäfftigte sich mit allerley Vorkehrungen und Vorschlägen zu dem Bau, ohne das geringste Bedürfnifs einer kritischen Untersuchung über die zu demselben erforderlichen Kräfte und Materialien und dem nothwendigen Risse desselben zu fühlen. Nicht einmal hat er immer nöthig gefunden, seine Behauptungen, wie z. B. von der Unrichtigkeit der KANTischen Vorstellungsarten, mit Gründen zu unterstützen. So besteht die ganze Schrift aus einer Reihe von Urtheilen, die vielfältig hellen Blick und gesunde Ansicht beurkunden, im Ganzen aber doch durch keinen festen Grund getragen und zusammengehalten werden. Er sagt selbst S. 147: „Wir haben es nicht gescheut, Ansichten einigermafsen zu verrathen, deren Principien hier nicht aufgestellt werden konnten." — Auch über die practische Philosophie kommen darin mehrere überraschende Gedanken vor. Die practische Philosophie soll den

Werth des Wollens, das, was sich gebührt, was seyn soll, durch ein absolutes Aussprechen des Beyfalls oder des Mifsfallens bestimmen, oder die Frage beantworten: ist es gut oder schön, so zu wollen? Es gilt also einem reinen kritischen Urtheile, in welchem der Boden der practischen Philosophie allein gefunden werden mufs. „Damit man nicht [322] das Seyn mit dem Sollen verwechsele, oder bey dem ersten Auskunft über das zweyte suche, und dadurch das Urtheil befange," werden wir, wenn es uns um practische Philosophie zu thun seyn wird, absichtlich nur Luftbilder entwerfen, auf nichtige Schatten unsern Blick heften, an leeren Begriffen unsere Kritik üben, und so wahrhaft inne werden, was uns zum Beyfall oder Mifsfallen bestimmen müfste, wenn es ähnlich wäre diesen Schatten, wenn es realisirte diese Begriffe — und dem gemäfs festsetzen, was seyn soll oder nicht soll, nicht darum, weil es ist, sondern weil es ein solches und kein anderes ist. (S. 78.) Der Vf. verräth durch diefs alles, dafs er die practische Philosophie in eine Aesthetik verwandeln will, wie er sie auch wirklich nennt. Er kommt eines Theils auf die Fufstapfen der ältern, vorzüglich der englischen Moralisten zurück, welche das sittliche Gefühl zum Fundament und Gegenstande der praktischen Philosophie machten; eines Theils aber entfernt er sich von denselben wieder, indem er nicht ein besonderes Gefühl, sondern das Urtheil als den Bestimmungsgrund der Billigung und der Mifsbilligung des Willens betrachtet. Sein Ideengang hat viel Aehnlichkeit mit dem Hobbes, auch in der Festigkeit und der Consequenz: denn auch Hobbes betrachtet nur den Willen in Relation zu dem Willen; aber er isolirt doch nicht den Willen von den Objecten desselben, und hat es mehr mit dem Begehren, als dem Willen an sich zu thun. H. dagegen betrachtet blofs den Willen zum Willen im Verhältnifs, um daraus die practischen Utheile abzuleiten. Es scheint daher, als wenn der Vf. einen Mittelweg getroffen habe zwischen dem Empirismus und dem Rationalismus, indem die Urtheile, dafs eine Handlung gut oder schön sey, nicht durch Empfindungen, aber auch nicht durch ein in der menschlichen Natur liegendes, von der Erfahrung unabhängiges Gesetz bestimmt werden sollen. Und dieses hat er mit viel Scharfsinn und Originalität durchgeführt. Aber wenn wir nach dem festen Grunde dieses Systems fragen, wenn wir die gerechte Forderung machen, dafs jede Philosophie, also auch die practische, die practische Natur des Menschen erklären müsse: so müssen wir bedauern, dafs der Vf. seine Thätigkeit verschwendet hat, da er weder ein Princip der practischen Urtheile, noch ein von dem Seyn unabhängiges Princip aufgestellt, und die Zahl der unhaltbaren, aus einem lebendigen, aber nicht durch kritische Prüfung geleiteten Wissenstriebe entsprungenen Systeme vermehrt hat. Doch [323] wir müssen erst des Vfs. Ideengang aus der Einleitung etwas ausführlicher darstellen, und dann werden sich die Data zur Beurtheilung desselben von selbst darbieten.

Die practische Philosophie hat die Berichtigung der practischen Urtheile des Beyfalls und des Tadels zum Gegenstande. Wie wird es aber die Philosophie bey der Menge von Urtheilenden und zum Urtheilen sich befugt haltenden, einander aber unrichtiges Urtheilen Schuld gebenden Personen anfangen, ein gültiges Urtheil in ihrer aller Namen zu fällen?

An eine höhere Autorität läfst sich nicht denken; die Philosophie urtheilt vielmehr gar nicht; sie macht aber urtheilen. (?) Und da jedes Urtheil sich durch seinen Gegenstand bestimmt findet, so macht sie dadurch richtig urtheilen, dafs sie den Gegenstand richtig, d. h. zur vollkommnen Auffassung darstellt. Was ist also das, was die practische Philosophie darzustellen hat? Nicht die so genannten wahren Güter, nicht Tugenden, nicht Pflichten, sondern nur (S. 8) „Zeichnungen eines solchen und solchen Wollens, damit bey den Zuschauern über einiges Wollen ein unwillkürlicher Beyfall, über anderes ein unwillkürliches Mifsfallen rege werde. (Warum die practische Philosophie nicht Pflichtenlehre seyn dürfe, darüber erklärt sich der Vf. S. 13 f. so: Pflicht ist eine Gebundenheit des Willens. Es ist unerklärlich, woher diese entspringe. Entweder mufs man eine fremde Autorität annehmen, woraus eine blofse Dienstbarkeit entstehen müfste, wenn nicht die Autorität nach schon vorausgesetzten sittlichen Begriffen veredelt würde, oder ein innerlich ursprünglich Bindendes, also ein Gesetz annehmen, wo sich sogleich „eine Spaltung des Willens in dem Wollenden selbst, ein gehorchender, ein gebietender Wille ergäbe — denn Gebieten ist Wollen — und alles Andere eher möchte erklärt werden können, als der sonderbare Vortritt eines Willens vor einem andern in dem nämlichen Subjecte.“) „Der allgemeine Fehler der Güter-, Tugend-, Pflichten-Lehren besteht darin, dafs sie nichts als den Willen kennen, und ihn auf irgend eine Weise zu seinem eignen Regulative machen möchten. (?) Um dahin zu gelangen, mustern sie seine Gegenstände, versetzen in die ihm entsprechenden Gefühle, graben nach seinen Quellen, und forschen nach seinen ersten und letzten Aeufserungen. Alles umsonst. Es ist immer nur Wille, aber keine Würde des Willens, was erreicht wird.“ Diese Würde sucht er in dem Urtheile über die Willen, nachdem man von diesen ihre Stärke, ihr Thun, alle Grade ihres möglichen Wirkens und Leidens im Conflicte mit einer gegenwirkenden Kraft und Stärke, — selbst den Gedanken an ihre Wirklichkeit, die sich in der Wirklichkeit könnte fühlbar machen, losgetrennt, und nur sein blofses Was sein Bild übrig gelassen hat. Das Bild des Willens ist gebunden nach Art der Bilder an das willenlose Urtheil, das in dem Auffassenden hervortritt. Und der Wollende ist ausgesetzt dem eignen Anblick, worin mit seinem Bilde das Selbsturtheil erzeugt wird. Das Urtheil ist kein Wille, und kann nicht gebieten. Ta-[324]delnd aber mag es fort und fort vernommen werden — bis vielleicht, den Willen ihm gemäfs zu ändern, ein neu erzeugter Wille sich entschliefst. Dieser Entschluſs ist Gebot, und der veränderte Wille erscheint als gehorchend. Beide zusammen als Selbstgesetzgebung. (S. 20. 21.) (Also kommt hier doch wieder die Spaltung des Willens zum Vorschein, welche eben verworfen wurde, und es ist die Gebundenheit des Willens eben so wenig erklärt, weswegen doch die Pflichtenlehre ihren Abschied bekam. Denn Gebieten ist ein Wollen; das Urtheil ist aber willenlos: also kann es nicht gebieten. Hier aber wird nicht das Urtheil, sondern der Entschluſs, den Willen zu ändern, als das Gebietende betrachtet, welches eines Theils unrichtig, andern Theils schon eine Abweichung von dem Gedankengange des Vfs.

ist. Aber weit bedeutender ist die Frage: ob sich diese Gesetzgebung des Willens, deren Zufälligkeit nicht übersehen werden darf, zu dem Inhalte des sittlichen Bewufstseins passe, und dieses sich aus jener, als aus einem hinreichenden Grunde, vernünftiger Weise erklären lasse. Dieses wird sich alsdann erst ergeben, wenn wir erst noch weiter gesehn haben, worauf der Beyfall, sowie der Tadel des Urtheils sich nach dem Vf. gründe.) Es ensteht nun die Frage: wie es zu veranstalten sey, dafs über die Beschaffenheit der Willen geurtheilt werde? (Nicht dieser Veranstaltung bedarf es, denn es wird auch ohne dieselbe geurtheilt — sondern der Untersuchung, auf welche Principien sich diese Beurtheilung gründen könne?) Bey gehöriger Nachforschung werden sich zwey Hauptsätze ergeben: 1. ergeht ein Urtheil über ein Wollen, so trifft es dasselbe nie als einzelnes Wollen, sondern immer als Glied eines Verhältnisses; 2. das Urtheil hat ursprünglich gar keine logische Quantität, sondern die Sphäre seiner Geltung kommt ihm von der Allgemeinheit der Begriffe, durch welche die Glieder des Verhältnisses gedacht werden. Diese Sätze sollten eigentlich von einer allgemeinen Aesthetik dargeboten werden; da aber eine solche noch nicht vorhanden ist, so wird folgende Theorie vom sittlichen Geschmack aufgestellt, in welcher von aller psychologischen oder gar transcendentalen Betrachtung des Geschmacks abstrahirt werden soll, weil es hauptsächlich darauf ankomme, dem Geschmacke bestimmte Acte abzugewinnen, und seiner Betrachtung Willen und Willensverhältnisse zu unterwerfen. Der scharfe Gegensatz zwischen Geschmack und Begierde ist der Punct, von welchem der Vf. ausgeht. Wir treffen hier eine feine psychologische Zergliederung des Zustandes des Begehrens und des Zustandes des ruhigen Urtheilens, die dennoch die Wahrheit verfehlt, weil der Untersuchung das Ziel, das sie erreichen soll, schon voraus bestimmt ist. Die innere Regsamkeit (S. 30.) der Vorstellung von da an, wo sie sich erhebt aus dem Hintergrunde der zahllosen schlummernden Gedanken, durch alle die Grade, auf welchen sie abwechselnd steigt und sinkt im Drängen gegen eine innere Hemmung, bis zu dem Puncte, da die Wahrnehmung — oder auch Phantasie, Forschung, Rechnung, [325] Anstrengung — sie vollendet hinstellt in die Mitte des Bewufstseyns — diese Regsamkeit der Vorstellung des Begehrten ist selbst das Begehren(?), dessen Charakter man ganz verfehlen würde, wenn man an ein allgemeines Begehrungsvermögen als an eine Werkstätte denken wollte, worin die auf andern Wegen erlangten Vorstellungen durch eine unbegreifliche Verarbeitung in Gegenstände der Begierden verwandelt würden. (Wenn aber eine noch so grofse Regsamkeit irgend einer Vorstellung bis zu ihrer gröfsten Vollendung noch kein Begehren ist, weil eine besondere Richtung auf das Object das Wesentliche desselben ausmacht, wie dem Vf. leicht eine vielseitigere Reflexion hätte lehren können: so wird man doch wohl vernünftigerweise ein Vermögen des Begehrens annehmen müssen, welches mit dem Vorstellungsvermögen nicht einerley ist.) Wo nun diese Regsamkeit einer Vorstellung sich findet, da ist das Vorgestellte ein Begehrtes. Was kein Begehrtes seyn soll, das mufs

nicht mit solcher Regung, nicht so drängend vorgestellt werden; es mufs vielmehr ruhig stehen in vollendeter Vorstellung, die keiner Erhebung und Ergänzung durch Zufall oder Einfall bedürftig noch fähig sey. In klarer Gegenwart besitzt der Geschmack, was er beurtheilt; er hält und behält das Bild, worüber er Beyfall oder Mifsfallen ausspricht; und auch sein Spruch ist ein anhaltender Klang, der nicht verstummt, als bis etwa das Bild hinweggezogen wird. — Das Vorgestellte im Geschmacksurtheile mufs aber auch abgetrennt von diesem Urtheile, d. h. ohne Beifall oder Mifsfallen, lediglich als Gegenstand der Erkenntnifs, rein theoretisch vorgestellt werden können, als dasjenige, worauf eben das hinzutretende Urtheil sich richte; dadurch ist es geschieden von dem Angenehmen und Unangenehmen, das nur im Gefühl selbst ergriffen werden kann. Das Vorgestellte des Geschmacksurtheils mufs sich rein theoretisch als ein Gleichgültiges auffassen lassen, zu welchem eine Ergänzung, Etwas aus dem es selbst das Gefallende oder Mifsfallende macht, hinzukommt, so dafs es aus dem Gleichgültigen und der Ergänzung zusammengesetzt ist, und die Ergänzung als ein Theil des Vorgestellten selbst ein Vorgestelltes ist. Daraus geht hervor, dafs jeder Theil dessen, was als zusammengesetzt gefällt oder mifsfällt, für sich und einzeln genommen gleichgültig — mit einem Worte, dafs die Materie gleichgültig, die Form hingegen der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sey, wie in der Musik die Quinte, die Terze u. s. w. Der Geschmack ist also kein Vermögen, Beyfall und Mifsfallen zu geben, sondern diejenigen Urtheile, welche unter dem Ausdruck Geschmack pflegen begriffen zu werden, sind Effecte des vollendeten Vorstellens von Verhältnissen, die durch eine Mehrheit von Elementen gebildet werden. Das Verhältnifs darf aber als solches nicht durch seinen Expo-[326]nenten begriffen werden, weil sonst gerade das zerstückt würde, was zusammenbleiben mufste. Eine Aesthetik, wie wir noch keine haben, soll durch Aufstellung ästhetischer Principien — nicht definiren, nicht demonstriren, nich deduciren, selbst nicht einmal Kunstgattungen unterscheiden und über vorhandene Kunstwerke räsonniren, — sondern in die Auffassung der gesammten einfachen Verhältnisse versetzen, so viel es deren geben mag, die beym vollendeten Vorstellen Beyfall und Mifsfallen erzeugen. — Der sittliche Geschmack (S. 52), als Geschmack überhaupt, ist nicht verschieden von dem poetischen, musikalischen, plastischen Geschmacke. Aber specifisch verschieden ist der Gegensatz zwischen Geschmack und Begehrung im Sittlichen von dem in Künsten. Die Elemente der Verhältnisse, welche der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sind, liegen hier aufser uns, dort in uns selber. Sie sind in den Künsten nur Gegenstände, auf die wir merken, für die wir uns vielleicht bis zur Vorliebe interessiren, von denen wir aber doch scheiden können, wenn es seyn mufs, und die sich immerhin mit andern bessern, passendern werden vertauschen lassen. Aber in der sittlichen Beurtheilung wendet sich der Geschmack, als unser eigner Ausspruch, gegen uns selbst; er trifft auf Begehrungen, die unsere eignen Gemüthszustände sind; und soll ihm Folge geleistet werden: so müssen wir nicht blofs dulden, dafs ein äufserer Gegenstand entweiche, sondern unsere eigne Activität mufs abgebrochen, die Ge-

müthslage mufs im Innern verändert werden. Mit dieser Anmuthung treten wir auf gegen uns selbst, und erscheinen als unsere eignen Widersacher, so oft wir, unser eignes Begehren und Treiben erblickend, dasselbe mifsbilligen. (Man sieht, der Vf. achtet nur auf die materielle Verschiedenheit der sittlichen und ästhetischen Urtheile, nicht auch auf ihre verschiedene Form; möge er doch einen Versuch machen, aus jener die reinen sittlichen Urtheile ihrer Form nach abzuleiten; nur den Versuch machen, zu erklären, wie das Sollen aus dem Tadel oder der Billigung eines ästhetischen Urtheils entspringe, oder wie selbst diese tadelnden und billigenden Urtheile ohne ein inneres Gesetz, welches das erste und unveränderliche Glied in den Verhältnissen ausmachen, denkbar seyen in ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit, die nicht erwartet, bis dafs gleiche Glieder der Verhältnisse gegeben werden, welches immer ungewifs bleibt, sondern vor aller Erfahrung voraus auf Befolgung dringet, wodurch das Gleiche dem Gesetz entsprechende nicht zufällig gegeben, sondern selbstthätig hervorgebracht werden soll, und hervorgebracht wird.) Indem das Gefühl des Zwiespalts, welcher entsteht, wo der Geschmack nicht ein Begehrtes, sondern die Begehrung selbst tadelt, von den Kunstlehren die Sittenlehre absondert, damit sie für sich allein zu einer Lehre von Pflichten, Tugenden, Gütern verarbeitet werde: widerfährt die schlimmste Begegnung dem Sittlich-Schönen, das keinen Antheil hat an jenem Zwiespalte, und eben deswegen in einem aus ihm hervor-[327]gehenden Systeme keinen Platz finden kann. Nämlich, was zuförderst das Daseyn des Sittlich-Schönen betrifft: so wird man hoffentlich schon im Voraus erwarten, dafs wohl nicht alle Geschmacksurtheile, die sich auf Willensverhältnisse beziehen, gerade nur ein Mifsfallen ausdrücken, sondern dafs einige auch einen Beyfall aussprechen werden. Der Beyfall wird alsdann zwar nicht einer einzelnen Begehrung, aber doch der Begehrung, so fern sie sich als Glied eines Verhältnisses vorfindet, unmittelbar gewidmet seyn. Dergleichen nun hat keinen Platz weder unter den Pflichten, noch unter den Tugenden, noch unter den Gütern. Nicht unter den Pflichten: denn der Beyfall ist keine Nöthigung. Nicht unter den Tugenden: denn das lobenswürdige Begehren ist nicht erst ein Princip, aus welchem das Schöne hervortreten soll; es ist selbst das Schöne. Nicht unter den Gütern: denn die Begehrung ist kein Begehrtes, und das Lob, das ihr zu Theil wird, ist kein Begehren der Begehrung.“ Jedes Geschmacksurtheil steht für sich, unmittelbar gewifs und absolut; es giebt keine Sub- und Coordination derselben; es kann keine Sittenlehre geben, welche das ganze Leben umschliefst, ohne etwas Gleichgültiges übrig zu lassen: da jedes einzelne Begehren und Wollen an sich gleichgültig ist, und erst mit einem andern in ein Verhälnifs treten mufs, um sittliche Bedeutung zu bekommen. Dem ästhetischen Urtheile kann keine logische Allgemeinheit zukommen: denn diese ist nichts als ein Blick in die unabsehbare Mannichfaltigkeit dessen, was in den Umfang eines Begriffs fallen mag, welcher kein Ende findet; jenem Urtheile aber liegt nichts vor, als die Elemente des Verhältnisses. Durch Abstraction zu höhern Geschmacksurtheilen empor zu steigen, ist nicht möglich: denn dann müfste man von mehrern Urtheilen das Verschiedenartige

weglassen, um das Gemeinschaftliche festzuhalten; wo bliebe aber dann bey diesem Abstreifen das vollendete Vorstellen, worauf doch aller Geschmack beruht. Die Allgemeinheit der Geschmacksurtheile besteht mit ihrer Ewigkeit und Unveränderlichkeit nur darin, dafs vollendete Vorstellung des gleichen Verhältnisses, wie der Grund seine Folge, immer das gleiche Urtheil bey sich führt, wie zu jeder Zeit, so auch unter allen begleitenden Umständen, und in allen Verbindungen und Verflechtungen, welche das Besondere verschiedener Fälle für eine scheinbar allgemeine Regel herbeybringen. Es giebt mehrere Verhältnisse von Willen, über deren jedes ein ursprüngliches und selbstständiges Urtheil ergeht. Man mufs sich daher des Versuchs enthalten, die mehrern Urtheile einer Abstraction zu unterwerfen, wodurch ein scheinbar höheres und gemeinschaftliches Princip für sie erkünstelt würde. Man wird es sich schon gefallen lassen müssen, in dieser Wissenschaft eine Einheit nicht zu finden, welche ihrer Na-[328]tur nach in ihr nicht liegt, so wenig, als sie ihr von aufsen kann gegeben werden. — Der Geschmack ist ein Name für Beurtheilungen verschiedener Verhältnisse. Widerstreit (Collision) entspringt nicht aus der Beurtheilung, welche selbst ein Vielfaches ist, sondern aus dem Entschlusse, den Geschmacksurtheilen Folge zu leisten, welches freylich ein Entschlufs sein mufs, um ein zusammenhängendes Handeln, anzusehen als eine einzige That, hervorbringen zu können. — Die practische Philosophie folgt hierauf in zwey Büchern, wovon das eine Ideenlehre, das andere die Ideen und der Mensch überschrieben ist. Die Gegenstände, welche in dem ersten abgehandelt werden, sind: Idee der innern Freyheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts, der Billigkeit, näher bestimmte Anwendungen der Ideen des Rechts und der Billigkeit, Uebergang von den ursprünglichen zu den abgeleiteten Ideen, Rechtsgesellschaft, Lohnsystem, Verwaltungssystem, Cultursystem, beseelte Gesellschaft. In dem zweyten kommen folgende Materien vor: Tugend und ihr Gegentheil; Ausdruck der Tugend im Handeln und Leiden, Pflicht überhaupt; das Leben als Zeitreihe des sittlichen Handelns und Leidens; Schranken des Menschen; theoretischer Begriff der Gesellschaft; Schranken der Gesellschaft; Principien des Fortgangs und Rückgangs; der einzelne Mensch, als Gegenstand der Pflicht; Gesellschaft als Gegenstand der Pflicht für ihre Glieder; Zukunft, sofern sie abhängt von dem Privatwillen; Zukunft als abhängig von den Formen und der Macht; Gränzen der Geschäftigkeit. Man findet unter diesen einzelnen Rubriken mehrere treffende Gedanken, die von dem Scharfsinne sowohl als von dem sittlichen Sinne, oder sollen wir sagen, Geschmack des Vfs. zeugen; sie gehören aber mehr dem beobachtenden und reflectirenden, als dem wissenschaftlichen, tief eindringenden und ordnenden Geiste an. Der Gedanke, die Moral in eine Aesthetik, die sittlichen Urtheile in Geschmacksurtheile zu verwandeln, scheint den Vf. zu bald überrascht und entzückt zu haben. Und es läfst sich leicht erklären, wie die Einheit der Moral und Aesthetik und die scheinbare Vereinfachung dieser Wissenschaft für ein von dem Vernunftinteresse erfülltes Gemüth anziehend seyn mufste. Nur wäre eine strenge Prüfung dieser Ansicht, eine unbefangene Untersuchung, ob sie mit dem Gehalte und der Form

der sittlichen Urtheile zusammenstimme, zu wünschen gewesen. Diese scheint aber unterblieben zu seyn, und dem zu raschen Versuche, die sittlichen Begriffe und Urtheile jener Ansicht zu unterwerfen, zu schnell Platz gemacht zu haben. Es war nicht das Resultat einer strengen wissenschaftlichen Untersuchung der sittlichen Grundbegriffe, sondern diese sollten sich nur diesem Grundbegriffe des sittlichen Geschmacks fügen.

Anhang 3.

Replik HERBART's in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung (Jahrg. 1809, No. 26, Spalte 222—224), auf die im vorstehenden Anhange 2 mitgetheilte Recension.

[Bereits gedruckt SW VIII, 209—212.]

Erklärung.

[222] Dem Recensenten meiner allg. practischen Philosophie in Nr. 40 der Hallischen A. L. Z. mufs ich, wie es scheint, anzeigen, dafs zugleich mit jener auch die Hauptpuncte der Metaphysik, nebst den angehängten Hauptpuncten der Logik, in den Buchhandel sind gegeben worden. Oder war ihm diefs bekannt? und begegnete es ihm, meine Behauptung, dafs beide Theile der Philosophie auf einem besonderen Grunde erbaut werden müssen, so mifszuverstehen, als könnte das Geschäft des Baues selbst in zwey von einander unabhängige Geschäfte zerlegt, und in zwey von einander unabhängigen Urtheilen beurtheilt werden? — Der Satz S. 39 der pract. Philosophie, der zum Fundament der Aesthetik gehört, mufste verglichen werden mit der in der Metaphysik aufgestellten Methode der Beziehungen, nach welcher sein genau-regelmäfsiger Beweis zu führen ist; dagegen giebt die, in der pract. Philosophie gewählte Beweisform (die freylich in dem unverständlichen Auszuge des Rec. nicht zu erkennen ist) eine erleichternde Hülfsformel an die Hand, die man der Hautpformel in der Metaphysik beyfügen kann. Die Lehre vom Begehren, welche in der pract. Philosophie nur berührt wird, gehört der Psychologie; und ein Vorblick auf dieselbe findet sich im § 13 der Metaphysik. Der logisch-combinatorische Bau, welcher den späteren Theilen der pract. Philosophie zukommt, und welcher in meiner allgemeinen pract. Philosophie wenigstens angedeutet (in der Pädagogik bestimmter zur Ausführung gebracht) ist, sucht seine Norm in den Hauptpuncten der Logik, wo die Verflechtung mehrerer Reihen von Begriffen gelehrt wird. Das ganze zweyte Buch der pract. Philosophie leihet im Fortschreiten einen theoretischen Begriff nach dem anderen, unterwirft sich daher den sämmtlichen metaphysischen Bestimmungen dieser Begriffe. Mein Rec. freylich hat sich um dies zweyte Buch nicht bekümmert; und nicht nur nicht um das zweyte, sondern auch nicht um das erste; die Einleitung hat ihn ermüdet; von dem

Hauptinhalte des Buchs giebt er nur die Ueberschriften der Capitel. Die Bemerkungen, welche er in die aus der Einleitung ausgezogenen Stellen einstreut, zeigen ungefähr den ersten Eindruck, welchen mein Buch auf einen Anhänger [223] der KANTischen Lehre machen könnte. Jedoch als solchem hätte Ihm, der mich nach den Principien, worauf sich die practische Beurtheilung gründe, — und der meine practische Philosophie nach einer Erklärung der practischen Natur des Menschen, fragt, — leicht einfallen können: dafs, so wenig ich dem practischen Urtheiler Beweise unterschiebe, eben so wenig auch KANT sich darauf eingelassen hat, seinen kategorischen Imperativ auf Principien (nämlich *principia cognoscendi*) zu stützen. KANT sagt ausdrücklich (*Krit. d. pr. V. S. 56*): „Man kann das Bewufstseyn dieses Grundgesetzes ein Factum „der Vernunft nennen, weil man es nicht aus vorgehenden Datis „der Vernunft, z. B. dem Bewufstseyn der Freyheit (denn dieses ist „uns nicht vorher gegeben) heraus vernünfteln kann." — Mit dem Blick des Genies hatte KANT gesehen, dafs keine Materie des Willens, sondern nur die Form, der unmittelbare Gegenstand der sittlichen Bestimmungen seyn könne; er vergriff sich aber, indem er die logische Form der Allgemeinheit des Gesetzes, wie es ihm schien, in Ermangelung einer anderen Form, herbeyzog („nun bleibt, sagt er *S. 48 d. Kr. d. pr. V.*, „wenn man alle Materie absondert, nichts übrig, als die blofse Form der allgemeinen Gesetzgebung"). Dem grofsen Mann entging hier die ästhetische Form der Willens-Verhältnisse, derentwegen die pract. Philosophie zwar nicht eine Aesthetik, wie mein Rec. mich behaupten läfst, aber ein Theil der Aesthetik werden mufs. (Der englischen Moralisten mufste der Rec. hier gar nicht erwähnen, wollte er nicht den Verdacht auf sich ziehen, dafs er die ästhetischen Urtheile selbst, mit dem Fühlen eben dieser Urtheile, noch fortdauernd verwechsele.) Mit jenem ersten Fehlgriff stand in genauer Verbindung der zweyte, da nämlich KANT, nachdem er in der Form des Gesetzes die Urbestimmung des Sittlichen gefunden glaubte, hierin die ursprüngliche Selbstbestimmung, also Freyheit des Willens erblickte: — statt der Freyheit des Urtheils, als eines absoluten Ausspruchs über diejenigen Auffassungen, worin die einfachen Willensverhältnisse vorkommen. Jedoch diesen zweyten Fehler beging er nicht gegen die pract. Philosophie, sondern gegen die Metaphysik, eben darum, weil er das Sittliche aus der Freyheit nicht beweisen, sondern erklären wollte; wodurch er sich die Aufsuchung der Real-Principien des practischen Bewufstseyns verdarb. Waren es etwa diese Principien, welche mein Rec. von mir verlangte? So verweise ich ihn abermals an die Metaphysik. Dort vergleiche er zuvörderst § 4 und 5, wo sich die allgemeine Begründung und gehörige Bestimmung der Causalbegriffe, gestützt auf die Lehre von den zufälligen Ansichten der Wesen, und hiemit zugleich der Beweis findet, dafs transscendentale Freyheit schlechterdings unstatthaft ist; die weitere Auskunft aber erwarte er von der Psycho-[224]logie, für welche das sittliche Bewufstseyn allerdings Eine aus der Reihe der vielen Thatsachen ist, die sie zu erklären hat. Unter diesem Namen aber denke er sich nicht die sogenannte empirische Psychologie, sondern diejenige,

von Metaphysik und Mathematik zugleich ausgehende, Lehre von den vorstellenden Wesen, worauf der 13te § der Metaphysik hinweist. Eben von dorther erwarte er, was über das Sollen (im engsten Sinne genommen), über die Spaltung des Willens in den gehorchenden und gebietenden Willen, zu sagen ist, die ich nicht, wie er erzählt, verworfen, aber aus dem Gebiete der practischen Philosophie in das der Psychologie verwiesen habe. Was er aber von der Zufälligkeit der practischen Urtheile — sich eingebildet hat, das bitte ich ihn ganz zu vergessen, es ist nirgends zu suchen als unter seinen Mifsverständnissen. Oder nennt man etwa in der KANTischen Schule die sämmtlichen sogenannten Formen der Sinnlichkeit, des Verstandes, der Vernunft u. s. w. darum zufällig, weil sie uns gelegentlich durch die gegebene Materie der Erscheinungen ins Bewufstseyn gerufen werden?

Was die Anmuthung betrifft, vor dem Bau eine „kritische „Untersuchung der Kräfte, Materialien und Risse" vorzunehmen: so bin ich überzeugt, und durch die bekannten mifslungenen Versuche nur zu wohl belehrt, dafs ein Philosophiren vor dem Philosophiren nicht möglich ist, und dafs eine kritische Untersuchung jener Art, in der Meinung, sie kenne die Kräfte, Materialien, Risse, oder wie sonst der zu kritisirende Stoff heifsen mag, in diese ihre vermeinte Kenntnifs schon alle Unrichtigkeit der Begriffe und alles Erschlichene der Voraussetzungen hineinträgt, zu dessen Abwendung sie sich anheischig machte. Meine Weise ist, von dem ganz Bekannten auszugehn, und durch evidente Methoden fortzuschreiten. So macht es auch die Mathematik, ohne das Blendwerk einer vorausgeschickten Kritik. — Schliefslich verbitte ich ein für alle Male den (von dem nämlichen literarischen Blatte schon zum zweytenmale wiederholten) Vorwurf der Raschheit. Dieser fällt auf den raschen Durchblätterer meiner Schriften zurück. Die Grundgedanken meiner Metaphysik wurden festgestellt in den Jahren 1798 und 1799. Der Plan zur pract. Philosophie ward entworfen im Jahr 1803. So lange ich in Göttingen lehrte, ward über beides unablässig mit denkenden Zuhörern gesprochen; mit solchen nämlich, die nicht obenhin, was mancher nennt den Geist zu fassen, suchten, sondern die über jeden Punct, jedes Element der Begriffe und Beweise, bestimmte Rechenschaft zu fodern und zu empfangen wufsten. Wer aber den Schriften nicht als Lehrer eine pünctliche Aufmerksamkeit widmen will, der beginnt etwas Vergebliches, wenn er als Recensent in diese Untersuchungen sich einzudrängen unternimmt.

Herbart.

Zusätze

zu No. II: Hauptpuncte der Metaphysik. S. 175—226.

Herbart's handschriftliche Bemerkungen in seinen Handexemplaren der „Hauptpuncte der Metaphysik".

In der Königsberger Universitätsbibliothek befinden sich zwei Handexemplare Herbart's der „Hauptpuncte etc." (II. Ausgabe), in welche Herbart einzelne Bemerkungen eingetragen hat. Folgende Bemerkung ist in dem einen Exemplar (Signatur F. 2228) noch erhalten:

Zu S. 7, Z. 17—18 (in vorliegender Ausgabe S. 181, Z. 4 u. 3 des Textes v. u.) steht über den Worten: „er werde gelingen" der Satz: „es müsse irgend eine Auflösung geben"; sodafs der Text in seiner Verbesserung wahrscheinlich heifsen soll: „im erstern Falle weifs man, es müsse irgend eine Auflösung geben."

In dem zweiten Handexemplar (Signatur F. 2229) befindet sich auf S. 39, Z. 8—23 (in vorliegender Ausgabe S. 195, Z. 4—13) neben den Worten: „Im Zusammen . . . . verneinend vorkämen" folgende Randbemerkung:

„Zuerst wird verneint, dafs die Wesen durch ihr einfaches Was zu denken seyen. Zweytens wird verneint, dafs man zufällige Ansichten gebrauchen könne, welche relativ gegen einander positiv seyen; solche würden eine blofse Summe machen, wie das einfache Was. Drittens also wird eine gegenseitige Verneinung in den zufälligen Ansichten gefordert."

Ebendaselbst findet sich auf der letzten Seite Folgendes:

Theorie des Sorites.

Man denke sich, gleichviel in welcher Figur, den Mittel-Begriff gespalten. Ein Hülfssatz der die Spalte gehörig füllt bringt einen Sorites hervor. Diesen Hülfssatz man übrigens ein wie immer lange Kette beweisen.

1. Figur. Alle A sind B
Alle X sind Y Hülfssatz: Alle Y sind A

Alle Y sind

Alle X sind B

2. Figur. Alle A sind B
Einige X sind nicht Y Hülfssatz: Alle B sind Y
Einige X sind nicht B
Einige X sind nicht A

3. Figur. Einige A sind nicht B
Alle X sind Y Hülfssatz: Alle A sind X
Alle A sind Y
Einige Y sind nicht B

Der Hülfssatz bekommt sein Subject

in der 1. Figur aus dem Untersatze, dessen Prädicat allemal dem Subject des Obers. mufs subsumirt werden können.

in der 2. Figur aus dem Nebensatze, dessen Prädicat mittelbar aufgehoben werden soll, also zu diesem Behuf erst Subject werden mufs.

in der 3. Figur aus dem Obersatze. Denn die Substitution geht vom Prädicat zum Subject; von Y zu X, und von X zu A.

Zufällig ist die Verbindung des Hülfssatzes mit dem Untersatze. Ist einmal für Identität des Mittelbegriffs gesorgt, so kann ebenso gut der Obersatz für den Untersatz als dieser für jenen passend gemacht werden.

Die drey vorigen Fälle erschöpfen die 3 Gleichungen $Y = A$, $B = Y$, $A = X$. Die vierte, $B = X$ pafst unmittelbar auf keine der 4 Figuren. Es mufs also entweder B oder X auf die andre Seite geschafft werden, dann geht das Schliefsen Figur 2 oder 3 von Statten.

Zwey Fälle sind mögl.

1. Alle A sind B
Alle X sind Y Manche X sind nicht B
Manche X sind nicht A
Manche Y sind nicht A

2. Alle A sind B
Alle X sind Y Einige X sind nicht B
Einige Y sind nicht B
Einige Y sind nicht A

Diese Fälle unterscheiden sich blofs durch die umgekehrte Ordnung des Schliefsens in der 2. und 3. Figur und sind also derselbe Fall.

B
3004
K44
1887
Bd.2
c.1
ROBA